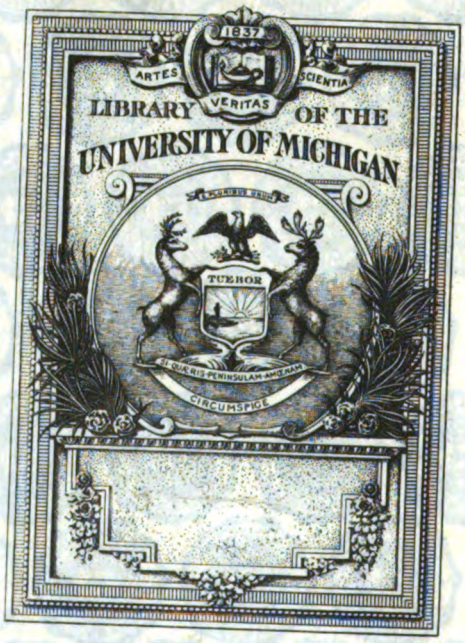
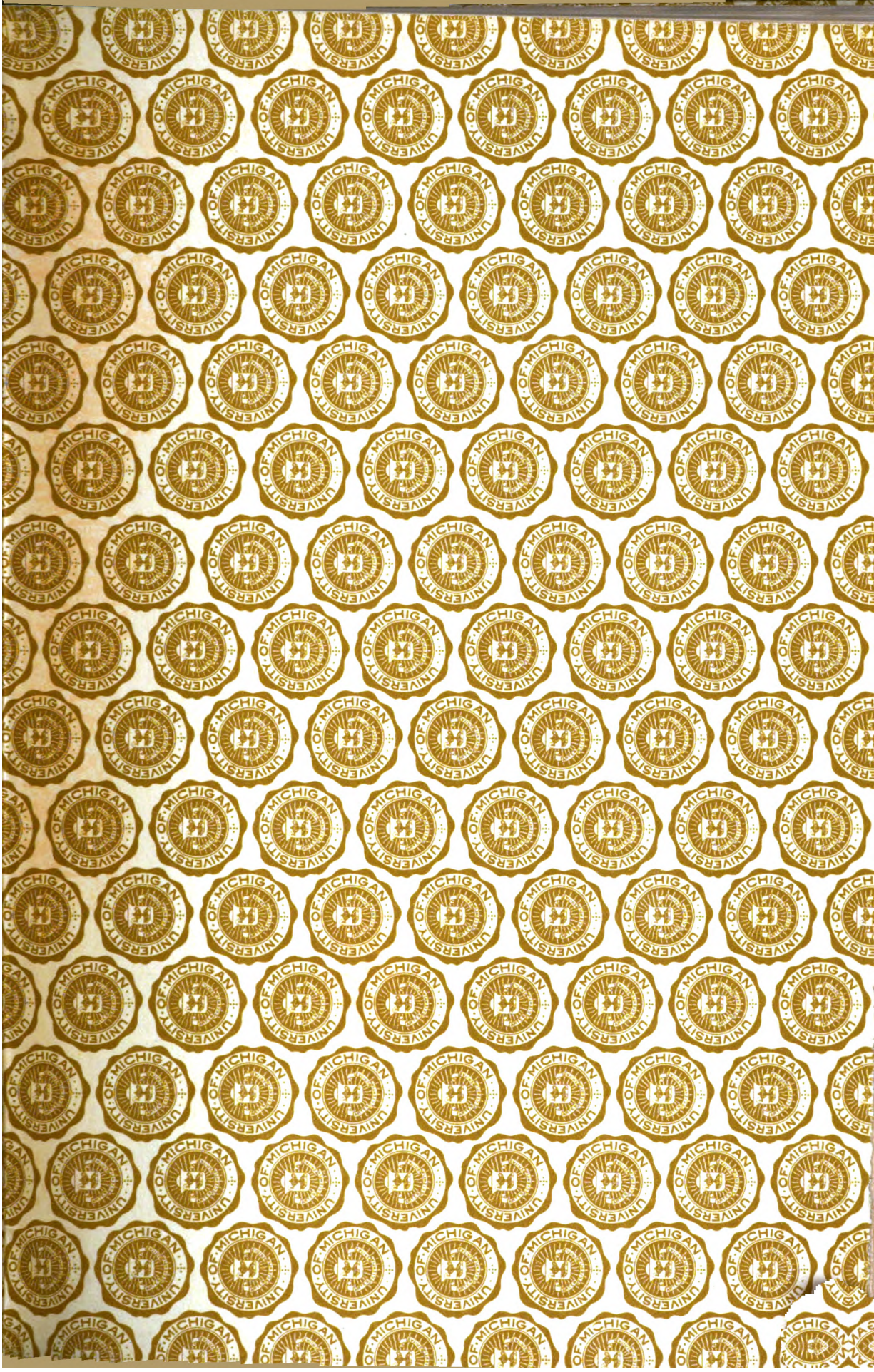
B 3 9015 00240 808 9
University of Michigan - BUHR


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY OF MICHIGAN

GN
700
.M2

Geſellſchaft für deutſche Vorgeſchichte

Mannus

Zeitſchrift für Vorgeſchichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Guſtaf Koſſinna

16. Band (1924)

Mit 403 Abbildungen im Text und 2 Tafeln

Leipzig * Verlag von Curt Kabitzſch
1925

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abhandlungen und Mitteilungen 1, 193
Aus Museen und Vereinen 176
Nachrichten 192, 382
Bücherbesprechungen 179, 382
Mitglieder-Verzeichnis I

Bierbaum, Georg: Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen. Mit 1 Karte im Text und Tafel I 279
Bork, Ferdinand: Zur Entstehungsgeschichte des Futharc. Mit 1 Abbildung im Text 127
Burkhardt, Robert: Zur Lage von Vineta 113
Gaerte, Wilh.: Die Grifflanze in der vorgeschichtlichen Kultur Skandinaviens. Mit 3 Textabbildungen 62
Hagen, J. O. v. d.: Das Latène-Gräberfeld auf dem Forstgrundstück am Aalgast bei Schmiedeberg i. d. Uckermark. Mit 48 Textabbildungen und 1 Plan . 80
Heck, H.: Ein Randbeil aus der Gemarkung Laufenselden in Nassau. Mit 2 Textabbildungen 58
Heck, H.: Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922. I. Nassau 138
Kossinna, Gustaf: Zum Niemberger Sibyltypus. Mit 2 Textabbildungen . . . 111
Kossinna, Gustaf: Zum Haaropfer 112
Kossinna, Gustaf: Ein schwedisches Seitenstück zu einer uckermärkischen Bronzeplatte. Mit 1 Textabbildung 159
Kossinna, Gustaf: Zu meiner Ostgermanen-Karte. Mit 1 Karte und 4 Textabbildungen 160
Kossinna, Gustaf: Wandalische Vorposten am rechten Elbufer 278
Kossinna, Gustaf: Sitzungsberichte der Berliner Zweiggesellschaft 176
Kunkel, Otto: Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in der hessen-darmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900. Mit einer Kartenskizze und 1 Abbildung 335
La Baume, Wolfgang: Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923 325
La Baume, Wolfgang: Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte 178
La Baume, Wolfgang: Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig . 178
Lechler, Jörg: Das Gräberfeld auf dem Sehringberge bei Helmsdorf. Mit 277 Textabbildungen und Tafel II 385
Lehmann, Ernst: Die Neuordnung der Erfurter vorgeschichtlichen Sammlung. Mit 3 Textabbildungen 153
Lienau, M. M.: Pseudo-Parallelen zu den runden (brunnenähnlichen) Schachten im Lossower Burgwall 78
Lienau, M. M.: Alte und neue Funde bei und in Frankfurt a. O. Mit 4 Textbildern 260
Martin, J.: Beiträge zur Moorleichenforschung. Mit 2 Abbildungen im Text. . 241
Niklasson, Nils: Der stratigraphische Aufbau des Baalberger Hügels bei Bernburg, des Pohlsberges bei Latdorf und des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth. Mit 4 Textabbildungen 46

Seite

Niklasson, Nils: Ein Grab der Kugelamphorengruppe aus Thüringen. Mit 4 Textabbildungen 55
Niklasson, Nils: Die steinzeitliche Siedlung bei Treben, Kreis Weißenfels, nebst einem Beitrag zur Kenntnis des bandkeramischen Hauses. Mit 10 Abbildungen im Text 226
Richthofen, B. von: Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen und dem westlichen Kongreßpolen 302
Schiefferdecker, P.: Über den Kulturzustand der Urmenschen. Mit 7 Abbildungen 1
Schirwitz, K.: Ein seltener Fund aus dem Harzgebiet. Mit 15 Textabbildungen . . 74
Schirwitz, K.: Ein Grabfund der frühen Kaiserzeit bei Quedlinburg. Mit 4 Textabbildungen 97
Schultz, Wolfgang: Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier 193
Schultz, Wolfgang: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen 119
Schulz, Walther: Die Fibeln des Begräbnisplatzes von Niemberg. Mit 7 Textabbildungen 99
Wilke, Georg: Ein altgermanisches Haaropfer. Mit 3 Textabbildungen 64

Bücherbesprechungen.

Almgren, Oscar, und Birger, Nerman: Die ältere Eisenzeit Gotlands (M. Jahn) 182
Clauß, Ludwig Ferdinand Dr.: Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck (Hans Hahne) 384
Dettweiler, Geh. Ob.-Rat Prof. Dr.: Züchterische Beobachtungen im Orient (Otto Friedr. Gandert) 190
Diculescu, Constantin C.: Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien (M. Jahn) 382
Geschichtsunterricht im neuen Geiste. I. Teil: Urgeschichte (Walther Schulz) . . 188
Güntert, Hermann Dr.: Der arische Weltkönig und Heiland (Hans Hahne) . . 383
Günther, Dr. Hans: Rassenkunde des deutschen Volkes (H. A. Prietze, Hannover) 179
Gunz, Karl: Lehrbuch der Geschichte (Walther Schulz) 188
Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Bd. VII (Albert Krebs) . . 191
Naumann, Hans: Primitive Gemeinschaftskultur (Wolfgang Schultz) 207
Schirmacher, Käthe: Unsere Ostmark (M. Jahn, Breslau) 187
Schröder, Leopold von: Arische Religion (Wolfgang Schultz) 193
Siecke, Ernst: Indogermanische Mythologie (Wolfgang Schultz) 201
Strauß, Konrad: Studien zur mitteralterlichen Keramik (Albrecht) 383
Douga, Paul: La Tène (M. Jahn, Breslau) 184
Wels, K. H.: Die germanische Vorzeit (Walther Schulz) 187
Wilke, Georg: Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung (Wolfgang Schultz) 213

Abhandlungen und Mitteilungen.

Über den Kulturzustand der Urmenschen.

Von Prof. P. Schiefferdecker, Bonn.

Mit 7 Textabbildungen.

In zwei Arbeiten (1917 und 1922) habe ich ein in dem Abri von Laussel gefundenes, aus dem oberen Aurignacien herstammendes Relief des näheren beschrieben, gedeutet und restauriert, das meiner Meinung nach ein bedeutendes Kunstwerk darstellt. Dasselbe läßt auf einen sehr begabten Künstler schließen, der ohne einen besonders hervortretenden Lehrer, ohne Kunstschule fähig war, ein solches Kunstwerk aus sich zu schaffen. Dieses Relief stellt den Kampf zweier junger Aurignacmänner um ein von ihnen gefangenes Neandertalmädchen dar, ist durchaus künstlerisch aufgefaßt und sehr lebendig. Es ist wohl anzunehmen, daß der Künstler Augenzeuge dieses Kampfes war, und daß er den Neandertalmenschen gut kannte, denn die Gestalt des Neandertalmädchens ist sehr charakteristisch dargestellt. So liefert uns dieses Relief auch zugleich das Abbild eines Neandertalmenschen, das einzige, das wir bisher besitzen, und wird dadurch zu einem Unikum. Das Relief stammt aus dem oberen Aurignacien. Es ist demgemäß etwa 40—60000 Jahre mindestens alt, kann aber auch noch wesentlich älter sein.

Zugleich mit diesem Relief sind an der gleichen Stelle gefunden worden zwei weitere Reliefs von zwei älteren nackten Frauen, die wahrscheinlich von demselben Künstler herrühren. Sie sind ebenfalls prächtig durchgeführt und augenscheinlich bei einer besonderen Zeremonie begriffen, über deren Bedeutung man zweifelhaft sein kann, die aber wahrscheinlich eine Begrüßungszeremonie ist, wobei auch Getränke verwandt wurden. Wasser wird dazu wohl nicht gebraucht worden sein, sondern wahrscheinlich schon alkoholische Getränke.

Von der damaligen Aurignacrasse kennen wir noch einige weitere menschliche Darstellungen aus sehr verschiedenen Gegenden: aus Niederösterreich, von der Mittelmeerküste (Höhlen von Grimaldi) und aus Südfrankreich, die merkwürdigerweise wiederum Wiedergaben von älteren Frauen sind, die wiederum alle einen und denselben sehr auffallenden Typus zeigen: sehr fette ältere Frauen, die jedenfalls mehrfach oder vielfach geboren haben, mit kolossalen Hängebrüsten, Spitzbäuchen, mächtigen Fettmassen um die Hüften herum und gewaltigen Schenkeln. Sie entsprechen durchaus den hier in Laussel durch Zeichnung dargestellten Frauen. Jedenfalls sprechen diese aus so verschiedenen Gegenden stammenden Funde dafür, daß in den verschiedenen Stämmen dieses Aurignacmenschen eine starke Begabung für die bildende Kunst

vorhanden war. Auch das starke Schmuckbedürfnis dieser Menschen, wie wir es aus vielfachen Funden erschließen können, spricht dafür. Die Schmuckbänder, welche sie trugen, die hauptsächlich aus Muscheln, Fischwirbeln und Tierzähnen bestanden, wozu dann noch aus Knochen oder Elfenbein künstlich hergestellte und teilweise recht hübsche Schmuckgegenstände kamen, lassen uns das Schönheitsbedürfnis dieser Menschen deutlich erkennen. Diese Kunstbegabung und dieser Kunsttrieb findet sich auch bei ihren Nachkommen in den späteren urzeitlichen paläolithischen Kulturperioden, so im Solutréen und Magdalénien, in welch letzterem sie ihre höchste urzeitliche Blüte erreichen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Spanien, der Schweiz und in Deutschland. Diese selbe Begabung taucht dann später wieder auf bei den verschiedenen Stämmen und Rassen, die sich aus dem Aurignacmenschen herausgebildet haben, bei den Assyrern und Ägyptern, bei den Chinesen und Japanern, sie erreichte ihre höchste Blüte in der altgriechischen Kunst, wir finden sie wieder bei jetzigen Naturvölkern und bei unseren jetzigen Kulturvölkern. Während dieser langen weiteren Entwicklungszeit hat sich diese Kunst in ihrer Ausübung natürlich mehr und mehr vervollkommnet, aber im Grunde ist es doch dieselbe Anlage. Sie verbindet uns mit jenen Urmenschen als ein Zeichen, daß wir ihre Nachkommen sind, als eine von den vielen Brücken, die von uns zu ihnen sich hinüberspannen.

Solche Kunstwerke, wie die hier besprochenen, werden immer nur von wenigen, vielleicht sehr wenigen Menschen haben ausgeführt werden können, ist es doch jetzt noch ebenso. Selbstverständlich wird auch damals sich so mancher Unberufene darin versucht haben, aber er wird bald davon Abstand genommen haben. Das praktische Leben der damaligen Zeit, die Sorge um die Jagdbeute und die persönliche Sicherheit und derartige Dinge nahm die Menschen viel zu sehr in Anspruch, als daß sie sich mit brotlosen Künsten abzugeben Zeit und Lust hatten, wenn nicht ein besonders starker ihnen angeborener Kunsttrieb sie dazu zwang. Uns ist eine größere Anzahl von Werken der bildenden Kunst auf Höhlenwänden, auf Geräten und Schmucksachen von den Menschen des Aurignacien, Solutréen und Magdalénien hinterlassen worden, wenn wir aber bedenken, daß diese im Laufe von einer ganzen Anzahl von tausenden von Jahren entstanden sind, so sind es doch nicht so viele, daß die besseren von ihnen nicht von verhältnismäßig nur sehr wenigen Menschen hergestellt worden sein könnten. Es fragt sich nun, aus welchen Gründen diese Kunstwerke ausgeführt sein werden, und diese Frage führt uns weiter zu der Frage, was wissen wir überhaupt über das geistige Leben jener Urmenschen, denn aus diesem müssen sich doch die Gründe für die Ausführung dieser Kunstwerke ergeben haben. Ich habe oben schon davon gesprochen, daß der angeborene Kunsttrieb ein mächtiger Antrieb zur Anfertigung von Kunstwerken ist. Das ist sicher richtig, aber die Art der entstehenden Kunstwerke kann deshalb doch verschieden sein, und die ist eben abhängig von dem Denken und Fühlen der jedesmaligen Zeit oder der in ihr lebenden Menschen. Das einfachste und nächstliegende ist die Freude an der Verzierung von Geräten und Schmucksachen. Dieser Grund wird zu diesen Zeiten immer vorhanden gewesen sein, gerade so wie er es heute ist. Aber einmal ist es möglich, daß solche Verzierungen noch eine andere Bedeutung haben, und zweitens ist dieser Grund nicht maßgebend für die Zeichnungen auf anderen Gegenständen als auf Geräten und Schmucksachen. Ferner kommt es auch sehr darauf an, welcher Art die Werke der bildenden Kunst sind, was in ihnen dargestellt wird. Das hängt sehr wesentlich von der Denkungsweise der betreffenden Menschen ab. Ebenso abhängig

davon ist weiter auch die Art, wie es dargestellt wird. Auf diese verschiedenen Fragen möchte ich nun im folgenden eingehen.

Mit ganz ähnlichen Fragen hat sich Derworn eingehend beschäftigt. Er unterscheidet eine „physioplastische" und eine „ideoplastische" Kunst. Die erstere entspricht genau der Natur; wirken dagegen bei dem Zeichnen assoziative Kombinationen mit, so kommt in der Zeichnung nicht das reine Erinnerungsbild des Gegenstandes zum Ausdrucke, sondern alles, was der Zeichner von dem Gegenstande denkt und weiß: dann haben wir die ideoplastische Kunst. Nach Derworn beherrscht die physioplastische Kunst das ganze Paläolithikum, die ideoplastische Kunst findet sich dagegen im Neolithikum. Derworn hebt indessen dabei auch gleich hervor, daß die physioplastische Kunst des Paläolithikums ev. zu ornamentalen Zwecken schon verändert worden ist. Daß im Neolithikum die Kunst eine so starke Veränderung zeigt, hat nach ihm seinen Grund darin, daß zu dieser Zeit die Menschen geistig so weit entwickelt waren, daß mystische Ideen von Seele, Geistern u. dgl. in ihnen auftauchten und auch ihre Kunst beeinflußten, die nun nicht mehr nur das wirklich Gesehene darstellte, sondern alles mögliche, was der Künstler sich eben dabei dachte. Die Entstehung der Seelenidee, die Annahme, daß außer dem zugrunde gehenden Körper noch etwas anderes vorhanden sei, was beim Tode den Körper verlasse, würde also die Denkweise der Neolithiker so stark beeinflußt haben, daß ihre Kunst eine ganz andere wird. Daraus folgt dann, was Derworn (1908) auch betont, daß der Paläolithiker noch nicht unter dem Einflusse dieser Seelenidee gestanden haben kann. Der Umschwung bei dem Neolithiker ist also bedingt „durch ein starkes Emporwuchern des Vorstellungslebens" (1908, S. 31).

„Dieser notwendige Schluß aus unserer psychologischen Analyse der künstlerischen Produktion findet nun in der Tat durch alle heutigen Erfahrungen über die prähistorische Kulturentwickelung eine glänzende Bestätigung. Eine große Fülle von Tatsachen zeigt uns, daß in jene Zeit des Überganges der erste größere und ungemein folgenschwere Beginn des Theoretisierens und Spekulierens über den Menschen und seine Umgebung fällt. Es ist die Konzeption der Seelenidee und die darauf beruhende dualistische Spaltung des menschlichen Wesens in Leib und Seele" (1908, S. 31).

Nun fragt es sich zunächst, läßt es sich nachweisen, daß dem Paläolithiker die Seelenidee in der Tat fremd war? Da ist die nächste Frage die, wie verhielten sich die Paläolithiker zu ihren Toten? Mit dem Tode steht die Seelenidee im engsten Zusammenhange, wie das auch Derworn ausgeführt hat. Bei den Menschen des Aurignacien, bei den Aurignacmenschen, um eine kurze Bezeichnung zu wählen, finden wir ganz ausgesprochene Beerdigungen. Diese sind nur, soweit sie in Höhlen liegen, erhalten worden. Im Verhältnisse zu der Größe der Bevölkerung, die man für die damalige Zeit annehmen muß, sind es sehr wenige Gräber, und so wird man annehmen müssen, daß nur besonders angesehene Leute in Höhlen beigesetzt wurden, um diese Gräber besonders zu schützen; ob die anderen außerhalb der Höhlen beerdigten Menschen auch in derselben Weise begraben wurden wie die in den Höhlen, wissen wir nicht, doch ist es kaum wahrscheinlich, da die Höhlengräber besonders kostbar waren. Die Leichen wurden z. T. auf einer alten Herdschicht beerdigt (vielleicht war der Herd auch damals schon, wie später, ein besonders bevorzugter und angesehener Platz. Man ließ die Herdschicht entweder so, wie sie war, oder hob sie mehr oder weniger zu einer

Grube aus, die unter Umständen so groß war, daß drei Leichen darin untergebracht werden konnten, falls eben so viele gleichzeitig unterzubringen waren. Ein solches Grubengrab wurde zuweilen ersetzt durch eine Art von primitiver Steinkiste, die aus mehreren aufrecht gestellten Steinen bestand, über denen in einzelnen Fällen horizontale Steinplatten lagen, die aber nie die ganzen Körper, sondern nur deren oberes oder unteres Ende schützten. Häufig wurden die Toten weiter auf ein Lager von pulverisiertem Eisenrötel gebettet, mit dem man sie auch bestreut zu haben scheint. Mitunter fehlte dieser Rötelschmuck aber auch, ohne daß man dafür Gründe auffinden kann. Ich spreche hier ausdrücklich von einem Rötelschmucke, denn sicher handelte es sich um eine Schmückung und damit Ehrung der Leichen, da auch sonst der Rötel zur Schmückung des Körpers verwandt wurde. Wenn er in so großen Mengen aufgewendet wurde, wie das zu einem solchen Rötelbette notwendig war, wird es sich sicher um einen recht kostbaren Schmuck gehandelt haben, der auch wieder nur für sehr geehrte Personen in Frage kommen konnte. Die Toten beiderlei Geschlechtes wurden gewöhnlich mit ihrem vollen Schmucke begraben, der in den meisten Fällen aus Kopfnetzen, Halsbändern, Brustlatzen, Arm- und Handgelenkbändern und Zierbändern an den Knien bestand. Der Schmuck war für Männer und Frauen der gleiche. An der Seite der Körper waren häufig Gebrauchsgegenstände, meist Feuersteingeräte, niedergelegt. Es ist anzunehmen, daß die Gräber überdies zum Schutze gegen Raubtiere mit Erde bedeckt waren, und daß man die Höhlen nach der Beisetzung der Toten für einige Zeit verließ. Darauf weisen die sterilen Schichten über den Begräbnisschichten hin. Ich entnehme diese Angaben aus dem Buche von Obermaier (S. 190—191), der sie nach den Mitteilungen von R. Verneau wiedergegeben hat. Sie beziehen sich besonders auf die Funde in den Höhlen von Grimaldi bei Mentone am Mittelmeere, doch stimmen die sonstigen derartigen Funde aus dem Aurignacien mit ihnen prinzipiell überein.

Was kann man nun aus diesen Angaben schließen? Die einfache Beerdigung einer Leiche, namentlich der einer besonders angesehenen Persönlichkeit, würde auch so gedeutet werden können, daß man die Leiche einfach vor der Beschädigung durch wilde Tiere schützen wollte. Anders ist es schon, wenn man der Leiche den gesamten Schmuck mitgibt und namentlich, wenn man ihr Gerätschaften, in diesem Falle Feuersteinwerkzeuge, mitgibt, und zwar meist auch noch handlich zum Gebrauche gelagert. Sowohl der Schmuck wie die Werkzeuge werden damals kostbar gewesen sein, und es handelt sich meist um sehr reichen Schmuck. Auch das Rötelbett diente als kostbarer Schmuck, wie er dem Lebenden anstand. Schmuck, Geräte und Rötelbett scheinen mir entschieden dafür zu sprechen, daß man annahm, das Dasein des Gestorbenen sei noch nicht zu Ende, sondern setze sich irgendwo und irgendwie noch fort. Welche Gedanken sich die damaligen Paläolithiker darüber gemacht haben, wie und wo es sich fortsetze, kann man natürlich nicht wissen, aber der Umstand, daß die Horde die Höhle verließ, nachdem eine solche Beerdigung in ihr stattgefunden hatte, scheint mir dafür zu sprechen, daß man den Verstorbenen an dem Orte, wo er begraben war, entschieden fürchtete, demnach annahm, daß er an dieser Stelle weiterexistierte oder wenigstens Neigung hätte, an sie öfters zurückzukehren. Diese Angst vor dem Geiste des Verstorbenen findet man noch bei unseren Naturvölkern vielfach wieder. Ob die damaligen Paläolithiker schon so weit waren, daß sie wirklich an „Geister" dachten, will ich hierbei ganz dahingestellt sein lassen, ich habe das Wort „Geist" hier nur gebraucht, um eine kurze Bezeichnung zu haben, wahrscheinlich haben sie darüber überhaupt

noch nicht scharf nachgedacht, sondern nur die Furcht vor etwas gehabt, was sie nicht kannten, und was ihnen infolgedessen doppelt unheimlich war. Der Mensch, der noch soeben gelebt und geatmet hatte, lag jetzt still, bewegungslos da. Der Mensch, vor dem sie bis zu dieser Minute als vor einem Mächtigen, vielleicht ihrem Häuptlinge, Furcht gehabt hatten, und den sie infolgedessen geehrt hatten, da sie ihn eben fürchteten, war jetzt zu einer regungslosen Masse geworden, die sich nicht mehr selbst schützen, die nichts mehr tun konnte, und die sich in Kürze zersetzte, so daß die menschliche Gestalt verschwand. Der dem Munde entströmende Hauch hörte auf. Dieser ganze Vorgang war den Menschen etwas Unbegreifliches. Was war natürlicher, als daß der dem Munde zuletzt entströmte Hauch zu etwas Selbständigem wurde, das weiterlebte. Dazu kamen die Träume, in denen man den Menschen wieder vor sich sah. Ich will hierauf nicht weiter eingehen, Derworn hat alles dies sehr hübsch zusammengestellt. Es war etwas Reales von dem Verstorbenen übrig geblieben und dieses Unbekannte, aber Reale, fürchtete man, es war gewissermaßen der „Auszug aus dem Verstorbenen", sein „eigentliches Wesen", was weiterlebte, etwas Derartiges zu fürchten, hatte man allen Grund, denn man war ihm gegenüber wehrlos. Wie sollte man es bekämpfen, man sah es nicht, und man hörte es nicht. Diese Furcht muß sehr groß gewesen sein, denn die Horde verließ die Höhle auf Nimmerwiedersehen, wie das aus der Dicke der auf die Beerdigung folgenden sterilen Schicht hervorgeht. Erst, nachdem das Grab völlig wieder verschüttet war, nachdem also ein ganz neuer Höhlenboden wieder entstanden war, zog irgendwann wieder eine neue Horde in die Höhle ein, vielleicht aus den Nachkommen der früheren bestehend, bei denen inzwischen jede Erinnerung an die früheren Vorgänge verschwunden war, vielleicht auch eine ganz andere. Kann doch die Zeit, in der die Höhle unbewohnt blieb, viele Jahrzehnte, vielleicht Hunderte von Jahren betragen haben.

Der Aurignacmensch, der wahrscheinlich von Osten her in Europa und so auch in Frankreich eingewandert ist, hat diese Anschauungen und Gebräuche sehr wahrscheinlich schon aus seiner Urheimat mitgebracht, möglich ist es indessen auch, daß er sie bei seiner jedenfalls sehr lange Zeit in Anspruch nehmenden Durchwanderung von Europa sich erst neugebildet oder wenigstens weiter entwickelt hat. Als die Urheimat wird man ja wohl irgendeinen Teil von Asien anzusehen haben. Ist es schon merkwürdig genug, daß man solche Gebräuche bei dem Aurignacmenschen findet, so ist es noch weit merkwürdiger, daß man ähnliche auch schon bei dem Vorgänger dieses, dem Neandertalmenschen, nachweisen kann. Dieser gehörte einer ganz anderen Menschenart an als der Aurignacmensch, die auch als Homo primigenius bezeichnet worden ist, während der Aurignacmensch der noch jetzt lebenden Art, dem Homo sapiens, angehörte. Der Neandertalmensch tritt in Europa weit früher auf, womit nicht gesagt ist, daß in anderen Gegenden der Erde der Aurignacmensch nicht ebenso früh aufgetreten sein kann. Der Neandertalmensch stand geistig und wohl auch körperlich tiefer als der Aurignacmensch und ist voraussichtlich ausgestorben, in Europa wohl vernichtet durch den Aurignacmenschen, der sein Nachfolger wurde. Nun lassen die Funde des Neandertalmenschen erkennen, daß auch er schon seine Leichen beerdigte, allerdings nicht in so vollkommener Weise, wie der Aurignacmensch. Entweder wurden flache Gruben für die Leichen hergestellt oder diese wurden auch auf den flachen Boden gelegt. Sie lagen im allgemeinen in Schlafstellung, unter Umständen ruhte dabei der Kopf auf einer Art von Kopfkissen auf, das aus Steinen hergestellt worden

war. Der Kopf- und Schulterteil der Leiche wurde mitunter durch Steinplatten geschützt. Ein Rötelbett findet sich nicht, wohl aber hat man Stückchen von Rötel als Beigabe gefunden. Schmucksachen finden sich nicht, denn diese Menschen kannten solche, wie es scheint, noch nicht. Wohl aber finden sich als Beigaben Feuersteingeräte und -Waffen und, was besonders bemerkenswert ist, auch Beigaben von Teilen von Tieren als Lebensmittel für den Toten. Aus dem Gesagten geht zweifellos hervor, daß die Neandertalmenschen der Meinung waren, daß der Verstorbene in irgendeiner Weise nach seinem Tode weiter existiere. Wenn wir diese Anschauung sogar bei dieser so tief stehenden Menschenart finden, so ist es schließlich nicht so merkwürdig, daß wir sie in ähnlicher Weise auch bei der höher stehenden Aurignacart finden. Ich kann daher die Annahme von Verworn, daß der Paläolithiker ein Fortleben nach dem Tode nicht annahm oder sich darüber überhaupt keine Gedanken machte, nicht teilen. Daß unsere Ansichten darüber verschieden sind, kann sehr wohl darauf beruhen, daß die Arbeiten von Verworn früher verfaßt sind, und daß wir inzwischen nähere Kenntnisse über jene fernen Zeiten erlangt haben.

Ich muß zu dem bisher Gesagten noch anführen, daß Verworn sich 1908 in folgender Weise ausgesprochen hat. Er spricht davon (S. 30), daß sich zur Zeit des Überganges von der paläolithischen zu der neolithischen Kultur ein tiefgreifender Umschwung im Geistesleben des Menschen vollzogen habe. Eine solche einschneidende Änderung entstehe aber nicht plötzlich, so werde sich auch diese allmählich entwickelt haben und in manchen Gegenden früher, in anderen später aufgetreten sein, wie ja die paläolithische und die neolithische Kultur selbst in verschiedenen Gegenden zu sehr verschiedener Zeit sich abgelöst haben. Er spricht dann (S. 46) über die Länge der Zeit, die nach der letzten Eiszeit verflossen sei und sagt weiter:

„Es gewinnt immer mehr Wahrscheinlichkeit, daß die neolithische Kultur von Osten her allmählich nach Europa importiert wurde, denn es kann nach allen neueren Erfahrungen über das Alter der neolithischen Kultur in den östlichen Mittelmeerländern kaum noch zweifelhaft sein, daß dort die Wiege der neolithischen Kultur gestanden hat und daß die letztere dort bereits existierte, als noch der Westen in rein paläolithischer Kultur lebte".

Und weiter:

„Jedenfalls dürfte der Westen nur sehr langsam und zunächst immer nur von vereinzelten Kulturideen des Ostens infiziert worden sein, und zwar in verschiedenen Gegenden zu sehr verschiedener Zeit, bis sich durch den Kulturaustausch innerhalb des Westens selbst eine gleichmäßige neolithische Kultur verbreitet hatte. Es ist daher auch gar nicht ausgeschlossen, daß z. B. die Sitte der Leichenbestattung schon verhältnismäßig früh vom Osten her nach den westlichen Mittelmeerküsten gedrungen ist, ebenso wie manche andere vereinzelte Kulturerscheinung, ohne daß damit schon das gesamte Gefolge der neolithischen Kultur seinen Einzug gehalten hätte. Die Seelenidee mit allen ihren zahllosen Konsequenzen, die das Denken des Menschen durchdringen, ist aber offenbar erst mit der Ausbreitung des gesamten neolithischen Kulturbesitzes im Westen zur allgemeinen Verarbeitung und Herrschaft gelangt, denn schlechterdings hat sie auf das Denken des paläolithischen Jägers noch keinen Einfluß geübt."

Im Aurignacien und noch mehr im Moustérien, dem der Neandertalmensch angehörte, befinden wir uns im reinen Paläolithikum, noch viele tausende von Jahren vom Neolithikum entfernt, und doch müssen wir an-

nehmen, daß zu dieser Zeit schon die Menschen an ein Weiterleben nach dem Tode geglaubt haben. Zu dieser Zeit hat auch im Osten sicher noch kein Neolithikum bestanden. Der Osten mag ja auch damals schon weiter vorgeschritten gewesen sein als der Westen, schon aus dem Grunde, weil der Homo sapiens zuerst im Osten aufgetreten zu sein scheint und von dort aus in sehr lange dauernder Wanderung seinen Weg allmählich nach dem Westen gefunden hat, wo wir ihn in Frankreich als Aurignacmenschen wiederfinden. Er wird sehr wahrscheinlich die Sitte der Beerdigung in der oben geschilderten Weise aus dem Osten schon mitgebracht haben, wie ich oben schon kurz bemerkt habe, aber im Westen lebte damals schon die Menschenart des Neandertalers, die auch sonst den größten Teil von Europa bewohnte, die ebenfalls die Beerdigung schon kannte, ebenfalls schon ein Weiterleben nach dem Tode annahm, wenn auch bei ihr die Beerdigungsart weit einfacher war, als bei den östlichen Einwanderern, entsprechend ihrer ganzen einfacheren Lebensweise, die wieder auf der tieferen Kulturstufe beruhte. Hier brauchte der Osten den Westen also gar nicht mehr zu infizieren. Wo der Neandertalstamm ursprünglich hergekommen ist, das ist noch in Dunkel gehüllt. Vielleicht aus Afrika, wie Klaatsch angenommen hat. Daß die Kunstleistungen des Aurignacmenschen trotzdem scheinbar rein physioplastisch geblieben sind, ist vollkommen richtig, wenigstens soweit man überhaupt von rein physioplastischer Kunst sprechen kann. Ich werde hierauf weiter unten noch einzugehen haben. Von dem Neandertaler kennen wir keine Kunstwerke. Der Unterschied zwischen ihm und dem Aurignacmenschen in dieser Hinsicht ist sehr charakteristisch. Es scheint mir nach dem Gesagten, daß Derworn die Geisteshöhe des Paläolithikers doch zu gering eingeschätzt hat, und weiter, daß die Seelenidee an sich, wenigstens in dieser frühen naiven Form, das Denken der Menschen doch nicht in dem Grade beeinflußt hat, daß eine merkbar ideoplastische Kunst die Folge war.

Die älteste Kunst, die wir kennen, eine scheinbar rein physioplastische Kunst, stammt von dem Aurignacmenschen her. Die ältesten uns erhaltenen Bilder, solche von einzelnen Tieren, stammen aus dem älteren Aurignacien, aus der Grotte von Pair-non-Pair bei Marcamps (Gironde) her, wie das Derworn 1909 anführt, zugleich mit einer photographischen Wiedergabe. Sie sind, wie alle diese paläolithischen Zeichnungen sehr lebendig und naturwahr. Dabei sind es, wie Derworn hervorhebt, und wie das ja auch selbstverständlich ist, alles Zeichnungen aus der Erinnerung, denn in diesen tiefen, dunklen Höhlen war ein Zeichnen nach dem Tiermodelle selbstverständlich ausgeschlossen. Dem paläolithischen Jäger waren aber diese Tierbilder von Jugend auf so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sie klar vor sich sah und sie auch ohne unmittelbares Modell durchaus richtig zu zeichnen vermochte, falls er ebensoviel künstlerische Begabung besaß. Auf dieses letztere möchte ich denn doch besonderes Gewicht legen. Allen damaligen Jägern waren diese Tierbilder genau bekannt, aber es sind sicher nur sehr wenige gewesen, die sie darzustellen vermochten. Es gehörten dazu eben ein Künstlerauge und eine Künstlerhand. Wenn Derworn meint, die Handfertigkeit sei damals durch die Herstellung der Werkzeuge u. ähnl. im allgemeinen so ausgebildet gewesen, daß sie auch zur Darstellung solcher Kunstwerke ausgereicht hätte, so möchte ich eine solche Möglichkeit bezweifeln. Ich möchte es für ausgeschlossen halten, daß überhaupt irgend eine Ausbildung der Handfertigkeit genügen würde, solche Werke herzustellen, die Hauptsache ist die Anlage dazu. Auch damals hat manch einer es versucht, der es doch nicht konnte, das sieht

man aus den bekritzelten Plättchen die man findet. Auch manche von den großen Felszeichnungen zeigt Korrekturen, wenn der richtige Umriß nicht gleich gelungen ist, aber an derartige Bildwerke haben sich wohl auch damals nur künstlerisch Begabte herangewagt und jedenfalls stammen die schön gelungenen großen und kleinen Bildwerke von solchen her.

Nun hat Derworn weiter angenommen, daß die Paläolithiker wohl einzelne Wesen, Menschen oder Tiere, darzustellen vermochten, daß sie aber noch nicht so weit waren, Gruppen darzustellen. Er sagt (1914, S. 26):

„Eine schematisierende Ideoplastik entsteht ferner sehr leicht, wenn die Darstellung dem Zweck der Mitteilung oder Beschreibung dienen soll, besonders wenn ganze Szenen oder Begebenheiten berichtet werden. Eine solche deskriptive Benutzung der Kunst fehlt dem Paläolithikum noch vollständig. Hier sind nie ganze Szenen oder Vorgänge, sondern immer nur einzelne Tiere oder auch Menschen, höchstens einmal Gruppen von Tieren, etwa zwei weidende Renntiere oder eine vom Bullen gefolgte Renntierkuh, oder eine herangaloppierende Herde von wilden Pferden, wie sie der Jäger gelegentlich beobachtet hat, dargestellt. Die deskriptive Wiedergabe von Handlungen und Begebenheiten beginnt erst im Neolithikum, z. B. auf den Felsbildern Spaniens und erreicht in der Bronzezeit Schwedens auf Felsflächen eine reiche Entwickelung. Dabei werden die einzelnen Figuren ideoplastisch schematisiert, weil es für den Zweck der Beschreibung gar nicht nötig ist, alle Einzelheiten wiederzugeben, wenn nur der Beschauer weiß, was damit gemeint ist. Diese Vereinfachung der figuralen Darstellung in der deskriptiven Ideoplastik, die wir bei den Indianern und Australiern, bei den Afrikanern und Asiaten ebenso beobachten wie bei den nachpaläolithischen Völkern Europas führt schließlich zur Entwickelung einer wirklichen piktographischen Symbolik, die eine der primitivsten Formen der Schrift bildet."

Hierzu sagt Derworn dann weiter in derselben Arbeit in einer Anmerkung (1914, S. 71):

„Die angeblichen Szenendarstellungen der paläolithischen Kunst, wie z. B. die Darstellung des anschleichenden Wisentjägers von Laugerie-Basse sind nichts als phantasievolle Deutungen moderner Autoren. Es ist geradezu ein charakteristisches Merkmal des Wesens der paläolithischen Kunst, daß sie keine zusammenhängenden Handlungen oder Vorgänge darstellt. In dieser Beziehung besteht auch ein fundamentaler Unterschied zwischen der paläolithischen Kunst und der Kunst der Buschleute in Südafrika, welche letztere in mancher anderen Beziehung unter den Kunstproduktionen aller heute noch lebenden Naturvölker zweifellos der paläolithischen Kunst am nächsten steht. Die Buschmannskunst zeigt sehr häufig umfassende Szenenbilder und hat nicht selten direkt erzählenden oder berichtenden Charakter. Diese Tatsache, sowie die nicht ganz seltene Vernachlässigung der Proportionen in den Figurendarstellungen zeigt, daß die Buschmannskunst trotz ihres bisweilen noch sehr naturwahren Charakters doch keine rein physioplastische Kunst mehr ist und nicht ohne weiteres mit der paläolithischen Kunst auf die gleiche Stufe gestellt werden darf. Es haben sich hier eben offenbar von außen her schon ideoplastisch wirkende Einflüsse auf die ursprünglich wohl auch rein physioplastische Kunst geltend gemacht."

In dieser eben mitgeteilten Anmerkung unterstreicht Derworn einiges von dem, was er im Texte gesagt hat, noch besonders. Ich kann mich mit seinen Aussprüchen nur teilweise einverstanden erklären. Daß wir im Paläo-

lithikum nicht solche schematisierten Zeichnungen berichtenden und erzählenden Charakters finden, wie bei den jetzigen Naturvölkern und auf den Felswänden in Schweden, ist im allgemeinen vollkommen richtig, indessen finden wir aus dem französischen Magdalénien schon richtige Bilderschriften und namentlich schematisierte Bilder aus dem spanischen Magdalénien. Die paläolithische Kunst ist sicher im wesentlichen naturwahr, soweit das nach der Fähigkeit der damaligen Künstler eben möglich war, aber es ist nicht richtig, daß sie uns keine Gruppen und Szenen vorführt. Was den sich heranschleichenden Wisentjäger von Laugerie-Basse anlangt, so muß ich sagen, daß ich den immer für einen solchen gehalten habe, und auch noch jetzt halte. Sodann erinnere ich an die reizende Hirschgruppe von Lortet und schließlich an das 1922 von mir restaurierte Relief von Laussel, das die Krone der bisher gefundenen Bilder ist. Auch in dieser Hinsicht unterschätzt Verworn meiner Meinung nach den Paläolithiker. Sodann erinnere ich an den großen, figurenreichen Fries aus der Cueva de la Vieja bei Alpera in Spanien und an die berühmte Tanzszene aus Cogul. Beide sollen aus dem Magdalénien stammen und also paläolithisch sein. Auch Obermaier (S. 434 und 435) hält diese Zeitbestimmung für zweifellos. Nach ihm würden auch die stark schematisierten Bilder aus den spanischen Südprovinzen noch paläolithisch sein. Sie würden nach ihm vielleicht die Vorgänger der höchst sonderbaren Zeichnungen des Azylien sein, die von eingewanderten Spaniern herrühren sollten.

Ich habe soeben schon hervorgehoben, daß der paläolithische Künstler im allgemeinen naturwahr war, so weit er eben die Fähigkeit besaß, es zu sein. Aber ultra posse nemo obligatur. Wo die Fähigkeit aufhörte, half er sich auf andere Weise. In einer vor kurzem erschienenen Arbeit (1918) habe ich auf einen solchen Fall aus der alten spanischen Kunst hingewiesen, der außerdem genau übereinstimmt mit der Buschmannskunst: Ein an einem Taue in die Höhe kletternder Mensch stellt das Symbol dar für eine an der Seite einer Felsschlucht hoch oben gelegene Wohnhöhle. Der Künstler vermochte die Felsschlucht nicht darzustellen, so stellte er nur den kletternden Mann dar. Was das bedeuten sollte, wußte damals jeder. Das Wasser des in der Felsschlucht rauschenden Baches wurde durch einige Wellenlinien dargestellt. Denkt man sich das alles klar in die Mitte jenes berühmten Frieses von Alpera eingetragen, so bekommt der ein ganz anderes Aussehen. Aus diesem Mittelbilde folgt dann auch das weitere kupierte Terrain der übrigen Teile des Frieses, das schon durch die vielfach sonst unverständlichen Stellungen der verschiedenen Jäger von dem Künstler ausgedrückt, bisher aber wohl kaum richtig verstanden worden ist. Man hat diese ganz eigenartigen Stellungen der Jäger bisher entweder nicht beachtet oder sie in anderer Weise gedeutet, als es wahrscheinlich der Wirklichkeit entspricht. Ähnliches gilt für die Buschmannszeichnung, die ich in jener Arbeit zum Vergleiche herangezogen habe. Also an die Stelle der reinen physioplastischen Naturwiedergabe ist hier ein gleichfalls physioplastisches Symbol getreten, weil der Künstler es nicht anders machen konnte, es war ein Notbehelf. Ganz ähnliches findet man auf dem berühmten Bilde der wandernden Hirschgruppe von Lortet (Abb. 1), wie ich das auch in jener Arbeit hervorgehoben habe: die Hirsche wandern am Ufer eines Sees hin, das Wasser vermochte der Künstler nicht darzustellen, also stellte er es durch ein Symbol dar: Fische, die scheinbar in der Luft zwischen den Hirschen sich befinden. Da jeder Mensch wußte, daß Fische nur im Wasser leben, so wußte er auch, daß hinter den Hirschen sich eine Wasserfläche befand. Die Fische sind das Symbol für „Wasser", das

„Zeichen für Wasser". Dieses Bild ist auch so gedeutet worden, daß die Hirsche durch das Wasser hindurchgehen. Auch das ist möglich, doch scheint es mir weniger wahrscheinlich, da dann die durch das Wasser mehr oder weniger verdeckten Körper der Hirsche wohl nicht so deutlich dargestellt worden sein würden. Durch die Aufnahme solcher physioplastischer „Symbole" oder „Zeichen" wird die Kunst meiner Meinung nach nicht verändert, sie bleibt „physioplastisch", ist nur noch unvollkommen in der Technik. Aber noch weiter geht das. Auch Verworn hat angenommen, daß eine Veränderung der physioplastischen Bilder zu ornamentalen Zwecken, die mitunter recht hochgradig sein kann, die Kunst noch „physioplastisch" läßt. Ich möchte dem beistimmen. Ich möchte aber noch weiter gehen. Es setzt allmählich eine Schematisierung der Bilder ein, die sehr hochgradig wird, und zwar schon innerhalb des Paläolithikums, sowohl in Frankreich wie in Spanien, wenn die Annahmen richtig sind, daß die so stark schematisierten Zeichen der südspanischen Kunst noch dem Paläolithikum angehören (Obermaier S. 435). Die schönen, rein physioplastischen Bilder der alten Zeit werden mehr und mehr vereinfacht und schematisiert, bis sie kaum noch oder gar nicht mehr als die Abkömmlinge

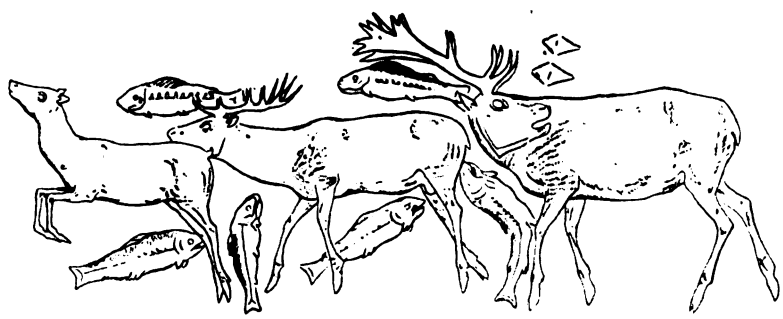


Abb. 1. Lortet.

jener alten Kunst zu erkennen sind, wenn man nicht die Übergangsformen findet. Die alten schönen Bilder konnten nur hochbegabte Künstler anfertigen, diese vereinfachten Zeichen konnte schließlich jedermann herstellen, wenn er es durch Übung gelernt hatte. So entsteht aus den ursprünglichen Kunstwerken allmählich eine Bilderschrift, dann eine Zeichenschrift, die schließlich zu einer Buchstabenschrift führt, die dem allgemeinen Verkehr zu dienen vermag. Eine solche muß für Jedermann leicht erlernbar sein. So wird aus der bildenden Kunst eine Mitteilungen und Beschreibungen dienende Verkehrsmethode. Die schließliche Buchstabenschrift kann man nicht mehr als eine Form der Kunst ansehen, wohl aber noch die ersten Zwischenstadien, wie sie uns in alten Bildinschriften und in neueren der Naturvölker vor Augen treten. Verworn hat diese Art Kunst schon als „ideoplastisch" angesehen, ich möchte dem nicht zustimmen. Es handelt sich meiner Meinung nach nicht um eine „schematisierende Ideoplastik" (Verworn, 1914, S. 26), sondern um eine „schematisierte Physioplastik". Diese Kunst hat mit dem Dualismus von Leib und Seele, mit Geistern, mystischen Anschauungen usw. gar nichts zu tun. Daß die von ihr gelieferte Bilderschrift nicht mehr die frühere künstlerische Höhe zeigen kann, ist selbstverständlich und aus Zweckmäßigkeitsgründen zu verstehen, wie ich das kurz auseinandergesetzt habe.

Ganz etwas anderes iſt es, wenn irgendwelche Werke der bildenden Kunſt myſtiſchen oder magiſchen Zwecken dienen. Sie können mancherlei Art ſein. Es können Darſtellungen von Geiſtern ſein, wie z. B. der Meergeiſt der Melaneſier (Verworn, 1914, S. 33), oder es können Amulette ſein, ſo z. B. die von Verworn abgebildeten Amulette der Golden gegen Gelenkſteifigkeit und Auszehrung (1914, S. 28), und ähnliches. Das iſt zweifellos eine „ideoplaſtiſche Kunſt", die mitunter in der naivſten Weiſe vorgeht und oft keine Kunſtwerke mehr liefert, ſondern nur noch Handwerkerware, wenn man ſo ſagen darf, z. B. bei der Herſtellung von Amuletten, da die Leute, die ſich mit dieſen Dingen beſchäftigten, ganz andere Talente beſitzen mußten und beſaßen als die eines hervorragenden Künſtlers.

Scheinbar rein ideoplaſtiſch ſind die futuriſtiſche Kunſt, der Kubismus und ähnliches, wie das Verworn ſchon auseinandergeſetzt hat (1914). Aber es ſcheint mir, daß auch dieſe ſeltſame Art der Kunſt dem Paläolithikum nicht fremd geweſen iſt. Obermaier gibt auf Seite 300 die Abbildung einer „ſtiliſierten weiblichen Figur" auf einem Mammutſtoßzahnfragmente nach Križ wieder, zugleich mit einem Elfenbeinanhängſel (Abb. 2). Beide Gegenſtände ſtammen aus dem berühmten Fundorte von Předmoſt her und gehören alſo dem Solutréen an, d. h. dem Paläolithikum. Man mag dieſes Frauenbildnis „ſtiliſiert" nennen, aber dieſe „Stiliſierung" iſt dann eben „futuriſtiſche Kunſt". Wie man auf der nebenſtehenden Abbildung erkennt, iſt die Frauengeſtalt in ganz eigenartiger Weiſe nur durch Strichgruppen dargeſtellt, alle ihre Teile ſind in ſolche aufgelöſt worden. Dem Künſtler hat die naturgetreue Darſtellung nicht mehr genügt, er hat etwas Höheres ſchaffen wollen, etwas, das einer ganz beſonderen Idee von Schönheit entſprach, die höchſtwahrſcheinlich ganz neu in ihm entſtanden war, der Idee einer Kunſt, die er neu ſchuf, und die ihm als die Zukunftskunſt erſchien. Er war damit der erſte uns bekannte Futuriſt geworden. Solche Ideen werden eben mit einem Menſchen zuerſt irgendwo und zu irgend einer Zeit geboren. Andere können dann ſpäter von einer ſolchen Idee infiziert werden, ſo kann ſich eine entſprechende Schule bilden, ſo kann eine neue Kunſtrichtung entſtehen. Ob das in dieſem Falle ſo weiter gegangen iſt, wiſſen wir nicht, wir kennen nur das Elfenbeinanhängſel und eine Anzahl ſonſtiger Strichzeichnungen außer der weiblichen Figur noch, ſie mögen leicht von demſelben Künſtler oder ſeinen Schülern herrühren. Hier handelt es ſich alſo um eine ideoplaſtiſche Kunſt des Paläolithikums. Hier handelt es ſich in keiner Weiſe um eine

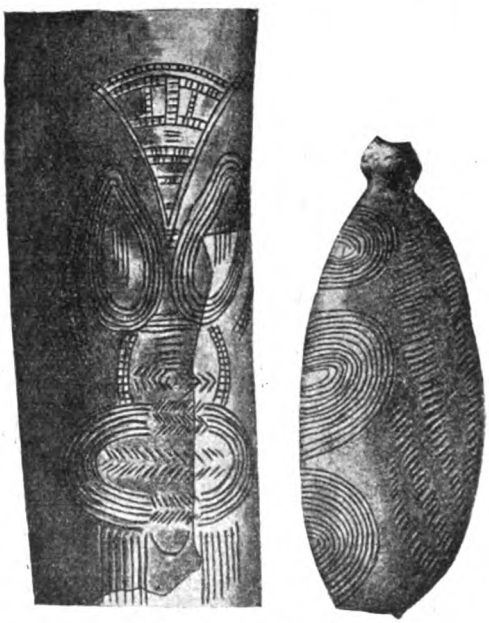


Abb. 2. Předmoſt.

Schematiſierung, um eine Erleichterung der Herſtellung zu irgend einem Zwecke, im Gegenteile die Herſtellung eines ſolchen Bildes war ſicher nicht leicht und ſetzte die Begabung dieſes beſonderen Künſtlers voraus. Es war für die damalige Zeit etwas ganz Hervorragendes, Einzigartiges und ſcheint das auch geblieben zu ſein, falls nicht irgendein neuer derartiger Fund uns anders belehrt. Nun dieſer Fall von Futurismus ſcheint mir in keiner Weiſe zuſammenzuhängen mit der Seelenidee, irgendwelchen ſonſtigen myſtiſchen Ideen und dem Dualismus zwiſchen Leib und Seele, es iſt ideoplaſtiſche Kunſt ohne ſolche Einwirkungen, dieſe kann alſo nicht immer auf ſolche Einwirkungen zurückgeführt werden und es iſt endlich ideoplaſtiſche Kunſt des Paläolithikums, die alſo nicht erſt mit dem Neolithikum beginnt. Selbſt wenn dieſe Frauengeſtalt von Predmoſt irgend etwas Beſonderes, meinetwegen bis zu einem gewiſſen Grade Heiliges, Verehrungswürdiges hätte darſtellen ſollen, wäre die Art der künſtleriſchen Darſtellung doch als eine futuriſtiſche anzuſehen und aus dem Zwecke, zu dem die Herſtellung des Bildes geſchah, nicht zu begreifen. Daß zu jener Zeit hier in Předmoſt aber in der Tat ſchon myſtiſche

Abb. 3. Grönland und Předmoſt.

Abb. 4. Giljaken.

Anſchauungen vorhanden waren, das ſcheint mir hervorzugehen aus dem Funde von eigentümlichen, kleinen, ſitzenden menſchliche Figuren, welche recht genau übereinſtimmen mit ſolchen aus Grönland und ſolchen von den Giljaken. In Abb. 3 findet man eine Wiedergabe einer Abbildung von Obermaier (S. 299) für die Figur aus Předmoſt und eine ſolche aus Grönland, in Abb. 4 eine ſolche einer Figur der Giljaken nach Verworn (1908, S. 24, Fig. 27). Dieſe letztere trägt allerdings noch ein beſonderes Gebilde auf der Bruſt, ſoll ſie doch auch ein Amulett gegen Bruſtſchmerzen ſein. Etwas Derartiges iſt auf den anderen nicht zu ſehen. Die Figuren von Předmoſt, es ſind deren 7 gefunden worden, ſind etwa 13 cm lang und unten platt, ſo daß ſie aufgeſtellt werden konnten. Man muß danach wohl annehmen, daß ſie in Hütten aufgeſtellt geweſen ſind und als eine Art von Hausheiligen gedient haben, denn daß man ſo große Figuren hätte um den Hals tragen ſollen, iſt doch wohl unwahrſcheinlich, und es hätte dann auch die glatte untere Fläche zum Aufſtellen keinen Zweck gehabt. Man könnte hieraus auf zweierlei ſchließen: einmal, daß die Bevölkerung von Předmoſt Hütten beſeſſen hat, und zweitens, daß man damals ſchon ſoweit war, daß man ſolche Hausheilige brauchte,

und das würde dann allerdings darauf schließen lassen, daß mystische Ideen zu dieser Zeit schon ziemlich entwickelt waren. Diese würden dann also auch schon direkt dem Paläolithikum zukommen. Es scheint mir übrigens in dieser Beziehung auch keinen Unterschied zu machen, ob man diese Figuren als Amulette oder als eine Art von Hausheiligen deuten will. Bei dieser letzteren Deutung bleibt es natürlich ganz offen, wie man sich die Bedeutung eines „Hausheiligen" zu jener Zeit vorstellen will. Daß die Bevölkerung von Predmost lange Zeit dieselbe Stätte bewohnt hat, geht ja aus den so zahlreichen dort gefundenen Tierknochen deutlich hervor, da würde es nicht auffällig sein, wenn man auch einfache Hütten erbaut hätte.

Wenn man zu dieser Zeit schon solche mystischen Ideen als vorhanden annehmen muß, dann würde übrigens auch die Frage als nicht unberechtigt erscheinen, ob nicht auch der so zahlreiche Schmuck der Aurignacmenschen schon mit solchen zu tun hatte. Es scheint mir schwer zu sein, hierfür etwas Beweisendes zu finden. Das einzige Schmuckstück, das hierfür in stärkerem Maße sprechen würde, scheint mir das Gürtelschild der linken männlichen Figur auf dem in meinen beiden Arbeiten (1917 und 1922) behandelten Relief von Laussel zu sein. Ich habe es einfach als „Schmuckschild" besprochen. Das würde die nächstliegende und ganz neutrale Deutung sein. Dieses Schmuckschild könnte aber gleichzeitig auch ein Amulett sein. Es ist kein richtiger Gürtel, den die Figur trägt, es ist augenscheinlich nur ein Schild, das mit einer um den Körper gelegten Schnur so befestigt ist, daß es vor den Nabel zu liegen kommt. Der Nabel ist aber eine ganz besondere, merkwürdige Stelle des Körpers, die wohl zu mystischen Betrachtungen Veranlassung geben kann und auch zu solchen Veranlassung gegeben hat. Der Nabel kann als eine Art von Eingang in das Innere des Körpers angesehen werden und ist auch als ein solcher angesehen worden. So würde es schon möglich sein, daß er als Platz für die Anbringung eines Amulettes dienen konnte. Ferner findet man jetzt noch Stämme, bei denen die Frauen dauernd eine dünne Schnur um den Leib tragen, die mitunter allmählich tief in die Haut einschneidet, da sie eben dauernd getragen wird. Die „Gürtelfrage" scheint mir überhaupt nicht uninteressant zu sein. Ich kann auf sie hier nicht näher eingehen, habe auch keine eingehenderen Studien gemacht und kenne die einschlägige Literatur nicht. Ich möchte hier nur kurz folgendes bemerken, was mir so nebenbei aufgefallen ist. Es scheint mir zunächst zwei Arten von Gürteln zu geben. Eine Art, die nur zum Schmucke oder mystischen oder magischen Zwecken dient und eine zweite Art, die zum praktischen Gebrauche bestimmt ist. Die erste Art wird auf dem bloßen Körper getragen, ob außerdem auch über Gewändern, weiß ich nicht. Die zweite Art dient praktischen Zwecken, nebenbei auch zum Schmucke und zum Schutze, sie wird über Gewändern getragen, ob ausnahmsweise auch auf dem bloßen Körper, weiß ich nicht. Die erste Art wird vorwiegend wohl dauernd getragen und ist infolgedessen unter Umständen oder vielleicht auch häufig nicht zu öffnen. Die zweite Art dürfte wohl immer zu öffnen sein. Zur ersten Art gehören die einfachen Schnüre, mit oder ohne Schild in der Nabelgegend. Diese Schnüre können sich aber auch vervielfachen und irgendwie geschmückt sein, mit Muscheln, Perlen usw. In letzter Zeit habe ich ein sehr schönes Stück der letzteren Art gesehen. Ein Herr, der lange in Sansibar gelebt hat, zeigte mir einen wunderschön aus Gold mit Steinen gearbeiteten Gürtel. Es war ein altes Stück und bestand aus einem Schilde, das augenscheinlich vor dem Nabel getragen worden war und einer Anzahl von Goldkettchen (9),

die von diesem Schilde ausgingen und mit Unterbrechung durch je ein kleines Schild ganz in der Nähe des großen den Körper umgaben. Der Gürtel war nicht zu öffnen, mußte also im wesentlichen dauernd getragen worden sein. Er sollte einer Tamu-Araberin gehört haben. Der Herr nahm an, daß dieser Gürtel von unten her über die Beine auf den Leib gezogen worden sei. Mir ist es nicht klar, wie das möglich sein soll, selbst wenn die Frau sehr schmalhüftig ist, aber ich weiß allerdings auch keinen anderen Weg, wie er auf den Körper gekommen sein kann. Der Gürtel müßte eben schon dem Kinde angelegt worden sein. Der Herr behauptete weiter, daß solche Gürtel von sehr verschiedener Art und Kostbarkeit dort in Afrika von Weibern dauernd getragen würden. Mir fiel dieser Gürtel außer wegen seiner Schönheit hauptsächlich deshalb auf, weil er genau dem Gürtel des Mannes von Lauffel entsprach. Nur wird dieser letztere natürlich nicht durch mehrere Kettchen, sondern durch eine Schnur oder einen Fellstreifen gehalten worden sein. Besonders auffallend war mir dabei noch, daß von dem Schilde dieses afrikanischen Gürtels Kettchen nach unten herunterhingen, welche in kleinen dreieckigen Plättchen endigten. Diese Kettchen bildeten einen Behang, der von dem Mittelschilde und den beiden kleinen Schilden, beiderseits von diesem, herunterhing und die Bauchpartie dicht unterhalb des Gürtels bedeckte und schmückte. Da die drei Platten rechteckig waren, so bildeten die Kettchen einen gerade verlaufenden Streifen. Dieser Streifen entsprach also ziemlich genau jenem Dreiecke, das ich bei dem Manne von Lauffel als von dem Schilde herunterhängend beschrieben habe. Ich habe seinerzeit angenommen, daß vielleicht ein dreieckiges Fellstück herabhinge, es wäre aber auch möglich, daß Schnüre oder Fellstreifchen herunterhingen, welche zusammen solch ein Dreieck bildeten, und daß diese Schnüre nicht einzeln, sondern in ihrer Gesamtheit als Dreieck dargestellt worden wären, was bei der Kleinheit der ganzen Figur nur natürlich wäre. Da das Schmuckschild von Lauffel nicht ein Rechteck ist, sondern in der Mitte stärker nach oben und unten hin vorspringt, so erklärt sich auch hieraus vielleicht die Dreieckform. Jedenfalls hängt also bei beiden Gürteln von den Schilden etwas herab, was den Bauch weiter bedeckt, es ist also in dieser Hinsicht eine prinzipielle Übereinstimmung vorhanden. Diese afrikanischen Gürtel dienen nur sehr teilweise zum Schmucke, denn sie werden unter der Kleidung getragen, sind also für gewöhnlich nicht sichtbar, sondern nur dem betreffenden Herrn und Gebieter, sie haben dagegen sicher eine mystische oder magische Bedeutung. Herr Dr. Velten (1903), dem wir sehr eingehende und interessante Studien über die Sitten und Gebräuche der Suaheli verdanken, gibt auf S. 52 an:

> „Mit dem zehnten Jahre kommt eine Frau zu dem Mädchen, ihre sogenannte „kungwi" (Lehrmeisterin), und bekleidet sie mit einer Perlschnur (utunda) um die Hüften. Diese Frau bleibt ihre Freundin und Ratgeberin fürs Leben. Diese weiße Perlschnur bedeutet Liebe; sie soll im Manne das Verlangen erwecken, die Frau zu begehren. Von einer Frau, die keine Perlschnur um den Leib trägt, sagen die Leute, ihre Hüfte sei lahm."

Und auf S. 212, wo er von den Schönheitsmitteln spricht, sagt er:

> „Wenn sie (die Frau) Jasminblüten auftreiben kann, kauft sie auch diese, streut sie über das Bett, andere befestigt sie an ihrer Halskette und bindet schließlich auch einige an ihre Perlkette, die alle Suaheli-Frauen um die Hüften auf dem bloßen Leibe tragen."

Diese Perlschnüre werden also zweifellos zu mystischen oder Zauberzwecken getragen, sie sollen einen Liebeszauber ausüben,

als Amulette werden sie aber augenscheinlich nicht angesehen, als solche führt Velten ganz andere Dinge an. Von den Amuletten wird ferner angegeben, daß sie bei Bedürfnissen und beim Beischlafe abgelegt werden, und daß eine menstruierende Frau sie nicht berühren darf, von der Perlschnur wird das nicht angegeben, ebensowenig, ob sie zu öffnen ist, und wie sie angelegt wird. Wem fällt hierbei nicht der Gürtel der Aphrodite ein, der dieser ja auch den besonderen Liebesreiz verlieh? Ob und wie weit diese Perlschnüre bei den Suaheli-Frauen und Mädchen sichtbar sind, oder ob sie dauernd von der Kleidung verdeckt werden, ist nicht angegeben. Diese Perlschnüre scheinen mit dem Nabel nichts zu tun zu haben, sie sind ja auch keine Amulette, keine Schutzmittel. Ob der Gürtel des Mannes von Laussel nun nur als Schmuckstück zu betrachten sein dürfte oder auch schon als Zaubermittel oder als Amulett, läßt sich zunächst nicht nachweisen, die Möglichkeit würde aber vorhanden sein. So würden diese afrikanischen Gürtel dann vielleicht auf die Urzeit zurückzuführen sein.

Die zweite Art von Gürteln ist breiter und kräftiger. Sie dient praktischen Zwecken, zunächst dazu, die Kleidung zusammenzuhalten, sodann aber dazu, um Gegenstände anzuhängen und so bequem mit sich herumzutragen. So kann dieser Gürtel auch Taschen ersetzen. Alle möglichen Dinge, die man zur Hand haben möchte, können an ihm getragen werden, Waffen und Geräte. Das ist ja bekannt. Diese Gürtel sind daher auch oft sehr stark und breit und können so schön verziert sein, daß sie gleichzeitig als Schmuck dienen. Ob derartige Gürtel auch auf dem bloßen Leibe getragen werden, ist mir nicht bekannt. Ebensowenig, ob sie auch mystischen Zwecken dienen. Sie sind wohl stets zu öffnen, und daher durch irgend eine Vorrichtung geschlossen, einen Haken, Knebel, eine Schnalle u. dgl., die dann wiederum als Schmuck ausgestaltet sein können. Unter Umständen können solche Gürtel so breit und fest sein, daß sie als Schutz für den Körper dienen, als Panzer. Bei diesen Gürteln kommt ein mystischer Schutz des Nabels natürlich nicht in Frage. Der Ursprung dieser Gürtelart in der Urzeit muß weit später liegen als der der vorigen Art, da sie ja über den Kleidern getragen werden, solche aber bekanntlich in der Urzeit des Menschen erst sehr spät auftreten.

Von den männlichen Figuren aus dem Paläolithikum ist diese von Laussel die einzige, an der solch ein gürtelartiges Gebilde zu sehen ist, die Frauengestalten dieser Zeit zeigen gar nichts davon.

Eine ganz besondere Form der Kunst scheint mir die Darstellung von allegorischen Bildnissen zu sein, bei denen die Figuren selbst durchaus physioplastisch sind. Es gibt ja genug solcher Darstellungen aus sehr verschiedenen Zeiten. Das ganze Bild ist rein ideoplastisch, aber die es zusammensetzenden Figuren sind durchaus naturgetreu dargestellt. Es sind natürlich wohl meist keine genauen Wiedergaben der Modelle, diese sind mehr oder weniger verschönert, dadurch werden sie meiner Meinung nach aber nicht weniger physioplastisch, sie sollen doch nur schöne Natur sein, wie man sie eben nur selten findet. In dieser Weise werden doch schließlich alle Kunstwerke hergestellt, wenigstens, wenn sie schöne Natur darstellen sollen. Man will durch diese allegorische Kunst bestimmte Ideen darstellen. Sie kann daher auch direkt übergehen in die religiöse Kunst. So können durch sie „Idole" hergestellt werden. Nun finden wir im Paläolithikum, wie schon erwähnt, kleine plastische Bildwerke, im Aurignacien, welche besonders starke und üppige Frauen darstellen, Frauen, die augenscheinlich mehrfach oder vielfach geboren haben, mit großen Hängebrüsten, starken Spitzbäuchen und riesigen

Fettanhäufungen um die Hüften (Abb. 5 und 6). So in Willendorf, in Österreich, so in den Höhlen bei Mentone, so in Mittel- und Südfrankreich, so als Reliefs wieder in Laussel. Es sind sehr merkwürdige Bildnisse und man hat sie als „Idole" gedeutet, als „Idole der Fruchtbarkeit" z. B. Ich möchte das nicht als richtig annehmen, man hat gar keine Beweise dafür, und ich kann mir auch nicht recht denken, daß die Aurignacmenschen schon solche Ideen gefaßt haben könnten. Solche Ideen würden meiner Meinung nach doch schon eine lange geistige Erziehung voraussetzen. Die Fruchtbarkeit ist ein ganz abstrakter Begriff, und wir finden sonst nichts, was darauf hindeutet, daß der Aurignacmensch schon abstrakte Begriffe gekannt hat. Ich möchte diese Bildnisse für ganz konkrete Darstellungen halten. Es können ältere Frauen gewesen sein, welche in der Horde eine besondere Verehrung genossen, vielleicht eben, weil sie Mütter so vieler Mitglieder der Horde waren, und vielleicht auch, weil sie als weise Frauen galten. Sie waren jedenfalls verehrt und einflußreich. Die Frau wird in jener Urzeit überhaupt eine besondere Stellung gehabt haben. Sie gebar die Kinder und das war natürlich etwas sehr Wichtiges. Der Mann hatte damit scheinbar nichts zu tun. Wie das v. Reitzenstein (1909) hervorgehoben hat, hat der Urmensch sicher lange Zeit nichts davon gewußt, daß der Koitus nötig sei zur Schwangerschaft, gerade so, wie die Tiere davon nichts wissen. Der Mensch ist ja doch aus einem tierischen Stadium hervorgegangen. Wie lange dieses Unwissenheitsstadium gedauert hat, davon wissen wir nichts. Wir wissen daher auch direkt nichts darüber, ob vielleicht schon der Neandertalmensch oder der Aurignacmensch die Sache erkannt hatten, oder noch unwissend waren. Es ist übrigens, wie mir scheint, gar nicht leicht sich vorzustellen, wie der Mensch schließlich den richtigen Zusammenhang erkannt hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir noch, daß er erst durch die Beobachtung der von ihm gehaltenen Haustiere auf die Erkenntnis des Vorganges gekommen ist. Das würde aber wahrscheinlich auch erst zu einer Zeit möglich gewesen sein, als die Tiere schon in Ställen gehalten wurden, also sehr spät, voraussichtlich erst im späteren Neolithikum. Sollte das richtig sein, dann versteht man aber auch, daß solche Sagen, wie die von der Befruchtung durch Geister oder Götter und von einer unbefleckten Empfängnis sich so lange halten konnten, da sie eben erst spät aufgetreten waren. Ja, nach v. Reitzensteins Untersuchungen würden sogar noch jetzt lebende Naturvölker mehr oder weniger ausgesprochen auf diesem Standpunkte stehen. Es würde das auch ganz verständlich sein, wenn es sich um Völker handelt, welche keine Viehzucht treiben, oder nicht in der Lage sind, bei dieser genaue Beobachtungen nach der betreffenden Richtung hin zu machen, und welche auch in bezug auf ihre eigenen geschlechtlichen Zustände nicht in der Lage sind, die nötigen Beobachtungen zu machen. Ich verweise dieserhalb auf die Arbeit von v. Reitzenstein. Sollte das so sein, dann würden die Paläolithiker noch in einem völligen Unschuldszustande gelebt haben, in dieser Hinsicht also noch in einer paradiesischen Zeit. Der Koitus war ihnen aus der tierischen Zeit her überkommen und galt ihnen jedenfalls als ein sehr schönes Vergnügen, das möglichst oft genossen wurde, da es so bequem und leicht zu genießen war, wobei man sich um den Verwandtschaftsgrad natürlich nicht kümmerte. Da die Horden voraussichtlich klein waren, und als große Familien angesehen werden konnten, so war der Koitus mit nahen und ferneren Verwandten das Gegebene. Da nun trotzdem die Menschen jener Zeiten sich kräftig fortgepflanzt haben und nicht entartet sind, so folgt daraus, daß die Nachteile der Verwandtenheiraten und der Inzucht für den Menschen doch

nicht so groß sein können, als vielfach angenommen wird. Unter diesen Umständen bedeuteten nun aber die Frauen für eine solche Horde noch etwas ganz anderes als das später der Fall war. Nur sie hatten die Fähigkeit, die Horde zu erhalten und zu vermehren. Die Männer besorgten die Nahrung durch die Jagd und verteidigten die Horde und ihr Eigentum, so namentlich auch die Weiber und Kinder, gegen die Feinde, aber die Gebärtätigkeit der Frauen stand doch höher. Wenn nun namentlich eine Frau recht viele und gesunde und starke Kinder geboren hatte, so war es nur natürlich, daß sie ein hohes Ansehen genoß, daß wohl auch ihre Meinungsäußerungen besonders hoch geschätzt wurden, und daß sie infolgedessen auch im Bildnisse dargestellt wurde, falls sich ein hinreichend begabter Künstler zu der betreffenden Zeit in der Horde befand. Familien in unserem Sinne hat es damals nicht gegeben, da die Väter fehlten. Man kann aber wohl annehmen, daß die Kinder einer Frau mit ihrer Mutter an der Spitze kleinere Kreise in der Horde bildeten und so eine Gliederung derselben bewirkten. Ich will diese Kreise als „Kinderkreise" bezeichnen, sie ersetzten also unsere Familien. Je größer nun ein Kinderkreis war, und je kräftiger und tüchtiger seine Mitglieder waren, um so mächtiger und angesehener wird er in der Horde gewesen sein, um so angesehener und mächtiger auch die an der Spitze stehende Mutter. Wenn diese nun außerdem noch selbst sich durch Erfahrung und Klugheit auszeichnete, war es sehr natürlich, daß sie besonders geehrt wurde und eine Art von führender Stellung einnehmen konnte. Es scheint nun, daß sich hierin die Ansicht der Menschen allmählich änderte, denn man findet solche Bildnisse von älteren Frauen nur aus dem Aurignacien, später, aus dem Solutréen und dem Magdalénien, nicht mehr. Was für Gründe für diese Änderung in Betracht gekommen sind, wissen wir nicht. Schuchardt (1914) hat angenommen, daß die in Reliefs dargestellten Frauen aus dem Abri von Laussel, sowie die eine ähnlich demütige Haltung zeigenden Frauenfiguren von Mentone und von Willendorf, schon beten und opfern. Angesichts dieser und vieler anderer Beziehungen zwischen dem Paläolithikum und den späteren Kulturperioden am Mittelmeere erklärte er eine Nachprüfung der bisher von der Geologie meist angenommenen hohen Zeitansätze der letzten Eiszeit für sehr wünschenswert. Was die Figuren von Willendorf und Mentone anlangt, so muß ich sagen, daß ich nicht finden kann, daß sie eine demütige Haltung einnehmen, aus der man schließen könnte, daß sie beten oder opfern. Die Venus von Willendorf steht ruhig da, den Kopf vornübergebeugt, so daß die schöne Frisur recht deutlich sichtbar wird, auf deren kunstvollen Aufbau augenscheinlich besonderer Wert gelegt wurde, die auffallend dünnen Unterarme und Hände auf die kolossalen Brüste gelegt, wie auf Polster. Es ist eine etwas merkwürdige Stellung, ich würde sie aber einfach für eine bequeme Ruhestellung halten, bei der die kunstvolle Frisur und die Brüste, die ja als die Ernährungsorgane für die Kinder von hoher Bedeutung waren, besonders deutlich hervortreten sollten. Auch die äußeren Geschlechtsteile sind recht deutlich dargestellt, wenngleich nicht mehr, als der Natur entsprach. Durch sie hindurch wurden aber die Kinder geboren. Sie waren also als in nächstem Zusammenhange mit der Geburt stehend, auch besonders wichtig, nur durch ihre Beziehung zur Geburt, nicht durch ihre Beziehung zum Verkehre mit dem Manne in diesem Falle. Diese Frau ist sicher nicht als Genußspenderin dargestellt worden, sondern als Gebärerin, als die Stammutter oder als eine von den Stammüttern, vielleicht als die fruchtbarste und daher angesehenste. Ich halte diese Figur somit für eine ganz realistische, physioplastische und individuelle Darstellung, aber nicht für ein Idol oder eine betende

oder opfernde Frau. Ganz Ähnliches dürfte für die Statuette von Mentone gelten. Was nun die beiden Frauengeſtalten von Lauſſel betrifft (Abb. 5 und 6), ſo ſteht die eine deutlichere (Abb. 5) und blickt ſtark ſeitwärts und etwas nach

Abb. 5. Lauſſel.

unten. Sie blickt alſo nicht gerade aus und ſtark nach unten, wie das die beiden vorigen Figuren tun. Ihre Stellung iſt in keiner Weiſe demütig, aber ganz anders als bei den beiden anderen Figuren, denn ſie hält in der erhobenen

rechten Hand ein Horn, das ja wohl ein Trinkhorn ſein wird. Die Friſur iſt auf dem Relief ſtark abgeſcheuert. Der linke Arm wird nach unten gehalten, ſo daß die Hand vor dem Bauche liegt, nicht auf demſelben, ſondern etwas vor ihm, denn der Unterarm erſcheint in Verkürzung. Iſt dieſes Bildnis ſchon durch ſeine Haltung und das Horn merkwürdig, ſo iſt es weiter noch merk-

Abb. 6. Laufſel.

würdiger dadurch, daß man noch ein zweites Frauenbildnis gefunden hat (Abb. 6), das dieſem erſten genau entſpricht, nur ſteht es gerade umgekehrt: während die erſte Frau nach links blickt und das Horn in der rechten Hand hält, blickt die zweite nach rechts und hält das Horn in der linken Hand. Beide Frauen zeigen prinzipiell denſelben Körperbau, entſprechend auch den Bild-

nissen von Willendorf und Mentone, aber sie sind dabei doch deutlich individuell verschieden, so daß der Künstler sicher zwei damals lebende Frauen mehr oder weniger genau porträtiert hat, beide in einer gemeinsamen Handlung begriffen. Welches kann nun diese Handlung gewesen sein? Die Frauen halten die Hörner horizontal, sie gießen also die in diesen enthaltene Flüssigkeit nicht aus, und blicken dabei gemeinsam auf etwas hin, was zwischen ihnen sich befindet, denn ich möchte annehmen, daß diese beiden Frauen zu einem und demselben Bilde gehören. Wenn diese Frauen opfern sollten, dann würden sie nur ein Trinkopfer darbringen können. In diesem Falle würden sie die Hörner so halten müssen, daß die Flüssigkeit herausfließen kann. Das ist aber nicht der Fall. So bleibt meiner Meinung nach nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß sie jemand, der zwischen ihnen steht, feierlich begrüßen wollen. Wir erfahren also aus diesen Darstellungen mancherlei: einmal, daß die damaligen Menschen schon Trinkhörner kannten, hieraus folgt, daß sie es auch verstanden, eine trinkbare Flüssigkeit herzustellen, die sicher etwas anderes war als Wasser. Vielleicht war sie schon alkoholhaltig. Drittens, daß sie schon die Sitte der feierlichen Begrüßung kannten, was eine immerhin schon ziemlich hohe Kultur voraussetzt, und endlich, daß diese Begrüßung nicht von Männern ausgeführt wurde, sondern von Frauen, und nicht durch junge Mädchen, sondern durch ältere Frauen. Nicht der Körperreiz der Frau war also ausschlaggebend, sondern ihr Verdienst als Gebärerin, welches ihr auch eine so angesehene Stellung verliehen hatte, daß sie zu solch feierlichem Gebrauche auserseben wurde. Man kann hieraus einen Schluß darauf machen, wie angesehen ihre Stellung auch sonst in der Horde war. Die hier so feierlich begrüßte Person wird sicher ein Mann oder eine Gruppe von Männern gewesen sein, welche von einem besonders bedeutsamen Kriegs- oder Jagdzuge sieg- und erfolgreich zurückkehrten. Die Männer wurden nach ihren Leistungen in dieser Hinsicht sicher auch hochgeschätzt, sie wurden von den angesehensten Frauen feierlich begrüßt, aber wie ihre Stellung sonst diesen gegenüber in der Horde war, das wissen wir nicht. Als Erzeuger und Vorfahren der Kinder und damit aller Menschen konnten naturgemäß nur die Frauen angesehen werden, somit konnten Verwandtschaften auch nur durch diese zustande kommen, somit mußte sich ganz von selbst ein Mutterrecht zu jener Zeit entwickeln, soweit damals überhaupt von irgendwelchen Rechtsanschauungen schon die Rede war. Zu dieser Zeit kam nicht in Frage, wie später, daß nur die Mutter sicher, der Vater aber zweifelhaft war, sondern die Mutter kam überhaupt nur in Frage, einen Vater gab es noch gar nicht. Sich in die Denkungsart der Menschen dieser Zeiten hineinzuversetzen, dürfte auch dem scharfsinnigsten Menschen der Jetztzeit nur in gewissem Grade gelingen, immerhin erscheint es mir wertvoll, es doch zu versuchen; etwas wird dabei doch immer herauskommen. Selbstverständlich wird zu jener Zeit kein weibliches Wesen zur alten Jungfer geworden sein. Sobald, wie es möglich war, wird jedes Mädchen entjungfert worden sein. So wird man auch gar nicht auf die Idee gekommen sein, daß weibliche Wesen unfruchtbar blieben, wenn ein Mann ihnen fernblieb, das kam eben nicht vor. Daß der Liebesgenuß eine hervorragende und sehr öffentliche Rolle spielte, geht aus einem Bildnisse hervor, das ebenfalls aus Laussel stammt, aber aus dem Solutréen, und also einige tausend Jahre jünger sein kann. Ich habe dieses Bildnis vor kurzem beschrieben und gedeutet (1920). Es stellt eine besondere Art des Koitus dar, die damals vielleicht neu gefunden worden war, und infolgedessen, als etwas Wesentliches angesehen und dargestellt wurde. Ich habe in jener Arbeit hervorgehoben, daß es immerhin wieder auf einen

geistigen Fortschritt hindeutet, wenn solche von der gewöhnlichen Art des Koitus abweichende Form gefunden wurde, und daß dieses Relief daher für uns recht wichtig ist. Wenn man sich vorstellt, daß entweder die ganze Horde zusammen wohnte und zusammen schlief, oder daß, falls schon Hütten vorhanden waren, doch immer einzelne Abteilungen so wohnten und schliefen, so wird man es verstehen, daß eine solche neue Form des Koitus lebhaften Interesses und vielleicht ungeteilter Anerkennung sicher war.

Nach dem bisher Gesagten kann jene berühmte Tanzszene aus Cogul auch nicht einem „Fruchtbarkeitszauber" gedient haben, sondern nur einer Verherrlichung des Liebesgenusses, denn es ist ein Mann daran beteiligt mit sehr deutlich dargestelltem Penis, und ein Mann war für die Fruchtbarkeit unnötig.

Es wäre auch möglich, daß zu der Zeit, als jene Frauenbildnisse entstanden, infolge ihres hohen Ansehens, Frauen an der Spitze der Horden standen, und daß erst später Männer als Häuptlinge an ihre Stelle traten. Man könnte das vielleicht dadurch erklären, daß in jener ältesten Zeit die Menge der Menschen noch so gering war, und daß infolgedessen die selbst kleinen Horden soweit voneinander entfernt wohnten, daß Kämpfe zwischen ihnen nur sehr selten vorkamen. Daher genügte es, wenn eine Frau an der Spitze derselben stand. Wild war sicher auch in solcher Menge vorhanden, daß es für die Männer der Horde nicht schwer war, die nötige Nahrung zu beschaffen. Das änderte sich später, als bei zunehmender Bevölkerung die Horden selbst größer wurden und näher aneinander wohnten, da gab es immer neue Kämpfe, und da wird es nötig geworden sein, daß ein Mann an die Spitze trat, um die Ordnung innerhalb der Horde selbst aufrecht zu erhalten und die Führung im Kampfe zu übernehmen. Damit brauchte sich die Stellung der Frau als Gebärerin noch nicht zu ändern, aber der Mann gewann ihr gegenüber so sehr an Ansehen, daß solch weibliche Bildnisse nicht mehr hergestellt wurden. Das ist natürlich nur eine Vermutung, eine Möglichkeit, aber bei so unbekannten Verhältnissen muß man an möglichst Verschiedenes denken, um später die Möglichkeit zu haben, dasjenige, was als das Wahrscheinlichste anzusehen ist, auszuwählen.

Hiernach würden also diese weiblichen Bildnisse als rein physioplastische, individuelle Darstellungen anzusehen sein, nicht als „Idole".

In späteren Zeiten, so im Magdalénien, findet man nicht mehr diese alten, dicken Frauen dargestellt, sondern jüngere, schlanke Mädchengestalten. In diesen Zeiten gab es schon mehr Menschen, da war die Vermehrung derselben nicht mehr so nötig, und vielleicht trat daher die „Vielgebärerin" mehr zurück hinter der „Lustspenderin". In dieser Zeit werden die weit größer gewordenen Horden es auch nötig gehabt haben, daß ein erfahrener und tapferer Mann an ihre Spitze trat, die Herrschaft des, wenn auch klugen und erfahrenen, Weibes reichte nicht mehr aus, denn es gab nun schon Schwierigkeiten bei der Jagd und Kämpfe der benachbarten Horden, da mußte ein Mann die Führung haben. Das waren auch die Zeiten, als das seltener werdende Wild jene magischen Zauberriten in den Höhlen wünschenswert erscheinen ließ und jene tierischen Erntefeste gefeiert wurden auf besonderen Festplätzen, auf denen die Häuptlinge der umliegenden Horden zusammen kamen. Ich spreche hierüber noch. Da trat die früher so hoch verehrte „Gebärerin" zurück hinter den erfahrenen und tatkräftigen Häuptling, der jetzt zugleich Jagd- und Kriegsleiter und Leiter der magischen Zeremonien wurde: erster Häuptling und erster Priester. Da wir gesehen haben, daß man im Solutréen schon eine neue Koitusart erfand, und diese besonders bildlich darstellte, so wird

man auch weiter schließen können, daß zu dieser fortgeschritteneren Zeit die geschlechtliche Lustempfindung weiter vorgeschritten war, und wird daraus dann auch begreifen, daß man die schlanke jüngere Frau jetzt bei der Darstellung wählte, wir würden sagen, das „junge Mädchen", die „Jungfrau", wir müssen aber bedenken, daß es solche Personen damals voraussichtlich nicht gab, da die heranwachsenden jungen Mädchen oder Kinder eben sofort entjungfert wurden sobald das tunlich war. Nur Kinder besaßen damals voraussichtlich das charakteristische Zeichen der „Jungfrau". Es war dieser Brauch kein Zeichen einer Entartung, sondern das einer kräftigen Entwickelung, und hat den Völkern in keiner Weise geschadet. Gab es doch damals eine so ausgezeichnete natürliche Auswahl der Frauen durch die Männer und vielleicht auch umgekehrt, wie sie später wohl nie mehr möglich gewesen ist. Der „Tüchtigste voran". Und diese Auswahl hat augenscheinlich verwandtschaftliche Schädigungen, junges Alter und alles übrige siegreich überwunden.

Es scheint mir weiter, daß rein physioplastische Darstellungen, ohne selbst irgendwie ideoplastisch verändert zu werden, in den Dienst einer mystischen Idee gestellt werden können, und es scheint mir weiter, daß dies im Paläolithikum schon in hohem Grade geschehen ist.

Wir finden in einer Anzahl von Grotten oder Höhlen in Frankreich eine ganz außerordentlich reiche Ausschmückung der Wände mit Bildern von Tieren, die meist ganz vorzüglich dargestellt worden sind. Nun hat Reinach (1903) darauf aufmerksam gemacht, daß diese Tiere sämtlich solche sind, die dem Menschen nützlich sind, ihm schädliche Tiere, irgendwelche Raubtiere, die ihm selbst oder den von ihm gejagten Tieren schaden könnten, seien nicht dargestellt worden. Das wird wohl sicher im wesentlichen auch jetzt noch richtig sein, doch berichtet Graf Begouen, daß er in der von ihm so genau untersuchten Höhle des Tuc d'Audoubert an einer Stelle auf den Felsen gezeichnet die Bilder zweier seltsam geformter Raubtiere mit geöffneten Rachen gefunden habe. Auch von einigen anderen Orten her sind Bilder von Raubtieren bekannt, aber im ganzen nur sehr wenige. Auch Bilder von Vögeln sind sehr selten, ebenso von Fischen. Was die Vögel anlangt, so ist das verständlich, denn, da die französischen Paläolithiker Pfeil und Bogen nicht gekannt zu haben scheinen, so kamen die Vögel als Jagdtiere nicht in Betracht. Was die Fische anlangt, so wurden sie sicher gefangen, man hat Angelhaken und Harpunen gefunden, aber sie werden wahrscheinlich doch nur einen nebensächlichen Teil der Nahrung geliefert haben, die Hauptjagdtiere waren die großen Vierfüßler. Bilder von Wisent, von Wildpferd, Renntier, Mammut sind daher sehr zahlreich vorhanden, und auch Steinbock, Hirsch und Gemse finden sich öfters. Dabei ist es merkwürdig, daß bestimmte Tiere in bestimmten Höhlen besonders stark vertreten sind. Von den Raubtieren findet sich dagegen immer nur hin und wieder einmal ein Bild. Daß diese eigentümliche Art der Verteilung der Tierbilder nicht zufällig sein kann, möchte ich in Übereinstimmung mit Reinach auch als sicher annehmen. Nun hebt Reinach hervor, daß ein sehr alter Glaube bestehe, nach welchem man durch das Abbild eines Wesens Macht über dasselbe gewinne. Es ist dies auch der Grund, warum Völker eine Abneigung haben und es geradezu verweigern, von sich Abbilder herstellen zu lassen. Ging und geht noch heute, selbst in Europa, der Glaube an die durch das Bild zu gewinnende Macht doch so weit, daß man dadurch, daß man dem Bilde einen Schaden zufügte, glaubte, auch dem durch das Bild dargestellten Menschen in gleicher Weise schaden zu können. Diese von Reinach angeführten Tatsachen sind ja auch allgemein bekannt. Er meint nun, daß die

Paläolithiker schon der Ansicht gewesen seien, daß man Tiere veranlassen könne, in die Nähe der Höhlen, der Wohnplätze der Jäger, zu kommen, wenn man ihre Bilder in der Höhle anbrächte, am besten natürlich in möglichst großer Anzahl. Dann würde die Horde ihr Jagdwild leicht haben erreichen können. Er verweist dabei auf die Gebräuche, welche von einem australischen Stamme bekannt sind in bezug auf die Totemtiere. Es werden von diesen Australiern die Bilder der betreffenden Tiere auf Felsflächen oder auf den Boden gezeichnet und dann finden Zeremonien besonderer Art vor diesen Bildern statt. Bei diesen Feierlichkeiten sind Frauen, Kinder und nicht eingeweihte Männer ausgeschlossen. Die Zeremonien haben den Zweck, die Vermehrung des betreffenden Tieres zu veranlassen. Nun ist es ja sehr auffallend, daß die Bilder in den französischen Höhlen gewöhnlich erst an Stellen beginnen, an denen das Tageslicht aufgehört hat, Stellen also, die völlig im Dunklen liegen. So ist nach den Mitteilungen von Obermaier (S. 238) die Höhle von La Mouthe etwa 220 m lang, aber erst 90 m vom Eingange, wo völlige Finsternis herrscht, beginnen die Bilder. Die Höhle von Combarelles ist eine schmale, gewundene Grotte von 225 m Länge, in ihr beginnen die Bilder erst 119 m hinter dem Eingange. In der Höhle von Font-de-Gaume gelangt man erst nach 65 m weiter Wanderung in den „Bildersaal", in der 1400 m langen Höhle von Niaux erst nach 500 m. Es besteht nach Obermaier kein Zweifel, daß früher die Bilder in diesen Höhlen auch näher dem Eingange vorhanden waren, sie haben sich aber nur da erhalten, wo sie vor der Einwirkung der Atmosphärilien möglichst geschützt waren. Wenn das nun auch der Fall gewesen sein mag, so steht doch jedenfalls so viel fest, daß die Bilder sich tief in das völlig dunkle Innere der Höhlen hinein erstreckten und daß ihr Beginn von vorn herein tief im Inneren der Höhlen lag, und da die damaligen Menschen natürlich nicht daran gedacht haben, die Bilder so tief in den Höhlen anzulegen, daß sie vor der Einwirkung der Atmosphärilien geschützt waren, damit sie viele tausend Jahre erhalten blieben, so haben sie einen ganz besonderen Grund gehabt, sie dort auszuführen, wo beständig völlige Finsternis herrschte. Daß die damaligen Menschen Augen gehabt haben, die im Finsteren sehen konnten, was Reinach für möglich hält, ist natürlich ausgeschlossen, denn solche Augen gibt es überhaupt nicht. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß diese Bilder bei künstlicher Beleuchtung hergestellt worden sind, und daß sie auch nur bei künstlicher Beleuchtung betrachtet werden konnten. Größere Feuer hat man in diesen tiefen Partien der Höhlen nicht anzünden können, denn der Rauch derselben würde erstickend gewesen sein und die Beleuchtung würde bei dem schlecht brennenden, mehr schwelenden Feuer und dem dichten Rauche nur sehr mangelhaft gewesen sein, man muß also annehmen, daß die Beleuchtung von Fettlampen geliefert wurde. Aus dem Magdalénien kennt man Steinlampen, welche mit Fett gespeist werden konnten, so gerade aus der Höhle La Mouthe eine. Wenn das matte, zitternde Licht einer solchen Fettpunzel nach unserem Geschmacke auch sicher recht mangelhaft war, so wurde es damals doch ebenso sicher sehr geschätzt, da es das einzige war, das man hatte. Bei dem Lichte solcher Lampen also müssen die Bildnisse ausgeführt und betrachtet worden sein. Das unsichere Licht derselben bot einen Vorteil: die Tierbilder schienen sich zu beleben, was den Eindruck wesentlich erhöhte. Reinach betont, daß man an den Höhlenwänden keine Spuren von Rauch findet. Auch dieser Umstand spricht dafür, daß man keine Holzfeuer benutzte, sondern Lampen. Er spricht aber weiter dafür, daß diese bilderreichen Abschnitte der

Höhlen nicht als Wohnräume dienten, sondern nur selten benutzt und daher auch nur selten erleuchtet wurden. Es waren also nicht mit Bildern ausgeschmückte Wohnräume, sondern Räume für ganz besondere Gelegenheiten. Nicht die Wohnräume der damaligen Menschen wurden mit diesen Bildern verziert, die den Leuten alltäglich zur Freude dienen konnten, sondern Räume, die nur selten besucht wurden und die daher ganz besonderen Zwecken dienen mußten. Die Künstler endlich, welche diese Bildergalerien herstellten, taten das nicht zu ihrem Privatvergnügen, sondern sie taten es zur Erfüllung ganz besonderer Zwecke, und daher sicher im Auftrage der Horde, welcher die Höhle gehörte. Es waren einige wenige tüchtige Künstler, welche entweder einmal zufällig in der betreffenden Horde geboren waren, oder welche auch von Horde zu Horde herumzogen und gegen Entschädigung solche Bildnisse herstellten. Wenn dem so war, so können diese langen und reichhaltigen Bildergalerien nur die Bedeutung von „Heiligtümern" gehabt haben, Heiligtümern allerdings wahrscheinlich in noch sehr naivem Sinne. Die Idee, daß man durch ein Abbild, das man besitzt, eine gewisse Macht über ein Wesen erlangt, ist meiner Meinung nach eine so nahe liegende, daß es nicht wundernehmen kann, wenn sie schon diesen Urmenschen geläufig war. Wenn sie solche Bilder in ihren Höhlen anbrachten, so werden sie die Empfindung gehabt haben, daß sie dort eine Anzahl der von ihnen gewünschten Tiere vereinigt hätten, und wenn sie vor diesen Bildern irgendwelche Zeremonien aufführten, so werden sie des Glaubens gewesen sein, durch diese die in die Höhle gebannten Tiere und durch sie wieder die übrigen draußen beeinflussen zu können. Da diese „Heiligtümer" oder vielleicht besser „Zauberstätten" in den Höhlen so tief innen im Dunklen lagen, so wird es sicher beabsichtigt gewesen sein, nicht alle Mitglieder der Horde an diesen Feierlichkeiten teilnehmen zu lassen, sondern nur bestimmte, also wahrscheinlich alle diejenigen, welche als Jäger in Betracht kamen, also die erwachsenen Männer. Zu bestimmten Zeiten im Jahre, die wahrscheinlich mit dem Leben der betreffenden Tiere in Zusammenhang standen, werden diese Feierlichkeiten abgehalten worden sein. Solche Ideen und ihre praktische Verwendung passen gerade für sehr tief stehende Völker, wenigstens bei ihrer ersten Entstehung, denn man kann weiterhin merkwürdigerweise feststellen, daß sie als „alte Überlieferungen" später außerordentlich fest haften in der Seele der Menschen, und späterhin bei der zunehmenden geistigen Begabung noch immer sich vertiefen und umrankt werden von allerlei mystischem Beiwerke, durch das sie scheinbar sicherer begründet und jedenfalls weiter ausgebaut werden, bis dann schließlich eine Zeit kommt, in der zunächst bei einigen wenigen Menschen die Erkenntnis durchbricht, daß diese ganze großmächtig gewordene Anschauung Unsinn ist. Bis aber eine solche neu gewonnene Erkenntnis sind weithin im Volke verbreitet, so daß sie die alte überlieferte Anschauung vernichtet, kann dann sehr lange dauern. In unseren Kulturvölkern findet man so manche Beispiele hierfür. Wir brauchen uns wirklich nicht besonders erhaben zu dünken gegenüber unseren sogenannten „Naturvölkern". Der weitere Ausbau solcher Ideen hat sich natürlich in den späteren Jahrtausenden allmählich vollzogen. Sind schon die oben genannten Höhlen recht beweisend für die hier gemachte Annahme, so ist am beweisendsten eine Höhle, die des Tuc d'Audoubert, welche von dem Grafen Begouen und seinen Söhnen genauer untersucht worden ist. Diese Höhle liegt im Dep. Ariège, in der Gemeinde von Montesquieu-Avantès, also im Süden Frankreichs. „Tuc" bedeutet in der ortsüblichen Sprache einen „Felskamm". Die Höhle war schon früher von dem Grafen

untersucht worden und hatte ihm sehr schöne Felszeichnungen von Tieren aus dem Aurignacien und Magdalénien geliefert. Sie ist sehr schwer zugänglich und sehr kompliziert gebaut. Durch den Anprall eines Flüßchens, des Volp, ist ein Wassergang ausgespült worden, und man muß auf etwa 60 m Länge in einem Boote unter der Erde hineinfahren, um zu der Höhle zu gelangen. Ich folge hier den Angaben von Begouen (1912). Bei niedrigem Wasserstande kann man indessen zur Not auch trockenen Fußes hineinkommen. Während des Winters und nach starken Gewittern tritt das Wasser selbst in die unteren Galerien ein, der Fluß ist dann ein reißender Strom und verhindert absolut jeden Eintritt in die Höhle. Diese selbst setzt sich aus drei Stockwerken zusammen, von denen das unterste in der Höhe des Wasserspiegels liegt. Etwa 150 m vom Eingange entfernt muß man einen kleinen Felsabhang von 2 m Höhe ersteigen, um in das zweite Stockwerk zu gelangen. In diesem verläuft ein Gang, der sich stellenweise zu weiten Sälen erweitert. Hier fanden sich schon Felszeichnungen und Spuren von Malereien. In der Ecke eines von diesen Sälen beginnt dann ein enger Gang, der weiter nach oben führt. Nach einer Steigung von 12,5 m kommt man in das dritte Stockwerk. Der hier beginnende Gang ist eng und unregelmäßig. An manchen Stellen findet man zahlreiche Tierbilder in die Felswand eingraviert. So den Kopf einer Hirschkuh, sodann zwei seltsam geformte Raubtiere mit offenem Rachen, in einem kleinen Saale Gravierungen von Pferden, Wisenten usw. Diese Bilder erscheinen sehr verschieden von denen in dem unteren Stockwerke, älter und wahrscheinlich dem Aurignacien entstammend. Von diesem kleinen Saale aus nun führt ein enger und niedriger Gang weiter, der ganz durch Tropfsteinsäulen verschlossen war, die erst weggebrochen werden mußten, um einen Durchgang zu gewinnen. In einem weiteren Saale findet man dann auf dem lehmigen Boden zahlreiche Spuren von Bärentatzen und Haufen von Bärenknochen, deren Besitzer hier augenscheinlich gestorben sind. Der Diluvialmensch, der hier eindrang, hat aus den Bärenkiefern die großen Eckzähne herausgebrochen, die zum Schmucke verwendet wurden. Ein Unterkiefer eines kleinen Bären ist, nachdem ihm sein Eckzahn herausgebrochen worden war, vom Menschen auf einen Felsvorsprung gelegt worden und ist auf diesem durch Kalksinter festgeklebt. Um diese Bärenskelette herum zeigt der Boden die Spuren von nackten menschlichen Füßen und namentlich von den Zehen. Diese Füße ähneln denen von jetzigen Menschen von geringer Größe. Die große Zehe ist etwas groß, wie bei allen Menschen, welche barfuß gehen. In diesem Teile der Höhle fand sich auf dem Boden ein kleiner Schaber aus Feuerstein vom Magdalénientypus, ein Zeichen dafür, daß zu der Zeit des Magdalénien Menschen diesen Teil der Höhle besucht haben. Außer einigen weiteren solchen Feuersteininstrumenten fand sich auch ein durchbohrter Zahn eines Rindes. Weiterhin gelangt man dann in einen kleinen Saal, nachdem man einen lehmigen Abhang hinaufgeklettert ist, auf dem man noch die Spuren des Hinaufkletterns von Menschen und Bären wahrnimmt. Von den Bärenkrallen findet man hier lange Furchen, die Tiere sind auf dem schlüpfrigen Boden ausgeglitten. Der Lehmboden dieses Saales zeigt ein Gewirr von gekrümmten Linien, dessen Bedeutung noch nicht verständlich ist, und zwischen den Linien tiefe Eindrücke. Diese sind die Eindrücke von menschlichen Fersen. Durch das kalkhaltige Wasser hat sich auf der Oberfläche des Bodens eine ganz dünne, hautartige Kalkschicht abgelagert mit sehr feinem Korne, etwa von der Dicke einer Eierschale, und diese Kalkschicht gibt außerordentlich genau alle Feinheiten des Bodens wieder. Hebt man dieses Kalkhäutchen ab, so hat man einen ganz genauen Abdruck der Fersen, an denen

man die geringsten Details deutlich erkennt, so daß auch die Hautverdickungen klar hervortreten. Auch diese Ferſenabdrücke, die ſpäter noch genauer ſtudiert werden ſollen, erſchienen klein und von kleinen Menſchen herſtammend. Merkwürdigerweiſe ſieht man hier nun aber nur Abdrücke von Ferſen, nie von einem ganzen Fuße oder von Zehen, während an anderen Stellen der Höhle, wie ſchon erwähnt, ſehr deutliche Zehenabdrücke ſich vorfanden. Der Saal iſt ſo niedrig, daß man ſchon gleich am Eingange ſich nicht mehr aufrecht halten kann, man mußte ſich alſo niederhocken. Welche Bedeutung nun dieſe eigentümlichen Linienſpuren haben und welche Bedeutung man dieſem Hocken auf den Ferſen zuſchreiben kann, — und der Boden zeigt maſſenhaft ſolche Eindrücke — iſt noch unbekannt. Vielleicht handelt es ſich hierbei um einen mit der Idee einer Zauberei verbundenen Ritus. Hinter dieſem Teile der Höhle liegt dann ein Endſaal, in deſſen Mitte zwei aus dem Lehme oder Tone des Bodens modellierte Wiſentſtatuetten gefunden wurden. Wenn man in dieſen Saal eintritt, ſieht man die Tiere, einen männlichen und einen weiblichen Wiſent, von hinten und es ſieht aus, als wenn ſie längs der Felswände vor dem Menſchen hinliefen. Die beiden Tiere ſind nicht ganz hintereinander geſtellt, das vordere ſteht etwas links von dem anderen und auch nicht ſo horizontal wie das erſte. Es hat ſich auf den Vorderbeinen etwas erhoben und ſcheint den Felſen hinanzuklettern. Das vordere iſt faſt unverſehrt, nur das Ende des rechten Hornes und der Schwanz ſind abgefallen, doch liegt das Schwanzſtück daneben auf der Erde. Der Saal iſt im ganzen hinreichend feucht, ſo daß der Ton ſeine Plaſtizität hat bewahren können, immerhin ſind einige Riſſe aufgetreten, die aber die Tierkörper nicht weſentlich beſchädigt haben. Das vorderſte Tier lehnt ſich ganz an den Fels. Da für das hintere der Fels nicht lang genug war, ſo hat der Künſtler einige Steine herangeholt und den Fels verlängert, damit der Hinterteil des Wiſent eine Stütze fand. Das vordere Tier iſt das Weibchen. Die Köpfe ſind beſonders ſorgfältig modelliert worden. Das Auge iſt bei dem Weibchen durch eine Tonkugel dargeſtellt worden mit einer Vertiefung in der Mitte. Dieſe Nachahmung des Auges und des Blickes gibt dem Kopfe Leben. Bei dem männlichen Tiere iſt das große Auge einfach rund und erſcheint leblos. Der Bart des männlichen Tieres, der bis zum Bauche hinabzieht, iſt angedeutet durch feine Striche mit einem Spatel aus Holz oder Knochen, während die mehr wollige und gröber erſcheinende Mähne von dem Künſtler mit ſeinem Daumen ausgeführt worden iſt, der ſehr deutliche Eindrücke hinterlaſſen hat. Die beiden Statuetten zeigen ſoviel natürliches Leben, einen ſolchen Realismus in der Wiedergabe und eine ſolche Technik, daß man den Herſteller als einen richtigen Künſtler anſehen muß. Es dürften dies wohl die älteſten Tonſtatuetten ſein, die bisher auf der Erde gefunden worden ſind. Allerdings iſt es möglich, daß die oben ſchon beſprochenen kleinen Statuetten der Frauen von Mentone und Willendorf älter oder gleich alt ſind. Neben dieſen beiden Statuetten lag dann noch auf dem Boden eine kleine Tonſtatuette von 13 cm Länge, die ebenfalls einen Wiſent darſtellt, aber nur ſehr flüchtig ausgeführt iſt. Eine Furche ſcheidet die Beine und den Bauch von einer kleinen Erhöhung des Bodens, dieaugenſcheinlich als Poſtament dienen ſollte, damit man die Statuette von allen Seiten betrachten konnte. Eine Skizze von einem Wiſent (41 cm lang) war noch auf den Boden gezeichnet, der Rückenkontur war einfach durch eine 2 cm tiefe Furche, die mit dem Finger ausgeführt war, angegeben. Die Modellierung des Kopfes war gerade angefangen, das eine Horn ſprang ſchon vor. Ein kleiner Steinblock, der von der Decke heruntergeſtürzt iſt, hat dieſen Kopfteil zerquetſcht. Der Künſtler, der

diese Statuetten ausgeführt hat, ist augenscheinlich seiner Zeit plötzlich von seinem Werke abgerufen worden und nicht wieder zurückgekehrt, so daß die angefangenen Statuetten unvollendet blieben. Diese sind uns erhalten geblieben Dank der Feuchtigkeit der Höhle und dann dem Verschlusse durch die Tropfsteinsäulen, der ja allerdings erst sehr viel später entstanden sein kann. Während des ganzen Solutréen und Magdalénien muß der Durchgang ja noch offen gewesen sein, wenn auch die Anfänge dieser Säulenbildungen schon vorhanden gewesen sein mögen. Waren die Wisentstatuetten auch noch nicht ganz vollendet, so machten sie im großen und ganzen doch einen fertigen Eindruck. Stellen wir uns vor, daß der Zug der Besucher dieses „Heiligtums" oder dieser „Zauberhöhle" erst durch den unterirdischen Zugang an dem brausenden Flusse in das Innere gedrungen war, dann durch die Gänge in die verschiedenen Stockwerke vorgedrungen war, an den Tierbildern vorbei und mit Aufenthalt in den Sälen, in denen seltsame Zeremonien ausgeführt wurden — man denke an den niedrigen Hockersaal mit den Fersenabdrücken und den geschlängelten Linien und daß dann endlich die Leute in diesem letzten Saale diese beiden Wisente scheinbar vor sich herfliehen sahen, ganz lebendig in ihrem Ausdrucke, Bildwerke, die sie sonst nie gesehen hatten, die ihnen also um so lebendiger vorkommen mußten, so wird man zugeben müssen, daß der Eindruck dieser Höhle auf die naiven Besucher ein gewaltiger sein mußte. Die Leute mußten im Innersten erregt sein, um so mehr als eine gewisse Ermüdung zu dieser seelischen Erregung dazukam. Die hier angewandten Mittel sind die nämlichen, durch welche auch die späteren alten Kulturvölker bei ihren Mysterien wirkten, nur daß diese letzteren, geistig weit höher stehend, noch mehr Mittel zur Verfügung hatten. Im Prinzipe war es aber dasselbe. Wie oft und wie lange Zeit hindurch diese Höhle besucht worden ist, läßt sich nicht sagen. Aus dem in ihr gefundenen Werkzeuge der Magdalénienstufe kann man aber schließen, daß sie auch noch im Magdalénien besucht wurde, also wohl jedenfalls viele tausend Jahre hindurch. Sie war demnach für jene Völker schon ein durch sein Alter geweihtes Heiligtum oder eine solche Zauberhöhle und mag weit berühmt gewesen sein. Die beiden Wisentstatuetten maßen 61 und 63 cm und lagen 700 m vom Eingange der Höhle entfernt in völliger Finsternis, ebenso wie die sämtlichen Gänge und Säle der Höhle. Diese tiefe Finsternis und der Gedanke, tief im Inneren der Erde zu sein, wird die Gemütsbewegung der Besucher noch gesteigert haben, während die Tierbilder in den Gängen und Sälen durch die schwache, flackernde Beleuchtung noch dazu lebendig erschienen.

Ich habe oben schon bemerkt, daß wir von dem Neandertaler keine Bildwerke kennen, obwohl auch dieser schon Höhlen als schützende Aufenthaltsorte kannte und benutzte. Wie ich oben schon ausgeführt habe, ist es möglich, daß er noch nicht die Fähigkeit besaß, zu zeichnen, vielleicht auch nur noch nicht die Technik kannte, solche Bilder haltbar auf Felswänden zu entwerfen. Es ist aber auch denkbar, daß er geistig noch nicht so hoch stand, um die Idee eines solchen Bilderzaubers zu fassen. Es könnte endlich auch sein, daß ihm noch die Beleuchtungsmittel fehlten, und das kann man sogar als ziemlich sicher ansehen, um tief in die Höhlen einzudringen, und dort Zeichnungen auszuführen, und daß solche, wenn er sie in den hellen vorderen Teilen ausführte, infolge der Einwirkung der Atmosphärilien uns verloren gegangen sind. Man sieht, es sind mancherlei Möglichkeiten vorhanden, um das Fehlen der Neandertalzeichnungen zu erklären, als die wahrscheinlichste Ursache würde mir allerdings die geistige Unfähigkeit zur bildlichen Darstellung erscheinen.

Reinach kommt in seiner Arbeit noch auf die Tänze unserer Naturvölker in Tiermasken zu sprechen, welche ja auch den Zweck haben, das Jagdwild dem Jäger leichter zugänglich zu machen. Man hat auch aus dem Magdalénien derartige Bilder von tanzenden Männern gefunden, und kann daher annehmen, daß auch damals schon derartige Tänze ausgeführt wurden. Man findet aber andererseits aus derselben Zeit auch Bilder von maskierten, in Tierhäute gesteckten Männern, die wahrscheinlich das Wild beschleichen wollen. Auch die Jäger unserer Naturvölker üben diesen Brauch. Auf den bekannten Buschmannmalereien findet man solche Szenen ebenfalls dargestellt. Wir ersehen also aus den Bildern des Magdalénien, daß der damals lebende Mensch nicht nur ein geübter und geriebener Jäger war, der sein Wild zu überlisten versuchte, sondern daß er auch durch Zaubertänze auf sein Jagdwild einzuwirken versucht hat. In diesen beiden Hinsichten würde er sich also unseren Naturvölkern schon genähert haben. Ich würde hieraus nicht den Schluß ziehen, daß der Magdalénienmensch geistig unseren jetzigen Naturvölkern schon nahe stand, diese stehen sicher beträchtlich höher, sondern daß manche von den Ideen und Gebräuchen unserer Naturvölker ihren Ursprung schon in jener Urzeit genommen haben. Der körperliche und geistige Besitz des Menschen stammen eben aus allen jenen Zeitabschnitten her, die er während seiner gesamten stammesgeschichtlichen Entwickelung durchlebt hat. So ist der Mensch in seinem gesamten jetzigen Sein untrennbar mit seiner ganzen Vorzeit verwachsen und kann auch in seinem geistigen Leben nicht nur neu sein, sondern ist im Gegenteile unentrinnbar seinen früheren geistigen Eindrücken unterworfen, die er nur ganz allmählich durch neue geistige Errungenschaften ändern kann, die dann wieder weiter auf die nächsten Geschlechter einwirken und so diese wieder fest mit den jetzigen verknüpfen.

Nun hat vor kurzem Hauser, der bekannte Schweizer Antiquitätenhändler, dem wir mehrfache sehr schöne Funde (z. T. zusammen mit Klaatsch) verdanken, einen Opferplatz aus dem Magdalénien beschrieben (1917, S. 86—91, besonders S. 88—91). Von einem großen, wohl bei einem Erdbeben herabgestürzten Steinblocke bedeckt, war der Platz wohlerhalten geblieben. Nach Entfernung des Felsblockes ließ sich folgendes feststellen. Es fand sich eine regelrechte Herdstelle, deren Platte aus Flußkieseln zusammengesetzt, länglich und stark mit Asche und Kohle bedeckt war. Sie war umgeben von einem Kranze von Steinplatten, auf denen Tiere gezeichnet waren. Alle Bildseiten dieser Platten waren nach der Herdstelle gerichtet gewesen. Der ganze Platz mißt in ovaler Form 15:8 m. Eine ungeheuere Menge von Schädelresten von Wildpferd, Wisent und Renntier, ferner große Mengen von Hornzapfen, Geweihschaufeln und Geweihsprossen lagen bis zu einem Meter Höhe aufgehäuft auf einem Teile des Platzes bei der Feuerstelle, auch Stoß- und Backzähne von Mammut. Aufgeschlagene Markknochen fehlten gänzlich. In unmittelbarer Nähe des Herdes lagen nach der anderen Seite hin Dutzende von Schmuckstücken: zierliche, durchbohrte Zähnchen, durchlochte Steine und Knochenanhänger, Bergkristallperlen, Nadeln, Ocker, Kultstäbe (sog. Kommandostäbe) usw. Ferner zwei große, scharfe Feuersteinklingen und 11 Schalensteine. Auf einem dieser Steine fanden sich vier regelmäßig angeordnete Schalen. Nach Hauser können diese Schalensteine nur zum Auffangen des Blutes der Opfertiere gedient haben. Nach der von Hauser gegebenen Beschreibung, aus der ich hier die wichtigsten Dinge mitgeteilt habe, kann es sich

in der Tat wohl nicht um einen Wohnplatz gehandelt haben; daß es ein Opferplatz war, scheint möglich zu sein, aber nicht wahrscheinlich. Von einem naiven mystischen Jagdtierzauber, wie ich ihn bisher besprochen habe, bis zu einem Opferplatze ist ein weiter Weg. Wenn hier geopfert wurde, so scheinen im wesentlichen die Köpfe bestimmter Jagdtiere geopfert worden zu sein, einmal wohl, weil sie das Charakteristische an dem Tiere waren, und dann, weil diese Teile für die Ernährung weit weniger wichtig waren als das Fleisch des übrigen Körpers. Der Mensch hat augenscheinlich zu allen Zeiten einen nützlichen Egoismus besessen, der ihn nur das abgeben ließ, was ihm weniger notwendig war. Nun bleibt allerdings die wichtige Frage offen: wem opferte der Magdalénienmensch? Sollte er schon an ein höheres Wesen geglaubt haben, das er sich durch Opfer günstig stimmen wollte? Diese Frage läßt sich vorläufig wohl nicht irgendwie sicher beantworten. Ich muß indessen sagen, es erscheint mir äußerst unwahrscheinlich, daß der so real, naiv real denkende Paläolithiker schon solche ins Unsichtbare schweifende Ideen gehabt haben sollte. Weit eher scheint es mir möglich zu sein, daß es sich hier wiederum um eine andere Form des Tierzaubers gehandelt hat. Hierfür scheinen mir namentlich auch die mit Tierbildern bedeckten Steine, die die Herdstelle umgaben, zu sprechen. Wenn man für diese „Opferstelle" eine Deutung zu finden sucht, so wird eine solche nur rein subjektiv sein können, da für sie Beweise kaum zu finden sind. Ich möchte annehmen, daß diese „Opferstelle" eine Art von Ergänzung darstellt zu den Höhlen mit ihren Tierbildern. Diese selbst scheinen mir in zwei Arten zu zerfallen:

1. In solche, welche gleichzeitig Wohnhöhle und Heiligtum oder Zauberhöhle waren. Im vorderen, helleren und luftigeren Teile wohnte die Horde, im hinteren, dunkelen, als „tabu" betrachteten Teile befand sich ihr Heiligtum, also ein Privatheiligtum der Horde, gewissermaßen für den Hausgebrauch bestimmt.

2. In solche, welche nur als Heiligtum oder Zauberhöhle dienten. Diese werden voraussichtlich nicht nur im Besitze einer Horde gewesen sein, und daher als gemeinsames Heiligtum für mehrere Horden, für einen Bezirk, gedient haben. Von solchen kenne ich bis jetzt nur die Höhle des Tuc d'Audoubert.

Diese beiden Arten der Heiligtümer dienten dem gewissermaßen platonischen Zauberkultus, der in der naiven Besitznahme der Jagdtiere durch ihre Abbilder bestand. Einem ganz anderen Zwecke könnte dieser „Opferplatz" gedient haben. Hier kamen die Jäger eines Bezirkes vielleicht zusammen, um die Ergebnisse ihrer Jagden zu feiern. Sie mögen hier eine Art von tierischem „Erntefest" gefeiert haben zu bestimmten Zeiten des Jahres. Sie schleppten dazu nicht die ganzen Tiere herbei, sondern nur die charakteristischen Teile derselben, die Köpfe oder beim Mammute die Stoßzähne und Backzähne, da die Köpfe denn doch zu schwer waren, und natürlich nur einige solche. Das eine oder andere Tier hätte ja auch ganz hingeliefert worden sein können, um die Unkosten des Mahles mit seinem Fleische zu decken, aber da man keine sonstigen Skelettknochen außer den Schädeln gefunden hat, so ist das unwahrscheinlich. In den Köpfen war das Gehirn enthalten, so ist es möglich, daß man bei diesen Festen dieses als Leckerbissen verzehrt hat. Man findet ja auch die Schädel nach der Beschreibung nicht ganz vor, sondern in Stücken, das spricht dafür, daß das Gehirn herausgenommen wurde. Die Schädelreste und die Hörner ließ man liegen, vielleicht aus Bequemlichkeit, vielleicht auch zum Andenken an die Feiern ev. als Triumphzeichen. Es würde dies meiner Deutung nach also ein „Festplatz" gewesen sein. Diese Feste

hatten aber, wie ich schon erwähnt habe, wohl gleichzeitig auch eine Bedeutung für den Tierzauber, vielleicht sollten sie die Herrschaft des erfolgreichen Jägers über die Jagdtiere verherrlichen und dieses den um den Platz herum aufgestellten Tierbildern, die wieder als lebendig, oder wenigstens die lebenden Tiere ersetzend gedacht wurden, ad oculos demonstrieren. Hauser hat den Platz als „Opferplatz" gedeutet. Ich möchte diese Deutung nicht für richtig halten. Was für Tiere sollten denn dort geopfert werden? Man hat Reste gefunden von Wildpferd, Wisent, Renntier (die Köpfe) und Mammut (Stoßzähne und Backzähne). Alle diese Tiere ließen sich aber natürlich nicht lebend nach dem Opferplatze bringen und dort abschlachten. Die Schalensteine, die Hauser gefunden hat, und von denen er annimmt, daß sie zum Auffangen des Blutes der geschlachteten Tiere gedient haben, müssen also eine ganz andere Bedeutung gehabt haben, welche, ist freilich schwer zu sagen. Vielleicht sind die Gehirne hineingelegt worden. Die Paläolithiker haben sehr wahrscheinlich an irgendwelches „Opfern" auch noch gar nicht gedacht. Das Opfern ist erst möglich, wenn man Jemand hat, dem man opfern kann, und wenn man Tiere hat, die man opfern kann. Solche hat man aber erst, wenn man Haustiere hält. Die ersten Haustiere sind aber wohl sicher erst im Neolithikum vorhanden gewesen, nur der Hund schon im Mesolithikum, aber dieser wurde nicht gegessen, und zum Opfer gehörte ein eßbares Tier, denn die Grundidee war doch wohl zunächst die, daß man dem mächtigen Wesen, das man sich günstig stimmen wollte, etwas gutes zum Essen darbot. Der Rauch mit dem Dufte des verbrannten Fleisches stieg nach oben, und labte so das unsichtbare Wesen, das man anders nicht füttern konnte, allenfalls verzehrten die Priester mehr oder weniger heimlich das sonstige Fleisch als Vertreter des unsichtbaren Wesens, oder auch öffentlich zusammen mit den Opfernden. Dem Gesagten zufolge wird das „Opfern" erst im Neolithikum aufgekommen sein und zu dieser Zeit waren dann auch sicher schon mystische Ideen von unsichtbaren und mächtigen Wesen vorhanden. Wenn Hauser weiter annimmt, daß die vielen an dem Platze gefundenen Schmucksachen dem Priester des Platzes angehört hätten, so ist die nächste Frage wohl, ob denn damals Priester überhaupt schon vorhanden gewesen sein werden. Hauser freilich scheint dieserhalb gar kein Bedenken zu haben. Er sagt (S. 90):

„Deshalb (wegen des ganzen Befundes) kann ich in diesem Herde keine gewöhnliche Feuerstelle anerkennen, die etwa nur profanen Zwecken gedient haben sollte; hier kommt dem Feuer eine erhöhte Bedeutung zu, es ist der Altar. Die erste rituelle Stätte, die wir bis heute aus fernster Vergangenheit kennen! Hier an dieser geheimnisvollen Stätte opferten die Jäger des Magdalénien dem unfaßbar Gewaltigen, der ihnen die Jagdtiere zutrieb, sie in rasender Flucht ihnen wieder entführte oder ihnen ab und zu eines zu erlegen Gelegenheit gab. Diesem Großen, Unverstandenen und deshalb doppelt Gefürchteten, den man nicht sah, den man nur ahnte und zu fühlen vermeinte, brachte der Primitive das Reinste und Imponierendste vom Tierkörper selbst: Kopf und Gehörn. Auf dem Steinaltar erhielt man das Feuer in fortwährender Glut, und daneben legte der Leiter der zeremoniellen Handlung, der urweltliche Priester, seinen Schmuck und sein Gerät, Messer und Zauberstäbe."

Daß der Magdalénienmensch schon an ein mächtiges unsichtbares Wesen geglaubt haben sollte, das ihm nach seinem Belieben Jagdwild auslieferte oder nicht, ist äußerst unwahrscheinlich. Daß dieser Platz kein gewöhnlicher Wohnplatz war, möchte ich nach dem Befunde ebenfalls annehmen, ich habe

ihn ja eben für einen Festplatz erklärt. Wenn der Magdalénienmensch aber noch an kein überirdisches Wesen glaubte, konnte auch noch kein Priester da sein, der dieses vertrat. Ferner ist nicht recht einzusehen, warum der von Hauser angenommene Priester seinen reichen Schmuck neben dem Feuer auf dem Boden niedergelegt haben sollte, während er selbst sich wo anders befand. Dieser Boden war doch wirklich keine geeignete Aufbewahrungsstätte für seinen Schmuck. Ich möchte annehmen, daß zu den Feiern auf diesem Festplatze Abgesandte der einzelnen Horden kamen, nicht die sämtlichen Jäger der Horden, denn der Platz war nur klein. Es sind 11 Schalensteine gefunden worden. Ob diese Zahl auf die Zahl der Besucher hindeuten könnte, ist eine offene Frage. Man darf wohl annehmen, daß die Jäger einer Horde sich einen Führer wählten. Gesellig lebende Tiere haben stets ein führendes Tier und die Schimpansen der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften auf Teneriffa eingerichteten Anthropoidenstation haben sich, wie Rothmann und Teuber (1915) berichten, auch sofort einen Führer gewählt, dem sie sich unterordneten, da ist es äußerst wahrscheinlich, daß auch die Paläolithiker schon ähnliches getan haben werden. Über das wahrscheinliche Verhältnis dieser männlichen Führer oder Häuptlinge zu den älteren Frauen habe ich oben schon gesprochen. Möglicherweise haben auch die mehr verbündeten Horden eines Bezirkes schon ein gemeinsames Oberhaupt gewählt, das dann eine solche Festversammlung einberief und den Vorsitz hatte. Über alle solche Dinge sind ja natürlich nur Vermutungen möglich. Jedenfalls waren alle solche Einrichtungen auch bei ganz naiv-realen Menschen denkbar. Man muß sich aber bei diesen Vermutungen vor allem hüten, sich von den Grenzen solcher naiv-realen Anschauungen weiter zu entfernen. Die Führer der einzelnen Horden werden für die Privatheiligtümer dieser Horden und für die in diesen vorzunehmenden Zeremonien und Feiern zu sorgen gehabt haben, der „Oberhäuptling", wenn wir ihn so nennen wollen, vielleicht für die den Horden gemeinsamen Heiligtümer, so für das von Tuc d'Audoubert und für den Festplatz von Hauser. So kann man sich die Verhältnisse vielleicht denken. Wie die Feste auf dem Festplatze gefeiert worden sein mögen, darüber läßt sich vorläufig nichts sagen, wenn es aber zu jener Zeit schon alkoholhaltige Getränke gab, was ja nach den Trinkhörnern der Frauen von Laussel nicht unwahrscheinlich ist, dann ist es schon zu verstehen, daß nach einem solchen Feste so manches Schmuckstück der Teilnehmer, die doch natürlich in ihrem vollen Schmucke erschienen, und bei jenen schmuckliebenden Menschen war das nicht wenig, auf dem Festplatze liegen blieb und so, durch den großen Felsblock sicher behütet, nach Zehntausenden von Jahren Hauser in die Hände fallen konnte. Ich möchte vermuten, daß jene alten Magdalénienhäuptlinge auf diesem Festplatze recht feucht-fröhlich gewesen sein werden, und wenn sie dort geopfert haben sollten, wohl nur dem Gotte ihres Genußmittels geopfert haben werden, der Bacchus oder Gambrinus nahestand, aber sicher auch nur unbewußt, da sie sich auch zu einem solchen irgendwie vorgestellten und benamsten Gotte sicher noch nicht aufschwingen konnten. Ich habe oben schon kurz diese Dinge erwähnt.

Zu dieser Zeit sind „Häuptling" und „Priester" (der „erste Anfang eines Priesters", wenn überhaupt schon davon die Rede sein konnte) wohl sehr wahrscheinlich noch in derselben Person vereinigt gewesen, die Verhältnisse lagen so einfach, daß das möglich war. Bei der damaligen Stufe der geistigen Entwickelung beschränkte sich das Priestertum noch auf sehr einfache und seltene Zeremonien, und das Häuptlingstum wird auch noch in seinen ersten

Anfängen begriffen gewesen sein. Später, als die Menschen seßhaft wurden und Ackerbau und Viehzucht trieben, im späteren Mesolithikum und dann im Neolithikum, wurden die Verhältnisse ganz andere und wesentlich komplizierter, da tauchten dann auch ganz neue Ideen und Vorstellungen in bezug auf unsichtbare und mächtige Wesen, Geister, Götter u. dgl. auf, welche einem selbständigen Priestertume den Weg bahnten.

Verworn denkt über die hier von mir besprochenen Dinge wesentlich anders. Er führt die hier von mir ausführlicher besprochene Ansicht Reinachs nur als „Kuriosum" an. Er sagt an dieser Stelle (1908, S. 45—46) weiter:

„Ganz abgesehen davon, daß wir bisher noch durchaus keinen sicheren Anhaltspunkt haben für die Annahme magischer oder überhaupt religiöser Vorstellungen in der paläolithischen Jägerkultur, wären aus rein inneren psychologischen Gründen unter der Voraussetzung magischer Vorstellungskreise diese physioplastischen Darstellungen völlig undenkbar, wie ein bloßer Umblick unter den Kunstproduktionen der von magischen und abergläubischen religiösen Ideen erfüllten Naturvölker zeigt. Solche Vorstellungen beeinflussen stets und überall die Kunst des primitiven Menschen in ideoplastischem Sinne und hätten unfehlbar den Tierbildern der Höhlenwände ihre Spuren aufgeprägt. Im übrigen hat die seltsame alle psychologischen Verhältnisse verkennende Hypothese Reinachs bisher auch keinen sonderlichen Anklang gefunden."

Ich selbst habe die Arbeit von Reinach zufälligerweise erst bei der Abfassung dieser Arbeit kennen gelernt. Ich habe aber, solange ich mich überhaupt mit der Urgeschichte beschäftige, stets ganz dieselben Anschauungen gehabt (wie ich sie hier auch ausgesprochen habe) und sie auch in meiner Vorlesung über Urgeschichte vorgetragen. Sie erschienen mir äußerst naheliegend. Ich kann auch die hier mitgeteilten Einwände von Verworn nicht als richtig anerkennen und verweise wegen alles Näheren auf das oben Gesagte. Ich habe ja dort schon hervorgehoben, daß es auch eine naiven, ideoplastischen Zwecken dienende Kunst geben kann, die rein physioplastisch erscheint, ja daß eine solche sogar noch jetzt recht komplizierten ideoplastischen Anforderungen genügen kann.

Ich möchte hier übrigens noch besonders betonen, daß ich nicht annehme, daß sämtliche Felsbilder nur zu magischen Zwecken gezeichnet worden sind, als solche möchte ich zunächst nur die ansehen, welche in den dunklen Teilen der Höhlen liegen, denn die Dunkelheit des Ortes scheint mir hierfür ein Beweis zu sein, außerdem findet man hier gewöhnlich auch eine ganze Anzahl von Bildern, welche dieselben Tiere darstellen. Anders liegt es bei den Bildern, die sich in Halbhöhlen (Abris) oder sonst im Hellen befinden. So sind z. B. die von mir besprochenen Bilder von Laussel sicher nicht zu magischen Zwecken bestimmt gewesen, es handelte sich bei diesen um wichtige Vorgänge, die der Künstler festzuhalten wünschte. Zu dieser Art der Bilder gehören sicher auch die Tanzszene von Cogul und der große Jagdfries von Alpera. Sicher werden von weiteren Bildern eine Anzahl zweifelhaft bleiben. Hierauf einzugehen, liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit.

Ich möchte jetzt noch kurz auf die Kleinkunst jener Zeit eingehen. Auch diese war hochentwickelt, namentlich in der letzten Periode des Paläolithikums, im Magdalénien. Sie scheint in der Tat, wenigstens der Hauptsache nach, der Neigung zum künstlerischen Schmucke gedient zu haben. War doch der damals in Europa lebende Stamm des Aurignacmenschen von ganz besonders starker künstlerischer Begabung und von hohem Kunstsinne erfüllt. Immerhin würde

ich es, nachdem wir jetzt die Bedeutung der Höhlenmalereien kennen gelernt haben, für möglich halten, daß auch manche von diesen Kleinkunstzeichnungen noch eine Bedeutung für den „Jäger" oder den „Menschen" hatte. Namentlich würden da in Frage kommen jene sogenannten „Kommandostäbe" oder „Zauberstäbe" oder „Kultstäbe", deren Bedeutung ja noch durchaus dunkel ist. Am wahrscheinlichsten ist mir für diese immer noch die Deutung von Schoetensack, daß sie zum Zusammenhalten der Fellkleidung gedient haben. Dem steht allerdings der Umstand entgegen, daß man von einer solchen Kleidung dieser Leute gar nichts weiß. Wo man menschliche Figuren findet, sind sie stets unbekleidet, höchstens maskiert. Andererseits findet man Nähnadeln, die für die Herstellung von Kleidung sprechen. Vielleicht ist die Kleidung nur selten und ausnahmsweise benutzt worden, dann ist aber wieder das zahlreiche Vorkommen dieser schön geschmückten Stäbe nicht recht zu verstehen. Allerdings könnten die Nähnadeln auch einen ganz anderen Zweck gehabt haben, nämlich den, den zahlreichen Schmuck auf Schnüre aufzuziehen, was mit einem anderen Instrumente kaum ausführbar gewesen wäre. Dann brauchten wir das Vorhandensein von Kleidern nicht anzunehmen, wenigstens nicht im französischen Paläolithikum und die „Stäbe" müßten eine andere Bedeutung haben. Nun auf diesen rätselhaften Stäben findet man öfters ganze Reihen derselben Tierköpfe; als reine Verzierung sind diese Bilder stark einförmig, vielleicht haben sie aber neben dem Zwecke der Verzierung noch eine besondere „magische" Bedeutung für den Jäger gehabt. Hierüber läßt sich aber zunächst nichts weiter sagen, es ist nur eine Möglichkeit. Besonders interessant sind auch die beiden aus Laugerie-Basse stammenden Stäbe, deren Gabelenden als Penes ausgebildet sind. Sollte das einfacher Schmuck sein ohne Nebenbedeutung?

Den von Derworn, besonders 1914, über den großen Unterschied zwischen unserer Kinderkunst und der Kunst des Paläolithikums geäußerten Ansichten würde ich im wesentlichen zustimmen können. Meiner Meinung nach hängt aber die Kunst unserer Kinder sehr von dem Alter ab und dem in dem betreffenden Alter vorhandenen Verständnisse für die gestellte Aufgabe. Wenn man einem kleinen Kinde den Auftrag gibt, einen Gegenstand zu zeichnen, so versteht es gar nicht, was es eigentlich tun soll. Es sieht sich den Gegenstand auch gar nicht weiter genauer an, sondern zeichnet im wesentlichen aus dem Gedächtnisse alles auf, was es von dem Gegenstande weiß, ob es das nun selbst gesehen hat, oder ob es ihm nur gesagt worden ist. Daher kommen dann jene wunderlichen Bilder zustande, auf welchen man gleichzeitig das Äußere und das Innere eines Hauses, eines Brunnens, eines Wagens usw. sieht, wie Derworn sie abbildet. Das hört auf, sobald das Kind mit zunehmendem Alter das Verständnis erlangt für das, was es darstellen soll. Es ist sehr zu begrüßen, daß in neuerer Zeit in den Schulen der Zeichenunterricht so erteilt wird, daß das Kind schon sehr früh dazu angehalten wird, nach dem Modelle zu zeichnen, und somit möglichst früh zu der richtigen Erkenntnis gebracht wird dessen, was es darstellen soll. Es ist klar, daß je mehr ein Kind von Jugend auf in der Natur lebt, und je weniger es „erzogen" wird, d. h. von anderen, meist Erwachsenen, beeinflußt wird, es um so weniger in seine Bilder hineinzeichnen kann, was es nicht sieht, denn es erfährt darüber nichts. Ebenso ist es klar, daß besonders für die bildende Kunst begabte Kinder bessere und richtigere Zeichnungen liefern werden als die anderen, und als ein solches Kind nach beiden Richtungen hin ist jedenfalls die 8jährige Hopiindianerin anzusehen, von der Derworn Zeichnungen wiedergibt. Der Paläolithiker wußte, als erwachsener Mensch, genau was er darstellen wollte,

und stellte das auch mehr oder weniger schön dar, je nach seiner Begabung, und die schönen Bildnisse, die wir jetzt bewundern, rühren eben sicher von ganz besonders begabten Menschen her. Die Kunst unserer kleinen Kinder besteht also, meiner Meinung nach, aus einem innigen Gemische von Physioplastik und Ideoplastik und dazu kommt dann die mangelhafte Technik.

Die Kunst unserer jetzigen Naturvölker, die Derworn unmittelbar mit der Kinderkunst zusammenstellt, gleicht dieser sicher in mehrfacher Hinsicht. Auch sie ist eine innige Mischung von physioplastischer und ideoplastischer Kunst, aber zwischen der Kunst des kleinen Kindes und der des Naturvolkes besteht doch auch wieder ein großer Unterschied: die Ideoplastik des Kindes ist eine ganz naive und hängt mit Mystik, mit Seele usw. in keiner Weise zusammen. Die Kunst des Naturvolkes dagegen ist entweder beschreibend ideoplastisch oder phantastisch ideoplastisch, im letztern Falle in durchaus mystischem Sinne und bewußt mystisch. Sie hängt dann allerdings sehr stark zusammen mit Seelenideen, Zauberei usw. Die von ihr verändert dargestellten Figuren sind bewußt verändert, um eben die mystischen Ideen zum Ausdrucke zu bringen. Das **Naturvolk** versucht, sich durch seine Kunst einen bildlichen, sichtbaren Ausdruck zu schaffen für die Mystik seines Inneren. Das, was das **Kind** in seinen ideoplastischen Kunstwerken ausdrückt, ist das, was es von den dargestellten Gegenständen weiß, aus eigener Erfahrung und aus der Belehrung der anderen. Die Technik kann bei dem Naturvolke ebenso mehr oder weniger mangelhaft sein, wie beim Kinde, im allgemeinen wird sie bei dem Künstler des Naturvolkes wohl beträchtlich höher stehen als beim Kinde, weil er ein erwachsener Mensch ist, und weil sich nur solche Leute mit der Herstellung von Bildnissen beschäftigen werden, die wenigstens etwas Talent besitzen. Selbstverständlich braucht aber ein einem jetzigen Naturvolke angehörender Mensch nicht immer nur Bildnisse herzustellen, welche mit irgendwelcher Mystik durchtränkt sind, er kann auch andere herstellen, so beschreibende oder zu seinem Vergnügen, zur Ausschmückung von irgendwelchen Gegenständen oder Felsflächen dienende. Obermaier führt eine hierauf bezügliche Stelle aus dem Reisewerke von Koch-Grünberg an betreffend die Eingeborenen Südamerikas (S. 253). Allerdings scheint der Geschmack dieser durch andere, mehr mystische Zeichnungen stark verbildet zu sein, denn der Reisende führt an, daß die Zeichnungen durchweg stark geometrisch stilisiert sind. Das künstlerische Talent dieser Völker scheint also nicht so groß zu sein, wie ihre Liebe zu künstlerischen Darstellungen, da die Künstler sich von der hergebrachten Darstellungsweise nicht so frei machen können, daß sie naturgetreu zu arbeiten vermögen. Der Aurignacmensch und seine Nachkommen im Solutréen und Magdalénien hatten den Vorzug, noch in keiner Weise durch nicht naturgetreue Zeichnungen verbildet zu sein, und besaßen außerdem eine besonders hohe Begabung für die künstlerische Darstellung.

Derworn (1914) unterscheidet eine „ornamentale", eine „schematisierende" und eine „phantastische" Ideoplastik. Er sagt ferner (1914, S. 3):

> „Analysiert man eine Reihe von charakteristischen Beispielen für die Kunstproduktion der nachpaläolithischen Zeit oder der heute lebenden Naturvölker oder des Mittelalters oder des Kindes oder schließlich der modernen von der Naturwahrheit abgewandten Kunstrichtungen, so findet man sehr bald, daß allen diesen Leistungen ein gemeinschaftliches psychologisches Moment zugrunde liegt. Diese Kunst stellt gar nicht wirklich

beobachtete Gegenstände dar, sondern Vorstellungsgebilde, die dem Assoziationsleben mit allen seinen tausend verschlungenen Wegen entsprungen sind und die sich bald weniger, bald mehr von der Ähnlichkeit mit realen Objekten entfernen, bis zu völlig neuen Phantasieschöpfungen hin."

Und weiter auf S. 40 und 41:

„Man stellt in der ideoplastischen Kunst nicht dar, was man sieht, sondern was man denkt."

Und auf S. 41 weiter:

„Machen wir uns aber auf der anderen Seite klar, wie die Darstellung eines realen Objektes naturwahr wird, so finden wir da zwei Möglichkeiten, die beide verhindern, daß das einfache Vorstellungsbild des realen Objektes mit solchen Vorstellungen assoziiert wird, welche seine künstlerische Wiedergabe in ideoplastischem Sinne beeinflussen. Entweder es sind solche Assoziationen gar nicht vorhanden, oder sie werden durch bewußte Kritik ausgeschaltet. Beide Fälle werden die Entstehung eines physioplastischen Bildes gestatten, aber im ersteren handelt es sich um eine naive unbewußte, im letzteren um eine absichtlich erstrebte Physioplastik, so wie ja auch die Ideoplastik eine naive, oder, etwa bei den Modernen, eine bewußt gewollte sein kann."

Überlegt man sich nun, ob es überhaupt in Wirklichkeit eine ganz reine „Physioplastik" gibt oder jemals gegeben hat, so kommt man, wie mir scheint, zu einer Verneinung dieser Frage. Auch der tiefststehende und naivste Mensch beherbergt in seinem Gehirne eine gewisse Anzahl von eigenen Erfahrungen und von Erfahrungen anderer, die ihm mitgeteilt worden sind, und es ist ganz unausbleiblich, daß diese seine Kunstleistungen beeinflussen werden. Der naive Mensch denkt auch gar nicht daran, sich hiergegen zu wehren. Dazu kommt dann die bei jedem Menschen andere Gehirnbeschaffenheit, die ererbt ist, und bei zwei Menschen gleicher Kunstbegabung verschiedene Abbilder desselben Gegenstandes schon an sich entstehen läßt. Beides wirkt zusammen und bewirkt, daß von demselben Tiere, von derselben Pflanze usw. jeder Mensch ein etwas abweichendes Abbild geben wird. Die Abweichungen werden um so zahlreicher sein, je komplizierter der darzustellende Gegenstand ist. Bei dem Bilde eines Tieres werden im allgemeinen die Unterschiede größer sein als bei dem einer Pflanze und bei dieser größer als bei dem eines einfachen unbelebten Gegenstandes. Eine wirklich reine physioplastische Wiedergabe wird nur die Maschine leisten, also z. B. die photographische Kamera und auch diese nur, wenn sie nicht vom Menschen erst eingestellt wird, da durch die Art der Einstellung schon wieder ein subjektives Moment in die Wiedergabe hineinkommt. Man kann bei der bildenden Kunst des Menschen also eigentlich immer nur von einer **Mischung der beiden Kunstarten** sprechen, in den extremen Fällen wird von der anderen Kunstart nur ein Minimum in der Mischung vorhanden sein. Daher habe ich auch oben schon von einer solchen Mischung gesprochen. Bewußt stärker ideoplastische Kunst ist eigentlich nur die phantastische (natürlich auch immer nur als Mischung), und für diese gilt auch noch am meisten der Ausspruch, daß bei ihr der Gegensatz zwischen Leib und Seele usw. zum Ausdrucke kommt. Die Kinderkunst kann stark naiv ideoplastisch sein. Die „ornamentale" und die „beschreibende" Ideoplastik enthalten noch so wenig von Ideoplastik, daß man sie vielleicht richtiger als „ornamental veränderte" und „zum Zwecke des leichteren Gebrauches schematisierte" Physioplastik bezeichnen könnte, wie ich das oben auch getan habe.

Die „allegorische" Kunst kann rein physioplastische Figuren aufweisen, wenigsten dem Anscheine nach (geringe Beimischung) und die Kunst des Paläolithikers kann ebenfalls scheinbar rein physioplastische Bildwerke uns vorführen mit doch schon naiv magischen Zwecken. So gibt es also gar keine reine physioplastische oder ideoplastische Kunst, sondern stets nur Mischungen beider, und gerade dadurch werden die Kunstwerke um so interessanter für uns und um so geeigneter als Führer für die Kultur zu dienen, wie letzteres ja Derworn auch hervorgehoben hat.

Sehen wir uns nun um, was wir weiter über die Kultur des Paläolithikers aus den alten Funden erschließen können.

Zunächst die Kleidung. Kein Abbild eines französischen oder deutschen Paläolithikers zeigt eine Spur von Bekleidung. Nur als Masken getragene Tierhäute finden wir, ausschließlich bei Männern, als Jagd- oder Tanzmasken. Bei den weiblichen Personen finden sich hie und da Schmuckbänder um die Handgelenke als einzige Bekleidung. Aus dem Solutréen und Magdalénien finden wir aber Nähnadeln in Frankreich wie bei Předmost. Hieraus muß man wohl schließen, daß Kleidung, natürlich nur Fellkleidung, zu diesen Zeiten getragen wurde, aber wahrscheinlich nur ausnahmsweise, bei besonders rauher Witterung oder auch bei Festen als Schmuck, ferner als die eben erwähnten Jagd- und Tanzmasken. Das Normale war sicher auch zu diesen Zeiten die völlige Nacktheit. Im Aurignacien findet man noch keine Nadeln. Damals war es aber auch wärmer, nur ausnahmsweise mag man sich in Felle gehüllt haben, die aber noch nicht zu Kleidern verarbeitet waren. Ähnliches wird für das warme Moustérien gelten, während des kalten Moustérien wird wohl eine einfache Fellumhüllung das Gegebene gewesen sein. Ich habe mich oben schon, bei der Besprechung der Ausschmückung der „Kommandostäbe" über diesen Gegenstand kurz geäußert, und bin da zu dem Schlusse gekommen, daß die „Nähnadeln" vielleicht hauptsächlich gar nicht zum Nähen gedient haben, sondern zum Aufziehen der durchbohrten Muscheln, Zähne, Wirbel usw. auf Schnüre. Dann würde es leicht zu verstehen sein, warum wir keine Kleidung auf den Darstellungen finden. Übrigens waren diese Nähnadeln zum Nähen wenig geeignet. Sie waren bei weitem zu schwach, um Felle zu durchbohren, und so mußten alle Stiche erst mit Pfriemen vorgebohrt werden. Eine recht umständliche Näharbeit. Wenn die Menschen damals Fellkleidung trugen, so mußten sie übrigens auch verstehen, das Leder oder die Felle so zuzubereiten, daß sie tragbar wurden.

Sehr merkwürdig ist es, daß man im spanischen Magdalénien die Frauen mit besonderen Röcken bekleidet findet, so z. B. auf der berühmten Tanzszene von Cogul, ebenso auch auf dem Friese der Cueva de la Vieja. Es sind deutliche Röcke, welche mehr oder weniger weit auf die Unterschenkel herabhängen und den Oberkörper ganz frei zu lassen scheinen, vielleicht trug man auf diesem auch vorn offene Jäckchen. Ferner tragen bei den Spaniern Männer und Frauen eigenartige Kopfbedeckungen von verschiedenen Formen, die Frauen im wesentlichen spitz zulaufende Mützen oder Kappen, ähnliche spitze Kappen scheinen auch in Frankreich von den Männern getragen worden zu sein. Man wird annehmen müssen, daß diese Röcke und Kopfbedeckungen aus Fellen hergestellt waren, da ein anderes Material zu jener Zeit noch nicht vorhanden war. Die Männer sind wieder völlig nackt dargestellt. Auf den französischen Darstellungen tragen weder die Männer noch die Frauen irgendwelche Kleidung, auch die bekannte schwangere Frau, welche unter dem Rentiere liegt, zeigt keine Bekleidung, sie trägt nur ein paar Armbänder um das

Handgelenk. Durch das Klima kann dieser Unterschied nicht gut bedingt sein, denn man wird annehmen dürfen, daß Spanien eher wärmer war als Frankreich.

Schmuck wurde im Aurignacien, Solutréen und Magdalénien reichlich getragen, meist bestehend aus Muscheln, und zwar Ozeanmuscheln in Frankreich, fossilen Muscheln in Predmost (Mähren). In allen Fällen muß man Tauschhandel annehmen, durch welchen diese Muscheln an ihre Gebrauchsorte hingelangten. Diese Feststellung eines Handels in der damaligen Zeit ist sehr wichtig für die Beurteilung der Kultur. Ferner wurden als Schmuck verwandt: Bären- und Hirschzähne, Fischwirbel und endlich aus Knochen und Elfenbein künstlich hergestellter Schmuck. Ja, es wurden sogar Muscheln und Zähne künstlich in Elfenbein nachgebildet. Es bestand also ein hohes Verschönerungsbedürfnis. Dazu kam Körperbemalung mit sehr verschiedenen Farben. Zuerst wurde augenscheinlich nur Rot angewandt, mit der Zeit traten immer neue Farben hinzu. Sicher hat diese Bemalung als Schmuck gedient. So auch schon bei den Neandertalern. Ob sie gegebenenfalls auch als Schutz gegen die Witterung benutzt wurde (die mit Fett angeriebenen Farben werden dazu über größere Flächen des Körpers gestrichen) wissen wir nicht. Wenn der Neandertaler ebenfalls schon eine Hautbemalung als Schmuck benutzt hat, worauf die gefundenen Ockerstückchen hindeuten, so spricht das dafür, daß er nicht stark behaart gewesen sein kann. Ob „Tätowierung" schon bekannt war, wissen wir nicht. Besonders reich ist der Schmuck, den man an den Leichen der Grimaldihöhlen findet: Schmuckbänder um den Kopf, um den Hals, Brustlatze, Schmuckbänder um Oberarm, Ellenbogen, Handgelenk, Schmuckbänder um Knie, um Fußgelenke; an den Knien öfters verhältnismäßig große Muscheln. An den beiden Kinderskeletten fanden sich sehr lange Muschelschnüre um Bauch und Schenkel. Die spanischen Männer tragen als Hauptschmuck deutliche Schmuckbänder um die Knie, die seitlich ziemlich lang herunterhingen, die Frauen kürzere um die Ellenbogen, in denen mitunter Federn zu stecken scheinen. Die spanischen Männer trugen augenscheinlich auch einen Federschmuck, der ganz ähnlich aussah wie der der nordamerikanischen Indianer, er beschränkte sich allerdings auf den Kopf und hing nicht wie bei diesen, auf den Rücken herunter. Er wurde wohl nur, wie auch bei den Indianern, von Häuptlingen oder ähnlich hochstehenden Herren getragen. Wenigstens läßt hierauf der Fries von Alpera schließen. Ich möchte übrigens annehmen, daß die Röcke der spanischen Frauen auch im wesentlichen als Schmuck dienten und nicht zum Schutze gegen die Witterung, das letztere wird wohl kaum nötig gewesen sein. Daher denn auch die Eigentümlichkeit, daß einige von den Frauen rot, andere schwarz dargestellt worden sind.

Vor kurzem habe ich in einer Arbeit (1918) darauf hingewiesen, daß der Umstand, daß alle Schmucksachen weiß waren, dafür spricht, daß die Haut der damaligen Menschen nicht weiß, sondern dunkler gefärbt war.

Die Frauen legten im Aurignacien augenscheinlich viel Wert auf eine schöne Frisur, denn diese ist auf den Bildnissen auffallend deutlich dargestellt worden, auch die in Laugerie-Basse gefundenen langen Haarnadeln sprechen dafür, daß der Frisur viel Wert beigelegt wurde. Ob diese Nadeln von Männern oder Weibern getragen wurden, oder von beiden, wissen wir nicht.

Die Haartracht der spanischen Frauen im Magdalénien scheint nach der Tanzszene von Cogul zu schließen, ganz anders gewesen zu sein, als die der französischen und deutschen im Aurignacien. Während man bei diesen letzteren den Kopf umgeben sieht von Reihen von Löckchen oder auch vielleicht von

Zöpfen, die um den Kopf herumgelegt wurden, sieht man bei den Spanierinnen glattes, frei herunterhängendes Haar, das entweder ziemlich kurz erscheint oder auch bis über die Schultern reicht. Jedenfalls haben sie langes glattes Haar besessen, kein gekräuseltes und keine Locken. Es ist wichtig, dies von den Menschen jener Zeit zu wissen.

Bei dem sich an den Wisent heranschleichenden Jäger erkennt man ziemlich deutlich einen das Kinn schmückenden Spitzbart (siehe weiter unten Abb. 7). Noch deutlicher tritt ein solcher hervor auf dem einen Koitus darstellenden Relief von Laussel (Solutréen), welches ich vor kurzem beschrieben habe (1920). Hier erkennt man bei dem von oben gesehenen, auf dem Rücken liegenden Manne ganz deutlich einen in der Mitte geteilten Bart am Kinne, der einen wohlgepflegten Eindruck macht. Dieses Relief stammt aus dem Solutréen, der Wisentjäger aus dem Magdalénien, diese Barttracht scheint also damals die herrschende gewesen zu sein und sich durch Jahrtausende hindurch fortgesetzt zu haben. Einen ganz entsprechenden Bart erkennt man auch auf der Skizze des Mannes von Colombière, die aus dem Aurignacien stammen soll. Danach würde diese Tracht noch älter gewesen sein. Sehr auffallend ist die ganz eigenartige spitze Kopfform bei dem Wisentjäger und bei dem Manne von Colombière, es sieht so aus, als ob die Leute spitze Kappen trügen, namentlich bei dem letzteren Manne.

Die aus Feuerstein, Knochen, Renntiergeweih, Hirschgeweih, Elfenbein hergestellten Werkzeuge und Waffen des Homo sapiens zeigen durch das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien hin einen deutlichen Fortschritt und sind in der letzten Stufe hoch entwickelt, sowohl, was die Güte ihrer Herstellung anlangt, wie die Mannigfaltigkeit der Formen und damit ihrer Anwendungsweise. Ein deutliches Zeichen für die verhältnismäßig schon recht hohe Kultur jener Zeit. Bei dem spanischen Magdalénienmenschen kamen noch dazu Pfeile und Bogen, wie uns vor allen der große Fries der Cueva de la Dieja bei Alpera zeigt. Köcher findet man aber damals noch nicht und infolgedessen trägt jeder Jäger außer seinem Bogen nur einige wenige Pfeile in der Hand und legt beim Schießen die unbenutzten auf den Boden. In Frankreich scheinen Pfeile und Bogen gefehlt zu haben, wenigstens hat man bisher auf keinem der Bilder eine Wiedergabe von solchen gefunden, dafür wurde hier augenscheinlich der Wurfspieß viel benutzt. Die pfeilartigen Gebilde, welche den abgebildeten Tieren mitunter im Leibe stecken, können gerade so gut Pfeile wie Wurfspieße sein. Da die Spanier Pfeil und Bogen besaßen, so ist bei ihnen auch der Federschmuck erklärlich, der auf französischen Abbildungen bis jetzt nicht gefunden worden ist. Sie vermochten eben die geeigneten Vögel herunter zu holen, was die Franzosen nicht konnten.

Sehr auffallend ist es, daß man schon im Moustérien Steinkugeln von schöner Arbeit findet, für die man bisher noch keinen anderen Zweck hat auffinden können, als daß sie als Kugeln für Wurfriemen verwendet worden sein können, die vielleicht ähnlich beschaffen waren, wie die südamerikanischen „Bolas". Das würde eine auffallend frühe Erfindung dieser furchtbaren Waffe sein. Merkwürdigerweise hat man diese Kugeln später nicht mehr gefunden. Man könnte ja natürlich auch annehmen, daß diese Kugeln einfach geworfen worden sind. Es würde mir das unwahrscheinlich sein. Die Herstellung einer solchen Kugel muß viel Arbeit gekostet haben. Wurden die Kugeln frei geworfen, so war eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie verloren gingen, dafür waren sie aber zu kostbar. Es ist mir bisher auch nicht bekannt geworden, daß irgendein Naturvolk der Jetztzeit solche Steinkugeln als einfache

Wurfkugeln benutzt. Nur in einer kurzen Notiz habe ich vor einiger Zeit etwas Derartiges gelesen. In einer Mitteilung betitelt: „Die erste Entdeckung Amerikas vor neunhundert Jahren und das Vinland-Problem" in „Über Land und Meer" Jahrg. 62, Nr. 10, Okt. 1919, S. 208—209, deren Verf. merkwürdigerweise nicht genannt ist, wird gegen das Ende angegeben, daß im Jahre 1680 durch einen Doktor Dighton etwa $^1/_2$ Meile südlich der Stadt Taunton, am Taunton River, in der Gegend der Seaconnet-Passage der Narraganssett-Bai in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und der dort befindlichen Mount-Hope-Bai ein Grauwackenblock von 5 Fuß Höhe und $11\,^1/_2$ Fuß Länge gefunden worden sei, in den eine seltsame Inschrift eingemeißelt sei, daher der Block als „writing-rock" bezeichnet worden sei. Da diese Inschrift unzweifelhaft mit eisernen Werkzeugen eingegraben worden ist, so kann sie nicht von den damaligen Indianern herrühren. Es scheint sich vielmehr um einen von den alten grönländischen Normannen gesetzten Grenzstein zu handeln, auf dem unter Vermischung von lateinischen und Runenbuchstaben, Thorfinn Karlsefni, der ums Jahr 1010 in Vinland geweilt haben muß, durch die teilweise lesbaren Worte „Nam Thorfins" (Besitznahme Thorfinns) die Grenze seines Besitztums anzeigte und zugleich einen Kampf mit

Abb. 7. Laugerie Basse.

steinkugelnschleudernden Skrälingern darstellte. „Skrälinger" würden nach dem gewöhnlichen Gebrauche des Wortes Eskimos sein, es wird aber in der Mitteilung angegeben, daß es auch Indianer gewesen sein können. Diese Notiz ist die einzige, die mir zufällig bekannt geworden ist, ich habe aber die Literatur auch nicht genauer durchforscht, die Sache lag mir zu fern. Ob die hier angeführten Steinkugeln nun so schön hergestellt waren, wie die aus dem Moustérien, und ob sie mit der Hand oder mit einer Schleuder geworfen wurden, das bleibt unbekannt. Immerhin ist die Notiz interessant und das ist der Grund, warum ich sie hier angeführt habe.

Das aus dem Magdalénien stammende Bild des an einen Wisent sich von hinten her heranschleichenden Jägers (Abb. 7) zeigt etwas anderes sehr Interessantes: der Jäger hat sich auf dem Bauche kriechend an den Wisent herangeschlichen und liegt jetzt hinter ihm auf der Erde, wobei er sich auf den linken Arm stützt. Der rechte ist seitlich ausgestreckt und trägt in der deutlich erkennbaren Hand einen Riemen oder eine Leine (der Lage der Dinge nach wohl wahrscheinlich einen Riemen), der hinter dem Rücken des Mannes weiter verläuft und schließlich sich über seinen rechten Schenkel schlägt und zwischen den Beinen endigt. Das vordere Ende dieses Riemens läuft in eine Schlinge aus, die vor der Hand liegt. Dies kann man meiner Meinung nach auf dem Bilde erkennen. Dann würde dieser in eine Schlinge auslaufende Riemen

aber ein Lasso sein, wahrscheinlich nicht so lang, als die jetzigen sind, aber immerhin im Prinzipe ein Lasso. Der Jäger wird wohl beabsichtigen, diesen dem Wisent über den Kopf zu werfen.

Wenn diese Deutungen richtig sind, würden Bolas und Lasso uralte Jagdgeräte oder Waffen sein, die sich dann weiter vererbt haben, vielleicht aber auch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern mehrfach neu erfunden worden sind.

Endlich hatten die Magdalénienjäger auch schon „Wurfhölzer", um ihre Wurfspiesse kräftiger schleudern zu können, eine gar nicht einfache Erfindung.

Aus dem Magdalénien, besonders dem Fundplatze von Laugerie-Basse, findet man endlich auch Pfeifen aus Knochen. Da sie von verschiedener Größe sind, werden sie verschieden hohe Töne erzeugt haben. Sie werden voraussichtlich als Signalpfeifen verwendet worden sein, und man darf annehmen, daß die Leute fähig waren, die verschieden hohen Töne zu unterscheiden. Sonst hat man bisher nichts gefunden, was auf ein musikalisches Empfinden hinweist.

Es spricht manches dafür, daß diese Paläolithiker auch schon eine Art von Schrift besessen haben, in zwei Formen: einmal als eine Art von Bilderschrift: man findet Reihen von verschiedenen, eigenartigen, uns unverständlichen Zeichen auf den Höhlenwänden. Zweitens eine Art von Kerbschrift: man hat verschiedenartige Kerben auf Stäben gefunden. Diese letztere Schrift kann ja vielleicht nur als Erinnerung für den Menschen gedient haben, der die Kerben gemacht hat, jene Zeichen auf den Höhlenwänden müssen aber doch wohl allgemeiner verstanden worden sein. Es ist also die Möglichkeit vorhanden, daß wir hier in der Tat schon die ersten Anfänge einer Schrift vor uns haben.

Eine Sprache hat der Aurignacmensch ja sicher gehabt, die sich im Solutréen und Magdalénien weiter vervollkommnet haben wird, und zwar eine im Verhältnisse zu den ersten Sprachanfängen wohl schon ziemlich vorgeschrittene Sprache. Ich habe kürzlich in zwei Arbeiten (1919a und b) nachweisen können, daß die tierischen Kaumuskeln sich beim Menschen zu Sprachmuskeln differenziert haben, und habe darauf hingewiesen, daß diese Umbildung sich ganz allmählich vollzogen haben muß im Laufe von Jahrmillionen. Da werden zu der Zeit des Aurignacmenschen, der uns ja seinem Stamme und der Zeit seines Auftretens nach schon so nahe steht, die Muskeln schon stark umgebildet gewesen sein, und demgemäß kann damals auch die Sprache schon einen bedeutenderen Grad der Entwickelung erreicht haben im Vergleiche mit ihren ersten Anfängen. Näheres darüber weiß man freilich nicht, und kann es aus den Befunden auch nicht erschließen. Einen Anhalt gewährt dafür aber die Form des Kinnes. Walkhoff (1919) hat in einer sehr interessanten Arbeit auseinandergesetzt, daß unsere jetzige Kinnform dadurch herausgebildet worden ist, daß die Sprache sich zu der jetzigen Vollkommenheit entwickelt hat, da sehr wichtige Sprachmuskeln, der Geniohyoideus und vor allem der Genioglossus, von dem Teile des Kiefers ihren Ursprung nehmen, der vorn dem Kinne entspricht. Dadurch ist dieser Teil des Kiefers bei der sonstigen allmählichen Reduktion erhalten geblieben und hat sich als vortretendes Kinn ausgebildet. Diese seine Schlüsse werden, wie er das anführt, bestätigt durch die Arbeit des Amerikaners Louis Robinson (1914), der von einem ganz anderen Gesichtspunkte bei seiner Untersuchung ausging; es ist das also eine sehr wertvolle Bestätigung. Wir werden demnach beim Urmenschen aus dem Grade der Ausbildung des Kinnes einen

Schluß ziehen können auf den Grad der Ausbildung der Sprache. Der Aurignacmensch steht nun in dieser Hinsicht deutlich höher als der Neandertaler. Sein Kinn ist schon neutral und diese Ausbildung setzt sich bis zum Magdalénien weiter fort, so daß das Kinn zu dieser Zeit schon mehr oder weniger deutlich positiv geworden ist. Wenn dementsprechend die Sprache des damaligen Menschen sicher auch noch weit weniger entwickelt gewesen ist, als unsere jetzige, so ist sie doch sicher weit besser entwickelt gewesen als die des Neandertalers, dessen Kinn fliehend war. Diese starke Weiterentwicklung des Kinnes scheint mir übrigens dafür zu sprechen, daß die Zeit, welche das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien gedauert haben, eine recht lange gewesen sein muß. Eine solche Umwandlung des Kiefers konnte doch nur sehr langsam vor sich gehen. Sollte es gelingen, diese Zeitdauer einwandfrei festzustellen, so würde man andererseits ein Maß erhalten für den Zeitraum, den eine solche Umbildung erfordert. Bis jetzt weiß man ja über derartige doch sehr wichtige Dinge noch gar nichts. Das Kinn des Neandertalmenschen ist noch so rückständig, daß die Sprache dieses Menschen wohl sehr viel unvollkommener gewesen sein wird als die des Aurignacmenschen, ein weiteres Zeichen für die Überlegenheit dieses, der der Neandertaler dann auch erlag. Wie ich in meiner Sprachmuskelarbeit ausgeführt habe, wird während des ganzen Paläolithikums, und schon früher, die Sprache bestanden haben, die allmählich immer vollständiger wurde. Es ist wohl wahrscheinlich, daß der verhältnismäßig so hoch stehende Aurignacmensch schon bei seiner Einwanderung eine Sprache mitbrachte, die höher stand als die sonstigen damaligen Sprachen.

Nach den letzten Mitteilungen von Steinmann (1917) sind seit Beginn der letzten Eiszeit als Mindestschätzung etwa 40000 Jahre verflossen, seit Ende derselben etwa 12000 Jahre. Während der letzten Eiszeit haben voraussichtlich ein Teil des Solutréen und das Magdalénien gelegen, dem dann nach Schluß der Eiszeit das Azylien folgt. Die Dauer der Eiszeit ist hiernach etwa 28000 Jahre gewesen. Vorher in der letzten Zwischeneiszeit liegt voraussichtlich das Aurignacien und der erste Abschnitt des Solutréen, wie lange diese beiden gedauert haben, läßt sich bis jetzt nicht bestimmen, wahrscheinlich aber recht lange. Jedenfalls haben diese drei Kulturperioden also weit über 28000 Jahre gedauert. Näher kann man diese für die Umbildung des Kinnes so wichtige Zeit vorläufig nicht bestimmen.

Ich bin in meiner letzten Arbeit über dieses Thema (1919b) auch auf die Frage nach dem Gebrauche des Feuers eingegangen, und auf den Einfluß dieses Gebrauches auf die Herstellung der Nahrung und damit auf den menschlichen Kauapparat. Schon der Neandertaler hat sicher Fleisch am Feuer geröstet oder gebraten, das geht aus den Knochentrümmern hervor, die zusammen mit Herdspuren aus seiner Zeit sich finden. Auch in der Höhle von Krapina, also ganz früh im Moustérien, ist das Fleisch sicher schon am Feuer zubereitet worden. Der Aurignacmensch und seine Nachkommen haben diesen Gebrauch also zweifelsohne auch gehabt, aber gekocht haben sie wohl sicher noch nicht, da ihnen noch jegliche Kenntnis der Töpferei abging. Diese scheint erst im Mesolithikum, im Campignien, ihren Ursprung genommen zu haben. Bis zu einem gewissen Grade, nämlich soweit das gebratene Fleisch in Betracht kam, wird also vom Neandertalmenschen an ungefähr die leichter kaubar gemachte Nahrung ihren Einfluß auf die Umbildung des ganzen Kauapparates ebenfalls ausgeübt haben. Zu irgendeiner Zeit während der Einwirkung der Sprache muß eben diese neue Einwirkung dazu gekommen sein, wie ich das in meiner oben zitierten Arbeit ausgeführt habe. Später kam dann endlich

noch der Einfluß der durch das Kochen noch weiter erweichten Nahrung hinzu. Unter der Einwirkung des Sprechens, des Bratens und Kochens ist dann schließlich der Kieferapparat entstanden, den wir jetzt haben. Der Gebrauch dieses Apparates zum Beißen als Waffe ist ja schon mehr und mehr in Wegfall gekommen mit der Herstellung der ersten Waffen, die wirksamer waren als der tierische Biß, also schon zu Zeiten, die weit früher lagen als die hier besprochenen.

Wie haben die Paläolithiker nun gewohnt? Die nächstliegende Antwort scheint zu sein, daß sie in den mit Bildern geschmückten Höhlen gewohnt haben. Zum Teile wird diese Antwort auch richtig sein, aber wohl nur zu einem kleinen Teile. Sicher werden Abris und Höhlen als Wohnungen benutzt worden sein, aber nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung und nur für einen Teil des Jahres. Die Hauptmenge der Bevölkerung hat jedenfalls außerhalb der Höhlen gelebt, gerade so, wie auch nur ganz wenige in Höhlen begraben wurden. Die ausgemalten großen Höhlen waren eben der Hauptsache nach Zauberorte und dienten nur nebenbei auch Wohnzwecken. Man findet in ihnen zum Teile auch nur wenig Wohnspuren. Auch Obermaier hält das für möglich (S. 252—253). Die große Mehrzahl der Bevölkerung muß also im Freien gehaust haben unter dem Schutze von Windschirmen oder auch vielleicht schon von Hütten. Nun findet man in der Tat auch Bilder, welche hüttenartige Gebilde darstellen, so z. B. in der Höhle von Font-de-Gaume (vgl. die Abb. 166 in Obermaier, S. 252). Wenn diese Gebilde Hütten sind, so sind sie sogar schon recht hübsch ausgebaut gewesen. Ich habe oben schon darauf hingewiesen, daß, falls die in Předmost gefundenen sitzenden Figuren wirklich eine Art von Idolen darstellen, sie eigentlich nur als Heiligtümer oder Amulette für Wohnungen gedient haben können, daß sie dann also das Bestehen von selbständigen Wohnungen voraussetzen. Die großen Herdplätze, welche man findet, werden wohl außerhalb dieser Hütten gelegen und der gemeinsamen Benutzung gedient haben. Soweit die Horden außer ihren Hütten noch Höhlen zur Verfügung hatten, werden diese wohl als Winterwohnungen gedient haben, vielleicht auch zu Rückzugsorten bei feindlichen Angriffen usw. Andere Höhlen, so namentlich die flachen und daher auch die Halbhöhlen (Abris) werden dauernd zu Wohnzwecken benutzt worden sein. In Předmost aber z. B. gab es überhaupt keine Höhle, nur einen Windschutz, und ähnliches wird oft der Fall gewesen sein, oder, falls es Höhlen gab, werden sie zu klein gewesen sein für die Bevölkerung, da mußten dann Hütten aushelfen. Meiner Meinung nach ist es sogar wahrscheinlich, daß man weit früher solche gehabt hat. Wir wissen, daß im Acheuléen bei St. Acheul eine große Stätte zur Herstellung von Waffen und Geräten bestand, aus der voraussichtlich solche weithin versandt und verkauft wurden. Diese Werkstätte hat dort tausende von Jahren bestanden, man kann nun wohl nicht annehmen, daß die dortige Bevölkerung so lange Zeit ohne Hütten ausgekommen sein sollte. Höhlen gab es dort nicht. Also in dieser so frühen Zeit schon wird man Verkaufswege und Hütten annehmen müssen. In den älteren Perioden des Paläolithikums wird man ja wohl annehmen können, daß die Horden frei umhergezogen sind, mehr oder weniger lange an einem Orte verweilend, wie es die Verhältnisse mit sich brachten, aber in den späteren Perioden haben sie augenscheinlich lange an einem gewählten Orte gewohnt. Es ging das, da das Wild damals noch so zahlreich war, daß in der Umgebung des Wohnplatzes genug für die Ernährung der Horde zu finden war. Als später im Magdalénien die Zahl der Menschen bedeutend größer geworden war und

das Wild infolgedessen mehr abnahm, da ging man auch dazu über, Tierzauber auszuüben, um die Jagd zu erleichtern, daher dann die Höhlenbilder.

Aus dem Gesagten folgt, daß der Paläolithiker der letzten Zeit schon über eine nicht unbedeutende Kultur verfügte, und daß der mit dem Aurignacmenschen zuerst in Europa deutlich hervortretende Homo sapiens (nachdem er vorher schon Europa in langer Wanderung durchzogen hatte) den früheren Menschenarten weit überlegen war, daher der Untergang dieser. Er war schon ein richtiger Mensch, wie wir ihn jetzt kennen, und näherte sich stark unseren Naturvölkern. Selbstverständlich stand er geistig erheblich tiefer als diese. Man muß sich daher auch immer vor Augen halten, daß die uns überkommenen Anzeichen von seinen geistigen Regungen anders aufzufassen sind als die der jetzigen Naturvölker, auch wenn sie scheinbar denen dieser letzteren sehr ähnlich sind. Daher sind auch die Ausdrücke unserer Sprache, welche sich auf diese Dinge beziehen: „Heiligtümer", „Geister", „Weiterleben nach dem Tode", „magische Riten" usw., in anderem, mehr naivem Sinne aufzufassen, als wir es jetzt gewöhnt sind, sie zu gebrauchen, wir besitzen aber keine anderen wirklich passenden Ausdrücke und müssen daher diese nicht ganz passenden benutzen.

Teilweise hat man diese Menschen allerdings auch sicher überschätzt, so wenn Hauser (1917) bei der Besprechung seines „Opferplatzes", meines „Festplatzes", die Magdalénienjäger einem „unfaßbar Gewaltigen", einem „Großen, Unverstandenen und deshalb doppelt Gefürchteten" opfern läßt, und einen geschmückten Priester bei dem Opferfeste annimmt. Soweit gingen die Ideen der damaligen Menschen sicher noch nicht. Daß ein geschmückter Oberhäuptlings-Priester das Fest leitete, habe ich oben auch angenommen, dieser hat aber nicht all den Schmuck getragen, den man dort findet (siehe S. 31).

Unser jetziger materieller und geistiger Besitz, sowohl bei Natur- wie bei Kulturvölkern, stammt z. T. noch aus jener Urzeit her, z. T., natürlich zum größten Teile, aus den späteren Perioden. Bei der allmählichen weiteren Entwicklung ist geistig wie materiell immer mehr Neues hinzugekommen, was zu unserem jetzigen Besitze gehört. Wie bei einem Baume der innerste Teil der älteste ist und die mehr nach außen liegenden Jahresringe immer jüngerer Erwerb sind, alle Jahresringe zusammen aber den Baum bilden, so ist es ähnlich auch mit uns. Natürlich hinkt der Vergleich, wie alle Vergleiche. Vor allem ist der Mensch in der Lage durch neue Gedanken und neue Erfindungen Altes durch Neues und Besseres zu ersetzen, aber trotz allem bleibt er fest verbunden mit seiner ganzen Vergangenheit und wird auf diese Weise zu einem immer komplizierteren Wesen.

Diese Arbeit gehört wieder zu der Reihe derer, die ich zur Biologie des Menschengeschlechtes ausgeführt habe.

Nachtrag. Während des Druckes dieser Arbeit erhielt ich die folgende Mitteilung aus der Deutsch. Allg. Zeitung vom 5. IX. 23 zugesandt: „In der außerordentlich schwer zugänglichen Höhle von Saint Martory bei Toulouse entdeckte der Prähistoriker Norbert Casteret Tonmodelle von verschiedenen Tieren, die in Europa in vorgeschichtlichen Zeiten vorhanden waren. Die Höhlenbewohner, die hier künstlerisch tätig waren, gehörten dem „Magdalénien" an, einer vorgeschichtlichen Epoche, die etwa 20000 bis 85000 Jahre zurückliegt. Die romantische Geschichte der Entdeckung schildert der Professor der Anthropologie an der Universität zu Toulouse, Graf

Henry de Begouen, dessen Schüler der Entdecker ist: Die unterirdische Quelle eines kleinen Zuflusses der Garonne bildet eine Höhle, die viel zu hoch (niedrig?) liegt, als daß der Zugang so ohne weiteres möglich wäre. Casteret, der ein tüchtiger Schwimmer ist, schwamm öfters den Fluß bei Saint Martory herauf bis zu der Grotte, wo sie (er?) verschwindet. Eines Tages war der Wasserstand niedriger, so daß er in die sonst ganz vom Wasser ausgefüllte Höhle eindringen konnte. Mit einer elektrischen Lampe auf dem Kopfe schwamm er wohl zwei Kilometer den unterirdischen Fluß entlang und entdeckte auf der rechten Seite eine trockene Gallerie, die offenbar nur gelegentlich überschwemmt war. Er kletterte hinauf und das erste was er sah, war die Form eines Bären aus Ton. Er drang weiter vor und entdeckte rohe Wandgemälde von Tieren und eine ganze Menge von Tonmodellen. Neben der plastischen Darstellung des Bären lag ein wirklicher Bärenschädel, wie wenn der vorgeschichtliche Bildhauer mitten in der Arbeit nach der Natur durch irgend eine Katastrophe gestört worden wäre. An der Wand der Galerie lehnten zwei große tönerne Darstellungen zweier Höhlenlöwen. An einer anderen Stelle lagen drei große Pferde und andere tönerne Formen, die schwer beschädigte Tiere darstellten. Damit ist zum ersten Male die Werkstätte eines vorgeschichtlichen Bildhauers gefunden. Seltsam ist, daß alle diese Tierplastiken verstümmelt waren, und zwar schon zu der Zeit, da der Künstler sie schuf. Diese Höhlen, in denen Tiere dargestellt sind, werden wahrscheinlich Stätten der Zauberei gewesen sein. Wie heute noch die Eskimos, die Indianer und afrikanischen Stämme, so benutzten die vorgeschichtlichen Menschen die Tierdarstellungen zu magischen Zwecken". Vergleicht man diese Mitteilung mit der oben von mir gegebenen Beschreibung der Höhle von Tuc d'Audoubert, die von dem Grafen Begouen entdeckt worden ist, so fällt die ungemein große Übereinstimmung in der Lage der beiden Höhlen auf. In beiden Fällen ein Fluß, der den Eingang zur Höhle verdeckt, von ihm ansteigend die innere Höhle. Es lag damals also augenscheinlich die Absicht vor, solche durch Tiermodelle ausgezeichnete Höhlen, möglichst versteckt auszusuchen. Einmal, um den Eindruck auf die Zugelassenen zu verstärken und dann, um die Tonmodelle möglichst feucht und dadurch dauerhaft zu erhalten. Wurden sie trocken, so zerfielen sie eben zu Staub. Es ist aber alles Mögliche, daß die damaligen Menschen auf solche Ideen schon kamen. Interessant ist es, daß in der neuen Höhle auch Raubtiere dargestellt worden sind, und alle Tiere verstümmelt sind. Ursache unbekannt. Sehr merkwürdig ist auch die Übereinstimmung beider Höhlen darin, daß der Künstler von seinem noch nicht vollendeten Werke durch eine uns unbekannte Ursache plötzlich abgerufen worden, und augenscheinlich nicht mehr zurückgekehrt ist. Interessant ist weiter die Frage, wie die paläolithischen Künstler in diese Höhlen hineingekommen sind. Jedenfalls haben sie gut schwimmen können müssen, und wir erfahren so, daß diese Kunst den damaligen Menschen bekannt war, sie war ihnen allerdings auch oft sehr nötig. Wie der Künstler es aber gemacht hat, Lebensmittel in genügender Menge und namentlich Licht mit sich in die Höhle hineinzubringen, das ist schwer auszudenken. Leider gibt die Zeitung nicht an, aus welcher Zeitschrift sie ihre Mitteilung entnommen hat, so daß es mir nicht möglich war, diese Quelle zwecks näherer Kenntnisnahme durchzusehen.

Literatur.

1. Begouen, Le Comte de, Les statues d'argile de la caverne du Tuc d'Audoubert (Ariége). (L'Anthropologie T. 23, 1912, p. 657—665, 3 Fig.)

2. Boule, Marcellin, L'homme fossile de La Chapelle-aux-Saints. Paris, Masson et Co. Zuerst erschienen in: Annales de Paléontologie T. 6 u. 7, 1911 u. 1912, 278 p., 101 Fig. i. Text u. 15 Taf.

3. Hauser, O., Der Mensch vor 100000 Jahren. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1917, 142 S. m. 96 Abb. i. Text u. 3 Karten.

4. Lalanne, Gaston, Bas-Reliefs à figuration humaine de l'abri sous roche de „Laussel" (Dordogne). (L'Anthropologie. T. 23, 1912, p. 129—149, 7 Fig.)

5. Obermaier, Hugo, Der Mensch der Vorzeit. Bd. 1 von: „Der Mensch aller Zeiten". Allgem. Verlagsanstalt, Berlin-München-Wien.

6. Reinach, Salomon, L'art et la magie à propos des peintures et des gravures de l'age du renne. (L'Anthropologie. T. 14, 1903, p. 257—266.)

7. Reitzenstein, Ferdinand, Freiherr v., Der Kaufalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. (Zeitschr. f. Ethn. Jahrg. 41, 1909, S. 644—683, m. 6 Abb. i. Text.)

8. Robinson, Louis, The story of the chin. From the Smithsonian Report for 1914, p. 599—609, Washington 1915.

9. Rothmann, M. und Teuber, E., Aus der Anthropoidenstation auf Teneriffa. I. Ziele und Aufgaben der Station sowie erste Beobachtungen an den auf ihr gehaltenen Schimpansen. (Abhandl. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1915, Physik.-Mathem. Kl. Nr. 2, S. 1—20, mit 2 Abb. im Texte.)

10. Schiefferdecker, Paul, Bemerkungen über zwei Basreliefs von Laussel und über das Abbild eines Neandertalers. (Arch. f. Anthropol. N. F. Bd. 15, 1917, S. 214—229, mit 2 Abb. im Text.)

11. Derselbe, Eine eigentümliche Zeichnung aus der Urzeit im Vergleiche mit einer Buschmannzeichnung. (Präh. Zeitschr. Bd. 10, 1918, S. 58—65, mit 2 Abb. im Text.)

12. Derselbe, Untersuchung einer Anzahl von Kaumuskeln des Menschen und einiger Säugetiere in Bezug auf ihren Bau und ihre Kernverhältnisse nebst einer Korrektur meiner Herzarbeit (1916). (Pflügers Arch. f. d. ges. Physiol. Bd. 173, 1919a, H. 4, 5, 6, S. 265—384, mit 36 Textabb.).

13. Derselbe, Über die Differenzierung der tierischen Kaumuskeln zu menschlichen Sprachmuskeln. (Biol. Zentralbl. Bd. 39, Nr. 9, 1919b, S. 421—432.)

14. Derselbe, Über ein Bildwerk aus der Urzeit. (Libro en honor de D. Santiago Ramón y Cajal, Madrid, 1922, Tomo II, p. 515—537, mit 2 Abb.)

15. Schuchhardt, C., Skulpturen aus der älteren Steinzeit. (Zeitschr. f. Ethnol. Jahrg. 46, 1914, H. 4/5, S. 772—773.)

16. Steinmann, G., Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. (Aus Natur und Geisteswelt, 302. Bändchen, II. Aufl., 105 S. mit 24 Abb. im Texte. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1917.)

17. Velten, C., Sitten und Gebräuche der Suaheli nebst einem Anhange über die Rechtsgewohnheiten der Suaheli. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1903, 423 S.

18. Verworn, Max, Naturwissenschaft und Weltanschauung. Jena, Gust. Fischer, 1904, 48 S., II. Aufl.

19. Derselbe, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Jena, Gust. Fischer, 1908, 47 S., 35 Abb. im Texte.

20. Derselbe, Die Anfänge der Kunst. Jena, Gust. Fischer, 1909, 72 S., 3 Taf. u. 32 Abb. im Texte.

21. Derselbe, Ideoplastische Kunst. Jena, Gust. Fischer 1914, 74 S., 71 Abb. im Texte.

22. Walkhoff, Die phylogenetische Entwicklung und Ausbildung des menschlichen Kinnes. (Arch. f. Anthropol. Bd. 45, H. 1/2, 1919, S. 12—43, mit 1 Taf. u. 18 Abb. im Texte.)

Der stratigraphische Aufbau des Baalberger Hügels bei Bernburg, des Pohlsberges bei Latdorf und des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth.

Ein Beitrag zur Chronologie der jüngeren Steinzeit Mitteldeutschlands.

Von Nils Niklasson.

Mit 4 Textabbildungen.

In der ersten zusammenfassenden chronologischen Übersicht der mitteldeutschen Keramikgruppen, die von Götze 1900 [1]) aufgestellt wurde, wird die sächsisch-thüringische Keramik für älter als die Bernburger Keramik und die Kugelamphoren aufgefaßt. Zu dieser Ansicht war Götze gekommen teils auf Grund typologischer Erwägungen, teils auf Grund der stratigraphischen Verhältnisse in dem von Klopfleisch 1880 ausgegrabenen Hügel „Spitzer Hoch" bei Latdorf. Höfer, der 1901 den in der Nähe befindlichen Hügel bei Baalberge untersuchte [2]), kam aber hierbei zu einer entgegengesetzten Auffassung. Hierauf ließ er, soweit es nach den vorhandenen Berichten und nach den Aussagen von bei der Ausgrabung anwesenden Augenzeugen noch möglich war, die Angaben über die Fundverhältnisse im „Spitzen Hoch" nachprüfen und fand, daß diese sich mit seinem aus dem Baalberger Hügel gewonnenen Ergebnis in Einklang bringen ließen [3]). Eine weitere Bestätigung gab die ebenfalls durch Höfer ausgeführte Untersuchung des Pohlsberges bei Latdorf [4]). Die Zeitfolge der fraglichen Keramikgruppen schien also gesichert zu sein [5]). Dann veröffentlichte aber Möller 1912 den Bericht über seine Untersuchung des Derfflinger Hügels bei Kalbsrieth [6]), dessen stratigraphischer Aufbau, so wie er von Möller gedeutet wurde, wiederum eine Stütze für die alte Auffassung Götzes von 1900 zu geben schien. Die Frage war also wieder unsicher und ist bis heute noch nicht geklärt worden [7]). Eine genaue Nachprüfung des stratigraphischen Aufbaues der drei Hügel an der Hand der veröffent-

[1]) Zeitschr. f. Ethn. Verh. S. 259 u. f. 1900.

[2]) Jahresschr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder (im folgenden abgekürzt „Jschr.") Bd. I, S. 16 u. f. 1902.

[3]) Ebendort S. 39—45.

[4]) Jschr. Bd. IV, S. 63 u. f. 1905.

[5]) Siehe Altert. u. heidn. Vorzeit. Bd. V, S. 56 (Schumacher) u. Zeitschr. f. Ethn. S. 220 u. f., 1902 (Kossinna); Kossinna nimmt jedoch eine teilweise Gleichzeitigkeit der sächsisch-thüringischen Keramik mit den Kugelamphoren bzw. der Bernburger Keramik an (vgl. die Tabelle in „Die deutsche Vorgeschichte"[3], S. 20).

[6]) A. Möller, Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieth. Jena 1912.

[7]) Siehe Schumacher, „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland"; VIII. Ber. d. röm.-germ. Komm. S. 49, 1917.

lichten Ausgrabungsberichte wird indessen zeigen, daß der Widerspruch nur scheinbar ist und z. T. auf eine unrichtige Beurteilung einiger in den Hügeln gefundener Gefäße zurückzuführen ist.

Bevor ich aber zur Behandlung der Funde und Fundverhältnisse der drei fraglichen Hügel übergehe, möchte ich auf zwei Fragen kurz eingehen, die für die weiteren Erörterungen von Bedeutung sind. Bei der einen handelt es sich um die typologische Entwicklung der Bernburger Keramik, bei der anderen um die chronologischen Beziehungen zwischen dieser und den Kugelamphoren[1]).

Was man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Bernburger Keramik" versteht, ist keine selbständige Gruppe, sondern nur der jüngere Teil der Gesamtgruppe der Walternienburg-Bernburger Keramik. Die enge Zusammengehörigkeit der Walternienburger- und der Bernburger Keramik ist aber erst ziemlich spät erkannt worden. Bei der Entdeckung des reichen Gräberfeldes von Walternienburg wurde zwar die Verwandtschaft der hier gefundenen Keramik mit der Bernburger hervorgehoben, diese wurde aber zuerst durch gegenseitige räumliche und zeitliche Berührung erklärt[2]). Frühere vereinzelte Funde der Walternienburger Keramik wurden entweder der Bernburger Keramik zugesprochen, oder man begnügte sich damit, sie als „havelländische" oder ganz allgemein als Tiefstichkeramik zu bezeichnen. Die zeitliche Aufeinanderfolge und die typologische Abhängigkeit der Walternienburger und der Bernburger Keramik wird erst durch Kossinna ausgesprochen[3]), der auch innerhalb der Walternienburger Keramik — von ihm die „Mittelelbmegalithkeramik" genannt — eine ältere und eine jüngere Stufe unterscheidet[4]). Der Auffassung von Kossinna schließt sich Åberg an, der auch den zusammenhängenden Entwicklungsgang kurz skizziert[5]). Es ist aber möglich, noch einen Schritt weiter zu gehen. Die Walternienburg-Bernburger Keramik läßt sich nämlich zwanglos in 5 durch die typologische Entwicklung bedingte Unterstufen aufteilen, und zwar kommen 2 auf den Walternienburger Teil und 3 auf den Bernburger Teil. Diese Unterstufen werden der Kürze halber mit Walternienburg I und II und Bernburg I, II und III bezeichnet. Walternienburg I ist etwa gleichzeitig mit der älteren Ganggräberkeramik des Nordens und Bernburg III hängt typologisch mit der Doraunjetitzer Stufe zusammen.

Zwischen der Bernburger Keramik und den Kugelamphoren ist seit lange eine zeitliche Übereinstimmung angenommen worden[6]). Die wichtigsten Belege hierfür sind[7]):

Der Grabfund von Mützlitz[8]) (Kr. Westhavelland), der 3 Bernburger Gefäße und 1 Kugelamphore enthielt.

---

[1]) Diese beiden Fragen werden ausführlicher behandelt in einer in Vorbereitung befindlichen Arbeit über „Die Walternienburg-Bernburger Kultur und ihre Bedeutung für die Chronologie der jüngeren Steinzeit Mitteldeutschlands".

[2]) Götze, Das neolithische Gräberfeld von Walternienburg. Zschr. Bd. X, S. 139 u. f., besonders S. 150, 1911.

[3]) Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte[3], S. 28.

[4]) Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte[3], S. 28.

[5]) Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mittel-Europa während der jüngeren Steinzeit. Uppsala, S. 158, 1918.

[6]) Z. f. Ethn. S. 176, 1900 (Götze) und Zschr. Bd. I, S. 25. 1902 u. Bd. X, S. 24, 1911 (Höfer).

[7]) An dieser Stelle wird der von Höfer und anderen herangezogene Fund aus dem Baalberger Hügel (Zschr. Bd. I, S. 23. u. f. 1902) nicht berücksichtigt, weil er meines Erachtens für unsere Frage nicht ohne weiteres zu verwerten ist (s. unten S. 51f.).

[8]) Z. f. Ethn. Verh. S. 557 u. f. 1895. Taf. VIII (Schmidt); Brunner, Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg. S. 9, Abb. 18 u. S. 10, Abb. 19, 20, 21.

Der Fund von Hindenburg[1]) (Kr. Oschersleben in der Altmark), bestehend aus 2 Kugelamphoren und 1 Bernburger Tasse; die letztere ist auch an und für sich durch die Verzierung — z. T. in sog. Bogenstich ausgeführt, was sonst für die Bernburger Keramik fremd ist — eine Zwitterbildung zwischen den beiden Keramikgruppen[2]).

Der große Kugelamphorenfund von Börtewitz[3]) b. Mügeln im Freistaate Sachsen. Nebst zahlreichen Kugelamphoren und deren üblichen Begleitgefäßen, den sog. weitmündigen Töpfen, fanden sich hier 1 ganz erhaltene Henkeltasse und Scherben von wenigstens 2 anderen, die in der Form eine unverkennbare Übereinstimmung mit den Bernburger Tassen aufweisen.

Ein weiterer Beweis für die Abhängigkeit der fraglichen Keramikgruppen voneinander bildet das bei den Gefäßen der Kugelamphorengruppe häufige Vorkommen des ausgesparten Winkelbandes, das von der Bernburger Keramik übernommen ist. Als Beispiele seien genannt:

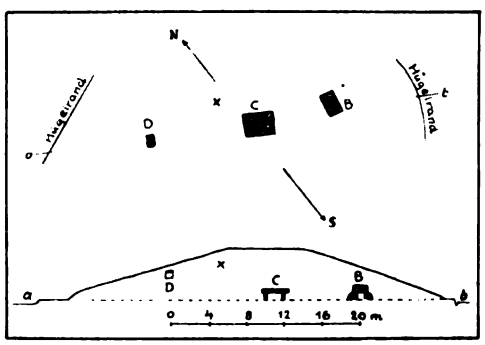


Abb. 1. Der Baalberger Hügel b. Bernburg. Lageplan und Durchschnitt. Nur die steinzeitlichen Funde sind eingezeichnet. (Nach Ischr. Bd. I, 1902, Taf. IV.)

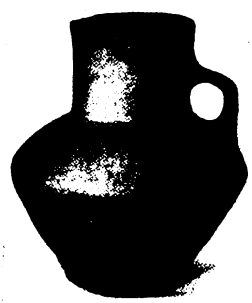


Abb. 2. Baalberge. (Nach Kossinna, Deutsche Vorgeschichte[3], Abb. 43.)

Eine Kugelamphore von Halberstadt[4]) (die Verzierung bei diesem Stück ist durch Schnurlinien ausgeführt).

Die weitmündigen Töpfe von Beckendorf[5]) (Kr. Oschersleben), Latdorf[6]) (Kr. Bernburg) und von Ketzin[7]) (Kr. Osthavellande)[8]).

Die Gefäße der Bernburger Keramik aus den angeführten Funden gehören dem späteren Teil dieser Gruppe an (etwa Bernburg III); ebenso ist das ausgesparte Winkelband ein verhältnismäßig spät auftretendes Ornament.

---

[1]) Ischr. Bd. X, S. 21 u. f. 1911, besonders S. 24; Taf. III: 3 (Höfer).

[2]) Ein ganz ähnliches, etwas kleineres Gefäß, anscheinend von unbekanntem Fundort, ist abgebildet im Kat. des Altertumsmus. der Stadt Bernburg S. 46, Nr. B. 423.

[3]) Präh. Z. Bd. V, S. 362 u. f. 1913, Taf. 15:11 (K. H. Jacob).

[4]) Landesanstalt f. Vorgesch. zu Halle Nr. 2297.

[5]) Mitt. aus dem Prov. Mus. d. Prov. Sachsen. Bd. I, S. 37, Abb. 26, 1894.

[6]) Ischr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 1.

[7]) Brunner a. A. S. 2, Abb. 1.

[8]) Höfer, der dieselben Beispiele mit Ausnahme der Kugelamphore von Halberstadt anführt (Ischr. Bd. X, S. 21, 1911), zieht auch die Kugelamphore von Baalberge heran (Ischr. Bd. I, Taf. III: 8, 1902); was er aber bei diesem Stücke als Winkelband auffaßt, ist nicht das von der Bernburger Keramik übernommene, sondern findet seine Erklärung am Gefäße selbst, wo es als erhöhte Leiste zwischen den eingestochenen Rauten am Halse entstanden ist.

Hieraus würde sich also ergeben, daß die Kugelamphoren nicht mit der Bernburger Keramik im ganzen, sondern nur mit deren späterem Teil zeitlich zusammenfallen.

Im folgenden gebe ich zunächst einen kurzen Überblick über die Funde und Fundumstände des Baalberger Hügels, des Pohlsberges und des Derfflinger Hügels, um dann die daraus sich ergebenden chronologischen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Im Baalberger Hügel (Abb. 1) wurden Gräber drei verschiedener steinzeitlicher Kulturgruppen angetroffen. Zu unterst auf der Sohle etwa im Zentrum des Hügels fand sich ein von Westen nach Osten gerichtetes Steinplattengrab (C) von 1,50 m Länge, 0,80 m Breite und 0,80 m Höhe, alles im Lichten gemessen; in diesem Grabe wurden nebst einigen Skelettresten zwei Gefäße gefunden — eine Henkelkanne von einem Typus, den wir nach diesem Funde den Baalberger Typus nennen wollen (Abb. 2), und ein kleines Henkeltöpfchen [1]), beide unverziert. Seitwärts von dem Steinplattengrabe, nach Osten hin, ebenfalls auf der Sohle stand ein zweites Grab (B) in der Richtung von Norden nach Süden, das aus mächtigen Sandsteinblöcken aufgebaut war; durch eine dünne Zwischenwand, die mit einem halbrunden Ausschnitt von 50 cm Breite versehen war, war es in zwei Kammern geteilt, einer nördlichen von 75 cm und einer südlichen von 1,35 m Länge. Die Breite betrug etwa 70 cm und die Höhe 75 cm. In der nördlichen, kleineren Kammer — dem Vorraum — wurden eine verzierte Henkeltasse [2]), die Höfer dem Bernburger Stil zuschreibt, und der obere Teil eines Feuersteinmeißels gefunden, in der südlichen zwei Kugelamphoren [3]); in beiden Kammern fanden sich zermürbte Knochen als Überreste eines oder mehrerer Skelette. Am nordwestlichen Abhang des Hügels wurde in einer höheren Lage eine kleinere, leicht gebaute Steinkiste (D) von nur 1,05 m Länge und 0,70 m Breite im Inneren angetroffen; diese enthielt ein Skelett in Hockerstellung mit dem Kopfe nach Süden und zwei Gefäße der sächsisch-thüringischen Keramik [4]). Nicht weit davon fand man eine unverzierte Henkeltasse mit scharfem Bauchknick und eine Scherbe mit Winkelband- und Schachbrettverzierung (×), von Höfer ebenfalls dem Bernburger Stil zugerechnet. Außerdem kamen im Hügel mehrere frühbronzezeitliche Gräber vor.

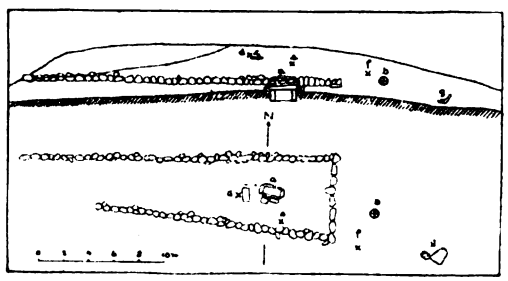


Abb. 3. Der Pohlsberg bei Latdorf. Durchschnitt und Lageplan. Eingezeichnet sind nur die steinzeitlichen Funde. (Nach Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VII.)

Fast ähnlich lagen die Verhältnisse im Pohlsberge (Abb. 3). Etwa in der Mitte des Hügels und z. T. in dem gewachsenen Boden eingesenkt stand zwischen zwei Steinreihen ein Steinplattengrab (a), bedeckt von einer einzigen Platte; die Größenverhältnisse waren, im Lichten gemessen: Länge 1,42 m,

[1]) Beide auch abgeb. Jschr. Bd. I, 1902, Taf. III: 9 u. 10.
[2]) Jschr. Bd. I, 1902, Taf. III: 6.
[3]) Jschr. Bd. I, 1902, Taf. III: 7 u. 8.
[4]) Jschr. Bd. I, 1902, Taf. III: 11 u. 12.

Breite 70 cm und Höhe 95 cm; die Richtung war von Osten nach Westen. Außer einigen „porösen" Knochen wurde im Grabe nur ein einziges Gefäß gefunden, und zwar eine Henkelkanne [1]) etwa derselben Form wie die aus dem Zentralgrabe des Baalberger Hügels. Die übrigen steinzeitlichen Funde lagen sämtlich höher oder am Abhange des Hügels. Nach Osten hin, 1,25 bis 1,50 m unter der Hügeloberfläche wurde ein Haufen Scherben (b) angetroffen, die sich zu einer kurzhalsigen Amphore und einem schnurverzierten Becher zusammensetzen ließen [2]). Da sie frei in der Erde lagen und keine Knochenreste dabei beobachtet werden konnten, ist zu vermuten, daß sie aus einem zerstörten Grabe stammen; ob aber die Scherben auf ihrem ursprünglichen Platze lagen oder ob sie verschleppt worden sind, läßt sich nicht mehr bestimmen; jedenfalls können sie nicht weit verschleppt sein. Oberhalb des Zentralgrabes, etwas nach Westen und nur etwa 1 m unter der Oberfläche standen auf einer länglichen Steinplatte (c), die in der Richtung von Norden nach Süden lag, eine Amphore etwa derselben Form wie die vorhin erwähnte aber ohne Verzierung und ein schnurverzierter Becher [3]); weiter wurden hier die Scherben eines zweiten Bechers, zwei facettierte Steinäxte und mehrere Perlen aus Kupfer gefunden [4]); Skelettreste waren auch hier vorhanden. In der Nähe dieses Grabes fand sich ein einzelner Scherben „vom Bernburger Typus" mit einem Zapfen und zwei Punktreihen verziert [5]). Südlich vom Zentralgrabe aber bedeutend höher als dieses lag ein zweiter einzelner Scherben (e) mit altem Bruch, der die Form und die Verzierung des Gefäßes von Rhinow (Brunner, Fig. 33) aufwies" [6]). Am südlichen Abhang, 75 cm unter der Oberfläche, wurden eine unverzierte Henkeltasse (f) mit scharfem Umbruch [7]) angetroffen und einige Meter weiter nach außen zwei Schädelstücke, die vielleicht dazu gehört haben. Der letzte zu erwähnende steinzeitliche Fund ist eine große Steinplatte (g), die unter dem östlichen Abhang stand. Die Platte, von 1,55 m Länge, war in der Richtung von Norden nach Süden aufgestellt. Bei ihr lagen mehrere Scherben, die von einem weitmündigen Topfe [8]) der Kugelamphorengruppe herrührten; weiter fanden sich auch hier einige verzierte Scherben einer Kugelamphore; Steinplatte und Scherben gehören anscheinend zusammen.

Zu diesen steinzeitlichen Funden kamen mehrere bronzezeitliche Gräber an verschiedenen Stellen im Hügel.

Ein südliches Gegenstück zu diesen beiden Hügeln bildet der Derfflinger Hügel bei Kalbsrieth (Abb. 4). Der Hügel hatte eine längliche Form in der Richtung von Osten nach Westen. Er bestand aus einem westlichen Kern, der von einer Steinschicht aus kleineren Sandsteinplättchen überdeckt war. Dieser Kern oder innere Hügel war über ein in den festen Felsboden eingetieftes Grab (a) aufgeschüttet, das ein Skelett in Hockerstellung mit einem Feuersteinmesser als einzige Beigabe enthielt. Südöstlich vom Mittelgrabe, am Rande der Steinschicht und z. T. unter, z. T. über derselben — im vorigen Falle war die Steinschicht zerstört — befanden sich ebenfalls drei Hockerbestattungen (b) frei in der Erde liegend; bei der einen wurde ein schnur-

[1]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. IX: 19.
[2]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 11 u. 12.
[3]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 6 u. 7.
[4]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 9 u. 10.
[5]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 5.
[6]) Diese Scherbe ist verloren gegangen.
[7]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 4.
[8]) Jschr. Bd. IV, 1905, Taf. VIII: 1.

verzierter Becher und eine einseitig gewölbte Steinaxt [1]) gefunden, bei der zweiten ein dicknackiges Feuersteinbeil [2]); die dritte war ohne Beigaben. Östlich vom inneren Hügel, aber sich daran anschließend, stand auf drei Steinplatten ein kleiner, nur etwa 20 cm hoher „Dolmenbau" (c), über den kleinere Steine pyramidenförmig aufgehäuft waren; den oberen Abschluß bildete eine mit Näpfchen versehene Steinplatte. Zwischen den Wänden des Dolmenbaues standen eine vierhenklige unverzierte Amphore und ein kleiner Napf mit Griffhenkel [3]). Weiter östlich, dicht dabei war eine Steinkiste (d) aufgebaut, die nebst einem Skelett mehrere Gefäße der Kugelamphorengruppe [4]) enthielt. Weiter fanden sich im Hügel mehrere spätere Gräber — aus der frühen Bronzezeit, der Latène- und der Merowingerzeit, sowie aus dem Mittelalter.

Die Übereinstimmung der beiden ersten Hügel bezüglich des Aufbaues und des Inhalts ist auffallend. Beide hatten im Zentrum eine Steinkiste mit gleicher Keramik — die Henkelkanne vom Baalberger Typus; seitwärts davon aber auf der Hügelsohle ein zweites Steingrab mit Kugelamphoren und in höherer Lage Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik. Die zeitliche Reihenfolge der drei Gräberarten und Keramikgruppen ergibt sich von selbst; die älteste Bestattung muß das Zentralgrab sein, später hinzugekommen ist das Kugelamphorengrab und als jüngste Bestattung müssen die Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik betrachtet werden.

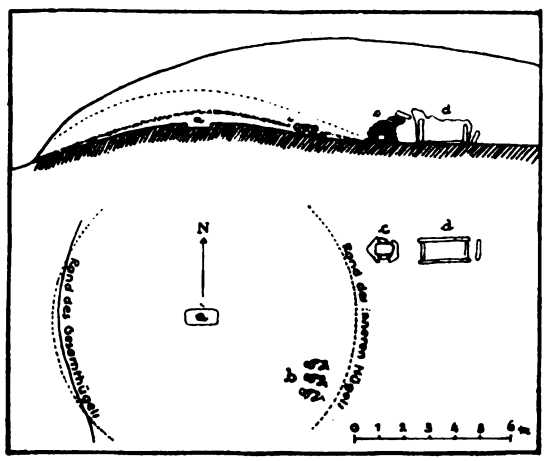


Abb. 4. Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieth. Durchschnitt und Lageplan. Eingezeichnet sind nur die steinzeitlichen Funde. (Nach Armin Möller, Der Derfflinger Hügel b. Kalbsrieht. Jena 1912, Taf. I.)

Außer den drei erwähnten Keramikgruppen ist noch eine vierte vertreten — die Bernburger Keramik; ihr relatives Alter ergibt sich aber nicht ohne weiteres aus den stratigraphischen Verhältnissen. Höfers Behauptung, sie sei älter als die sächsisch-thüringische Keramik beruht auf einer unrichtigen Beurteilung der Henkelkannen, die er der Bernburger Keramik zurechnet oder wenigstens mit dieser zeitlich gleichsetzt. Die Henkelkannen treten aber nie mit der Bernburger Keramik zusammen auf, sondern müssen als eine Sondergruppe betrachtet werden, die von jener zeitlich und kulturell getrennt ist.

In dem östlichen Steingrabe des Baalberger Hügels fanden sich in der südlichen Kammer die Kugelamphore, in der nördlichen das „Bernburger" Gefäß. Hieraus schließt Höfer, daß die beiden Gefäße gleichalterig sind. Oben S. 47 f. ist aber schon gezeigt worden, daß die Kugelamphoren nur mit der späteren Bernburger Keramik zeitlich zusammenfallen; in keinem Falle

[1]) Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 6 u. 7.
[2]) Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 8.
[3]) Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. III: 9 u. 10.
[4]) Möller, Der Derfflinger Hügel. Taf. II.

ist beobachtet worden, daß Kugelamphoren schon zur Zeit der älteren Bernburger Keramik vorkommen. Das erwähnte Gefäß aus dem Baalberger Hügel gehört aber wenigstens zu dieser, wenn es nicht noch älter ist — das Vorhandensein einer Schulterverzierung spricht sogar für die jüngere Walternienburger Stufe. Infolgedessen ist anzunehmen, daß auch im vorliegenden Falle das Bernburger oder richtiger Walternienburger Gefäß älter ist als die Kugelamphore desselben Grabes. Sein Vorkommen im selben Grabe wie diese braucht nicht dagegen zu sprechen. Höfer sagt selbst, daß das Grab von beiden Enden zugänglich war und daß man also in die eine Kammer hinein konnte, ohne mit dem Inhalte der anderen in Berührung zu kommen. Es ist aber noch wahrscheinlicher, daß das Grab einmal nachträglich geöffnet worden ist, und zwar, als die Bestattung mit den Kugelamphoren beigesetzt wurde [1]). Bei dieser Gelegenheit ist die ältere Bestattung mit Bernburger (Walternienburger) Keramik weggeräumt und z. T. zerstört worden; die Knochenreste und das unversehrte Gefäß sind in den Vorraum übergeführt und die übrigen Gefäße und Scherben herausgeworfen worden. Ich halte es nämlich auch für sehr wahrscheinlich, daß die als Einzelfund bezeichnete unverzierte Tasse und die Scherbe, die bei × gefunden wurden und die derselben Entwicklungsstufe wie das im Grabe gefundene Gefäß zugehören, mit diesem ursprünglich einen Fund gebildet haben. Hiernach wären die im Baalberger Hügel gefundenen Stücke der Bernburger (Walternienburger) Keramik stratigraphisch — und zeitlich — zwischen die Henkelkanne des Zentralgrabes und die Kugelamphoren zu setzen.

Im Pohlsberge sind die Funde der Bernburger Keramik sämtlich in gestörter Lage angetroffen. Stilistisch dürften sie, sowohl unter sich wie mit den entsprechenden Funden aus dem Baalberger Hügel übereinstimmen, d. h. sie gehören der älteren Bernburger- oder der jüngeren Walternienburger Stufe an [2]). Der weitmündige Topf der Kugelamphorengruppe dagegen weist in der Verzierung einen unverkennbaren Einfluß seitens der jüngeren Bernburger Keramik auf. Auch hier würde sich also dieselbe Reihenfolge ergeben wie im Baalberger Hügel.

Etwas verwickelter sind die Verhältnisse des Derfflinger Hügels. Aus dem stratigraphischen Aufbau des Hügels zieht Möller, wie anfangs schon angedeutet worden ist, die chronologische Schlußfolgerung, die Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik seien älter als das Kugelamphorengrab. Da er hierdurch in Widerspruch zu den oben dargelegten, von Höfer schon vorgebrachten Ergebnissen aus dem Baalberger Hügel und dem Pohlsberge kommt, muß untersucht werden, ob die Deutung Möllers die einzig mögliche ist [3]). Die älteste Bestattung ist unzweifelhaft das im Felsboden unter dem westlichen Teil des Hügels eingetiefte Hockergrab. Da aber hier außer einem Feuersteinmesser keine Beigaben vorhanden waren, ist es nicht möglich, es

[1]) M. W. sind Kugelamphoren nie in zweiräumigen Kisten gefunden worden, während diese Grabform in der Bernburger Kultur nicht allzu selten ist.

[2]) Der Mangel an charakteristischer Verzierung muß es unentschieden lassen, ob sie dieser oder jener Stufe zugerechnet werden sollen.

[3]) Die Stratigraphie des Derfflinger Hügels ist auch von Mötefindt kritisch erörtert worden (Zeitschr. f. Ethn. 1915, S. 45 u. f.). Um den scheinbaren Widerspruch, der in dem Aufbau des Baalberger Hügels und des Pohlsberges einerseits und dem des Derfflinger Hügels anderseits besteht, zu erklären, spricht er die Möglichkeit aus, das Kugelamphorengrab und der „Dolmenbau" des letzteren gehörten zu einem besonderen Hügel, der erst später mit dem westlichen Teil zusammengebaut worden ist. Der Widerspruch läßt sich jedoch meines Erachtens erklären ohne die Beobachtungen Möllers anzuzweifeln.

einer bestimmten Kulturgruppe zuzuschreiben. Die drei Gräber mit sächsisch-thüringischer Keramik am Rande der Steinschicht betrachtet Möller zwar als Nachbestattungen aber nur in dem älteren, westlichen Teile des Hügels und also als älter als den Gesamthügel. Zu dieser Annahme liegt aber kein zwingender Grund vor; sie können ebensogut erst dann beigesetzt sein, als der Gesamthügel bereits hergerichtet war. Hierfür spricht auch der Umstand, daß in dem Falle, in dem das Grab unter der Steinschicht lag, diese zerstört war. Die Stütze, die Möller für seine Annahme angibt, die auffallende Tiefe — 1—1,25 m — braucht nicht ausschlaggebend zu sein, besonders da anzunehmen ist, daß bei den zahlreichen Nachbestattungen der Hügel wohl allmählich erhöht worden ist. Den Dolmenbau und die Steinkiste mit den Kugelamphoren hält Möller für zusammengehörend oder wenigstens für gleichzeitig errichtet, woraus folgt, daß die Gefäße des Dolmenbaues und die der Steinkiste gleichalterig sein müssen. Stratigraphisch ist dieses sehr wohl möglich, ergibt sich aber nicht unbedingt aus dem Befunde. Hätten die Gefäße der beiden Anlagen derselben Keramikgruppe angehört, so wäre Gleichalterigkeit ohne weiteres anzunehmen. Dieses ist aber nicht der Fall. Die Gefäße der Steinkiste gehören der Kugelamphorengruppe an, über die im Dolmenbau spricht sich Möller nicht ausdrücklich aus, aber anscheinend rechnet er sie zu der sächsisch-thüringischen Keramik. Mötefindt spricht sie ausdrücklich dieser Gruppe zu [1]). Die kleine Amphore hält er nämlich für eine verkümmerte Form einer gleich gestalteten großen Amphore, „die uns aus der Schnurzeit in den thüringisch-sächsischen Ländern recht geläufig ist" und bildet ein ähnliches Gefäß von Wegeleben bei Halberstadt ab. Die Zugehörigkeit dieser beiden Gefäße zu einunddersel ben Keramikgruppe dürfte unbestreitbar sein; diese Gruppe aber als sächsisch-thüringische Keramik zu bezeichnen, halte ich für unrichtig. Sie gehören vielmehr derselben Keramik- bzw. Kulturgruppe [2]) an, wie die Kannen aus dem Baalberger Hügel und dem Pohlsberge, können aber trotzdem jünger als diese sein, da diese anscheinend am Anfang und die Gefäße des Dolmenbaues am Ende der Entwicklung stehen. Die Frage über das zeitliche Verhältnis zwischen dem Dolmenbau und der Steinkiste muß vorläufig offen bleiben. Dagegen lassen sich aus vorhin angegebenen Gründen die drei Hocker am Rande der Steinschicht in Übereinstimmung mit den entsprechenden Gräbern des Baalberger Hügels und des Pohlsberges als jünger erklären. Es muß aber zugegeben werden, daß, wenn die stratigraphischen Verhältnisse dieser beiden Hügel nicht so klar gelegen hätten, auch die Erklärung von Möller annehmbar gewesen wäre.

Fassen wir die durch die vorhergehende Erörterung gewonnenen Ergebnisse kurz zusammen, so ergibt sich folgende Reihenfolge der in den drei Hügeln vertretenen Keramikgruppen:

---

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1915, S. 50.

[2]) Diese Gruppe ist bis jetzt nicht umschrieben und zu ihrer Entstehung geklärt worden. Bis vor kurzem war sie fast unbeachtet geblieben. Ein erster Versuch, sie von den übrigen Keramikgruppen Mitteldeutschlands herauszusondern ist von Kupka (Stendaler Beitr. Bd. IV, H. 7, 1921, S. 375 u. f.) und vom Verf. (Mannus Bd. 11/12, S. 332 u. f. 1920) gemacht worden. Kupka faßt aber die Gruppe zu weit, indem er ihr Gefäßformen hinzurechnet, die nicht zu ihr gehören, z. B. die Amphoren mit Trichterhals und zwei Henkeln am Halsansatze, die anderer Herkunft sein müssen, als die Amphoren mit vier Henkeln am Bauchknick. Verf. behandelt nur die letzteren ohne Berücksichtigung der Beigefäße. Bezüglich der Herkunft gehen die Meinungen Kupkas und des Verf.s auseinander.

Baalberge	Pohlsberg	Derffling	
Sächs.-thür. Keram.	Sächs.-thür. Keram.	Sächs.-thür. Keram.	
Kugelamphoren	Kugelamphoren	Kugel-amphoren	Gefäße des Dolmenbaues
Bernburg I (Walternienb. II)	Bernburg I (Walternienb. II)		
Kannen von Baalberger Typus	Kannen von Baalberger Typus		

Hierzu sei bemerkt, daß das aufgestellte Schema in erster Linie nur Gültigkeit für die drei angeführten Fälle hat und nur soweit verallgemeinert werden darf, als die vorhandenen Entwicklungsstufen der betreffenden Keramikgruppen in Frage kommen [1]). So gehören z. B., was schon hervorgehoben worden ist, die im Baalberger Hügel und dem Pohlsberge gefundenen Kannen anscheinend einer ziemlich frühen Entwicklungsstufe dieses Typus an, während die hier angetroffenen Gefäße der sächsisch-thüringischen Keramik späte wenn auch nicht die letzten Formen dieser Gruppe sind. Die Gesamtgruppe der sächsisch-thüringischen Keramik und die der Baalberger Kannen und der übrigen mit diesen zusammengehörenden Gefäßtypen müssen sich also viel näher stehen, als aus dem Schema hervorgeht; es ist denkbar und sogar wahrscheinlich, daß sie in Abhängigkeits- oder Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen. Eine ältere Stufe der sächsisch-thüringischen Keramik kann denn in einer gewissen Zeit mit den Kugelamphoren oder der jüngeren Bernburger Keramik zusammenfallen, während die jüngere Stufe der Baalberger Kannen ebenfalls mit diesen Gruppen gleichzeitig sein kann. Diese Fragen näher zu beantworten ist aber erst dann möglich, wenn die fraglichen Keramikgruppen nach Zusammensetzung der Funde und nach der Form und Verzierung der einzelnen Gefäße eingehend analysiert worden sind.

Halle (Saale), Landesanstalt für Vorgeschichte, November 1923.

[1]) Selbstverständlich ist auch nicht gesagt, daß die angeführten Keramikgruppen bzw. Entwicklungsstufen unmittelbar aufeinanderfolgen. Andere Gruppen bzw. Entwicklungsstufen können sich sehr wohl dazwischen schieben. So ist z. B. ziemlich sicher, daß Bernburg II zwischen Bernburg I und den Kugelamphoren liegt. Da sie aber nicht in den behandelten Fällen vorhanden waren, müssen sie auch unberücksichtigt bleiben.

Ein Grab der Kugelamphorengruppe aus Thüringen.

Von Nils Niklasſon, Halle a. S.

Mit 4 Textabbildungen.

In der Nähe von Bad Sulza i. Thür. — Verwaltungsbezirk Apolda, Sachſ.-W. — liegt das Dorf Sonnendorf. In den nicht weit vom Dorfe befindlichen Kiesgruben ſind im Laufe der Jahre mehrere vorgeſchichtliche Funde gemacht worden; die der letzten Jahre ſind größtenteils in den Beſitz des Herrn Lehrer Grauert in Taugwitz gekommen, der durch ſein Intereſſe für die heimatliche Vorgeſchichte mehrere wertvolle Funde, die ſonſt der Zerſtörung heimgefallen wären, gerettet hat.

Abb. 1. 1/5.

Das Grab wurde 1920 in der Oehleyſchen Kiesgrube, etwa 100 m ſüdweſtlich von Sonnendorf und etwa 5 m unterhalb des höchſten Punktes des Höhenrückens angetroffen. Ehe Herr Grauert benachrichtigt wurde, war der Fund von den Arbeitern leider ſchon zum Teil zerſtört worden. Es war jedoch möglich, mehrere wichtige Feſtſtellungen zu machen und die Fundgegenſtände zu bergen.

Auf der Oberfläche wäre nichts zu ſehen geweſen [1]). Erſt unterhalb der Humusdecke zeichnete ſich die dunklere Grabfüllung in dem hier an-

[1]) Die Fundumſtände ſind nach Angaben von Herrn Grauert aufgezeichnet; die Fundgegenſtände ſind in ſeinem Beſitz; in den Sammlungen der Landesanſtalt für Vorgeſchichte zu Halle befinden ſich Nachbildungen derſelben.

stehenden gelben Kies ab. Das Grab bildete ein fast rechteckiges Viereck von 1,25 m Länge und 60 cm Breite, mit dem Kopfende nach Norden. Die Grabsohle befand sich etwa 1 m unter der Oberfläche; das Fußende jedoch etwas tiefer als das Kopfende.

Das Skelett lag auf der linken Seite in hockender Stellung, mit stark angezogenen Beinen; die Arme waren nach oben gebogen mit den Händen vor dem Gesicht.

Am Kopfe stand ein größeres Gefäß, eine sog. weitmündige Amphore, die wie der Schädel zusammengedrückt war. In der Nähe der Hände lag ein dicknackiger Feuersteinmeißel, von welchem nur der Nackenteil wiedergefunden wurde; ein Feuersteinbeil befand sich in der Gegend zwischen Brust und Bauch.

Abb. 2. Etwa $^1/_2$.

Abb. 3. Etwa $^2/_5$.

Unten an den Füßen wurde ein Schweinsunterkiefer und ein Unterschenkelknochen, ebenfalls von einem Schweine, angetroffen. Außerdem befand sich im Grabe ein Stück einer Eberzahnlamelle.

Die weitmündige Amphore (Abb. 1), von der üblichen Form, ist etwa 27—28 cm hoch, mit einem Mündungsdurchmesser von etwa 19 cm. Die größte Bauchweite beträgt etwa 29 cm; die Farbe ist dunkelbraun. Die Verzierung am Halse besteht aus Rauten, die durch dicht aneinandergestellte Winkelstiche hergestellt sind. Der Rand wird von zwei wagerechten Reihen ähnlicher Stiche umsäumt. Die Schulter ist durch fransenartig, etwas schräg herunterhängende Schnittlinien, die in Gruppen getrennt sind, verziert; die Linien werden unten von Winkelstichen abgeschlossen.

Von den übrigen Beigaben sind zuerst die beiden Feuersteingeräte zu erwähnen. Das Beil (Abb. 2) erinnert durch seine Größe und regelmäßige Form wie durch seine sorgfältige Herstellung an die schönsten nordischen Stücke dieser Art. Die Länge beträgt 13,5 cm, die Breite an der Schneide 6,2 cm

und am Nacken 3,5 cm. Die größte Dicke iſt 2,5 cm. Die Breitſeiten ſind gut geſchliffen, während an den Schmalſeiten, die durch die ſcharf zugeſchlagenen Ränder mit den Breitſeiten faſt einen rechten Winkel bilden, nur die größeren Unebenheiten entfernt worden ſind. Die Farbe des Feuerſteins iſt hellgrau. Von dem Meißel (Abb. 3), der in ſeiner Herſtellungsart mit dem Beile zu vergleichen iſt, fehlt der Schneideteil. Die urſprüngliche Länge wird auf etwa 10 cm geſchätzt, wovon nur ein Stück von 8 cm erhalten iſt. Die größte Breite iſt 2 cm, die Dicke 1,3 cm.

Der ziemlich gut erhaltene Schädel (Abb. 4), der hier in drei Anſichten abgebildet iſt, erinnert in ſeiner Form ſehr an den Schädel aus dem Kugel-

Abb. 4.

amphorengrabe aus dem Derfflingerhügel bei Kalbsrieth [1]). Das Geſchlecht iſt männlich.

Das Sonnendorfer Grab, das auf Koſſinnas „Verbreitungskarte der Kugelflaſchen" unter Nr. 60a eingezeichnet iſt [2]), iſt einer der ſüdlichſten Funde der Kugelamphorengruppe in Thüringen. Die ganze Grabanlage wie die Zuſammenſetzung der Beigaben ſtimmt mit dem genannten Grabe aus Kalbsrieth überein, nur mit dem Unterſchied, daß hier jede Steinumſetzung fehlte, während das Kalbsriether Grab eine gut gebaute Steinkiſte hatte.

[1]) Prähiſtor. Zeitſchr. Bd. IV, S. 48, Abb. 11.
[2]) Mannus Bd. 13, Tafel VIII und S. 256.

Ein Randbeil aus der Gemarkung Laufenfelden in Naſſau.

Von H. Heck, Diez a. L.

Mit 2 Textabbildungen.

Aus dem Nachlaß des vor einigen Jahren verſtorbenen Bergrats Ulrich-Diez gelangte vor kurzem durch Schenkung ſeiner Tochter, Fräulein Auguſte Ulrich, ein Randbeil in den Beſitz der vorgeſchichtlichen Abteilung des ſtädtiſchen Muſeums zu Diez a. L., das für die Erforſchung der bronzezeitlichen Beſiedelung Naſſaus von Intereſſe ſein dürfte.

Das Stück iſt von auffallend kleiner Geſtalt: Geſamtlänge 9,5 cm, Sehne der Schneide 3,5 cm, mittlere Breite 1,8 cm. Die Schneide iſt ſtark abgenutzt, das Bahnende durch Anfeilen in neuerer Zeit leicht beſchädigt, jedoch wird hierdurch die Feſtſtellung der ehemaligen Geſtalt nicht beeinträchtigt. Die Randleiſten treten beiderſeitig nur ſchwach hervor. Nach dem äußeren Befund handelt es ſich bei der Maſſe des Beiles um eine verhältnismäßig zinnarme Bronze, jedoch mußte eine chemiſche Unterſuchung, die hier völlige Klarheit hätte bringen können, unterbleiben, da eine weitere Verletzung vermieden werden ſollte. Die Form entſpricht z. T. Liſſauers Typenkarte Abb. 12 mit Variante der Schneide Abb. 11 D[1]), doch erſcheint als weſentliche Abweichung vom Liſſauerſchen „armorikaniſchen" Typ das halbkreisförmige Bahnende, das für dieſen Typus bei Liſſauer nicht vorkommt. Dagegen zeigt der „ſächſiſche" Typ ſehr oft die halbkreisförmige Nackenform, ſo daß es ſich bei dem Laufenfeldener Randbeil doch mehr um eine ältere Art des „ſächſiſchen" Typus handeln dürfte, den Liſſauer in einigen jüngeren Stücken abgebildet hat [2]).

[1]) Liſſauer, Zeitſchr. f. Ethn. 36, 1904, H. 5: „Die Typenkarte der Flach- und Randbeile", Abſ. B, S. 542—544.

[2]) Den Hinweis verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrats Profeſſor Dr. Koſſinna, dem ich hierfür zu größtem Dank verpflichtet bin.

Über den Fundort gibt eine kurze Bemerkung des früheren Beſitzers Aufſchluß. Nach ihr iſt das Beil „in dem Walddiſtrikte Grauekopf der Gemarkung Laufenſelden nächſt des Pfahlgrabens gefunden“ worden. Für die Zuverläſſigkeit dieſer Angaben bürgt die Perſon Ulrichs, der nicht nur ein lebhaftes Intereſſe für Vorgeſchichte beſaß, ſondern auch, dank näheren Beziehungen zu Cohauſen, die Bedeutung genauer Fundangaben zu würdigen wußte. Wenn dieſe in vorliegendem Falle auch noch nicht mit allen Einzelheiten ausgeſtattet ſind, die wir heute von einer genauen Fundangabe verlangen, ſo liegt die Schuld hieran weniger an einem Verſäumnis des ehemaligen Beſitzers des Beiles, als an dem beſcheidenen Stand der damaligen Forſchungsſchulung überhaupt. Trotzdem bleibt es zu bedauern, daß uns die Fundnotiz keine Angaben darüber macht, ob das Stück als Einzelfund einem Zufalle ſeine Bergung verdankt oder einem der in der Umgebung des „Grauen Kopfes“ liegenden Grabhügel entſtammt. Beides wäre möglich, da die Gegend des „Grauen Kopfes“ als vorgeſchichtliches Siedlungsgebiet bekannt iſt.

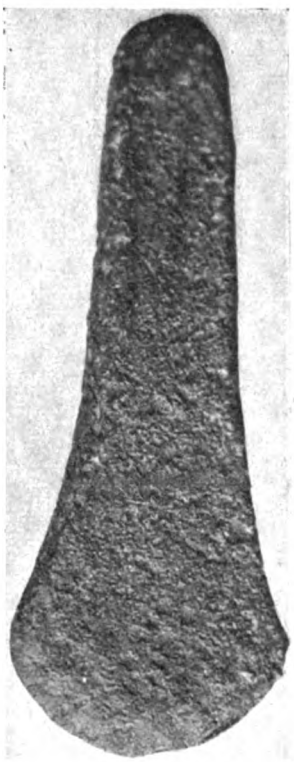


Abb. 1. 1/1. Laufenſelden. (Aufnahme Karl Bender, Hofphotograph, Diez a. L.)

Am Nordabhange des Berges liegt das Kaſtell Holzhauſen a. d. Heide; den Fuß des „Grauen Kopfes“ umſpannt der Limes, in deſſen Nähe das Randbeil gefunden worden iſt; ein von Cohauſen ſ. Zt. oberflächlich angeſchnittener Grabhügel liegt in unmittelbarer Nähe[1]), und mehrere Hügelgräberfelder befinden ſich in benachbarten Diſtrikten der Gemarkungen Laufenſelden und Holzhauſen a. d. Heide[2]). Hinzu kommt noch, daß zwei alte Völkerwege, die „Heſſenſtraße“ und die „alte Straße“ in der Nähe des „Grauen Kopfes“ vorbeiführen[3]).

Die Heſſenſtraße, vom Rhein bei Lorch oder St. Goarshauſen (?) kommend, führt über Naſtätten—Holzhauſen a. d. H.—Kaſtell Holz-

[1]) v. Cohauſen, „Der römiſche Grenzwall in Deutſchland“, 2. Lieferung, S. 208, Abſ. 3.

[2]) Vgl. den Lageplan (Abb. 2).

[3]) v. Cohauſen, a. a. O. **2**, S. 201/202, 208/209 und **3**, S. 302. Schumacher, „Naſſauiſche Annalen“ Bd. **44**, 1916/17, S. 187 und Karte S. 196. (Schumacher kennt jedoch nur die Heſſenſtraße.)

hauſen—Rettert—Katzenelnbogen nach der Aar. Die „alte Straße", eine Abzweigung der „Kohlſtraße", kommt zunächſt unter dieſer Bezeichnung vom Rhein bei Lorch, führt über Strüht—Zorn und zweigt dann als „alte

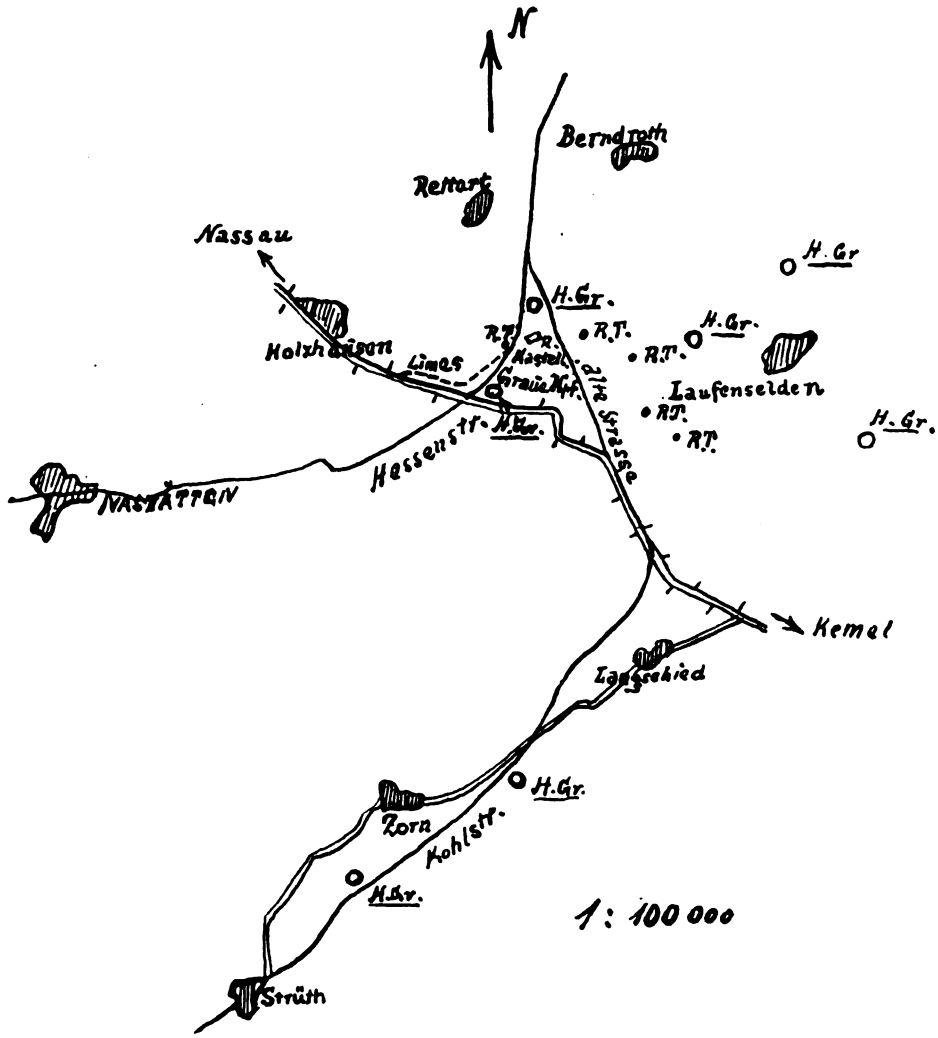


Abb. 2.

Straße" kurz vor dem Dorfe Langſchied ab, um, am Kaſtell Holzhauſen vorbei führend, ſich vor Rettert mit der „Heſſenſtraße" zu vereinigen [1]).

[1]) Der Verlauf der beiden Straßenzüge iſt von Herrn Apothekenbeſitzer Kocher-Langenſchwalbach bei zahlreichen Begehungen des in Frage kommenden Geländes verfolgt und aufgenommen worden. Nach den Angaben des Herrn Kocher ſind auch die Eintragungen in die Karte erfolgt.

Beide Straßen müſſen bereits in vorrömiſcher Zeit vorhanden geweſen ſein. Dafür ſprechen ſowohl die zahlreichen Grabhügel an ihrem Zuge, als auch die Lage des Kaſtells, das genau im Winkel zwiſchen beiden Verkehrswegen gelegen iſt.

Zur Chronologie des Stückes iſt folgendes zu bemerken: Die nur ſchwach angedeuteten Randleiſten und der geringe Zinngehalt verweiſen das Beil bereits in die früheſte Bronzezeit, nach Koſſinna noch in Periode Ib, da in Ic ſchon Beile mit ziemlich hohem Rand und ſtärkerem Zinnzuſatz auftreten.

Da an die ſonſt um dieſe Zeitſtufe beſonders in Rheinheſſen und der Pfalz anſäſſige Adlerbergbevölkerung nicht gedacht werden kann, deren Siedelungsſpuren zudem in Naſſau bisher fehlen, da dieſe Kulturſtufe außerdem nur Flach- und Doppelbeile, aber keine Randbeile kennt, kann die Herkunft des Laufenfeldener Beiles nur dem frühen Vorſtoß jenes Hügelgräberſtammes zugeſchrieben werden, deſſen Spuren bisher auch in Kurheſſen und in der Umgebung von Gießen feſtgeſtellt worden ſind [1]).

Die Hauptmaſſe der Hügelgräberbevölkerung ſcheint jedoch erſt mit Beginn der Periode II in Naſſau, wie überhaupt ins Rheingebiet eingewandert zu ſein und iſt dann während der Periode II dort ſeßhaft geworden. Die unſerem Laufenfeldener Fundplatz am nächſten liegenden Grabhügel von Strüht [2]), dürften mit ihrem bronzezeitlichen Inhalt (Radnadel, Knöchelbänder uſw.) wenigſtens kaum vor Periode IIb, wahrſcheinlich ſogar erſt in Periode IIc zu ſetzen ſein. Auch die Brillenſpirale von Naſtätten [3]) läßt ſich zwanglos dieſer Zeitſtufe einfügen.

[1]) Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeſchichte der Rheinlande. S. 64/65, Mainz, 1921, bei L. Wilckens.

[2]) v. Cohauſen, „Naſſauiſche Annalen" XV, S. 386: „Hügelgräber in der Gegend von Zorn und Strüht" (Funde: Muſeum Wiesbaden). Behrens, „Bronzezeit Süddeutſchlands". Katalog d. Röm.-Germ. Zentralmuſ. Nr. 6, S. 198, Nr. 478. Brenner, „Naſſauiſches Heimatbuch", S. 534, Abb. 5 u. 13.

[3]) Brenner, a. a. O., S. 543, Abb. 12. Orig. Muſeum Wiesbaden.

Die Grifflanze in der vorgeschichtlichen Kultur Skandinaviens.

Von Wilh. Gaerte, Königsberg, Pr.

Mit 3 Textabbildungen.

Auf den Felsenzeichnungen des Tanumer Kreises erscheint zweimal ein Krieger, der eine eigentümliche Lanze schwingt. Die Abb. 1—2[1]) bringen ihn mit der Waffe zur Anschauung. Deutlich nimmt man einen Griff wahr, der im rechten Winkel an dem Schafte des Speeres ansitzt. Ich möchte daher

Abb. 1.

Abb. 2.

diese Waffe als Grifflanze bezeichnen. Leider ist die Figur in Abb. 2 im oberen Teile verwischt, so daß man nicht mit Sicherheit entscheiden kann, ob die geschlängelte Linie mit dem Griff im Zusammenhang stand, also vielleicht eine Schnur darstellte, mittels deren die geschleuderte Waffe zurückgeholt werden konnte.

Es ist nun interessant festzustellen, daß ein ähnlicher Wurfspieß schon früher in Waitzen (Ungarn) gefunden worden ist. Fr. v. Pulszky berichtet

[1]) Baltzer, Glyphes des rochers, 1881, Taf. 45/46, 1; 31/32.

darüber in den Verhandlungen der Zeitschr. f. Ethn. IX, 1877, S. 276, wie folgt: „Auf einem Felde der Stadt Waitzen im losen Sandboden wurde im Frühling ein Kupfergegenstand....ausgeackert (vgl. unsere Abb. 3[1]). Es ist wohl eine Art Wurfspieß; denn am unteren Ende wird der runde hohle Stiel wieder flach, ist aber gerade an dieser Stelle abgebrochen, wo er wahrscheinlich in dem längeren hölzernen Stiel eingefügt war. In der Mitte der Waffe sehen wir eine Art Handhabe, ebenfalls abgebrochen, vielleicht war an dieser die Leine befestigt, durch die der Wurfspieß oder die Harpune zurückgezogen ward. Das Merkwürdige an dieser Waffe ist einerseits, daß sie aus

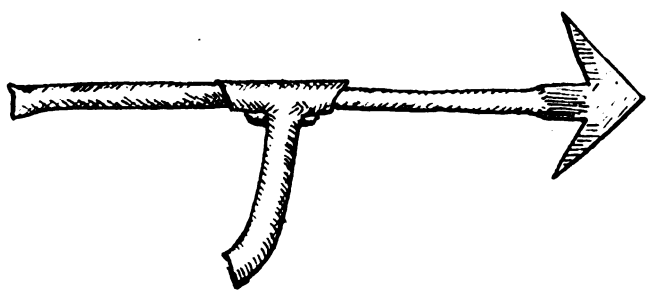


Abb. 3.

reinem Kupfer, und zwar durch Hämmern, nicht durch Gießen verfertigt ist.... andererseits, daß die Handhabe durch Zinn roh an den Stiel angelötet ist.... da dieser Wurfspieß an mehreren Orten Spuren starker Vergoldung zeigt und die pfeilartige Spitze samt Widerhaken ganz stumpf ist, scheint er nicht zum Kampfe, sondern zur Zier gebraucht worden zu sein. Der Stiel ist durch das Hämmern des ursprünglich flachen Kupferstreifens gerundet worden, ebenso die angelötete Handhabe. Dieser interessante Gegenstand wurde am 16. Juli vom Besitzer des Feldes dem Nationalmuseum geschenkt."

[1]) Nach Zeitschr. f. Ethn. IX. 1877, Taf. XVII, 1.

Ein altgermanisches Haaropfer.

Von Georg Wilke.

Mit 3 Textabbildungen.

Wenn auch das Menschenopfer sich bei vielen indogermanischen Einzelvölkern, namentlich den Kelten, Germanen und Slawen, bis weit in die christliche Zeit hinein erhalten hat und es selbst in dem hoch zivilisierten kaiserzeitlichen Rom, wenn auch nur im Geheimen, noch lange fortlebte [1]), so muß daneben doch schon frühzeitig der Brauch aufgekommen sein, an Stelle des ganzen Menschen nur einzelne Teile von ihm zu opfern. Als solche Teilopfer kommen neben dem Zahn- [2]), Ohr- [3]), Finger- [4]) und Nagelopfer [5]) besonders die Haaropfer in Betracht, die aus dem Altertum nicht nur für die verschiedensten indogermanischen, sondern auch für nichtindogermanische Völker durch schriftliche Zeugnisse vielfach bezeugt sind.

In Ägypten wurden sie beim Tode des Apis dargebracht (E. Siecke, Pûshan S. 114); auch trugen die Priester einen kahl geschorenen Kopf [6]). Die alten Araber rasierten sich den Kopf, wenn sie in die Schlacht zogen [7]). Jesaias 3, 17 droht den Töchtern Zions, der Herr werde ihren Scheitel kahl machen. Und Petrus wird von seinen Feinden zum Spott das Haar geschoren, aber Petrus infamiam in honorem, illusionem in gloriam convertit [8]). Das Haarabschneiden war also bei den Juden augenscheinlich, wie bei anderen Völkern das Abschneiden der Nase, der Ohren und andere Körperverstümmelungen ursprünglich eine Form der Strafe, die letzten Endes nichts anderes als ein Sühneopfer an die verletzte Gottheit bedeutete. So werden auch

[1]) Höfler, Organotherapie S. 4.
[2]) Wilke, Religion d. Indogerm. S. 229.
[3]) Herodot IV, 71; 188.
[4]) Wilke, Mannus VI, S. 17.
[5]) Derselbe, Mannusbibliothek Nr. 10, 153.
[6]) Otto, Priester und Tempel im hellenistischen Ägypten II, 256.
[7]) Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. 55.
[8]) F. Kraus, Realenzyklop. d. christl. Altertümer II, 902.

in einem japanischen Drachenmythos dem aus dem Himmel ausgestoßenen Helden Sosanoo zur Strafe für seine Untaten die Haare und Nägel abgeschnitten [1]), und ähnliche Bräuche kehren, wie wir noch sehen werden, auch bei indogermanischen Völkern wieder [2]).

Am häufigsten bezeugt unter diesen ist das Haaropfer bei den Griechen. Sokrates faßt den jungen Phädon, der ihn im Gefängnis besucht und untröstlich ist, in seine Locken und sagt: „Willst du das schöne Haar aus Trauer um mich abschneiden? Das sollst du nicht, denn niemand braucht um mich zu trauern. Aber wenn wir den Beweis, den wir suchten, nicht erbringen, dann Phädon traure und deine Locken mögen fallen" (Nach Th. Birt, Von Homer bis Sokrates, Leipzig 1921, S. 393f.). Des Achilleus Vater Peleus gelobt für den Fall der Rückkehr seines Sohnes dessen Haare dem Flußgotte Spercheios zu opfern, doch weiht es Achill seinem gefallenen Freunde Patroklos, dessen Leichnam auch sonst über und über mit Haaren bedeckt wird [3]). Ebenso findet sich das Haaropfer als Totenopfer in der Iphigenie von Tauris, in der Euripides den Orestes zu seinem Freunde Pylades (V. 702) sagen läßt:

Τύμβον δὲ χῶσον κ' ἀπίδες μνημεῖά μοι
Καὶ δάκρυ, ἀδελφή, καὶ κόμας δότω τάφῳ

Und an einer weiteren Euripidesstelle heißt es:

Ἱερὸς γὰς οὗτος τῶν κατὰ χθονὸς θεῶν,
Ὅ τοῦ τοδ' ἔγχος κρατὸς ἀγνίσει τρίχα.

Das Haar erscheint also hier als ein Opfer an die chthonischen Gottheiten, was auch noch aus einer Notiz des betreffenden Scholiasten erhellt, der zu dieser Stelle bemerkt, es sei Sitte gewesen, dem Toten, sobald er die Seele ausgehaucht habe, das Haar abzuschneiden [4]).

Außer an die Toten und die chthonischen Gottheiten wurde das Haaropfer in Griechenland auch noch bei mancherlei anderen Gelegenheiten dargebracht. Nach Lukianos opferten die Griechen die Jünglingshaare, die von Geburt an als heilig galten, im Tempel, wo sie in silbernen oder goldenen,

---

[1]) Außerdem sei hier noch auf die in Berlin (Zeitschr. f. Ethnol. 1893, 280) und namentlich in Westpreußen (Zeitschr. f. Ethnol. 1893, 568f.) weit verbreiteten, in der Regel mit Mohn bestreuten israelitischen Zopfgebäcke hingewiesen, die sogenannten Berches oder Barches. Der Name entspricht wahrscheinlich dem Plural von berâchah „Segen" und bedeutet daher ursprünglich „Segensbrot". Diese Zopfgebäcke „werden ausschließlich für den gewöhnlichen Sabbath bereitet oder auch sonst zu Festen, namentlich aber zum Purim, das ist das Losfest, gefeiert zur Erinnerung der Juden aus dem durch Haman ihnen drohenden Untergang, wie im Buch Esther zu lesen. Sie werden auf den Tisch gelegt und mit einem Deckchen zugedeckt, sodann in Stücke geschnitten, nachdem, wie bei jeder Mahlzeit, vom Hausherrn ein Kiddisch, der Segensspruch, gesprochen und auch von der ganzen Familie gesprochen (beuschen), gebetet wurde". A. Treichel, a. a. O. 569.

[2]) L. Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes I, 150.

[3]) Ilias XXIII, 135ff.

[4]) Höfler, Arch. f. Anthrop. 1906, wo das Haaropfer sehr eingehend behandelt wird.

mit dem Namen der betreffenden Personen versehenen Büchsen aufbewahrt wurden [1]). Und nach der gleichen Quelle mußten die Jünglinge und Mädchen vor ihrer Hochzeit dem Hippolyt ihre Haare opfern: *τῆσι παρθένοισι καὶ τοῖσι* (Jünglingen) *νόμον ἐποίησαντο μὴ μέν ἄλλως γάμον ἰέναι, πρὶν Ἱππολύτῳ κόμας καίρασθαι.* Auch der Iphinoe [2]), der Pallas Athena [3]) und der Hygieia [4]) wurden Haaropfer dargebracht, ebenso der Hera, der Artemis [5]) und dem Apollo, in dessen Heiligtum in Delphi nach Plutarch (Theseus) die Jünglinge und Mädchen bei der Jünglingsweihe ihr Haar darbrachten. Besonders aber wurden den verschiedenen Wassergottheiten Haaropfer geweiht. Schon oben hatten wir das Gelübde des Peleus kennen gelernt, der dem Flußgotte Spercheios die Haare seines Sohnes Achilleus gelobt (Il. XXIII, 144). Und ein Scholiast, der den Lyriker Pindar (48 v. Chr.) kommentierte, berichtet: „*τὰς μὲν γὰρ πρώτας κόμας τοῖς ποταμοῖς ἀποκείροντο σύμβολον τοῦ ἐξ ὕδατος εἶναι παντῶν τὴν ἄσκησιν*". Ebenso war der oben erwähnte Hippolyt, der besonders in Trözen verehrt wurde, eine Wassergottheit. Aus diesem Grunde war es nach den übereinstimmenden Zeugnissen von Lukianos [6]) und Hermotimos [7]) auch verboten, auf dem Schiffe die Haare zu verschneiden, es sei denn, daß ein Sturm wütete. Denn das Haar sollte eben als letzte Opfergabe für den Fall äußerster Seenot aufgespart werden. Endlich sei hier auch noch einer Darstellung aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. auf einem kleinen Marmor-Aediculum aus Theben in Thessalien gedacht. Sie zeigt zwei Haarzöpfe, die Philombrotos und Apthonetos in Seegefahr dem Poseidon für ihre Rettung gelobt haben (Abb. 1). Diese Darstellung bildet zugleich einen Beweis dafür, daß man schon damals das wirkliche Haaropfer durch substituierende Nachbildungen zu ersetzen pflegte. Solche Nachbildungen, und zwar aus Brot- oder Kuchenteig, waren jedenfalls auch die altgriechischen *σπεῖρα τριχῶν* und *τὸ πλάσμα στρεπτόν*. Sie entsprachen den lateinischen spirae, die, allerdings erst in Mittelhochdeutsch, mit Bretzel oder Kringel, im Niederländischen mit Krakeling glossiert sind [8]).

Wie bei den Griechen, so finden wir auch bei den Römern das Haaropfer wiederholt bezeugt. Nach einer alten Überlieferung ließ sich Juppiter

---

[1]) *τοῖσι δὲ νεόσι πλοκάμους ἱεροὺς ἐκ γενετῆς ἀπίασι. τοῦς ἐπ' ἐὰν ἐν τῷ ἱερῷ γίνονται, τὰ μουσί τε καὶ ἐς ἄγγεα καταθέντες, οἱ μὲν ἀργυρέα πολλοὶ δὲ χρύσεα ἐν τῷ νηῷ ἠροσηλώσαντες ἀπίασι, ἐπιγράψαντες ἕκαιτοι τὰ οὐνόματα.*

[2]) Pausan. I 43, 4.

[3]) Daremberg, Diction. des ant. grèques et rom. I, 2 C p. 1371.

[4]) Pausan. II 116, 6.

[5]) Arch. f. Anthrop. 1906, S. 141.

[6]) Lukianos: *περὶ τῶν ἐπὶ μισθῷ συνόντων · καθάπερ ναναγίαν τινὰ, καὶ σωτερίαν διηγουμένων οἷοι εἰσὶν οἱ πρὸς τοῖς ἱεροῖς ἐξυρήμενοι τὰς κεφαλάς.*

[7]) Hormotimos: *δοκῷ δὲ μοί οὐκ ἀλόγως ἂν καὶ ξυρήσασθαι τὴν κεφαλήν, ὥσπερ ἐκ τῶν ναναγίων ἀποσώθεντες.*

[8]) Höfler, Zeitschr. f. ost. Volksk.

von Numa statt der von ihm geforderten Menschenhäupter deren Kopfhaare unterschieben. Und nach einem anderen Berichte opferten die römischen Frauen beim Einfalle der Gallier ihre Haare, angeblich, damit sie zur Anfertigung der fehlenden Taue verwendet wurden, in Wirklichkeit aber wohl als eine wertvolle Weihgabe an irgendeine Schutzgottheit.

Bei den Skythen wird das Haaropfer durch Herodot IV, 71 beim Totenkult erwähnt. Außerdem wurden nach ihm den in Delos verstorbenen hyperboreischen Jungfrauen Hyperoche und Laodike von den Jünglingen und Mädchen bei ihrer Hochzeit die Haare geweiht, die sie, um eine Spindel gewickelt, auf jener Grabmal legten (IV, 34).

Gleichfalls beim Hochzeitsritus finden wir das Haaropfer bei den Indern, bei denen sich beide Ehegatten gelegentlich des fünf Tage nach der Hochzeit dargebrachten napitakarma (Baumopfer) die Haare und Nägel verschnitten [1]).

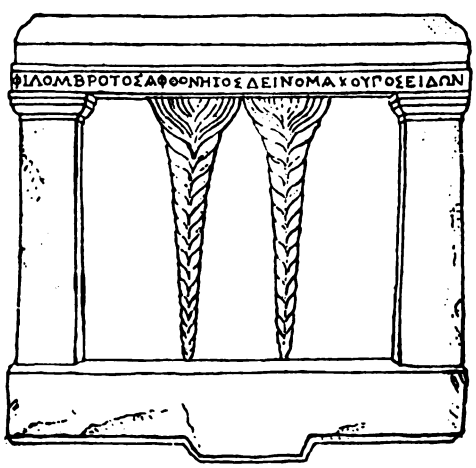


Abb. 1. Weihegabe des Philombrotos und Apthonetos, der Söhne des Deinomachos an Poseidon; 4. Jahr. v. Chr. Brit. Mus. in London. Nach H. Lamer, Griech. Kult. im Bilde. Taf. 21, 30.

Sehr lange hat sich das Haaropfer, namentlich im Totenkulte, bei den verschiedenen slawischen Völkerstämmen erhalten, bei denen es schon in einem Berichte Busbeks, des Abgesandten des ungarischen Königs Ferdinand, bezeugt wird (Pallas, Neue nord. Beitr. III, 299). Ja, bei den Montenegrinern und Albanesen besteht sogar heute noch der Brauch, daß sich die Ehegattin und die Töchter beim Tode des Hausherrn die Haare abschneiden [2]). Und ähnliche Bräuche werden auch noch aus einzelnen Gegenden Bosniens berichtet, wo die Frauen für den Verstorbenen außer allerhand sonstigen Totenspenden, wie Äpfeln, Zitronen, Kopftüchern, Halsbändern u. dgl. mehr als kostbarste Gabe ihren schönsten Schmuck, die Zöpfe, auf dem Grabe niederlegen (Truhelka, Wiss. Mitt. a. Bosnien u. der Herzegowina XII, 15; Lilek, a. O. IV, 410).

Nur sehr spärliche Nachrichten liegen über das Haaropfer bei den Kelten und Germanen vor. Nach Tacitus bildete das Abschneiden der Haare eine schwere Ehrenstrafe, die insbesondere bei Ehebruch der Frau üblich war,

[1]) Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Orient und Europa, S. 153.

[2]) F. S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen. Münster i. W. 1890.

und ähnliche Rechtsbräuche finden wir auch noch aus späterer Zeit vielfach bezeugt [1]). Wie schon oben angedeutet, handelt es sich bei derartigen Bräuchen offenbar ursprünglich um ein altes Sühneopfer, mit dem die durch eine Untat beleidigte Gottheit versöhnt werden sollte. Mehr noch als aus den spärlichen schriftlichen Zeugnissen läßt sich aus zahlreichen, vereinzelt noch heute fortlebenden abergläubischen Bräuchen entnehmen. In Baiern war es noch bis in die jüngste Zeit hinein üblich, bei Krankheitsfällen neben allerhand sonstigen Dingen, wie Votivtafeln, roter und brauner Seide, Stöcken, Besen, Krücken, eisernen Rößlein und Kröten, wächsenen Nachbildungen von Tieren und Körperteilen u. dgl. mehr auch natürliche Haarzöpfe in den Wallfahrtskirchen und Heiligenkapellen als Weihegaben auf dem Altar niederzulegen [2]). In manchen Gegenden war es früher Sitte, daß die Angehörigen dem Toten eine Haarlocke von sich mit in den Sarg gaben [3]). „Die alten Frauen", so heißt es in den Aufzeichnungen des Leipziger Magisters Prätorius, „sagen: Wenn die Jungfern wollen lange Haare kriegen / so müssen sie etwas Haare in der Jugend abschneiden / und mit den Hopffenranken in die Erde legen / daß sie hernach mit ihnen gleichsam in der länge herauswachsen" [4]). In einzelnen Gegenden des sächsischen Erzgebirges herrscht der Glaube, daß, wer sich am Karfreitag die Nägel und Haare verschneidet, das ganze Jahr über von Zahnschmerzen verschont bleibt. Und einem ähnlichen Glauben begegnen wir schon in der Rockenphilosophie: „Wer am Freytage seine Nägel und Haare abschneidet, hat keine Ohren- und Augenwehe zu befürchten" [5]). Nach einem anderen weit verbreiteten Glauben vertreibt man Krankheiten, indem man die abgeschnittenen Haare und Nägel oder sonstige Körperteile des Kranken in eine Glasflasche „einspinnt" und diese Flasche dann unter allerhand Zaubersprüchen unter einem Scherbenhaufen, einem Baume oder in der Erde vergräbt. Besonders wirksam aber ist es, wenn man die abgeschnittenen Haare und Nägel in fließendes Wasser wirft. Allerdings treten bei vielen dieser Bräuche, namentlich soweit sie eine Beseitigung und nicht nur eine Verhütung einer Krankheit bezwecken, noch uralte präanimistische Vorstellungen hinzu, nämlich der Glaube, daß die Krankheit in die betreffenden Körperteile gebannt und mit ihnen durch das Einspinnen, Verpflocken, Vergraben usw. unschädlich gemacht werde. Doch liegen daneben zweifellos auch wirkliche Opferhandlungen vor. Dies gilt besonders von dem Einwerfen der abgeschnittenen Haare

[1]) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 702.

[2]) G. Lammert, Volksmedizin u. med. Aberglaube in Bayern u. d. angrenzenden Bezirken. Würzburg 1869, S. 24.

[3]) Doch bestand umgekehrt auch der Glaube, daß man durch Mitgabe der Haare eines Menschen in das Grab eines Verstorbenen Siechtum und Tod der betreffenden Person herbeiführen könne. Hier handelt es sich natürlich lediglich um einen einfachen Zauberakt.

[4]) Prätorius, Joh. Philosophia colus oder Dfy / lose vieh der Weiber. Leipzig 1662. S. 212.

[5]) Rockenphilosophie, Bd. VI, Kap. 35, S. 291.

in fließende Gewässer, das lebhaft an die oben erwähnten griechischen Haaropfer an die Fluß- und Meeresgottheiten erinnert. Am meisten aber zeugen von der einstigen großen Verbreitung der Haaropfer und ihrer Bedeutung als Totenopfer die über das ganze germanische Gebiet verbreiteten und wohl überall mit Mohn [1]) bestreuten Zopfgebäcke, die „Hollen-, Höllen- oder Seelenzöpfe", die ursprünglich wohl nur, wie noch heute bei den Chewsuren im Kaukasus, bei Sterbefällen als Ersatz für wirkliche Haaropfer hergestellt, später aber an den allgemeinen Totenfesten, d. h. zu den Seelenschwarmzeiten, in denen nach einer überall wiederkehrenden Annahme die Seelen der Verstorbenen aus ihren Gräbern auf die Erde und in ihre einstigen Behausungen zurückkehrten, bereitet wurden [2]).

Archäologische Zeugnisse für das Haaropfer sind — mit Ausnahme der bereits oben erwähnten Darstellung von Theben in Thessalien — meines Wissens bisher noch nicht bekannt geworden, und insbesondere habe ich in der mir in meiner Abgeschiedenheit zugänglichen Literatur nirgends eine diesbezügliche Bemerkung über die Germanen ausfindig machen können. Um so mehr scheint es mir berechtigt, auf einen Fund aufmerksam zu machen,

---

[1]) Über die Verwendung des schlafbringenden Mohnes im Opferkult, besonders bei den Griechen und Römern, hat Höfler (Organotherapie S. 6) zahlreiche Beispiele zusammengestellt. Doch finden wir ihn, namentlich im Totenkult, auch bei den übrigen indogermanischen Völkern vielfach verwendet, wie zahllose, bis in die Gegenwart fortlebende Bräuche lehren. Seine kultische Bedeutung erklärt sich dadurch, daß man sich den Schwarzmond gern als schlafenden Mond dachte, wie man ja auch von der Sonne sagt: „sie ist schlafen gegangen" und „sie ist erwacht". (Vgl. auch den schlafenden Helios im Liede des Mimnermos; Wilke, Relig. d. Indog. S. 130.) In dieser Auffassung wurzeln nicht nur die zahlreichen Sagen von einer schlafenden Jungfrau, wie der Brunhild, Dornröschen usw., sondern auch die mannigfachen Mythen vom schlafenden Drachen, dem Vertreter des Schwarzmondes, der vom Helden im Schlafe getötet wird, wie in der Sage von Perseus und der Meduſa, von Argos Panoptes und der Echidna, von Hermes und Argos Panoptes, von Sigurd und Regin u. a. m. Archäologisch hat diese Vorstellung von der schlafenden Mondgottheit einen sehr beredten Ausdruck in den bekannten, bisher aber noch nicht befriedigend gedeuteten schlafenden Frauenfiguren aus dem Hypogäum von Hal-Sâflieni auf Malta gefunden (Hörnes, U. d. K². 211, und unsere Abb. 2), die, wie die den donauländischen sehr nahestehenden thronenden Frauenfiguren und die sonstigen Statuetten aus demselben und den übrigen Heiligtümern Maltas, nur als Darstellungen einer weiblichen Gottheit, nicht aber, wie Schuchardt (Alteuropa S. 168ff.) annimmt, als Verstorbene oder Ahnen aufgefaßt werden können (A. Mayr, Anthr. Korr.-Bl. 1920, S. 6), also den Brunhild-Dornröschenmythus verkörpern. Als solche schlafende Gottheit kommt aber nach den vorliegenden Mythen eben nur die Mondgottheit in Betracht, unter deren Attributen auch bisweilen auf antiken Darstellungen Mohnköpfe erscheinen. Als Mohnköpfe sind daher gewiß auch die drei blumenartigen Gebilde in der linken Hand der thronenden Gottheit auf dem von mir Relig. d. Indogerm. S. 162, Abb. 180 wiedergegebenen Siegelring von Mykenä zu deuten, die durch die sonstigen Attribute: das Doppelbeil, den Fruchtbaum, die sieben Rinderschädel und die Mondsichel klar genug als Mondgottheit gekennzeichnet wird (Abb. 3).

[2]) Höfler, a. a. O.

der zwar ſchon vor einer ſehr langen Reihe von Jahren gehoben worden iſt, deſſen Bedeutung als Haaropfer aber bisher augenſcheinlich noch nicht erkannt wurde. Es handelt ſich um den Moorfund aus dem Holtumer Moor bei Ahauſen, Landkreis Stade, über den Paſtor v. Bargen ſeinerzeit ein ausführliches Protokoll aufgenommen hat. Es lautet: „Georg Warncke, Neubauer in Everſen, Gemeinde Ahauſen, ſtieß im Jahre 1862 beim Torfgraben im ſogenannten Holtumer Moor in einer Tiefe von etwa 3' auf ein Gefäß, grub mit großer Vorſicht $^1/_2$' rings um dasſelbe den Torf weg, um nichts zu verderben, und hob mit Hülfe ſeines Sohnes das Ganze heraus. Nachdem das Gefäß von Moorerde befreit war, ergab ſich folgendes: es lag mit der Öffnung nach unten, eine Unterlage von Stein u. dgl. war nicht vorhanden. Als der Finder das Gefäß umdrehte, um den Inhalt zu unterſuchen, wurden gefunden:

Abb. 2. Tonfiguren bekleideter ſchlafender Frauen Aus dem Hypogäum von Hal-Säflieni auf Malta (Brunhild-Dornröschenmotiv).

I. 3 gewundene große Ringe, von denen 2 zerbrochen, — II. mehrere Drahtgewinde, — III. eine Partie an beiden Seiten ſpitzer, glatter, rundgebogener Gegenſtände, — IV. 3 kleine Ringe von verſchiedener Größe, — V. eine metallene Lanzenſpitze, — VI. 3 wertvolle Nadeln, — VII. eine durchlöcherte Bernſteinperle, — VIII. ein Stück von einem Hornkamm, — IX. eine weiche, pechſchwarze Maſſe, die bald verhärtete und eine gelbe Farbe annahm, ſobald ſie trocken war.

Dieſes Alles lag feſt gepackt in einander, und ringsum oben im Gefäß befand ſich ein dicker geflochtener Kranz von Menſchenhaar, kohlſchwarz von Farbe, welcher jedoch ſofort zerfiel, als die Luft darauf wirkte [1]).

[1]) Von mir geſperrt gedruckt.

Neben dem Gefäß, in einer Entfernung von 2", ſtand rechts und links eins von den handſchellenartigen Dingen, ganz frei, das eine mit einem Deckel, der zweite Deckel wurde nicht gefunden.

Der Finder, Sohn eines Schullehrers, iſt ein ſehr einſichtsvoller und durchaus glaubwürdiger Mann, mithin ſind obige mir von ihm gemachte Angaben nicht wohl in Zweifel zu ziehen" [1]).

In der Deutung der einzelnen Fundgegenſtände hat ſich freilich der gute Paſtor v. Bargen teilweiſe recht erheblich geirrt. Die „handſchellenartigen Geräte" waren typiſche Unterarmſchienen mit Ringen, der dazu gehörige „Deckel" augenſcheinlich ein Bronzetutulus, die „metallene Lanzenſpitze" ein gehenkeltes Tüllenbeil und die „Drahtgewinde" zwei noch völlig federnde Armbergen aus dünnem Bronzedraht [2]). Trotzdem wird man das Fundprotokoll als Ganzes als richtig anerkennen müſſen, und insbeſondere liegt durchaus keinerlei Veranlaſſung vor, das vom Finder bei der Hebung beobachtete und genau beſchriebene menſchliche Haargeflecht anzuzweifeln. Wenn dieſe Haare ſofort nach Entfernung des anhaftenden Torfes zerfielen, ſo entſpricht dies nur der allgemeinen Erfahrung, daß organiſche Stoffe, die ſich in natürlicher Einbettung einigermaßen erhalten haben, ſofort zu Staub vergehen, ſowie ſie mit der Luft in Berührung kommen. Gerade dieſer Zerfall ſcheint mir daher ganz beſonders dafür zu ſprechen, daß es ſich bei dieſem Funde tatſächlich um Haare und nicht etwa um eine, durch irgendwelche vegetabiliſche jüngere Faſern hervorgerufene Täuſchung des Finders gehandelt hat. Wir haben hier alſo in der Tat ein Haaropfer vor uns, und da der Fund durch das Tüllenbeil und das mit eingepunzten, punktierten Spirallinien verzierte Hängebecken in die jüngere Stufe der Periode V datiert wird, ſo dürfen wir ihn ins 9. Jahrhundert v. Chr. verlegen.

Abb. 3. Ringplatte von Mykenä: Göttin mit Mohnkapſeln in der linken Hand. Daneben als Mondſymbole ſieben Rinderſchädel, der Fruchtbaum, das Doppelbeil und die Mondſichel.

Da das Haaropfer einem Moorfunde entſtammt, kann es nur irgendeinem der mannigfachen Waſſerdämonen oder Waſſergottheiten geweiht geweſen ſein, deren es ja bei den Germanen wie bei anderen indogermaniſchen

[1]) Katalog d. Ausſtellung prähiſt. u. anthropol. Funde Deutſchlands. Berlin 1880, S. 198 f.

[2]) a. a. O.

Völkern die Hülle und Fülle gab. Nach E. Mogk wird dementsprechend kein Opfer bei den alten Germanen schon in den ältesten Quellen so häufig erwähnt, wie gerade das Wasseropfer. „Bei den Alemannen erwähnt es Agathias (IX 28, 4), bei den Franken Gregor von Tour (II, 10) Prokopius (bell. got. II, 25), bei den Hessen Rudolf von Fulda (Mor. Germ. II, 676), bei den Langobarden wird es durch Gesetze verboten (Leg. Lintpr. VI, 30), bei den Skandinaviern kennt es Prokopius (bell. got. II, 15), kennen es die isländischen Quellen (Isl. S. I, 291)" [1]). Es wiederholt sich also hier der gleiche Brauch wie bei den Griechen, bei denen ja nach dem oben Gesagten gleichfalls die Wassergottheiten neben den Seelendämonen und chthonischen Gottheiten in erster Linie mit Haaropfern geehrt wurden.

Außer dem Ahauser Funde sind noch mehrere andere Moorfunde mit Resten von menschlichen Haaren bekannt geworden [2]), die sicherlich gleichfalls als Haaropfer aufzufassen sind. So geflochtene Haarlocken in einem Moore bei Downshire in Irland [3]), und eine Haarlocke und Nägel in einem Moorfunde von Haraldskjär [4]). Hier dürfte also zugleich auch ein Nagelopfer vorliegen, wie wir es oben beim indischen napitakarma kennen gelernt haben, aber auch sonst noch bezeugt finden. Endlich gehört hierzu jedenfalls auch noch ein hallstattzeitlicher Fund von Wallerfangen, Kr. Saarlouis, auf den mich Herr Kossinna hinzuweisen die Güte hatte. Hier lagen auf einem Brett, zum Teile von Geweberesten verhüllt, drei goldüberzogene Tonringe, zwei Bernsteinperlen, eine bunte Glasperle, ein aus vier Ringelchen zusammengesetztes Bronzeschmuckstück, ein Bronzeschälchen, ein kleiner Tonnapf und die Haare eines Menschen, während Skelettreste vollständig fehlten [5]). Da Knochen sich viel leichter erhalten als die unter gewöhnlichen Verhältnissen sehr rasch vergehenden Haare, halte ich es für ausgeschlossen, daß die aufgefundenen Haare von einer Körperbestattung herrühren. Der Gesamtfund kann daher meines Erachtens nur als Opfergabe aufgefaßt werden.

[1]) E. Mogk, Germ. Myth., Sonderabdr. a. d. 2. Aufl. v. Pauls Grundr. d. germ. Phil. S. 385 (156) f. — Doch hat sich das Wasseropfer auch noch in christlicher Zeit lange erhalten. So fand man im Kirchspiel Tolg im Småland in zwei Opferquellen, den sogenannten „Barnabrunnarna" (Kinderbrunnen) i. J. 1901 gegen 6000 Münzen, meist von Kupfer, von denen die ältesten im vierzehnten Jahrhundert geprägt waren, die jüngsten für den noch regierenden König Oskar II (O. Montelius, Kulturgesch. Schwedens, S. 311[1]). Und Walter Scott gedenkt einer Käsequelle auf der Spitze eines Berges in Penbleshire, sogenannt, weil jeder Vorübergehende in diese, den Elfen geweihte Quelle, einen Käse als Opferspende hineinwarf (Wilke, Religion der Indogermanen, S. 225).

[2]) Olshausen, Hornsubstanz in vor- und frühgeschichtlichen Funden; Zeitschr. f. Ethnol. 1892, (S. 448 f.).

[3]) Annalen f. n. O. 1836/37, S. 170.

[4]) a. a. O. S. 161.

[5]) Trierer Jahresber. 1894—1899, S. 29 f. und Taf. III, 7—12; Führer d. d. Prov. Mus. in Bonn 1915. S. 26.

Ich glaubte auf den Ahauser Moorfund etwas näher eingehen zu sollen, weil er meines Erachtens mit voller Sicherheit für eine verhältnismäßig frühe Zeit Zeugnis von einer Kultform liefert, die quellenmäßig für alle indogermanischen Einzelvölker nachweisbar ist und deren Ursprung wir daher wohl in die gemeinindogermanische Zeit verlegen dürfen. Auch bildet dieser Fund eben wegen des darin enthaltenen Haaropfers eine willkommene Bestätigung der schon seit langem von der großen Mehrzahl der Forscher geteilten Anschauung, daß die Moorfunde im Allgemeinen als Weihefunde aufzufassen sind [1]). Es macht sich neuerdings eine Richtung mehr und mehr breit, die — abgesehen von einem rohen Ahnen- oder Totenkult — unseren vorgeschichtlichen Vorfahren alle einigermaßen höheren religiösen Vorstellungen und kultischen Bräuche ganz und gar abzusprechen geneigt ist. Geht doch K. Schuchhardt in seinem Buche „Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde" in seinem Zorne gegen die „laienhafte Ansicht, alles Erstaunliche in der Vorgeschichte mit Opfer und Anbetung in Verbindung zu bringen" sogar so weit, die bisher wohl allgemein als Kultgeräte aufgefaßten kleinen Kesselwagen als fahrbare Mischgefäße profaner höfischer Tafelsitte anzusprechen. Als ob sich unsere trinkfreudigen Vorfahren damit begnügt hätten, bei ihren Tafelrunden aus solchen noch nicht einmal einen halben Liter fassenden Miniaturbowlen ihre Becher zu füllen und ihren unergründlichen Durst zu löschen! Wo man aber mit den Funden gar nichts anzufangen weiß, da werden sie einfach totgeschwiegen. So der berühmte Wagen von Trundholm, der in Schuchhardts Buch „Alteuropa" auch nicht mit einem einzigen Worte erwähnt oder gar abgebildet wird, obschon er doch sicherlich neben den Luren — von seiner kultischen Bedeutung mal ganz abgesehen — schon aus rein kunstgeschichtlichen Gründen eine der bemerkenswertesten Erscheinungen bildet, die wir aus der älteren nordischen Bronzezeit überhaupt besitzen! Gerade bei dieser, wie es fast scheinen möchte, absichtlichen Außerachtlassung der wichtigsten vorgeschichtlichen sakralen Altertümer erscheint es mir ganz besonders geboten, alle vorgeschichtlichen Erscheinungen hervorzuheben, die das noch so dunkle Gebiet der geistigen Kultur unserer Vorfahren aufzuhellen vermögen. Und dazu gehört auch das Haaropfer im Holtumer Moor.

[1]) Das schließt natürlich nicht aus, daß manche Moorfunde auch die Bedeutung einer Selbstausstattung fürs Jenseits haben können, wofür nicht nur ähnliche Bräuche bei manchen Naturvölkern und eine oft angeführte Stelle der Ynglingasaga (Sophus Müller, Nord. Altertumsk. I, 442) zu sprechen scheinen, sondern auch die Tatsache, daß die meisten Moorfunde aus solchen Perioden stammen, in denen die Grabausstattung im Allgemeinen nur ganz dürftig war. Die Haarfunde können indes sicher nicht in dieser Weise aufgefaßt werden, denn es ist doch nicht anzunehmen, daß sich jemand bei Lebzeiten neben Gebrauchs- und Schmuckgeräten auch Haare bereit gelegt hätte, um sie später nach Valhöll mitnehmen zu können. Hier kann es sich also nur um Weihe- oder Opfergaben an irgendwelche Gottheiten handeln.

Ein seltenerer Fund aus dem Harzgebiet.

Von K. Schirwitz, Quedlinburg.

Mit 15 Textabbildungen.

Im Frühjahr 1922 barg ich mit Herrn Dr. Stoye hier die Reste einer Wohngrube. Die Funde befinden sich im hiesigen städtischen Museum. Fundort ist die Lehmgrube am Hakelteich, südöstlich Quedlinburg. Der größte Teil der Wohngrube muß schon vor Jahren abgestürzt oder durch den Lehmabbau beseitigt worden sein. Der Rest zeigte nebenstehendes Bild (Abb. 1). Die Grube war kesselförmig. Ihr größter Durchmesser betrug 1,50 m; die Höhe vom Boden bis zur Humusschicht dasselbe, letztere selbst 0,80 m. Nicht abgebildet sind die zahlreichen Lehmbrocken mit Ast- und Schilfabdrücken und die vielen Estrichstücke, sowie einige wenige gebrannte Steine.

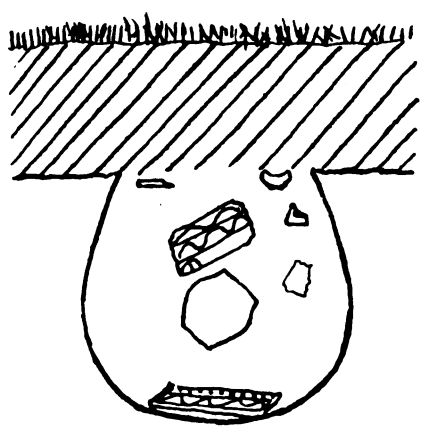


Abb. 1.

Der am vollständigsten erhaltene, in drei Stücke zerbrochene Lehmziegel (Abb. 2) ist 33,5 cm lang und 11,5 cm hoch. Die untere Breite beträgt in der Mitte 6 cm, an den Enden nur 4 cm, die obere nur 3 cm. Oben sind an jeder Seite zwei knopfartige Hörner. Der Ziegel ist aus Lehm, mit feinem Sande vermischt. Die dunkelgraue Grundmasse ist leicht gebrannt und stark brüchig. Das Ganze hat einen ockerfarbenen Überzug von feingeschlemmtem Lehm Die Verzierung besteht aus kräftigen Rillen. An den vier Ecken sind tiefe Tupfen, die bequem eine Männerfingerspitze aufnehmen. In dem Rillenviereck läuft eine flache, stark beschädigte Wellenfurche. Der zweite Ziegel (Abb. 5) ist ein Bruchstück, dessen Länge 23 cm und dessen Höhe 14 cm beträgt;

die untere Breite hat 9 cm, die obere 4 cm. Bis auf die Verzierung iſt der Befund derſelbe wie beim erſten Stück. Dieſe beſteht in zwei tiefen Querrillen,

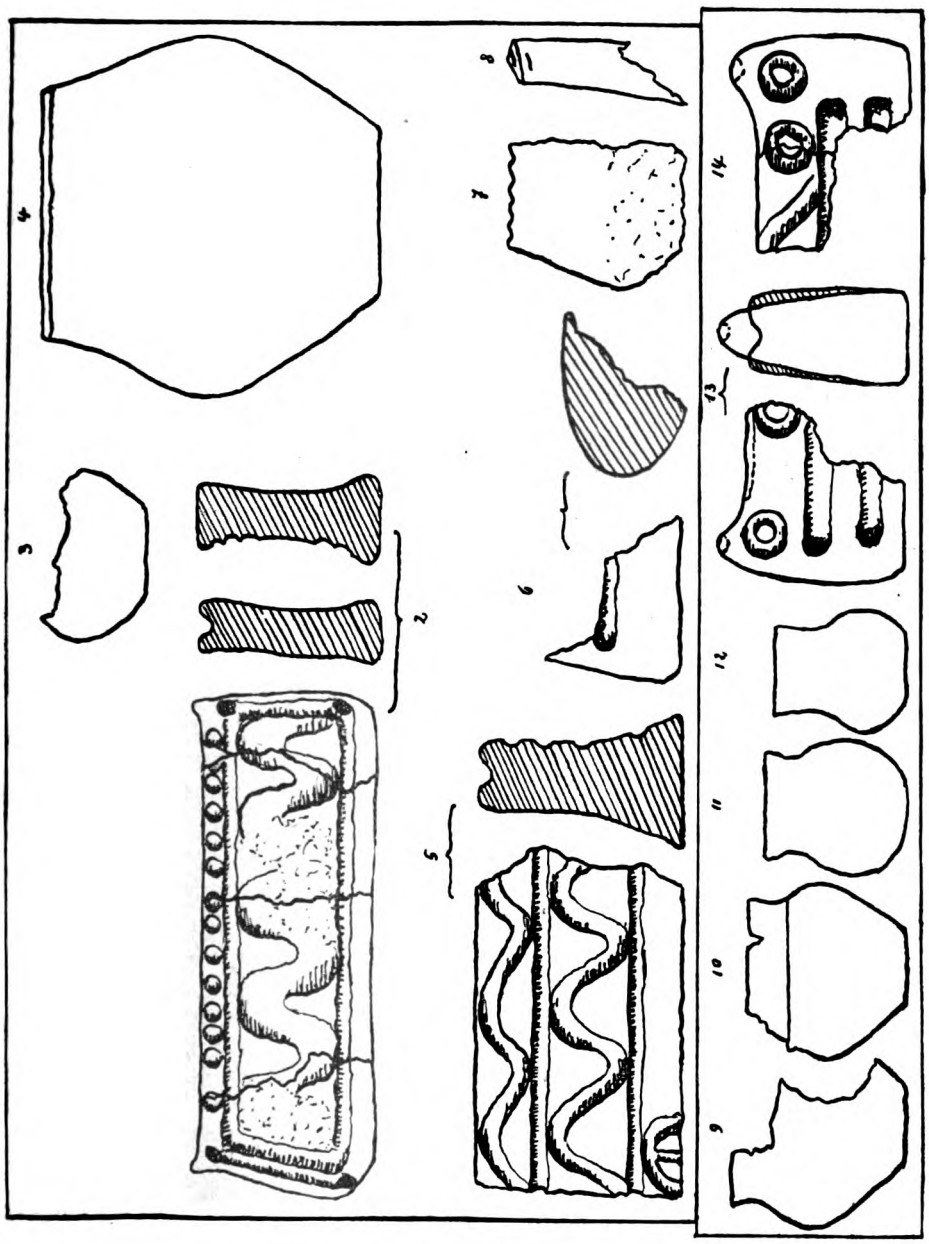


Abb. 2—14.

die mit zwei Wellenfurchen abwechſeln. Merkwürdig iſt die am unteren Rande erhaltene Verzierung, die einem liegenden lateiniſchen E gleicht

(s. Wilke, Mannus VI, S. 35). Auf dem Rücken trägt dieses Stück eine tiefe Furche. Das letzte Bruchstück (Abb. 6) von ovalem Grundriß, zeigt wieder eine Querrille, die in einem tiefen Fingertupf endigt. — Die Urne (Abb. 4) (obere Weite 18 cm, größter Durchmesser 23 cm, Höhe 21,5 cm) zeigt einen schwach verstärkten Rand. Sie ist von kiesiger Grundmasse, außen rauh, von braungrauer Farbe mit mehreren Rußflecken. Zu oberst fand sich dicht unter der Humusschicht der Bodenteil einer glatten, hellbraunen Urne (Abb. 3) (größter Durchmesser 10,5 cm, Boden 5 cm, Höhe 6 cm). Dann fanden sich noch mehrere Scherben (Abb. 7) mit Fingertupfen am Rande, am Halse glatt, am Bauchteil gerauht. In der oberen Schicht lag ein zerbrochener Tierknochen (Abb. 8) mit deutlichen Sägeschnitten an der Bruchstelle und darunter. — Der Hüttenbewurf zeigte deutliche Abdrücke von Flechtwerk von runden Zweigen, aber auch von Schilfblättern und -stengeln. Auffällig zahlreich waren Estrichbrocken von kiesiger, aber auch von moorig-brauner Grundmasse. Außerdem enthielt die Grube neben geglühten Steinen geglühte Tierknochen und einen blasig verschlackten Lehmklumpen. — Vom selben Fundort stammen eine Reihe von Funden, die vor längeren Jahren ohne besonderen Nachweis der einzelnen Umstände ins Museum eingeliefert worden sind. Es sind ebenfalls Reste von Lehmziegeln mit Querfurchen und tiefen Endtupfen, mit Kreisringen und angefangenen Wellenfurchen. Vielleicht stammen die beiden Stücke (Abb. 13 und 14) von einem Exemplar. Der Rücken zeigt bei beiden eine tiefe Furche, die hornartigen Enden an der Spitze eine flache Fingertupfe (Länge 11,5 bzw. 14 cm, Höhe 14 bzw. 13 cm, untere Breite 7 cm, obere Breite 3,5 bzw. 2,5 cm). Der Grundriß ist länglich oval, Grundmasse und Festigkeit genau wie oben geschildert.

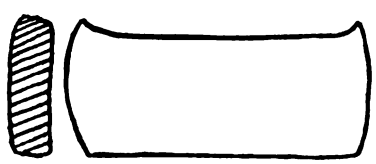


Abb. 15.

Die keramischen Reste zeigen mittelgroße Töpfe mit deutlichem Hals und sind teilweise gehenkelt. Daneben erscheinen kleine Vasen.

Abb. 9, Höhe 13 cm, oberer Durchmesser 12? cm; braun, glatt.
„ 10, „ 12,5 „ „ „ 10,5 „ ockerfarben, glatt.
„ 11, „ 9,5 „ „ „ 8,5 „ grau, glatt, ohne Standfläche.
„ 12, „ 8,5 „ „ „ 7 „ schwarz, glatt.

Dann sind noch zahlreiche andere Scherben vorhanden, von großen Gefäßen mit Tupfenverzierung oder mit breiten, flachen Rillen am Bauchumbruch und von gehenkelten Schüsseln. Ein Tierschädel und mehrere Tierknochen stammen ebenfalls von dort.

Das Museum Halberstadt hat in der Slg. Francke-Rohrsheim unter Nr. 363 einen unverzierten, wohlerhaltenen Lehmziegel (Abb. 15) (Länge

19,5 cm, Höhe 8,5 cm, mittlere Breite 2,4 cm). Als Fundort nennt der Katalog Zellerfeld (Harz).

Zusammenfassendes über diese Art von Funden bringen Seger, Tschumi[1]) und Reinecke; Berichte und Nachweise Keller, Forrer, Virchow, Andree, v. Tröltsch, Hörter, Schneider, die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, der VII. Bericht der Röm.-Germ. Kommission. — Die Bedeutung unseres Fundes sehe ich in erster Linie in seinem vorgeschobenen nördlichen Auftreten, während die Hauptmasse der bisher bekannt gewordenen Stücke ihre Heimat in Süd- und Südostdeutschland und den angrenzenden Gebieten hat, und zwar scheint in diesem Falle die Verbindung nach dem Südwesten (s. auch Fundort Zellerfeld) zu gehen. Nach der Art der mitgefundenen Keramik kommt hier der Ausgang der Bronzezeit, P. V/VI_1 in Frage. Der Fund entstammt keltisch-germanischem Grenzgebiet und dürfte wohl dem keltischen Kulturgebiet zuzurechnen zu sein, da um diese Zeit noch keltische Reste in hiesiger Gegend saßen (Skelettgräber von Oschersleben und Silstedt, sowie ein solches vom Rummelsberg b. Quedlinburg mit Wendelring, Blechohrringen, Gürtelblechresten und Gußform). In der Frage: Kultsymbol oder Feuerbock? möchte ich mich für das erste entscheiden, und zwar aus folgenden Gründen. Einmal ist das Material so brüchig und schlecht gebrannt, daß es eine Benutzung als Feuerbock in diesem Falle ausschließt. Sodann fehlt jede geringste Spur (auch an dem Stück von Zellerfeld) von Rußflecken oder nachträglichem Brand. Auch die vorhandenen Verzierungen bestimmen mich dazu. Es sind tiefe Tupfen, Rillen, Kreisringe, Wellenband und Dreizack; alles Zeichen, die auf Gegenständen derselben oder der angrenzenden Perioden vorhanden sind, auf Fundstücken, die dem alltäglichen Gebrauch entrückt und mehr zu festlichen, wenn nicht gar zu religiösen Zwecken bestimmt waren. Wegen Raummangels erinnere ich aus der Fülle des Materials nur an die Gold- und Bronzegefäße, die Bronzehängebecken, die Bronzeurnen, die Bronzeschwerter, die Bronzekultäxte und an einige Bronzegewandnadeln und -scheiben.

[1]) Den Hinweis auf Tschumi und Seger verdanke ich Herrn Dr. Jahn, Breslau.

Pseudo-Parallelen zu den runden (brunnenähnlichen) Schachten im Lossower Burgwall.

(Zu vgl.: III. Ergänzungsband zum Mannus 1922, M. M. Lienau: Ausflug nach Frankfurt a. d. Oder und zum Burgwall von Lossow.)

Von M. M. Lienau, Frankfurt a. d. Oder.

Kürzlich brachte mir ein Herr, der sich für die Ergebnisse der Ausgrabungen an der „Steilen Wand", mit welcher der Lossower Burgwall nach Osten steil zur Oder abfällt, interessiert: das „Marschenbuch von Hermann Allmers, 3. Auflage"; hier findet man im Kapitel „Erste Bevölkerung der Marschen" einen Bericht des oldenburgischen Oberkammerherrn Fr. v. Alten über „Brunnen- und Kreisgräber" — vorgeschichtlichen Charakters — in den Watten der Nordsee. Das gab dem Herrn Anlaß zu der Bemerkung: „so könnten wohl auch die Lossower Erdröhren „Gräber" sein". Mir schien eine bezügliche Aufklärung erwünscht und die fand ich, auf Grund einer Anfrage im Oldenburger Naturhistorischen Museum, im: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg (herausgegeben von dem Oldenburger Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte) XIII, 1905, S. 149/169: **Sind die Kreisgruben unserer Watten Gräber oder Brunnen?** Von H. Schütte, Lehrer in Oldenburg.

Schütte gibt eingangs eine Übersicht über die ältere Literatur: 1. Maiheft 1873 des Korresp.-Bl. f. Anthrop. usw.; darin Bericht der „Weser-Zeitung" über den Besuch der Oldenburger Museen durch den Naturwissenschaftlichen Verein in Bremen, wobei von kürzlich entdeckten „Brunnengräbern" die Rede ist. 2. Septemberheft, wie vorstehend, 1873; Hermann Allmers, „die Kreisgräber der Nordseewatten". 3. 1874 im „Arch. f. Anthrop.": eine umfassendere Arbeit des Entdeckers Fr. v. Alten. 4. Letztere Arbeit, in etwas verkürzter Form und mit kleinen Einschiebungen, 1881 wieder abgedruckt im III. Heft des „Berichts über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde". Auch die Abbildungen sind hier wie dort dieselben mit geringen Änderungen und Weglassungen.

Zu diesen von Schütte aufgezählten Berichten käme als 5. hinzu oben genannter im „Marschenbuch von Hermann Allmers, 3. Auflage".

Schütte gliedert nun seine Beweisführung in eine negative: Die Kreisgruben in den Watten der Nordsee sind keine Gräber (S. 155 bis 160), und in eine positive: **Die Kreisgruben sind Brunnen und Zisternen** (S. 150/169). Bei einer Anzahl wurde ein Wagenrad auf die Brunnensohle gelegt. Nach der von Schütte geschilderten mittelalterlichen Keramik — (die Funde stehen in der Studiensammlung des Oldenb. Naturhist. Museums) — dürften diese Anlagen etwa bis ins 12. Jahrhundert nach Chr. hinabreichen. Das Vorkommen anderer Gegenstände, außer den zahlreichen Teilen von irdenem Schöpf-Geschirr, insbesondere vieler Knochen (von Rindern, Schafen, Vögeln usw.) erklärt Schütte zutreffend dadurch, daß diejenigen Brunnen, in welche die meist aus Torf- oder Rasensoden bestehenden Wände hineinstürzten, was sicher häufig vorkam, nachher als Abfallgruben benutzt wurden. Als später das Meer diese Dörfer und Brunnen überflutete, konnten auch hier und da solche Gegenstände in letztere hineingespült werden, die weder in gegenständlicher noch zeitlicher Beziehung zu den Errichtern und Benutzern der Brunnen bzw. Abfallgruben standen; deshalb bemerkt Schütte ganz richtig in seinem Schlußwort: „Nun mag immerhin noch dieser oder jener Fund, in oder bei den Kreisgruben, rätselhaft bleiben, und ich halte mich auch weder für berufen noch berechtigt, eine Deutung des ganzen Materials zu versuchen. Nur dazu hielt ich mich für verpflichtet, zur Klärung der unglücklicherweise zur archäologischen Rätselfrage gewordenen Frage nach der Bedeutung der „Sodenkreise im Watt" meine Erfahrungen und Befunde mitzuteilen, damit sich die irrtümliche Auffassung derselben „als Urnengräber" nicht ewig forterbe". An anderer Stelle spricht Schütte noch davon, daß „Skelettgräber" überhaupt ausgeschlossen sind.

Auch die Lossower Burgwall-Röhren sind unter keinen Umständen Grabanlagen, und daß sie auch keine Abfallgruben sind, das beweist ganz allein schon der Fund eines Skelettes mit einem, wenn auch fragmentarischen, früheisenzeitlichen „Wendelring von Bronze" auf der Brust. Solch wertvolles Material hätte man an sich genommen: es sei denn, daß es sich um einen Opfer-Kultus handelt, woran ich nach wie vor fest glaube bei denjenigen Rundschächten (zum mindesten in ihrer sekundären Verwendung), die z. T. erstaunliche Mengen von Tier- und Menschenknochen, darunter viele Schädel, enthalten. Ich erinnere z. B. an altetruskische Opfersitten und den Mundus auf dem Palatin, den Boni unter der Domus Augustana wieder aufdeckte, obwohl es sich bei diesem um unblutige Spenden an die Unterirdischen handelt. Dieser Mundus, den ich 1914 besichtigen durfte, ist eine tiefgehende, nicht sehr breite Röhre.

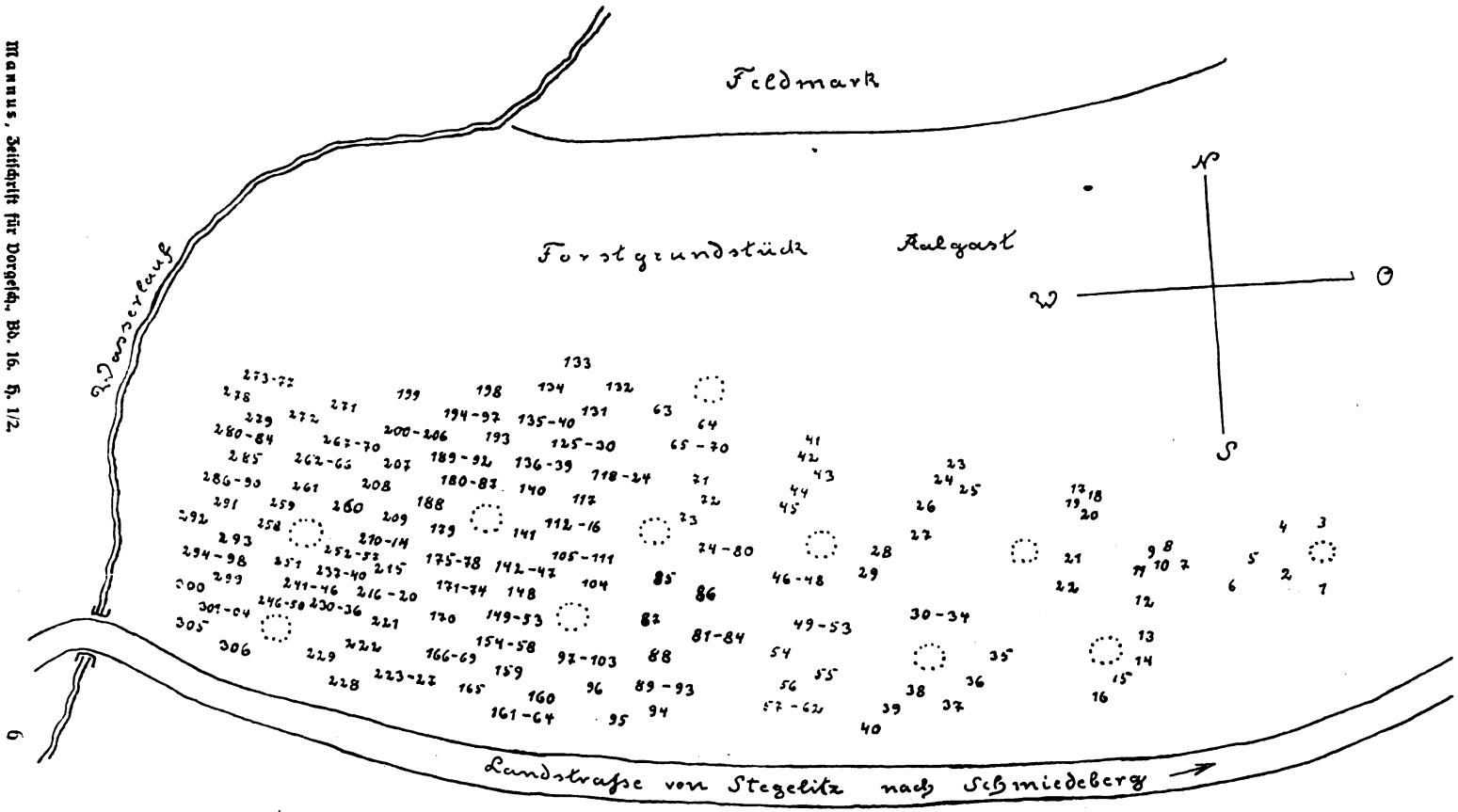
Das Latène-Gräberfeld auf dem Forstgrundstück am Aalgast bei Schmiedeberg i. d. Uckermark.

Von J. O. v. d. Hagen.

Mit 48 Textabbildungen und 1 Plan.

Die in den meisten Landesgebieten angestellte Beobachtung, daß vorgeschichtliche, verschiedenen Kulturperioden angehörende Gräber häufig in unmittelbarer Nähe voneinander liegen, ist auch in der Uckermark mehrmals gemacht worden, so bei den Ortschaften Melzow und Schmiedeberg, beide im Kreise Angermünde gelegen, wo zwischen und neben bronzezeitlichen, von starker Steinpackung umgebenen, in Reihen gesetzten Hügelgräbern mit und ohne Steinkisten Urnengräber einer späteren Periode in großer Anzahl zum Vorschein kamen (vgl. Mannus Bd. 15, S. 43 u. 58). An einer andren Stelle des Schmiedeberger Forstgrundstücks, nahe am Aalgast, einem kleinen, von bruchiger Niederung umgebenen Waldsee, erstreckte sich über eine sandige Bodenerhebung ein ausgedehntes, der Mittel- und Spätlatènezeit angehörendes Gräberfeld, in dessen Bereich mehrere kleine, in Reihen gesetzte, zerstörte, bronzezeitliche Hügelgräber lagen. Diese waren von allen Seiten mit latènezeitlichen Urnengräbern dicht umgeben. Außerhalb des Gräberfeldes befanden sich in der Nähe vereinzelt noch drei ältere bronzezeitliche und zwei steinzeitliche Grabanlagen.

Die mitten in dem Gräberfelde gelegenen kleinen Hügelgräber sind wahrscheinlich erst bei der im Jahre 1852 begonnenen Aufforstung des Geländes mit Kiefern zerstört worden. Die Steinpackungen wurden damals aufgenommen, teilweise abgetragen oder auseinandergebreitet und in Reihen gebracht, um durchgehende, gleichmäßige Saatstreifen zu gewinnen. Als im Jahre 1904 diese, äußerlich noch als schwache Erhebungen auffallenden Stellen näher untersucht wurden, fanden sich hier fast überall Scherben von großen und kleinen bronzezeitlichen Tongefäßen, gebrannte Menschenknochen und auch geringe Bruchstücke von Bronzedraht und geschmolzene Bronzeteile. Durch die Untersuchung der Umgebung dieser Stellen mit der Sonde und dem Spaten kamen die Urnengräber zum Vorschein. Sie waren durchschnittlich 50—80 cm tief angelegt, bei der Aufforstung größtenteils nicht berührt worden, nur da, wo sie flacher lagen, hatten sie Beschädigungen erlitten. Sehr viele Tongefäße waren durch den Druck der auflagernden Erdmassen und Steine, sowie von den in solche Stellen leicht eindringenden Kiefernwurzeln geborsten oder zusammengedrückt worden, konnten aber größtenteils wieder hergestellt werden.



Lageplan des Latène-Gräberfeldes im Forstgrundstück Aalgast bei Schmiedeberg (Uckermark). 1:1000

Eine planmäßig vorgenommene Aufnahme des ganzen Gräberfeldes erfolgte noch im Laufe des Sommers 1904. Es konnten an 306 Stellen Urnengräber festgestellt werden. Etwa ein Drittel von diesen war noch unberührt und gut erhalten geblieben. Die Gräber lagen nicht in Reihen, sondern ohne bestimmte Richtung, vereinzelt oder zu Gruppen gebracht. Eine zeitliche oder räumliche Folge in der Besetzung des Gräberfeldes ließ sich mit Sicherheit nicht erkennen; vermutlich sind die Gräber anfänglich in größeren Zwischenräumen voneinander angelegt worden, eine dichtere Besetzung erfolgte dann allmählich im Laufe der Zeit. Dabei ist anzunehmen, daß jede Grabanlage äußerlich durch irgend ein Merkmal kenntlich gemacht worden war. Abgesehen von einigen versprengten Stellen betrug die Länge des Gräberfeldes etwa 150 m, die Breite 50 m. Jedes Grab war für sich allein angelegt und abgeschlossen, nur an wenigen Stellen standen in einem Grabe 2 oder 3 Urnen dicht nebeneinander, umsetzt von einer gemeinsamen Steinpackung oder überdeckt von derselben Steinplatte. Bezüglich der Grabanlage ließen sich folgende Arten erkennen. Die Urne stand auf einer Steinplatte oder auf mehreren kleinen, zusammengesetzten, flachen Steinen, oder ohne solche Unterlage auf dem Sande, der untere Teil des Gefäßes gestützt durch eine schwache Steinpackung, überdeckt von einer auf dem Gefäßrande liegenden oder durch eine Sandschicht von demselben getrennten Steinplatte. Zuweilen waren die Urnen von einem niedrigen, umgestülpten Tongefäß und noch mit einem flachen oder rundlichen, kopfgroßen Stein überdeckt, selten standen sie ohne jede Steinsetzung und ohne Bedeckung frei im Sande. Bei manchen Gräbern waren die von dem Verbrennungsplatz aufgelesenen, zerkleinerten Knochen mit den Beigaben nicht in Tongefäßen geborgen, sondern lagen zusammengehäuft auf einer Steinunterlage, umsetzt von kleinen Steinen und auch noch überdeckt von solchen oder größeren Scherben eines Tongefäßes. Nur in einem Grabe (161) lagerte unterhalb der Standplatte einer mit Leichenbrand gefüllten Urne noch ein Haufen gebrannter Menschenknochen mit Beigaben frei im Sande.

Als Behälter des Leichenbrandes dienten vorwiegend geräumige, ausgebauchte, dickwandige, bis zu 8 Pfund schwere Tongefäße mit breiter, gerader Standfläche und kurzem Halse, die Außenfläche von rötlich gelber Farbe, geglättet oder im unteren Teil durch Tonauftrag rauh gemacht, meistens mit Henkeln oder an Stelle derselben mit Wülsten oder Zapfen versehen, die Oberfläche auch mit Linien- oder Strichmusterstreifen verziert. Neben solchen Gefäßen dienten als Urnen terrinenförmige, schwachwandige mit weiter Mündung, stumpfwinklig verlaufender Wandung und schmalem, abgesetzten Standfuß, an der Außenfläche schwarzgrau bis tiefschwarz, geglättet und mattglänzend, oder auch vasenförmige, in der Mitte ausgebaucht, meistens schlank mit hohem, engen Halse, die geglättete Außenfläche rötlichgelb oder schwarz. Die terrinen- und vasenförmigen Urnen waren zum Teil auch mit Henkeln oder Zapfen versehen und verziert. Die kleineren von diesen Gefäßen enthielten gewöhnlich den Leichenbrand von Kindern. Beigefäße, nur mit Sand gefüllt, kamen nicht vor.

Der Leichenbrand lagerte stets in dem unteren Teil der Urnen, ausgelesene, gebrannte, zerkleinerte Knochen, die Röhrenknochen oft noch bis 15 cm lang, in verschiedener Menge. Die geräumigen Gefäße bargen davon bis zu 4 l, zuweilen fanden sich in der Knochenmasse auch Reste von Holzkohle und Asche. Der obere Teil der Urnen war bis zur Mündung mit reinem Sand angefüllt. Die Beigaben lagen auf oder zwischen den Knochen. Als solche waren vorwiegend benutzt worden:

Gürtelhaken aus Eisen, eingliedrige, von 6—26 cm Länge und 8 bis 95 mm Breite, meist dreieckig mit breitem hinterende und Mittelgrat.

Nadeln mit gekröpftem, eisernen Schaft, an dem der Spitze entgegengesetzten Ende zu einer senkrecht stehenden Platte verbreitert, sie diente zur Aufnahme eines durch Vernietung befestigten Bronzekopfes, bestehend aus einer Scheibe oder zwei, mit den Standflächen aneinander gefügten oder durch einen Steg verbundenen Schalen. Bei einigen Nadeln besteht der Kopf aus einer etwas aufgewölbten, in der Mitte zuweilen offenen Scheibe mit seitlichen, kurzen, ausgeschnittenen Ansätzen, oben in eine kolbenförmige Verstärkung, unten in eine Platte mit Löchern zur Befestigung von kleinen Ketten aus Bronze oder Eisen auslaufend. Bei diesen sog. Flügel- oder Kreuzkopfnadeln ist der runde aus Bronze oder Eisen bestehende Schaft nicht gekröpft, er ist unmittelbar durch Umbiegen des oberen Endes mit dem Kolben verbunden, der Schaft aus Bronze ist angegossen, der aus Eisen eingezapft.

Fibeln,

a) aus Bronze oder Eisen, mit leicht gebogenem Bügel, umgeschlagenem Fuß und einem an dem Bügel durch einen ringförmigen Knopf verbundenen Schlußstück. Bei einigen eisernen Fibeln ist der Bügel mit Bronzekugeln besetzt (Mittellatène-Form);

b) aus Eisen mit geknicktem Bügel und rechteckigem, rahmenförmigen Nadelhalter. Bei einigen von diesen Fibeln besteht der Bügel ganz aus Bronze, oder der eiserne Bügel ist mit Bronzeknöpfen besetzt (Spätlatène-Form);

c) aus Eisen mit bandförmigem, gestreckten Bügel und aufgenieteten Platten, die mit Bronzeblechscheiben belegt sind. Bei zwei Fibeln war der bandförmige, eiserne Bügel mit Bronzescheiben ohne unterlegte Eisenplatten besetzt (Nachkommen der sog. „Heitbracker" Fibel in Nordosthannover).

Ohrringe aus Bronze, sog. Segelohrringe mit blauen, selten hellgrauen Perlen besteckt, die Oberfläche des segelförmig gebogenen Blechs beiderseits glatt oder mit 4 Löchern und Strichverzierung an der Außenseite.

Halsringe aus Bronze, massiv, offen, mit verstärkten, in Stollen auslaufenden Enden.

Die Beigaben, die eine rein westgermanische Zivilisation bekunden, zeigten fast ausnahmslos mehr oder weniger starke Einwirkungen von Brand. Die größeren Stücke waren vor der Bestattung größtenteils zerbrochen oder zusammengebogen worden, die aus Eisen teilweise durchglüht und daher weniger entstellt oder stark verrostet und schwer bestimmbar, die aus Bronze teilweise angeschmolzen und durch Berührung mit eisernen Gegenständen mit deren Rost behaftet, im allgemeinen aber noch gut erhalten und mit einer stumpfen grünen Patina überzogen.

Im folgenden sind einige Gräber, deren Form und Inhalt besondere Merkmale bieten, beschrieben und dazu die nötigen Abbildungen gegeben worden.

Grab 7. Unter der Humusdecke, 50 cm tief, von Rollsteinen gestützt, bedeckt von einem flachen Stein, eine ausgebauchte, 24 cm hohe, rötlichgelbe Urne mit kurzem, konisch verlaufenden Halse und ausladendem Rande, Oberfläche rauh, Hals und Rand geglättet, unterhalb des Halsansatzes, in der Mitte der Ausbauchung und an der geraden Standfläche je eine ringsumlaufende, wagerechte, geglättete Zone, alle drei verbunden durch 7 gleichmäßig verteilte, senkrechte, geglättete Zonen, die untere Reihe der dadurch gebildeten Felder mit schwach eingezogenen, sich kreuzenden Linien versehen. Die geglätteten Zonen sind auffallend rot gefärbt. Die beiden, ursprünglich unterhalb des Halsansatzes

angebrachten Henkel waren schon vor der Bestattung abgebrochen und fehlten. Gewicht des ausgeleerten, getrockneten Tongefäßes 5 Pfund. Die Urne war mit ausgelesenen, zerkleinerten, gebrannten Knochen eines erwachsenen Menschen bis zum Halsansatz und von da ab bis zum Rand mit reinem Sand gefüllt. Auf der Knochenmasse lagen in der Mitte 7 Segelohrringe, oval geformt, ohne Verzierung, einige mit blauen Glasperlen besteckt, zwei Ohrringe enthielten außer der blauen noch eine hellgrüne Perle. Zu beiden Seiten der zusammengehäuften Ohrringe lag wagerecht je eine Nadel mit zerbrochenem, gekröpften, eisernen Schaft und einem Kopf aus Bronze. Bei der einen, stärkeren Nadel,

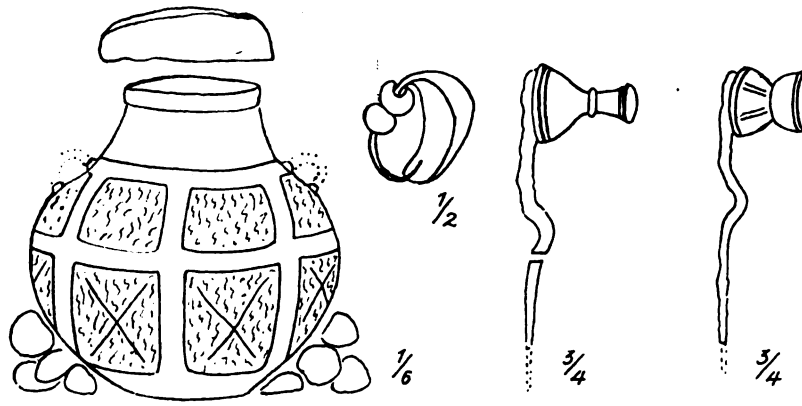


Abb. 1. Urne, Segelohrring, Schalen-Nadeln. Grab 7.

ganze Länge etwa 12 cm, besteht der Bronzekopf aus einer größeren, hinteren Schale, am Rande mit zwei rings umlaufenden Linien verziert, und einer kleineren, vorderen Schale mit abgeschrägtem Rande. Die Standflächen beider Schalen sind durch einen kurzen, zylindrischen Steg, in der Mitte ein Wulst, verbunden. Bei der anderen, schwächeren, etwa 10 cm langen Nadel berühren sich die beiden Standflächen der gleichgroßen Schalen unmittelbar. Die Oberfläche der hinteren Schale ist am Mündungsrande mit einer Doppellinie, von der aus 6 gleichmäßig verteilte Doppellinien radial bis zur Standfläche verlaufen, verziert. Der bei beiden Nadeln in einem Stück gegossene, doppelschalenförmige Bronzekopf

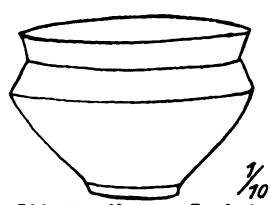


Abb. 2. Urne. Grab 8.

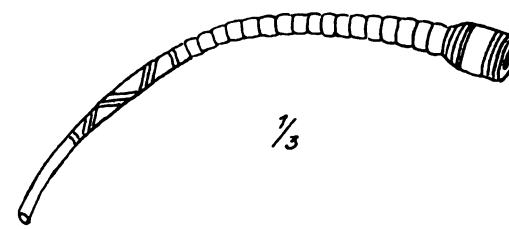


Abb. 3. Halsring. Grab 9.

ist durch ein mitgegossenes Bronzeniet an der mit dem Mündungsrand der hinteren Schale übereinstimmend abgerundeten, aus dem Nadelschaft herausgearbeiteten, eisernen Scheibe befestigt. Unterhalb der 7 Segelohrringe und der beiden Nadeln lagen die Bruchstücke von einem schmalen, eingliedrigen, stark verrosteten, eisernen Gürtelhaken mit schwachem Mittelgrat, an der Basis Befestigungsniete, Länge etwa 15 cm (Abb. 1).

Grab 8. Schwarzgraue, terrinenförmige Urne auf 2 flachen Steinen, gestützt von kleinen Rollsteinen, 50 cm tief, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben. Höhe 18 cm, Mündungsweite 28 cm (Abb. 2).

Grab 9. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, ein Haufen gebrannter Knochen, überdeckt von den Scherben eines dickwandigen, rotbraunen, unverzierten Tongefäßes. Auf der Knochenmasse lag die linke Hälfte eines Halsrings aus Bronze, massiv, Querschnitt rund, Durchmesser 5 mm, nach dem walzenförmigen, mit 2 rings umlaufenden Doppellinien

versehenen, an der Endfläche dellenförmig vertieften Stellen zu allmählich verstärkt, auf der Oberseite des Ringes, vom Stollen an, 17 wulstartige Erhebungen und dann anschließend ein Zickzackband aus 3 Linien, beseitet von Doppellinien (Abb. 3).

Grab 11. Auf Sand, 70 cm tief, überdeckt von einer 40 cm langen, 30 cm breiten, bis 12 cm dicken rötlichen Quarzitplatte, eine gelbgraue, ausgebauchte Urne, am Halse und an der Schulter geglättet, sonst rauh, unterhalb des Halsansatzes 2 längliche, senkrecht gestellte Zapfen, im oberen Drittel mit Sand, von da ab bis zum Boden mit etwa 3 l Knochenmasse, vermischt mit dunkler Erde, gefüllt. Höhe 28 cm, Gewicht 7 Pfund (Abb. 4).

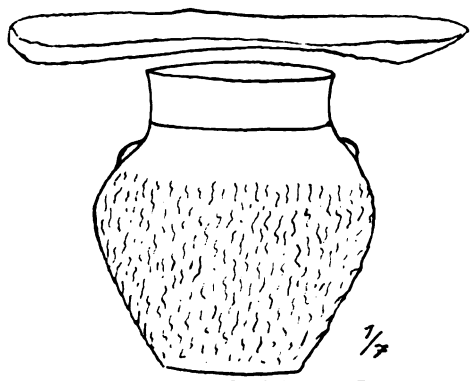


Abb. 4. Urne mit Deckplatte. Grab 11.

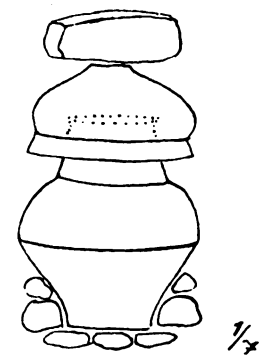


Abb. 5. Urne mit Deckschale. Grab 16.

Grab 16. Rötlichgelbe, 18 cm hohe, vasenförmige Urne auf 3 pflasterartig aneinander gesetzten flachen Steinen, 65 cm tief, von Rollsteinen umsetzt, überdeckt von einem umgestülpten, hellgrauen Napf, dessen Standfläche mit einem Stein beschwert war. Der obere Teil der Urne mit reinem Sand, der untere mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt (Abb. 5).

Grab 18. Zwei kleine vasenförmige Urnen auf flachen Steinen, 70 cm tief, nebeneinander gestellt, überdeckt von einer gemeinsamen, 40 cm langen, 25 cm breiten, bis 10 cm dicken Steinplatte, beide von derselben Steinpackung umgeben, die eine schwarzgrau, 14 cm

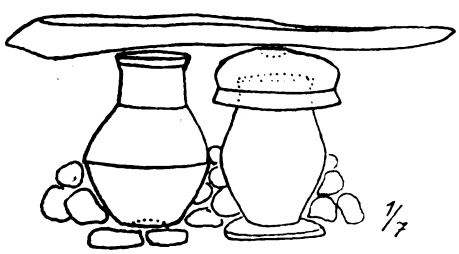


Abb. 6. Urnen. Grab 18.

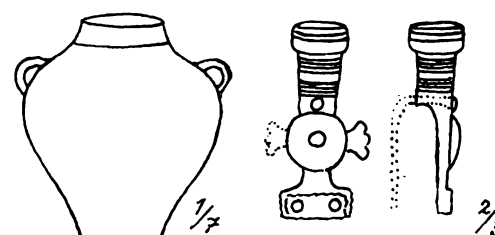


Abb. 7. Urne und Kreuzkopf-Nadel. Grab 23.

hoch, von einem, an der Standfläche mit einer Delle versehenen, umgestülpten, gelbgrauen Napf überdeckt, den Leichenbrand eines erwachsenen Menschen enthaltend, die andere rötlichgelb, 16 cm hoch, mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt (Abb. 6).

Grab 23. Auf 3 faustgroßen Steinen, 60 cm tief, im Sande eine gelblichgraue, 21 cm hohe, ausgebauchte, kurzhalsige, vasenförmige Urne mit 2 Henkeln, im oberen Drittel mit Sand, von da ab bis zum Boden mit Knochenmasse gefüllt. In der Nähe des Bodens steckte eine verrostete, eiserne Mittellatène-Fibel, außerhalb der Urne lag im Sande, 20 cm von der Standfläche entfernt, der Kopf einer Flügelnadel aus Bronze, der Kolben mit ringsumlaufenden Linien verziert, der rechte Flügel und der eingezapfte eiserne Schaft waren abgebrochen und fehlten (Abb. 7).

Grab 29. Auf Sand, 70 cm tief, von einem flachen Stein bedeckt, eine gelblichgraue, ausgebauchte, kurzhalsige Urne, 23 cm hoch, am Halse und an der Schulter geglättet, sonst war die Oberfläche rauh. In der Nähe des Bodens lagen in der Knochenmasse an der einen Seite der Gefäßwandung nebeneinander 2 in Form und Größe übereinstimmende, verrostete, eiserne Spätlatène-Fibeln, etwa 5 cm lang (Abb. 8).

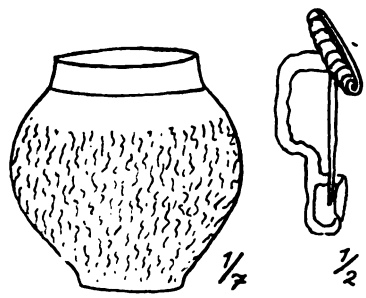


Abb. 8. Urne und Fibel. Grab 29.

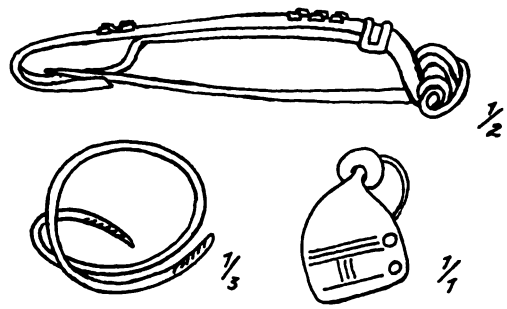


Abb. 9. Bronzefibel, Armreif und Segelohrring. Grab 31.

Grab 31. Terrinenförmige, tiefschwarze Urne ohne Steinunterlage, 65 cm tief, bedeckt von einer 30 cm langen, 20 cm breiten Steinplatte. Auf der Knochenmasse lag in der Mitte eine 11 cm lange Mittellatène-Fibel aus Bronze, auf dem Bügel an 3 Stellen Vorrichtungen zur Befestigung von Email-Auflagen, und zwar oberhalb des Fußes 2, in der Nähe des Bügelknopfes 3 Paar nebeneinander gestellte Zapfen, in dem Bügelknopf eine längliche Vertiefung, an allen 3 Stellen hafteten noch Überreste von der Email-Auflage.

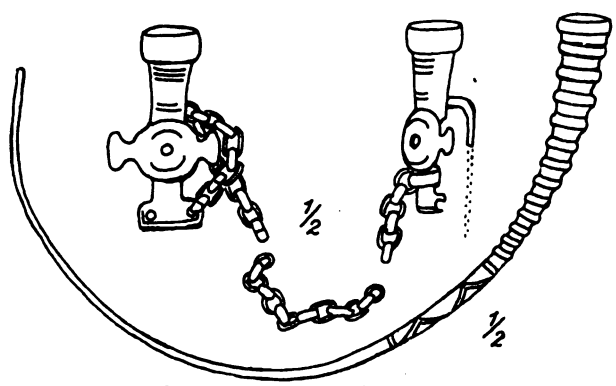


Abb. 10. Halsring und Kreuzkopfnadeln. Grab 35.

An der einen Seite der Fibel lag ein zusammengebogener, 22 cm langer, schmaler Bronzearmreif von kreisabschnittsförmigem Querschnitt, innen eben, außen gewölbt, an den beiden abgerundeten Enden quergestrichelt, an der anderen Seite der Fibel lagen 2 Segelohrringe, jeder mit einer blauen Glasperle besteckt, die Fläche mit 4 Löchern und Strichgruppen versehen (Abb. 9).

Grab 32. Auf einem flachen Stein, 50 cm tief, eine terrinenförmige, schwarze Urne. In der Knochenmasse lagen eine 8 cm lange Mittellatène-Fibel und eine 5 cm lange Spätlatène-Fibel, beide ganz aus Eisen.

Grab 33. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, ein Haufen gebrannter Knochen, umsetzt von kleinen Steinen, in der Mitte desselben befanden sich Bruchstücke von zwei schmalen, verrosteten, eisernen Gürtelhaken, anscheinend zweigliedrig mit Scharnier, in diesem Falle Einfuhr aus ostgermanischem Gebiet, das bereits am Ostufer der Oder beginnt.

Grab 35. Gelblichgraue, ausgebauchte Urne auf 3 flachen Steinen, 60 cm tief, überdeckt von einer umgeſtülpten, einhenkligen, braunen Schüſſel mit eingebogenem Rande. Auf der Knochenmaſſe lagen die rechte Hälfte eines Bronzehalsrings von ähnlicher Ausführung wie Abb. 3, die Wülſte ſtärker profiliert, der Endſtollen weniger hervortretend, 3 Segelohrringe mit kleinen blauen Glasperlen von der Form wie Abb. 9, etwas tiefer Bruchſtücke von einem eingliedrigen, verroſteten, eiſernen Gürtelhaken und 2 gleichgroße Flügelnadeln mit eiſernem, abgebrochenen Schaft. In dem linken Loch der abſchließenden Platte des einen Bronzeknopfes hing ein Stück einer kleinen Bronzekette, die in der Mitte

Abb. 11. Urne und Nadel. Grab 39.

Abb. 12. Urne. Grab 46.

über den noch an dem Kopf haftenden kurzen Teil des eiſernen Schafts geſtreift und angeroſtet war, beide Löcher des anderen Nadelkopfes waren ausgebrochen, in Ermangelung dieſer Befeſtigungsſtelle hing die Kette hier an einem oberhalb der Platte umgelegten Ringe. Ein loſes Stück einer ſolchen Bronzekette lag abſeits. Die beiden Einſtecknadeln waren demnach urſprünglich durch eine Kette verbunden und ſo zuſammengehörig getragen worden (Abb. 10).

Grab 39. Rotbraune, vaſenförmige Urne, ohne Steinſetzung, 50 cm tief, ſtand etwas ſchräg, 18 cm hoch, auf der Ausbauchung 5 Kammſtrichgruppen. In der Knochenſchicht

Abb. 13. Urne. Grab 55.

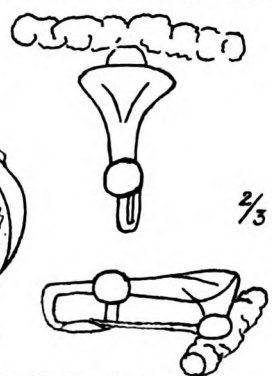


Abb. 14. Urne und Fibel. Grab 59

ſteckten 7 Segelohrringe wie Abb. 1, von dieſen waren 4 mit je einer blauen Glasperle beſetzt, Bruchſtücke von ein Paar verroſteten, eiſernen, etwa 10 cm langen Nadeln mit gekröpftem Schaft und ſenkrecht ſtehender Kopfſcheibe, ſowie eine kleine Bronzenadel, beſtehend aus einem gekröpften Schaft mit Öſe und eingehängtem, flachen, im Querſchnitt rechteckigen Ringe (Abb. 11).

Grab 46. Von einem flachen Stein bedeckt, 45 cm tief, eine gelblichgraue, vaſenförmige, zweihenklige Urne, 23 cm hoch, Mündungsweite 13 cm, Durchmeſſer der geraden Standfläche $7\frac{1}{2}$ cm, Höhe des abgeſetzten Standfußes $2\frac{1}{2}$ cm, mit Sand und eingeſtreuten Knochen eines Kindes gefüllt, ohne Beigaben (Abb. 12).

Grab 55. Auf einem Pflaſter aus kleinen Steinen, 60 cm tief, von Rollſteinen geſtützt, eine 30 cm hohe, ebenſo weit ausgebauchte, kurzhalſige, gelblich graue Urne, überdeckt von einer 40 cm langen, 30 cm breiten, bis 20 cm ſtarken Steinplatte. Auf der geglätteten

Oberfläche läuft rings um die Schulter ein durch Doppellinien eingefaßter, mit rautenförmigem Strichmuster ausgefüllter Streifen, von diesem gehen senkrecht nach der Standfläche gleichmäßig verteilt 13 von Doppellinien eingefaßte Streifen, abwechselnd von einem Rautenstrichmuster und von einem, aus dreifachen Linien gebildeten Zickzackband ausgefüllt. In der Knochenmasse lagen Bruchstücke von einem verrosteten, eisernen, eingliedrigen Gürtelhaken und mehrere Segelohrringe (Abb. 13).

Grab 59. Auf einer Kalksteinplatte, 25 cm im Geviert, mit einem flachen Stein auf der Mündung, 60cm tief, eine terrinenförmige, 24 cm hohe, bis zu 30 cm weit ausgebauchte Urne. Die Oberfläche rauh, hellgrau, nur am Halse und an der Schulter geglättet und schwarz. Von dem durch eine rings umlaufende Linie abgegrenzten geglätteten, oberen Teil des Gefäßes laufen 4 gleichmäßig verteilte, wieder geglättete, schwarze, von Linien begrenzte Streifen bis zu der von einem ebenso gefärbten, geglätteten Streifen umzogenen geraden Standfläche von 10 cm Durchmesser. In der Mitte der 4 senkrecht verlaufenden Glätteſtreifen, unterhalb der wagerechten Begrenzungslinie je ein kurzer Zapfen. Die Urne war mit Sand und dem Leichenbrand eines noch jugendlichen Menschen gefüllt. Etwa in der Mitte befand sich eine stark verrostete, eiserne Mittellatène-Fibel, etwa 10 cm lang, unterhalb derselben lagen 2 zerbrochene, gleichgroße, eiserne Ringe von 3 cm Weite, im Querschnitt kantig, und 2 gleichgroße, verrostete Spätlatène-Fibeln, die 5 cm lange Spirale, die Nadel und der Rahmen aus Eisen, der dicke, an beiden Enden kugelförmig erweiterte, am Knick zu 2 seitwärts abstehenden Zapfen verstärkte Bügel aus Bronze (Abb. 14).

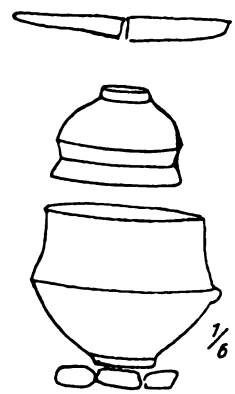


Abb. 15. Urne. Grab 61.

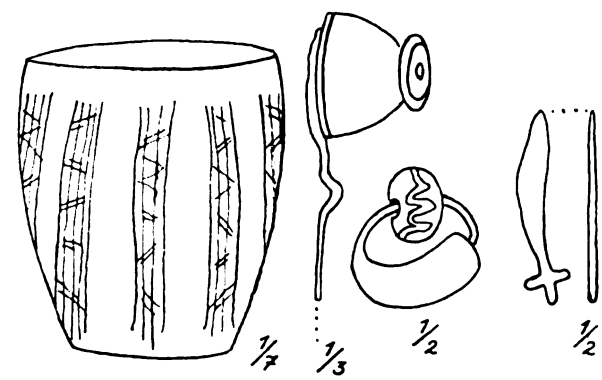


Abb. 16. Urne, Bronzenadel, Segelohrring und Messer. Grab 65.

Grab 61. Auf 3 kleinen Pflastersteinen, 60 cm tief, eine rötlich gelbe, 12 cm hohe Urne mit abgesetztem, etwas eingezogenen Halse, Mündungsweite 14 cm, unterhalb des Halsansatzes ein länglicher, senkrecht gestellter Zapfen, und abgesetzter, gerader Standfläche von 6 cm Durchmesser. Die mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllte Urne war überdeckt von den Bruchstücken eines kleinen, terrinenförmigen Gefäßes mit eingeschnürtem Halse, außen hellbraun, innen schwarzgrau, Höhe 9 cm, Mündungsweite 12 cm. Über der Urne lagerte eine 10 cm starke Sandschicht, den Abschluß des Grabes nach oben bildeten 2 aneinander gelegte kleine Steinplatten (Abb. 15). — Dies Grab macht einen altertümlicheren Eindruck als die übrigen.

Grab 65. Auf einer graublauen Granitplatte, 70 cm tief, im unteren Teile von Rollsteinen umgeben, überdeckt von einer 25 cm langen Steinplatte, eine eimerförmige, innen und außen rötlichgelbe, 24 cm hohe, an der Mündung 23 cm weite Urne, Durchmesser der Standfläche 15 cm. Wie sich aus den Bruchstücken ergab, war bei der Anfertigung des Gefäßes die Wandung aus gleichgroßen, viereckigen, leicht betrockneten, an den Rändern abgeschrägten Tonlappen in 4 Schichten von der Standfläche aus bis zu dem etwas eingewölbten Mündungsrande aufgesetzt worden. Auf der geglätteten Oberfläche befinden sich 7 gleichmäßig verteilte, senkrecht verlaufende Streifen aus je 4 oder 5 flüchtig eingeritzten Linien, durchzogen von abwechselnd schräg rechts und schräg links verlaufenden Strichen. In der mit Sand und 3—4 l Knochenmasse gefüllten Urne lagen 2 gleichgroße Nadeln mit gekröpftem, oben zu einer Platte verbreiterten, eisernen Schaft und aufgesetztem Kopf aus einer Bronzehalbkugel mit angesetzter, durch ein Niet verbundener Bronzeschale, sowie 13 Segelohrringe, die Fläche ohne Verzierung, größtenteils noch mit blauen Glasperlen be-

steckt. An dem einen Ohrring hingen 2 Perlen, eine blaue und eine hellgrüne, bei einem andren war die Oberfläche der blauen Perle mit einem, im Zizack verlaufenden weißen Streifen belegt. In der Nähe des Bodens befanden sich zwischen den Knochen ein 9 cm langer, eingliedriger, eiserner Gürtelhaken und ein Miniatur-Messer aus Bronze von 45 mm Länge (Abb. 16).

Grab 71. Auf einer dreieckigen, rötlichen Quarzitplatte, 50 cm tief, lag mit der Innenseite nach oben ein im Feuer geglühter, eingliedriger, eiserner Gürtelhaken, an der Basis 9,5 cm breit, mit 4 Nieten versehen, die Ränder etwas aufgewölbt, in der Mitte ein Grat, ursprüngliche Länge des Hakens 20 cm, dann um 2 cm dadurch verkürzt, daß das abgebrochene, obere Drittel auf den andren Teil geschoben und mit demselben wieder vernietet worden war. Auf dem Gürtelhaken lagen ausgebreitet mehrere Stücke von einem eisernen, etwa 25 cm langen, 17 mm breiten Blechstreifen, die Oberfläche in der Nähe des Randes mit einer Punktlinie verziert, in der Mitte in einem Abstande von etwa 4 cm mehrere runde Löcher, in denen eiserne Ösen mit eingezogenen Ringen haften. Diese, aus einem schmalen, etwa 3 cm langen Eisenblechbande gebogenen Ösen sind splintförmig über den zu haltenden Ring umgelegt, die beiden Enden zusammengedrückt, durch das Loch gesteckt und durch Abbiegen eines jeden Endes nach der entgegengesetzten Seite mit dem Blechstreifen haltbar verbunden. Der Gürtelhaken und der Blechstreifen mit den eingesetzten Ringen bildeten wahrscheinlich zusammen eine verstellbare Gürtelschließe. Über und neben den Blechstreifenstücken lagen Teile von 2 gleichgroßen, etwa 11 cm langen eisernen Fibeln mit 5 cm langer Spiralrolle und gestrecktem, in der Mitte einmal, nach dem Fuß zu, schräg

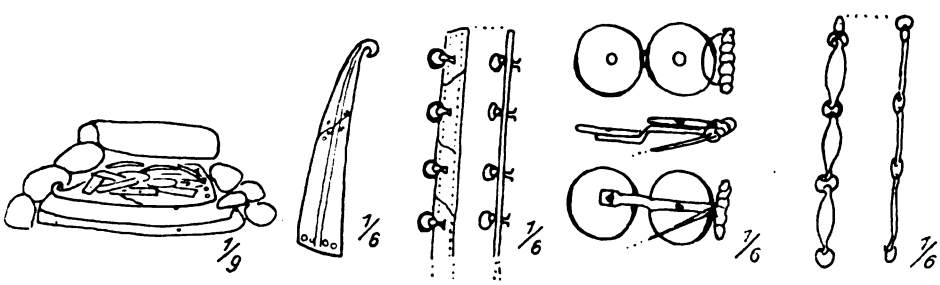


Abb. 17. Gürtelhaken, Blechstreifen, Fibel und Kette. Grab 71.

abgestuften Bügel aus 1 cm breitem Eisenblech. Der dem Fuß der Fibel anliegende Teil des Bügels enthielt die Nadelrast, deren Form und Befestigungsart nicht mehr ersichtlich war. In der Mitte jeder Bügelhälfte war eine mit schalenförmiger Vertiefung versehene Scheibe aus Bronzeblech von 55 mm Durchmesser aufgenietet. Über den Fibeln lagen durchglühte Glieder einer eisernen Kette, bestehend aus etwa 5 cm langen, ovalen, an den beiden Enden zu Haken umgebogenen Blechstreifen, verbunden durch Ringe von 2 cm Weite. Die Kette gehörte vermutlich zu den beiden Fibeln und bildete einen Behang oder ein Verbindungsstück. Diese aufgehäuften Beigaben waren von mehreren bis kopfgroßen Steinen umsetzt und mit einigen Scherben von einem gelblichgrauen, starkwandigen, außen gerauhten Tongefäß bedeckt. Über dem Ganzen ruhte ein kantiger länglicher Deckstein. Die zwischen der Steinsetzung und den Scherben lagernde Erde war dunkel, teilweise von Brand schwarz gefärbt und enthielt nur wenige gebrannte Knochen eines noch jugendlichen Menschen (Abb. 17).

Grab 73. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, gestützt von Rollsteinen, bedeckt von einem flachen Stein, eine rötlichgelbe, graugefleckte, vasenförmige, stark ausgebauchte Urne, 22 cm hoch, größte Weite 25 cm, mit konischem Halse und abgesetztem, ausladenden Rande, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 18).

Grab 78. Ein von kleinen Steinen umsetzter Haufen Knochen auf 3 länglichen, aneinander gelegten Quarzitplatten, 65 cm tief. Zwischen den Knochen lagen voneinander getrennt die beiden Hälften eines eingliedrigen, eisernen Gürtelhakens von 15 cm Länge, die Ränder leicht aufgewölbt, auf der Oberseite ein Mittelgrat, an der Basis 2 zylindrische, quergeriefelte Bronzeknöpfe, auf der Innenseite der Basis eine angenietete Öse. Etwas tiefer in der Knochenmasse lag ein doppeltegeliger Wirtel aus Ton (Abb. 19).

Grab 87. Gelblichgraue, ausgebauchte Urne, etwa 25 cm hoch, von einem kopfgroßen Stein überdeckt, 65 cm tief auf Sand. In dem mit Knochenmasse angefüllten unteren Teil lagen übereinander die von Brand stark angegriffenen Überreste von 2 gleichgroßen,

9 cm langen Fibeln. Der gestreckte, bandförmige, eiserne Bügel mit 3 aufgenieteten Platten aus Bronzeblech besetzt, einer größeren, runden in der Mitte und je einer kleineren, rechteckigen zu beiden Seiten. Die Bronzeniete erheben sich als zylindrische, quergeriefelte Knöpfe mit eingetiefter Oberseite. Die Platte des mittleren, runden Belagsstücks durch schwach hervortretende Reifen in 4 Zonen, die der beiden rechteckigen, an den Rändern bogenförmig ausgeschnittenen, durch je 3 schwache Leisten in 4 Längsstreifen gegliedert. Von der Nadel und Spirale war nichts mehr zu erkennen. (Es handelt sich um eine Weiterbildung der „Heitbracker" Fibel, vgl. Grab 268, Abb. 43; G. K.) (Abb. 20).

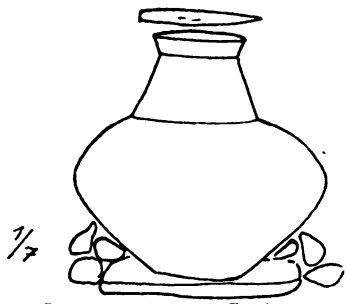


Abb. 18. Urne. Grab 73.

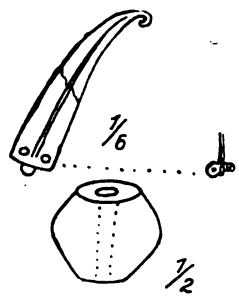


Abb. 19. Gürtelhaken und Würfel. Grab 78.

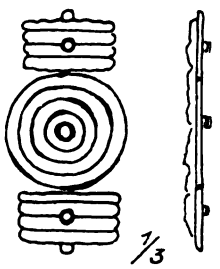


Abb. 20. Fibelbügel. Grab 87.

Grab 93. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, eine terrinenförmige, 17 cm hohe, rötlichgelbe Urne mit eingeschnürtem Halse und ausladender Mündung von 23 cm Durchmesser, an der Standfläche beiderseits von 2 kleinen Steinen gestützt, oberhalb der Mündung lag eine 40 cm lange, 25 cm breite, bis 10 cm dicke, rechteckige Steinplatte. Die Urne war bis zum Rande mit ausgelesenen, gebrannten Knochen, vermischt mit Sand, angefüllt. In der Knochenmasse lagen: kreuzweise übereinander 2 im Schaft zerbrochene, etwa 6 cm lange, gekörpfte, eiserne Nadeln mit wagerecht zum Schaft gestelltem, doppelkegelförmigen Bronzekopf, die Spitzen der Kegel gegeneinander gerichtet, getrennt durch einen kleinen

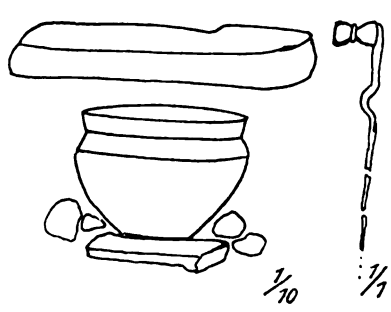


Abb. 21. Urne, Nadel und Ohrringe. Grab 93.

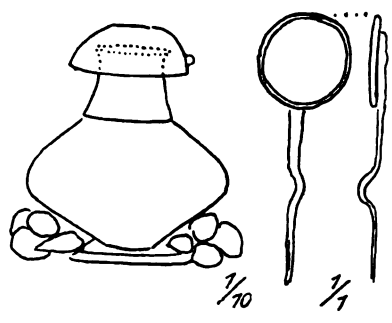


Abb. 22. Urne und Nadel. Grab 97.

Wulst, unterhalb der beiden Nadeln 6 Segelohrringe mit blauen Glasperlen, die Fläche mit 4 Löchern und Strichverzierung versehen, 1 kleiner Segelohrring ohne Löcher und Verzierung mit einer grünen und 2 länglichen blauen Perlen, 3 Ohrringe aus breitem, bandförmigen, gebogenen Bronzeblech, das eine Ende zu einem schmalen Streifen mit Haken ausgearbeitet, am anderen Ende ein rundes Einsteckloch für diesen Haken, die Außenfläche mit Längsstreifen versehen, und 2 aus einem schmalen zusammengebogenen Bronzeblechstreifen bestehende Ohrringe, der eine von diesen mit einer kleinen blauen Glasperle besteckt. In der Nähe des Gefäßbodens lag noch eine verrostete, eiserne, ringförmige Schnalle (Abb. 21).

Grab 97. Vasenförmige, stark ausgebauchte, 24 cm hohe, hellbraune, rötlich gefleckte Urne auf einer Quarzitplatte, 70 cm tief, gestützt von Rollsteinen, überdeckt von einem umgestülpten, hellgrauen, einhenkligen Napf, gefüllt mit Sand und $1\frac{1}{2}$ l Knochenmasse.

In der Nähe des Bodens lag eine gekröpfte, eiserne Nadel mit schalenförmigem Kopf aus Bronze (Abb. 22).

Grab 103. Gelblichgraue, 29 cm hohe, bis 20 cm weit ausgebauchte Urne mit kurzem, eingezogenen Halse, 60 cm tief, unten von Rollsteinen umsetzt, überdeckt von einer umgestülpten, hellgelben Schale mit dellenförmig vertiefter Standfläche, am Rande 2 Schnurösen, gefüllt mit Sand und etwa 2 l Knochenmasse, in dieser lagen nebeneinander 2 gekröpfte, eiserne Nadeln mit schalenförmigem, am Rande abgeschrägten Kopf aus Bronze, etwas

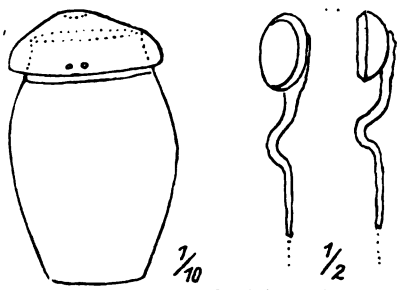


Abb. 23. Urne mit Deckschale, Nadel. Grab 103.

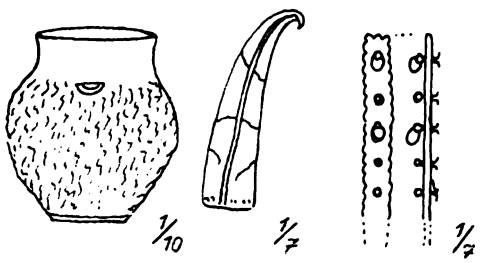


Abb. 24. Urne, Gürtelhaken und Blechstreifen. Grab 105.

tiefer 6 Segelohrringe, die Flächen ohne Verzierung, mit je einer Glasperle, 5 blau, 1 weiß (Abb. 23).

Grab 105. Auf einem flachen Stein, 60 cm tief, in Steinpackung eine 24 cm hohe, ausgebauchte, rötlichgelbe Urne mit kurzem, etwas eingezogenen Halse, am Ansatz desselben 2 anliegende, halbkreisförmige Wülste, die Oberfläche, mit Ausnahme des Halses und eines schmalen Streifens an der geraden Standfläche, durch Tonauftrag rauh gemacht. In der Knochenmasse lag schräg, an die Wandung gelehnt, ein in mehrere Stücke zerbrochener, breiter, starker Gürtelhaken, in Form und Größe übereinstimmend mit dem in Grab 71 (Abb. 17), in der Nähe desselben lagen, ebenso wie dort, Bruchstücke eines eisernen Blech-

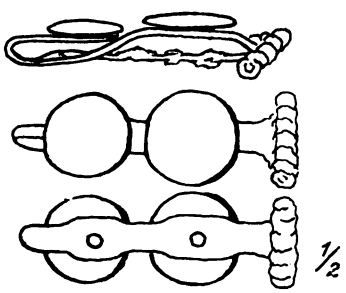


Abb. 25. Fibel. Grab 106.

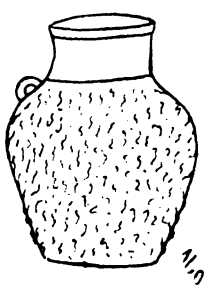


Abb. 26. Urne. Grab 109.

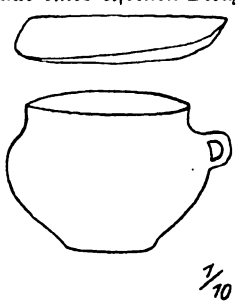


Abb. 27. Urne. Grab 111.

streifens mit eingesteckten Nieten und anhaftenden Ringen. Die Ränder des etwa 20 cm langen, 3 cm breiten Streifens waren bogenförmig ausgeschnitten. An der entgegengesetzten Seite der Wandung lag ein einzelner, unverzierter Segelohrring mit blauer Glasperle (Abb. 24).

Grab 106. Zusammengedrückte, gelbgraue Urne, 60 cm tief, auf Sand, bedeckt von einer 50 cm im Geviert messenden Steinplatte. In der Knochenmasse befand sich eine 6 cm lange eiserne Fibel mit bandförmigem, leicht gebogenen, am Fuß nach oben umgeschlagenen Bügel, belegt mit 2 angenieteten Bronzescheiben; Spirale, Nadel und Nadelrast waren stark verrostet und abgebröckelt (Abb. 25).

Grab 109. Auf Sand, 70 cm tief, überdeckt von einem flachen Stein, eine gelblichgraue, ausgebauchte, 30 cm hohe, kannenförmige Urne mit breiter Standfläche, steilem Halse und verstärktem Mündungsrande, unterhalb des Halsansatzes ein Henkel, die Oberfläche, vom Kehlstreifen abwärts, durch Tonauftrag rauh gemacht, gefüllt mit Sand und 4—5 l Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 26).

Grab 111. Rötlichgelbe, 16 cm hohe, bis 25 cm weit ausgebauchte, einhenklige, topfförmige Urne, Mündungsdurchmesser 20 cm, 60 cm tief auf Sand ohne Steinsetzung, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben. Oberhalb der Urne lag im Sande eine Steinplatte (Abb. 27).

Grab 127. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, eine zerdrückte, schwarzgraue, terrinenförmige Urne, Form und Größe wie Abb. 2. In der Knochenmasse lagen 2 gleich große, 6 cm lange, eiserne Mittellatène-Fibeln und etwas tiefer ein 10 cm langer, eingliederiger, eiserner Gürtelhaken mit etwas erhabenen Rändern, die Oberfläche belegt mit einem

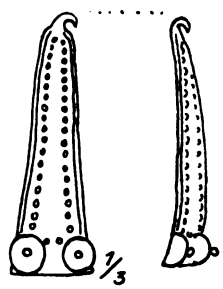
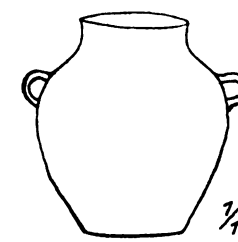


Abb. 28. Gürtelhaken. Grab 127.

Abb. 29. Urne. Grab 138.



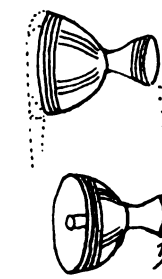
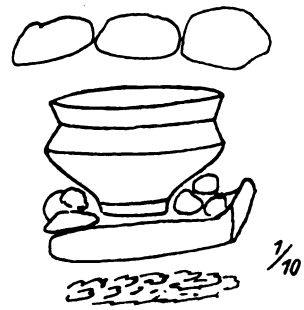


Abb. 30. Urne und Nadelkopf. Grab 139.

Bronzeblechstreifen, auf dem längs den Rändern und an der Basis je eine Reihe von kleinen, dicht aneinandergereihten Buckeln hervortreten. Die beiden Ecken der Basis sind mit je einer halbkugelkappe aus Bronze, durch ein Niet aus Eisen befestigt, besetzt (Abb. 28).

Grab 138. Auf einer Steinplatte, 80 cm tief, von Rollsteinen gestützt, eine mit Sand und etwa 3 l Knochenmasse ohne Beigaben gefüllte, 30 cm hohe, bis 28 cm weit ausgebauchte, rötlichgelbe, schwarzgefleckte, vasenförmige Urne, unterhalb des konisch verlaufenden Halses 2 Henkelösen, verbunden durch einen aus 3 Linien bestehenden Streifen, auf der Ausbauchung ein ebensolcher Streifen, zwischen beiden ein Zickzackband aus 3 Linien und anschließend dicht aneinander gereihte, hängende Stichbogen aus je 3 Linien (Abb. 29).



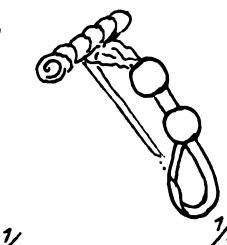


Abb. 31. Urne mit Steinsetzung (unterhalb Knochenmasse), Fibel. Grab 161.

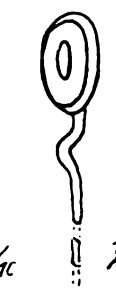


Abb. 32. Urne und Nadel. Grab 163.

Grab 139. Gelblichgraue, 27 cm hohe, bis 24 cm weit ausgebauchte, kurz halsige, gelblichgraue Urne mit 2 weit abstehenden Henkeln, von Rollsteinen gestützt, 50 cm tief, auf Sand. In der Knochenmasse lagen: ein eiserner eingliederiger Gürtelhaken und der Bronzekopf einer Nadel, bestehend aus einer halbkugelkappe mit Linienverzierung und massivem, schalenförmigen Aufsatz, dessen runder Schaft, durch die halbkugelkappe gesteckt, mit dieser an einer eisernen Platte und dem anhaftenden eisernen Nadelschaft befestigt war (Abb. 30).

Grab 161. Auf einer Steinplatte, 60 cm tief, von kleinen Steinen gestützt, eine terrinenförmige, 15 cm hohe, 23 cm weite, schwarze Urne, oberhalb ein Pflaster aus 3 großen Rollsteinen. In der Knochenmasse lag eine eiserne Mittellatène-Fibel und ganz verrostete, nicht mehr bestimmbare Eisenteile. Unter der Steinplatte lagerte in dunkler Erde ein Haufen Knochenmasse mit 2 gleichgroßen, eisernen Mittellatène-Fibeln, der Bügel mit 2 Bronzekugeln besteckt (Abb. 31).

Grab 163. Von Rollsteinen gestützt, 60 cm tief, überdeckt von einer abgerundeten Steinplatte, eine 32 cm hohe, bis 30 cm weit ausgebauchte, rötlichgelbe Urne mit kurzem Halse und ausladendem Rande, unterhalb des Halsansatzes 2 längliche Henkelzapfen, gefüllt mit Sand und 4 l Knochenmasse, auf dieser lag an der einen Seite eine 10 cm lange, gekröpfte, eiserne Nadel mit senkrecht stehender Platte und aufgelegter Bronzescheibe, an der anderen Seite eine ähnliche, etwa 12 cm lange Nadel, ebenso besetzt mit einer Bronzescheibe, die teilweise abgeschmolzen war. Zwischen beiden Nadeln steckte ein verrosteter, eingliedriger Gürtelhaken (Abb. 32).

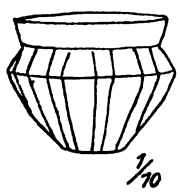


Abb. 33. Urne. Grab 167.

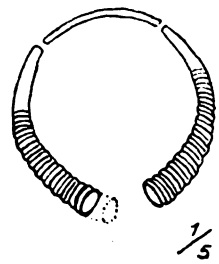


Abb. 34. Urne und Halsring. Grab 173.

Grab 167. Auf einer Steinplatte, 50 cm tief, bedeckt von einem kantigen Stein, eine terrinenförmige, 14 cm hohe Urne mit eingeschnürtem Halse, innen und außen rötlichgelb, grau gefleckt, die geglättete Außenfläche vom Halsansatz bis zur geraden Standfläche mit 9 gleichmäßig verteilten, rot gefärbten, deutlich sich abhebenden Streifen versehen. Die Urne war mit Sand und den Knochen von einem jugendlichen Menschen gefüllt, in der Nähe des Bodens lagen Bruchstücke eines verrosteten eisernen, länglichen Gegenstandes, anscheinend eines Gürtelhakens (Abb. 33).

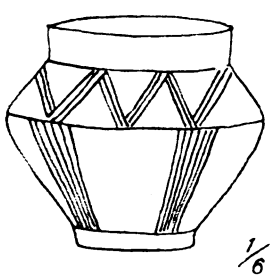


Abb. 35. Urne. Grab 181.

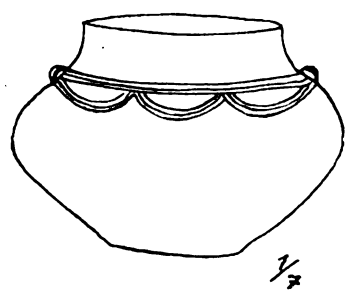


Abb. 36. Urne. Grab 206.

Grab 173. Schwarzgraue, vasenförmige Urne auf mehreren zusammengesetzten, flachen Steinen, 50 cm tief, überdeckt von einer Steinplatte, 30 cm im Geviert. Etwa in der Mitte der Knochenmasse lagen 2 verrostete, eiserne Mittellatène-Fibeln, eine größere, etwa 8 cm lang, und eine kleinere, 4 cm lang, auf dem Bügel 2 Bronzekugeln, etwas tiefer steckte senkrecht ein eingliedriger eiserner Gürtelhaken, 10 cm lang, bei diesem lag auch ein verrosteter eiserner Ring von 3 cm Weite. Außerhalb der Urne wurde an 3 verschiedenen, 10—15 cm von der Standfläche entfernten Stellen je ein Stück von einem Halsringe aus Bronze gefunden. Der massive, etwa 33 cm lange Ring ist in der Mitte im Querschnitt rund, nach den offenen, glatt abschneidenden Enden zu oval verstärkt und an der Oberseite mit schwach hervortretenden Wulsten versehen. Von dem einen Ende des Ringes fehlte ein etwa 15 mm langes Stück (Abb. 34).

Grab 181. Von einem flachen Stein überdeckt, 60 cm tief auf Sand, eine 16 cm hohe, braungraue, terrinenförmige Urne, oberhalb des Umbruchs ein Zickzackband aus dreifacher Linie, unterhalb derselben 4 gleichmäßig verteilte, bis zur abgesetzten Standfläche laufende Streifen aus senkrechten Linien. In der Knochenmasse lagen verrostete Eisenteile und geschmolzene Bronze (Abb. 35).

Grab 206. Terrinenförmige, 21 cm hohe, bis 30 cm weit ausgebauchte Urne auf einer Steinplatte, 90 cm tief, von Rollsteinen gestützt, außen tiefschwarz, innen gelblichgrau, am Halsansatze 2 längliche, senkrecht gerichtete Zapfen, verbunden durch einen dreifachen Linienstreifen, anschließend 6 dicht aneinander gereihte, hängende Stichbogen aus je 3 Linien. In der Urne 3 l Knochen ohne Beigaben (Abb. 36).

Grab 229. Ausgebauchte, hellgraue Urne mit kurzem Halse und ausladendem Rande, 25 cm hoch. In der Knochenmasse lagen: 2 verzierte Segelohrringe, eine eiserne Spätlatène-Fibel mit starkem, massiven Bügel aus Bronze, die Oberseite dachförmig, die Unterseite abgerundet, und Bruchstücke eines eisernen Gürtelhakens (Abb. 37).

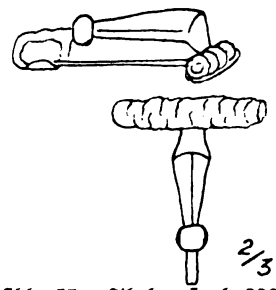


Abb. 37. Fibel. Grab 229.

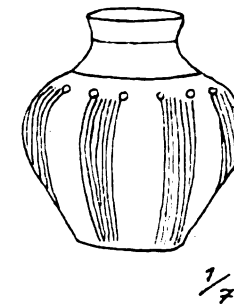


Abb. 38. Urne. Grab 240.

Grab 240. Vasenförmige, tiefschwarze Urne, 50 cm tief, von Rollsteinen gestützt, 27 cm hoch, bis 23 cm weit ausgebaucht. Von dem durch eine Linie abgesetzten Halsansatz laufen in gleichmäßigen Abständen 8 breite Linienstreifen, jeder mit einem Tupf an den beiden oberen Ecken. Zwischen den Knochen lagen Bruchstücke von Segelohrringen (Abb. 38).

Grab 249. Terrinenförmige, dunkelgraue Urne, 20 cm hoch, bis 24 cm weit ausgebaucht, auf einem flachen Stein, 40 cm tief, unterhalb des Halsansatzes ein auf der Oberseite dreifach gerippter Henkel, auf der Ausbauchung zwischen 2 Linien ein Zickzackband aus 3 Linien, von diesem reichen bis zur abgesetzten Standfläche gleichmäßig verteilt 4 breite

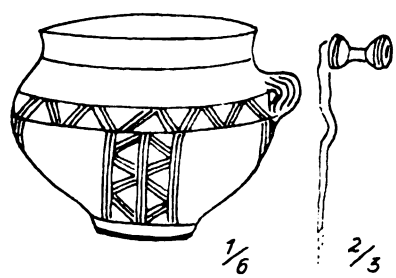


Abb. 39. Urne, Nadel und Gürtelhaken. Grab 249.

Abb. 40. Urne. Grab 253.

Streifen, bestehend aus 2, von dreifachen Linien eingefaßten Zickzackbändern. In der Knochenmasse lagen 2, in Form und Größe übereinstimmende, 8 cm lange, gekröpfte, eiserne Nadeln mit Bronzekopf aus 2 mit den Standflächen aneinander gesetzten, durch einen Steg verbundenen kleinen Schalen, sowie ein 6 cm langer eiserner Gürtelhaken, dessen Ende nach derselben Seite umgebogen sind (Abb. 39).

Grab 253. Vasenförmige, hellgelbe, graugefleckte Urne, 33 cm hoch, bis 34 cm weit ausgebaucht, auf einem flachen Stein, 70 cm tief, unterhalb des Halsansatzes 2 reliefartig aufliegende Henkel. In der Knochenmasse lag ein abgerundeter Stein (Abb. 40).

Grab 254. Von Rollsteinen gestützt, bedeckt von einem flachen Stein, 65 cm tief, eine 30 cm hohe, ebenso weit ausgebauchte, kurzhalsige, schwarze Urne, auf der Ausbauchung 9 gleichmäßig verteilte, senkrecht verlaufende, an den Längsseiten durch Linien begrenzte Streifen, ausgefüllt mit abwechselnd schräg rechts und schräg links gestrichelten Dreiecken, jeder Streifen in der Mitte noch von einer senkrechten Linie durchzogen. In der Knochenmasse lag ein 11 cm langes Mittelstück eines schmalen, eisernen Gürtelhakens (Abb. 41).

Grab 263. Rötlich gelbe, 17 cm hohe, napfförmige Urne, 60 cm tief auf Sand, überdeckt von einem flachen Stein, unterhalb des Halsansatzes ein Kranz von 13, vermutlich mit einem Röhrenknochen eingedrückten Kreisen, zwischen 2 Kreisen der Ansatz von einem abgestoßenen länglichen Zapfen. In der Knochenmasse lag eine 5 cm lange eiserne Mittel-latène-Fibel mit 2 Bronzekugeln auf dem Bügel (Abb. 42).

Grab 268. Gelbbraune, 23 cm hohe, bis 27 cm ausgebauchte, kurzhalsige Urne, 50 cm tief auf kleinen Steinen und von solchen gestützt, überdeckt von einem flachen Stein, unterhalb des Halsansatzes 6 gleichmäßig verteilte Gruppen von flüchtig eingezogenen, wagerechten, kurzen Linien, begrenzt durch 1 oder 2 etwas schräg verlaufende Striche. Auf der Knochenmasse lagen in der Mitte nebeneinander 2 annähernd gleichgroße eiserne

Abb. 41. Urne. Grab 254.

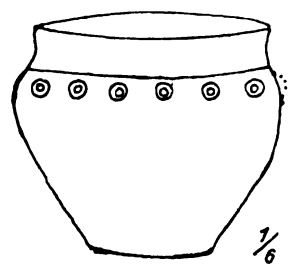


Abb. 42. Urne. Grab 263.

Scheiben von 5 cm Durchmesser, am Rande 4 gleichmäßig verteilte, vorstehende, kurze, längliche Ansätze mit je 2 nebeneinander befindlichen Löchern, die Scheiben belegt mit einer runden Bronzeplatte, am Rande und in der Mitte aufgewölbt, in der dazwischen liegenden Vertiefung ein quergekerbter Wulst. Wahrscheinlich befand sich in der mit verrostetem Eisen behafteten Mitte der Bronzescheibe eine buckel- oder knopfförmige Erhebung. Bei der etwas größeren, sonst gleichförmigen Bronzezierscheibe war der Belag von der unterlegten Eisenplatte fast ganz durchrostet[1]). Unterhalb der beiden Scheiben lagen 3 große, verzierte Segelohrringe mit blauen Glasperlen, ein zusammengebogenes, 12 cm langes Stück von einem massiven, runden Bronzedraht, etwas tiefer eine 3 cm weite eiserne, ringförmige Schnalle mit Dorn und eine am Rande nach vorn aufgewölbte Bronzeblechscheibe mit 2 am

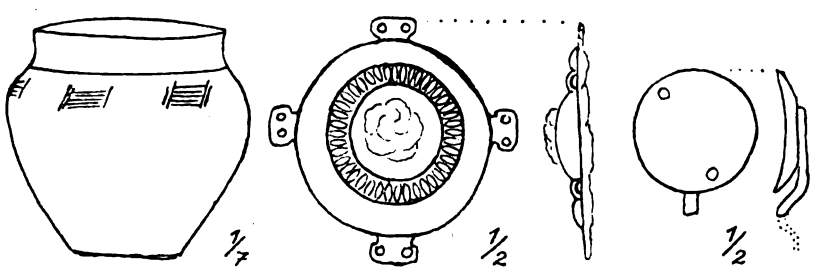


Abb. 43. Urne, Zierscheibe und Nadelkopf. Grab 268.

Rande gegenüber liegenden Löchern, an der Rückseite vernietet mit einer eisernen, in einen, anscheinend getröpften, in der Biegung abgebrochenen Nadelschaft auslaufenden Platte. Dieser Bronzekopf einer eisernen Nadel ist nach dem Bruch des Schaftes vermutlich als Zierscheibe benutzt worden, die beiden am Rande durchgeschlagenen Löcher sollten zur Befestigung dienen (Abb. 43).

Grab 279. Terrinenförmige, schwarze Urne, 50 cm tief, auf einer Steinplatte. In der Knochenmasse lagen mehrere Stücke eines verrosteten, eingliederigen Gürtelhakens, Länge 28 cm, an der Basis 35 mm breit, mit aufgewölbten Rändern und einem Mittelgrat, Reste von 2 Segelohrringen mit blauen Perlen und der Kopf einer Flügelnadel, ganz aus Bronze, in dem rechten Loch der unten abschließenden, strichverzierten Platte ein Stück einer angerosteten eisernen Kette (Abb. 44).

[1]) Diese beiden Bronzescheiben sind die Reste zweier Fibeln von spätestem Heitbracker Typus in anderer Richtung entwickelt, als die Fibel aus Grab 87 (Abb. 20). G. K.

Grab 280. Terrinenförmige, schwarze Urne auf 3 kleinen Steinen, 60 cm tief. Auf der Knochenmasse lagen Teile eines zusammengebogenen, eingliedrigen Gürtelhakens von etwa 22 cm Länge und ein kleiner Segelohrring mit blauer Perle, etwas tiefer eine 55 mm lange Flügelnadel aus Bronze mit eiserner, angerosteter Kette und eine kleine eiserne Nadel, der untere Teil des verrosteten Schafts abgebrochen, mit aufgenieteter, wagerecht stehender, etwa linsengroßer Kopfplatte aus Bronze (Abb. 45).

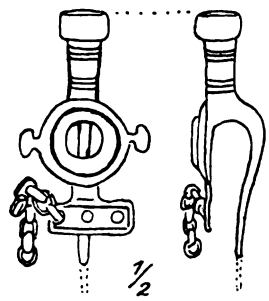


Abb. 44. Kreuzkopfnadel. Grab 279.

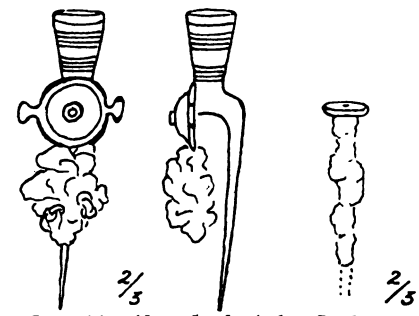


Abb. 45. Kreuzkopfnadel. Grab 280.

Grab 296. Auf je einem flachen Stein, 50 cm tief, dicht aneinander gesetzt, umgeben von gemeinsamer Steinpackung 2 Urnen, eine terrinenförmige, tiefschwarze, 17 cm hoch, bis 24 cm weit ausgebaucht, mit hohem, nach der Mündung zu erweiterten Halse, mit Sand und eingestreuten Knochen eines Kindes gefüllt, und eine schlanke, rötlichgelbe, 30 cm hohe, bis 23 cm weit ausgebauchte Urne mit etwas eingezogenem Halse, Mündungsdurchmesser 15 cm, unterhalb des geglätteten Halses ein Kranz von dicht aneinander gereihten, eingedrückten Kreisen, von da ab bis zur Standfläche rauh, gefüllt mit Sand und etwa 3 l gebrannten Knochen, in der Nähe des Bodens lag ein verrostetes Stück Eisen (Abb. 46).

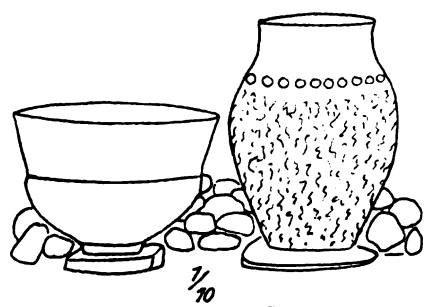


Abb. 46. Urnen. Grab 292.

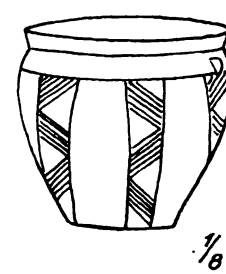


Abb. 47. Urne. Grab 303.

Abb. 48. Urne. Grab 304.

Grab 303. Terrinenförmige, hellbraune, 18 cm hohe Urne mit kurzem, eingeschnürten Halse, umsetzt von Rollsteinen, 60 cm tief auf Sand, vom Halsansatz bis zur Standfläche 7 gleichmäßig verteilte, an den Seiten von Linien begrenzte Streifen aus je 3 Gruppen von abwechselnd schräg rechts und schräg links eingezogenen Linien, am Halsansatz 2 nebeneinander stehende längliche, senkrecht gestellte Zapfen. In der Knochenmasse befanden sich Bruchstücke eines Gürtelhakens und einer eisernen Fibel von nicht mehr bestimmbarer Form (Abb. 47).

Grab 304. Auf einer Steinplatte, 50 cm tief, eine 23 cm hohe, bis 28 cm weit ausgebauchte Urne mit kurzem, konischen Halse, unterhalb desselben 3 gleichmäßig verteilte halbkreisförmige Wülste und zwischen diesen an der einen Stelle 2, sonst je 1 knopfförmiger Zapfen, gefüllt mit Sand und Knochenmasse ohne Beigaben (Abb. 48).

Ein Grabfund der frühen Kaiserzeit bei Quedlinburg.

Von K. Schirwitz, Quedlinburg.

Mit 4 Textabbildungen.

Unter den meist noch unveröffentlichten Funden des hiesigen Museums befindet sich auch ein solcher vom Servatiikirchhof. Auf einem an der Urne haftenden Zettel findet sich folgende Notiz: „Gefunden 1890 vom Totengräber Banse auf dem Servatiikirchhof westlich der Quedlinburg-Warnstedter Chaussee mit einer Anzahl anderer Urnen." Unser noch vorhandenes Stück Abb. 1 führt die Nummer 3644. Die Maße sind: Höhe 24 cm, obere Weite 24 cm, größter Durchmesser 30cm, Bodendurchmesser 12,5cm. Das Gefäß ist starkwandig, glatt und von rotbrauner Farbe. Die Ausbauchung liegt hoch, und die ziemlich weite Mündung endigt in einem kleinen, wulstartigen Rande. Die einzige Verzierung besteht in drei dicht

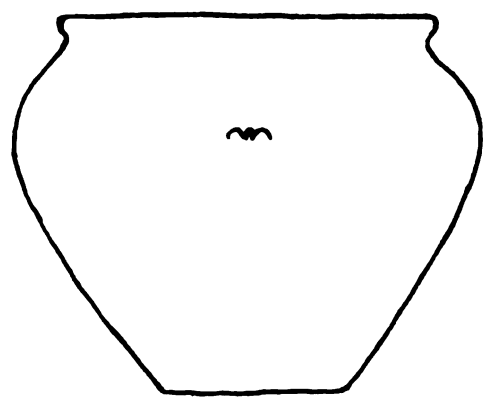


Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

beieinanderliegenden kleinen Knoten. In dem Leichenbrand fanden sich 1. ein stabförmiges Stück Eisen (Länge 10 cm, Durchmesser 1,2 cm), in drei Teile

zerbrochen, 2. Abb. 2, vielleicht der Rest einer Fibel, 3. Abb. 3, der Rest eines leicht gebogenen Eisenstabes mit starker unvollständig erhaltener Verdickung am Ende bzw. in der Mitte (Sporn?), 4. drei flache Knochenstücke mit Nietlöchern, darunter eines mit einem Bronzeniet, ein anderes mit Kreisverzierungen, wohl die Reste eines Knochenkammes, 5. ein länglicher Knochenwürfel, Abb. 4, mit feiner Durchbohrung, auf den vier Seitenflächen nebenstehende Verzierungen.

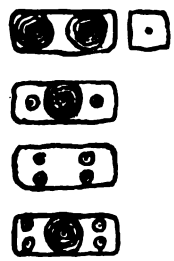


Abb. 4.

Die Urne gehört zu den frühen Formen der Kaiserzeit, die ihre Vorläufer in der Spätlatènezeit haben (Knorr, Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein, Tafel III, 52). Sie schließt sich dem Fuhlsbütteler Typ an (Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen, S. 36 und Tafel 16, 4 und 23, 1), (s. auch Beltz, vorgeschichtliche Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Tafel 60, 100—102). Auch die einzig sicher erkennbare Beigabe, der Knochenwürfel, deutet auf die frühe Kaiserzeit hin (Beltz, a. a. O. Tafel 59, 90). Es dürfte sich also bei unserem Funde um das Grab eines Elbgermanen aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. handeln.

Die Fibeln des Begräbnisplatzes von Niemberg, Saalkreis (IV. Jahrh. n. Chr.).

Von Walther Schulz, Halle.

Mit 7 Textabbildungen.

Abkürzungen.

Åberg = N. Åberg, „Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit". 1922.
A. h. V. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz.
Almgren = O. Almgren, „Studien über nordeuropäische Fibelformen". 1897.
Blume = E. Blume, „Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit". Mannusbibl. Nr. 8 u. 12, 1912 u. 1915.
J = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle.
Mannus = Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte.
Nachrichten = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
P. Z. = Prähistorische Zeitschrift.
Schulz = W. Schulz, „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland". In Mannusbibliothek Nr. 22. 1922.
Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie.
Th. = Götze, Höfer, Zschiesche, „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens". 1909.

Der Begräbnisplatz von Niemberg, Saalkreis, gehört zu der mitteldeutschen Skelettgräbergruppe der spätrömischen Zeit[1]). In den 19 auf dieser Stätte bekannt gewordenem Gräbern, unter denen sich ein Brandflächengrab befindet, wurden 5 Fibeln gefunden, die, aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuße hervorgegangen, den Skelettgräbern eines begrenzten Gebietes eigen sind.

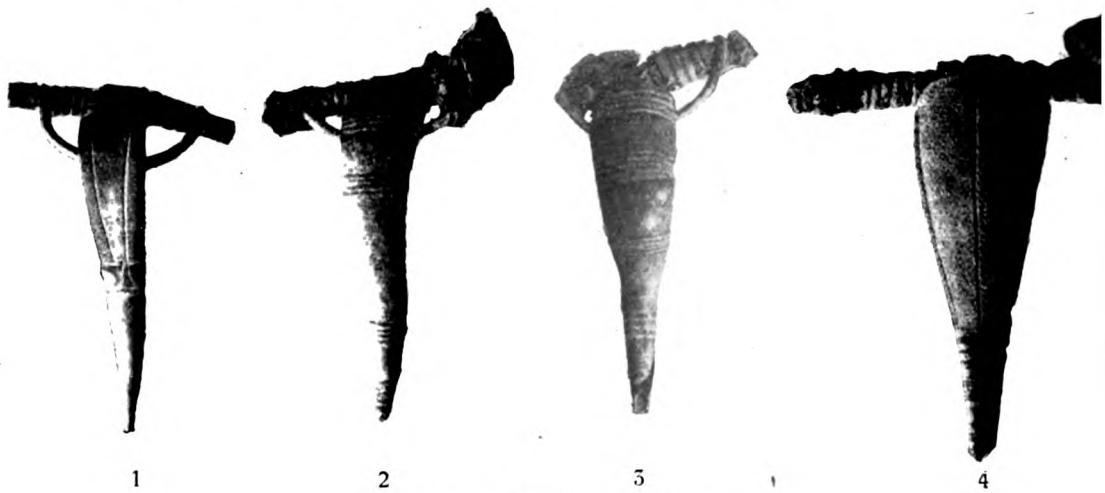
4 von den Fibeln sind zweigliederige Armbrustfibeln mit bandförmigem nach unten zu schmäler werdenden Bügelhals und konisch zu einer Nadelscheide umgebogenem Bügelfuß; der Kopfteil trägt zum Festhalten der Rollenachse einen nach unten umgebogenen lappenartigen Fortsatz des Bügels (Abb. 1). Diese Fibeln lassen sich mit einer Anzahl anderer mitteldeutscher Fibeln zu einer Stufenfolge ordnen (Abb. 2).

Ihre Vorstufe bilden Fibeln mit schmalem, gleichbreitem, bandförmigem, seitlich gesehen hochgewölbtem Bügelhals und sich verschmälerndem, durch einen Knick abgesetztem Bügelfuß, der unten vielfach in einen Knopf oder eine Profilierung ausläuft. Derartige Fibeln sind in Norddeutschland

[1]) Siehe Schulz, S. 97, Nr. 21, S. 100, Abb. 2, S. 101, Abb. 3.

und im Oſtſeegebiete gefunden worden: ſiehe die Angaben bei Almgren zu Abb. 178 und bei Blume zu Abb. 32; außerdem Voß-Stimming „Vorgeſchichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg" 1886, Abt. VI, Taf. 2, Abb. 8a, 9a, 14a (Butzow, Kr. Weſthavelland); Z. E. 1905, S. 585 (Wilhelmsaue, Kr. Niederbarnim, Grab 43); J. 9, 1910, Taf. II, Nr. 46 (Sanne, Kr. Stendal). Auch im Gebiete der mitteldeutſchen Skelettgräber treten ſie auf (Abb. 2, 1—2).

Abb. 2, 1 vom Brandgräberplatz Gröbzig, Kr. Köthen, Bügel etwas ſtärker gearbeitet, Kopf zur Aufnahme der Rollenachſe durchlocht. In demſelben Begräbnisplatze u. a. Bronzefibel ähnlich Almgren 141, Silberfibel mit Filigranſchmuck, verwandt Almgren 175, doch Fußende gerundet, 2 Bruchſtücke eines ſilbernen Halsringes mit birnförmiger Öſe (weſtgermaniſche Form, Koſſinna, Z. E. 1905, S. 401) (Muſ. Halle).



1 2 3 4

Abb. 1. Niemberg, Saalkr. $^1/_1$.

Abb. 2, 2 aus einem Skelettgrabe von Bleckendorf, Kr. Wanzleben (Muſ. Halle 3683) zuſammen mit Fibel mit umgeſchlagenem Fuße (ähnlich Almgren 162); dort außerdem Brandgräber (Muſ. Halle). Nach Form und Verzierung ſehr ähnliche Fibel auch in Skelettgrab von Kliekzen, Kr. Köthen (Samml. Götze-Köthen), einem Platze mit Skelettgräbern und Urnengräbern. Eine weitere der Form nach der Abb. 2, 2 naheſtehende Fibel wurde nach Angabe von Götze-Köthen bei Wulfen, Kr. Köthen, gefunden; Einzelfund (Privatbeſ.).

Der folgenden Stufe am nächſten kommt die Bronzefibel von Wieskau, Saalkr., Abb. 2, 3 (Muſ. Bernburg W 13, R. K. Z. 25); in dem Skelettgräberplatz auch Fibel mit umgeſchlagenem Fuße und Fibeln, die ſich aus dieſer Form entwickelt haben, eine ähnlich Almgren 175. Siehe Katalog Muſ. Bernburg, S. 144.

In den Stufen A und B ſehen wir nun eine zunehmende Verbreitung des oberen Bügelhalsteiles. Die ſchon bei der Fibel von Wieskau anſetzende koniſche Geſtaltung des Fußes tritt mehr und mehr in Erſcheinung.

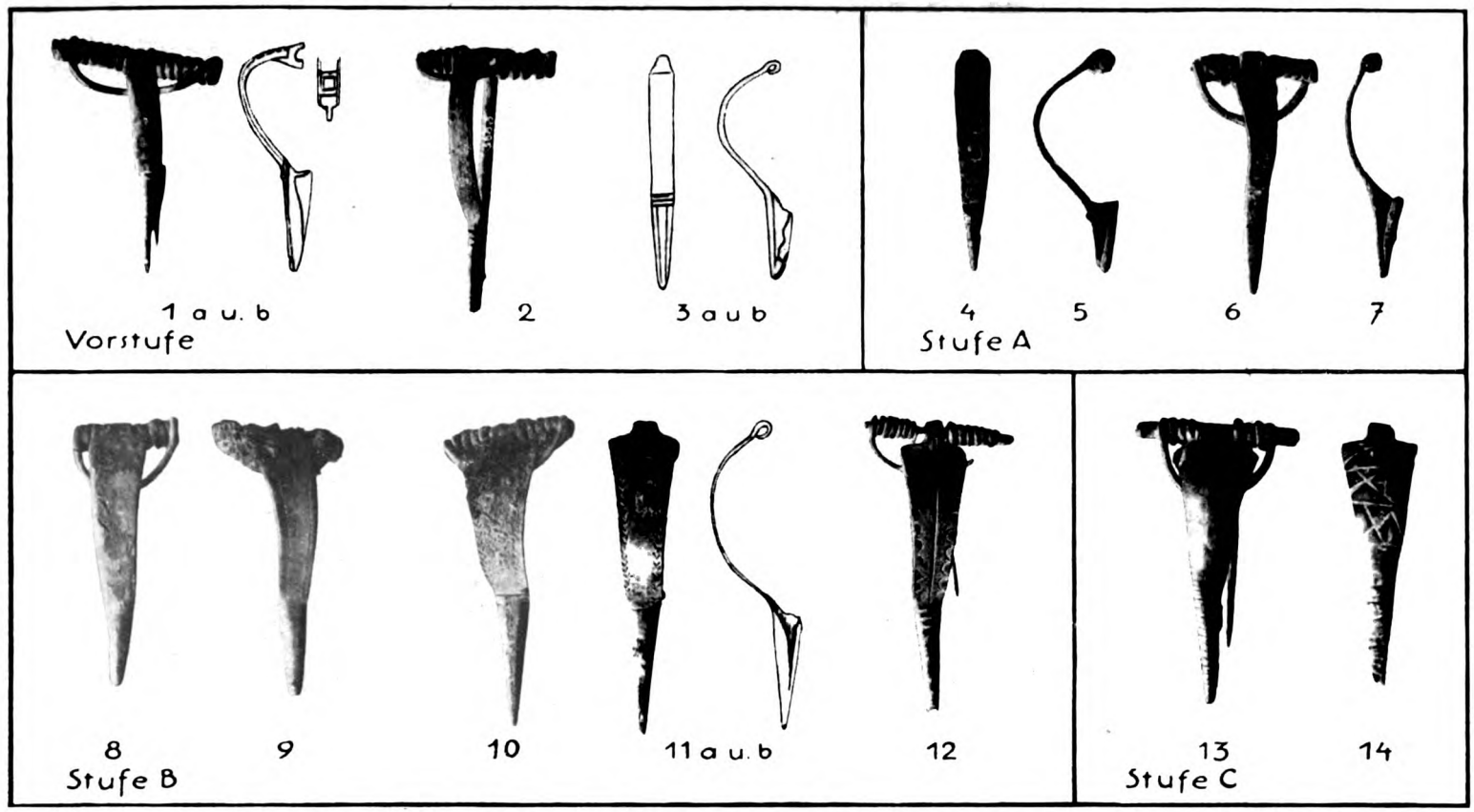


Abb. 2. 1. Gröbzig, Kr. Köthen. 2. Bleckendorf, Kr. Wanzleben. 3. Wieskau, Saalkr. 4, 5. Zörbig, Kr. Bitterfeld. 6, 7. Weißenfels. 8, 9. Merseburg. 10, 11. Trebitz a. S., Mansf. Seekr. 12. Wölls-Petersdorf, Kr. Delitzsch. 13. Trebitz, Mansf. Seekr. 14. Schkeuditz, Kr. Merseburg. $^2/_3$.

Fibeln der Stufe A.

Zörbig, Kr. Bitterfeld, 2 Bronzefibeln, Abb. 2, 4 und 2, 5, Länge 4,5 cm. (Muſ. Halle 4263a, 4264). Wohl aus einem Grabe des Skelettgräberfeldes. Über weitere Funde des Begräbnisplatzes Schulz, S. 98, Nr. 35.

Niemberg, Saalkr. Bronzefibel, Abb. 1, 1. Länge 4,5 m. (Muſ. Halle 13:3121b). Grab b.

Weißenfels, Beudefeld. 3 einander ähnliche Bronzefibeln, Abb. 2, 6 und 2, 7, Länge 4,6 bis 4,9 cm (Muſ. Halle 17:344, 345, 346). Aus Skelettgräbern. Th. S. 366.

Derartige Fibeln ſind auch aus Norddeutſchland bekannt: z. B. Dahlhauſen, Kr. Oſtprignitz, Grab 50. Archiv f. Anthropologie 22, S. 239, Abb. 11. — Altmark, J. IX. 1910, Taf. 2, Fig. 46.

Unſere Fibeln haben eine Länge zwiſchen 4,5 und 5 cm. Das Metall des Bügels iſt durchweg Bronze, das der Rollenachſe meiſt Eiſen; eine Bronzeachſe trägt die Niemberger Fibel. Soweit die Spiralrollen mit Nadel erhalten ſind, beſtehen ſie aus Bronze. Die Spiralrollen ſind jederſeits 4—5 mal gewunden. Die überſtehenden Achſenenden der Niemberger Fibel tragen ein umgelegtes Bronzeband. Das als Achſenhalter ausgebildete Kopfende iſt bei der einen Weißenfelſer Fibel nach oben umgelegt. Der bandförmige, nur mäßig nach oben verbreiterte Bügelhals iſt mehr oder weniger gewölbt, am ſchwächſten bei der Weißenfelſer Fibel, Abb. 2, 7. Die Verzierung des Bügelhalſes der Niemberger Fibel, 2 Längslinien zwiſchen oberem und unterem Abſchluß von je 2 Querlinien, zwiſchen dieſen jederſeits eine Randauskehlung, erinnert an die mancher fazettierter Fibeln (wie Almgren 162). Die die Seitenränder des Halſes begleitenden Linien erſcheinen auch auf der einen Zörbiger und Weißenfelſer Fibel, wie auch auf Fibeln der Vorſtufe. Die Fläche des Bügelhalſes der Zörbiger Fibeln iſt mit eingepunzten Mittelpunktkreiſen, bei der einen daneben mit C ähnlichen Bögen verſehen. Der Anſatz des Bügelfußes iſt durch einen mehr oder weniger ſcharfen Knick des Bügels (wenig ſcharf bei der einen Fibel von Weißenfels) bezeichnet, bei der Fibel von Niemberg iſt er noch durch den Querlinienabſchluß der Halszier, bei den Zörbiger Fibeln durch eine kleine Querleiſte am Fußoberteil hervorgehoben. Der Fuß der Fibeln von Zörbig iſt auf der Oberſeite ſchwach dachförmig fazettiert und ſteht in der Bildung der Scheide den Vorformen am nächſten.

Fibeln der Stufe B.

Merſeburg, 2 Bronzefibeln, Abb. 2, 8 und 2, 9, Länge 5,1 cm. (Muſ. Halle 8762, 8763). Aus einem Skelettgrabe, dabei ein rotbrauner, handgearbeiteter Napf mit eingezogenem Oberteile (8761) und 7 rundliche kleine braunrote Perlen mit gelben oder graublauen Punkten (8764). Schulz, S. 99, Nr. 20.

Trebitz a. S., Mansfelder Seekr. 2 Bronzefibeln, Abb. 2, 10 und 2, 11; 6,0 und 6,2 cm lang (Muſ. Halle, Samml. Hahne). Aus einem Skelettgrabe. Über die weiteren Funde dieſes Grabes ſowie des Begräbnisplatzes: Hahne, Nachrichten 1903, S. 51ff., Th. S. 40.

Wölls-Petersdorf, Kr. Delitzſch. 2 einander gleichende Weißmetallfibeln, die eine Abb. 2, 12, Länge 5,8 cm (Muſ. Halle 22:291a und b). Aus einem Skelettgrab. Über dieſen Begräbnisplatz ſiehe unten.

Zu dieſer Stufe gehört auch eine Bronzefibel aus einem Skelettgrab von Oldisleben, Dwb. Apolda, zuſammen gefunden mit einer Fibel mit verbreitertem dreieckig abſchließendem Nadelhalterfuß (Muſ. Weimar).

Die Fibeln der Stufe B sind von denen der Stufe A durch bedeutendere Größe — sie sind über 5, teils über 6 cm lang — sowie durch die weitere Verbreiterung des oberen Bügelendes unterschieden, die bei den der Stufe A noch am nächsten stehenden Merseburger Fibeln 1,2 cm, bei den übrigen 1,4—1,5 cm beträgt. Das Metall des Fibelbügels ist meist Bronze, bei den Wölls-Petersdorfer Fibeln Weißmetall, die Rollenachse der einen Fibel dieses Fundortes besteht gleichfalls aus Weißmetall, die der übrigen aus Eisen. Die Nadel der einen Merseburger Fibel ist aus Eisen, die der übrigen Fibeln aus dem Metalle des Bügels gearbeitet. Die Zahl der Windungen der Spiralrolle ist verschieden: die Merseburger Fibeln haben links 3, rechts 4, die Trebitzer links 4, rechts 5, die Wölls-Petersdorfer links 6, rechts 5 und links 7, rechts 6 Windungen. Bei der einen Fibel von Wölls-Petersdorf ist an dem überragenden Achsenende einerseits das umgelegte Weißmetallband erhalten. Bei der einen Trebitzer Fibel Abb. 2, 10 ist der Achsenhalter nach oben zurückgebogen. Der Bügelhals ist bei den Fibeln von Trebitz stärker, bei den übrigen schwächer gewölbt, der Knick am Fußansatz ist durchweg wenig scharf. Die Seitenwände des Bügelhalses sind meist von eingepunzten Verzierungen begleitet, entsprechend den Randlinien bei der Gruppe A, nur die eine Fibel von Merseburg trägt am Bügelkopf 3, am Fußansatz einen Querstrich. Die Bügelrandverzierung besteht bei der einen Fibel von Merseburg aus Punkten, bei den Fibeln von Trebitz aus nach oben geöffneten Häckchen, bei den Fibeln von Wölls-Petersdorf und von Oldisleben aus nach außen geöffneten Bögen. Außerdem trägt der Bügelhals der Wölls-Petersdorfer Fibeln eine Mittellängskerbe. Der Fußansatz der einen Merseburger Fibel ist durch eine Querlinie, der beiden Trebitzer Fibeln durch eine Randauskehlung jederseits zwischen zwei Querlinien, ähnlich der Fibel Niemberg Gruppe A, des Wölls-Petersdorfer Fibelpaares durch 3 Querlinien bezeichnet. Der Fuß der einen Trebitzer und der einen Merseburger Fibel ist fazettiert; das Fußende der Wölls-Petersdorfer trägt 2 Querlinien.

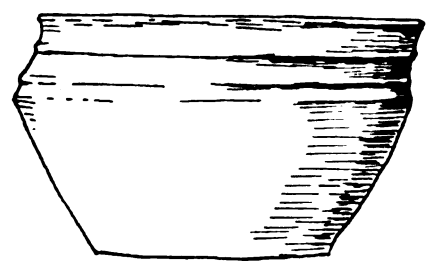


Abb. 3. Niemberg, Saalkr. 1/4.
Das Profil der rechten Seite ist durch Zusammensetzen und Ergänzen verschoben. Der Oberteil des Gefäßes ist ursprünglich ringsum einwärts geneigt gewesen.

Fibeln der Stufe C.

Niemberg, Saalkr. 2 Bronzefibeln, Abb. 1, 2 und 1, 3, Länge 4, 5 und 4,6 cm (Mus. Halle 13:3124, c und d), gefunden in Skelettgrab 2 zusammen mit ovaler Eisengürtelschnalle, einem Bronzearmring mit übereinander gelegten verdickten Enden, einer Anzahl kleiner Perlen, meist rundliche grüne oder gelbe, auch röhrenförmige braunrote, einem grauen konischen Tonwirtel mit radialen Strichen auf der Oberseite und eingedellter Unterseite, einem handgearbeiteten grauen Napf mit schräg aufsteigender Wand und einwärts gerichtetem Rande (Mus. Halle 13:3124).

Silberfibel, Abb. 1, 4, Länge 4,5 cm (Mus. Halle 13:3139 g), gefunden in dem Brandflächengrabe 17 mit den Scherben dreier Tongefäße — das eine ein größeres hellrotbraunes Gefäß mit breitem Boden, die beiden anderen, die sich zusammensetzen ließen, ergaben einen kleinen handgearbeiteten grauen

Napf mit schräg aufsteigenden Wänden und ein hellrötlichbraunes handgearbeitetes Gefäß Abb. 3 —, mit den Resten eines Knochenkammes mit Bronzenieten, einer ovalen Eisenschnalle und 4 kleinen rundlichen Perlen von gelber oder grüner Farbe (Mus. Halle 13:3139).

Trebitz, Mansfelder Seekr. Bronzefibel, Abb. 2, 13, Länge 5, 6 cm (Mus. Halle 5966), aus einem der Skelettgräber.

Schkeuditz, Kr. Merseburg. Bronzefibel, Abb. 2, 14, Länge 5,3 cm (Mus. Halle 20:209). Es wurden dort Funde der älteren und jüngeren römischen Zeit gemacht. Schulz, S. 98, Anm. 1, c.

Außerhalb unseres Gebietes fanden sich 2 Fibeln mit einem Tongefäße in einem Skelettgrabe von Leuthen, Kr. Kottbus. (Mus. f. Völkerk., Berlin I F 6784.)

Die Fibeln dieser Stufe haben z. T. dieselbe Länge wie die der Stufe B, jedoch sind die Niemberger Fibeln nur 4,5 cm lang. Der Bügel ist meist aus Bronze, der der Niemberger Fibel Abb. 1, 4 aus Silber hergestellt, die Nadel besteht aus dem Metall des Bügels, die Achse auch der Silberfibel aus Eisen, nur die der Trebitzer Fibel aus Bronze. Die Spiralrolle der Trebitzer Fibel hat links 4, rechts 3 Windungen, die der Niemberger Fibel, Abb. 1, 2 links 7, der Fibel Abb. 1, 3 rechts 6 und die der Niemberger Silberfibel Abb. 1, 4 links 9, rechts 8 (?) Windungen. Die überstehenden Achsenenden der Fibel von Trebitz tragen jederseits ein Bronzeband, die der Niemberger Silberfibel einen oben offenen Knopf mit Einschnürung (soweit zu erkennen). Der breite Bügelhals ist bei diesen Fibeln auch seitlich eingewölbt (also Querschnitt bogenförmig). Der Fuß ist in unscharfem Knick von dem nicht stark gewölbten Bügelhals abgesetzt. Eine Halsverzierung fehlt bei der Trebitzer Fibel, die der Silberfibel von Niemberg erinnert in der Verteilung an die Verzierungsweise der Fibeln Stufe B: längs der Seiten des Bügels und über die Bügelmitte läuft je eine Linie, die Mittellinie ist jederseits, die Seitenlinien sind außen von kurzen Schrägstrichen begleitet. Das Niemberger Fibelpaar trägt, wie das von Leuthen, 2 bzw. 3 Querliniengruppen. Der Bügelhals der Fibel von Schkeuditz ist durch Querlinien in 3 Felder geteilt, die mit liegenden Kreuzen gefüllt sind. Sämtliche Fibeln besitzen einen quergerillten Fußteil, diese Querrillen sind bei der Niemberger Fibel, Abb. 1, 2 zu 2 Gruppen geordnet, während sie bei den übrigen Fibeln in gleichen oder ungleichen Abständen den Fuß bedecken.

Die Vorstufe ist mit Blume, S. 32 in die Zeit um 300 nach Chr. und in den Anfang des 4. Jahrhunderts anzusetzen. So wurde sie in dem Skelettgrabe von Bleckendorf, Kr. Wanzleben zusammen mit der Fibel mit umgeschlagenem Fuße ähnlich Almgren 162 gefunden. Das Trebitzer Grab, das einzigste reicher ausgestattete Grab, das Fibeln der hier behandelten Form, und zwar der Stufe B enthielt, wurde von Kossinna nach den Beigaben an das Ende des 4. Jahrhunderts gesetzt [1]). Die übrigen Fibeln sind nicht vereint mit Beigaben gefunden worden, die eine genauere zeitliche Bestimmung zulassen. Doch es wird sich aus der folgenden Betrachtung auch die Zeitbestimmung der Fibeln Stufe C ergeben.

Dem Niemberger Gräberfelde entstammt eine weitere Bronzefibel, Abb. 4, Länge 5,6 cm, Achse Eisen, Nadel Bronze, Spiralrolle jederseits 4 Windungen; nach Nadelkonstruktion, Form und Verzierung des Bügelhalses

[1]) Nachrichten 1903, S. 58.

gleich den Niemberger Fibeln Stufe C, doch mit einem ſich nach unten verbreiternden flachen in 2 halbkreisförmigen Lappen auslaufenden Fuß mit angelötetem (verloren gegangenem) Nadelhalter; der Fuß trägt eingepunzte Strichgruppen und Kreiſe. Sie wurde zuſammen mit den Reſten einer eiſernen Gürtelſchnalle, 2 offenen Bronzearmringen mit verdickten Enden, die bei dem einen Armring mit Bronzebändern mehrfach umwunden ſind, einer großen Anzahl kleiner, z. T. winziger rundlicher Perlen von gelber Farbe, darunter ein Bronzeröllchen, einer größeren kugelig abgeflachten Perle aus ſchwarzer Glasmaſſe mit braunrotem von zwei weißen Zickzackbändern eingefaßtem Mittelbande und mit einem auf Drehſcheibe gearbeiteten grauen Gefäß, Abb. 5, in dem Skelettgrab 14 gefunden (Muſ. Halle 13:3136). Eine in der Form ihr gleichende Fibel weiſt Åberg, S. 24, Abb. 15 aus N. Möckleby, Öland nach (Muſ. Stockholm). Der Bügelhals dieſer Fibel iſt in Abſtänden mit umgelegtem Filigrandraht geſchmückt; die Querriefelung des Bügelhalſes unſerer Fibel darf als Nachahmung derartiger Verzierung aufgefaßt werden. Eine verwandte Fibel, aber mit winkligem Fußabſchluß, fand ſich in einem Skelettgrab von Geuz, Kr. Köthen, Abb. 6. Es iſt eine Bronzefibel von nur 4,2 cm Länge, auch Achſe aus Bronze, Spiralrolle jederſeits mit 3 Windungen, um die überragenden Achſenenden iſt je ein Bronzeband gelegt; Zier des eingewölbten Bügelhalſes Gruppen von Querriefen, des Fußes Einfaſſung durch eine Linie und wohl mehreren eingepunztem Mittelpunktkreiſe. Sie wurde zuſammen mit einem kleinen graubraunen handgearbeiteten weitmündigen Tongefäß mit einwärts geneigtem Schulterteil und aufſteigendem kurzem Halsteil bei dem Skelette eines Kindes gefunden, das hockend beigeſetzt war (Grab III, Muſ. Köthen). Derſelbe Begräbnisplatz lieferte noch Bruchſtücke zweier Armbruſtfibeln aus Bronze mit Eiſenachſe, deren Bügelhals gleichfalls eingewölbt und mit Gruppen von Querriefen verſehen iſt, deren Fußteile aber fehlen, ſo daß nicht zu entſcheiden iſt, ob ſie ſich der Fibel von Geuz oder den Niemberger Fibeln Stufe C anſchließen. Dieſe fanden ſich bei einem hockenden Skelette einer weiblichen Perſon, die mit verſchiedenen Perlen (4 kleinen grünen rundlichen, 5 flachen aus Bernſtein, 2 verſchmolzenen größeren, die eine aus durchſichtigem hellen Glas, die andere ſchwarz mit rotbraunem gelb umrandetem Auge) und einem rötlichen doppelkoniſchen ſechsflächigen Tonwirtel ausgeſtattet war (Grab V, Muſ. Köthen). Der Fibel von Geuz, Abb. 6,

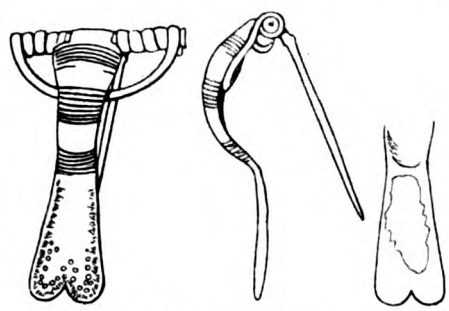


Abb. 4. Niemberg, Saalkr. $^2/_3$.

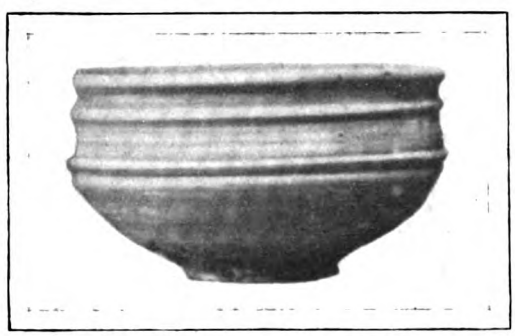


Abb. 5. Niemberg, Saalkr. $^1/_4$.

steht die sie an Größe übertreffende Fibel von Dinaric, Böhmen (Abbildung Pic: Starozitnosti III, 1 Taf. 1, Fig. 2, auch Åberg, Abb. 40) nahe, die wiederum mit Ausnahme des Fußabschlusses in Form und Verzierung der Fibel von N. Möckleby, Öland gleicht. Auch bei der Fibel von Dinaric ist der Bügelhals mit Filigrandraht belegt, während bei der kleinen Geuzer Fibel dieser Schmuck durch die Riefelung nachgeahmt ist. Der Fibel von Dinaric schließen sich eine Anzahl weiterer Fibeln an, zunächst eine große Bronzefibel von Hammoor, Kr. Stormarn, Holstein (Abbildung, Mestorf 41. Bericht des Mus. Kiel S. 13, Abb. 7; A. Plettke, „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen" 1921, Taf. X, Fig. 1), dann mehrere Fibeln aus der Gegend von Wiesbaden, eine unsicherer Herkunft aus Goethes Besitz im Museum Jena, eine mainländischer Herkunft im Museum Würzburg (Brenner in VII. Bericht der röm.-germ. Kommission, S. 162; Brenner: A. h. D. V, 72 dazu S. 424), schließlich mehrere Fibeln aus Treptow a. Rega, Hinterpommern (Martin Schultze in Baltischen Studien 16, 1916, S. 249). Die Fibeln von Geuz, Dinaric und Hammoor sind typologisch älter als die übrigen genannten. Die typologisch jüngsten von Treptow setzt Åberg bereits in die Mitte des 5. Jahrh. nach Chr. [1]), die Fibel von Hammoor gehört nach Plettke (S. 89) der Zeit zwischen 350 und 400 an. Aus diesen Zeitbestimmungen ergibt sich für die Fibel von Geuz der Ausgang des 4. Jahrhunderts. Mit der Fibel von Geuz dürfen wir dann auch die mit Ausnahme des Fußteiles ihr gleichenden Fibeln von Niemberg, Abb. 1, 2, 1, 3 und Abb. 4 in diese Zeit setzen. Damit ist die Zeit des Niemberger Fibeltypus Stufe C bestimmt.

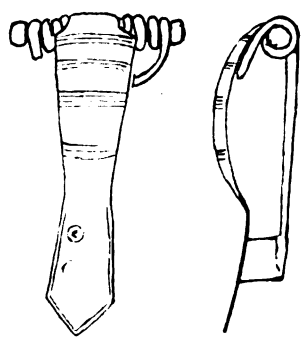


Abb. 6. Geuz, Kr. Cöthen. 1/1.

Während wir, wie wir sahen, die Fibeln vom Niemberger Typus in Mitteldeutschland in ihrer Entwicklung verfolgen können, läßt sich hier eine Parallelentwicklung der Armbrustfibeln mit winkeligem Fußabschluß, die zu der Fibel von Geuz führt, nicht feststellen. Allerdings sind in Mitteldeutschland Armbrustfibeln mit verschieden gestaltetem Bügel und breitem winkelig abschließendem Fuß (also Typus Almgren 174—177) zahlreich gefunden worden, auch in der Skelettgräbergruppe, selbst in Begräbnisplätzen, die Fibeln vom Niemberger Typus geliefert haben (Wieskau; Weißenfels; Oldisleben in einem Grabe mit Fibel Stufe B). Auch der sich nach oben verbreiternde bandförmige Bügel, entsprechend Niemberger Fibel Stufe A, kommt bei Armbrustfibeln mit winkeligem Fußabschluß vor (siehe Fibel J. IX, 1910, Taf. II, Fig. 44, Altmark). Doch es fehlt die der Niemberger Fibel Stufe B entsprechende Form. Der eingewölbte Bügel, den wir in Mitteldeutschland bei den Fibeln der Stufe C, bei der Niemberger Fibel Abb. 4 und den Geuzer Fibeln finden, mag auf den Einfluß östlicher Fibeln mit eingewölbtem Bügel (wie Almgren 158) zurückgehen, die häufig reich z. B. mit Filigranschmuck ausgestattet sind. So hat auch Brenner die Fibeln vom Typus Dinaric-Wiesbaden, dem die Fibel von Geuz anzureihen ist, von einer Sackrauer Fibel des Typus Almgren 158 hergeleitet [2]). Daß die Stufe B und die Stufe C der

[1]) „Ein Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit". Mannusbibl. Nr. 22, S. 114 f.
[2]) A. h. D. V. S. 426, dazu S. 425, Abb. 1, Fig. 13.

Niemberger Fibel nebeneinander hergehen, wäre wohl möglich, doch es ist auffallend, daß die Querriefelung nur bei den Fibeln der Stufe C vorhanden ist, und daß diese Verzierung auch bei den gegossenen frühen Merowingerfibeln mit Kopfplatte erscheint [1]).

* * *

Die Fibeln vom Niemberger Typus sind also einem Gebiete der mitteldeutschen spätrömischen Skelettgräbergruppe eigen, das im wesentlichen östlich der Saale gelegen ist; ihr Hauptverbreitungsgebiet hier wird von der Saale im Westen, der Elbe im Norden, der Mulde im Osten und der Elster im Süden begrenzt. Westlich der Saale gehören zu dieser geschlossenen Gruppe die beiden an der Saale gelegenen Fundstellen von Trebitz und Merseburg. Abseits liegt in Thüringen das Grab von Oldisleben, in der Lausitz das Grab von Leuthen, Kr. Kottbus. Die Skelettgräber des Landes östlich der Saale unterscheiden sich von denen Thüringens auch darin, daß dort durchweg nach den bisherigen Funden die Gräber weniger reich ausgestattet sind, nur in dem Grenzgebiete in Trebitz und Weißenfels war reichere Ausstattung vorhanden. Im ostsaalischen Gebiete liegen ferner häufig die Skelette in hockender Stellung oder in anderer ungewöhnlicher Lage, in Thüringen finde ich die Hocklage nirgends erwähnt; in dem Grab von Oldisleben lag das Skelett auf dem Bauche, doch enthielt gerade dieses Grab eine Fibel des Niemberger Typus. Die Lagerung des Toten mag mit der Ausstattung von Beigaben in Zusammenhang stehen, da auch in dem Begräbnisplatz von Varpelev auf Seeland die reich ausgestatteten Toten mit schwach angezogenen Beinen, die ärmlicher ausgestatteten in stark hockender Stellung beigesetzt sind [2]). Die Nord-Südlage des Toten herrscht in Mitteldeutschland vor, dagegen weist der Begräbnisplatz von Niemberg eine auffallende Unregelmäßigkeit der Grabrichtungen auf (siehe Plan bei Schulz, S. 100, Abb. 2). Da ist es bemerkenswert, daß in dem nur $3^1/_2$ km von diesem entfernt gelegenen Begräbnisplatz von Wölls-Petersdorf, der das Fibelpaar der Stufe B barg, die Nord-Südrichtung der meist ausgestreckt auf der Seite oder den Rücken liegenden Skelette üblich ist. Um das zeitliche Verhältnis der beiden Gräberfelder zueinander festzustellen, seien hier die Grabinhalte des Platzes von Wölls-Petersdorf angegeben [3]), während für Niemberg auf die Angaben bei Schulz, S. 97, Nr. 21 hingewiesen sei. Von den 12 bisher aufgedeckten Gräbern von Wölls-Petersdorf, die sich zu 2 Gruppen zusammenschließen, waren nur einige mit Beigaben ausgestattet; Grab III (Mus. Halle 22:291): Fibelpaar aus Weißmetall, Abb. 2, 12. Grab V (23:9): wenig sorgfältig gearbeiteter Tonnapf mit schräg aufsteigenden Wänden, Eisenmesser, Schnallenbruchstücke aus Eisen. Grab VI (23:10): Eisenmesserbruchstück. Grab VII (23:12): blaue oktaedrische Glasperlen, walzenförmige orangefarbene oder rotbraune Perlen, flache gelbe, rotbraune, hellgrüne, hellbraune, rotbraune mit gelben Punkten versehene Perlen, röhrenförmige rotbraune Perlen, viele winzige grüne oder gelbe Perlen, Eisenschnalle mit kreisförmigen starken Rahmen, kleine Eisenbruchstücke. Grab IX (23:55): kleines Kind, röhrenförmige rotbraune und winzige gelbe oder grüne Perlen. Grab X (23:54): jugendliche Person, Anzahl walzenförmige oder vierflächige Perlen aus grünem oder blauem Glase. Doppelgrab XI/XII (23:56): in dem von NNW-

[1]) Vgl. Åberg, S. 102, 103, z. B. Abb. 142 (Hagenow, Mecklenburg).
[2]) Aarböger 1877, S. 351.
[3]) Untersucht vom Mus. Halle 1922/23 unter tatkräftiger Mithilfe der Herren Lehrer Brühl und Ostermann aus Gütz.

SSO gerichteten Grabe die Skelette zweier erwachsener wohl männlicher Personen, dicht nebeneinander, so daß der linke Oberarm des einen den rechten Oberarm des anderen überdeckte (Abb. 7), hinter dem Knie des gebeugten rechten Beines des westlichen Skelettes ein Bronzearmring mit übereinander gelegten verdickten Enden, nach dem Durchmesser von einer jugendlichen Person getragen; ein Tongefäßscherben. Gemeinsame Bestattungen sind im nordischen Gebiete bekannt [1]), während sie im mittleren Deutschland bisher nicht gefunden waren. Die Schmuckstücke und anderen Gegenstände von Wölls-Petersdorf kommen in gleichen Formen auch in Niemberg vor, es fehlen hier nur die Glasperlen wie Wölls-Petersdorf Grab X und die Fibelform, die oben als Stufe B bezeichnet wurde. In Niemberg neigen nun gerade die Gräber, deren späte Zeitstellung durch die Fibeln der Stufe C gesichert ist, mehr nach der Nord-Südrichtung hin: Grab 2, dazu Fibelpaar Abb. 1, 2 und 1, 3, Skelett gestreckt von NNW-SSO gerichtet; Grab 14, dazu Fibel Abb. 4, Skelett mit schwach angezogenen Beinen von NNO-SSW gerichtet. Man könnte danach vermuten, daß die Bestattungen von Wölls-Petersdorf gleichzeitig den jüngeren Gräbern von Niemberg sind, und daß sich hier in dieser Zeit die Nord-Südrichtung der Bestattung, zugleich vielleicht bei gestreckter oder schwach gekrümmter Lagerung der Toten durchsetzte. Doch für das Thüringer Gebiet hat diese Annahme keine Geltung, da westlich der Saale auch bei älteren Skelettgräbern die Nord-Südlage die Regel ist (vgl. Grab von Leuna, Kr. Merseburg, Schulz Abb. 4, S. 102). Dem Herrn Konservator Götze-Köthen verdanke ich Angaben über die Richtung der Bestattungen auf anderen Begräbnisplätzen des ostsaalischen Gebietes, die zur Ergänzung angeführt seien. Klepzig, Kr. Köthen: Skelett von NW-SO gerichtet, hier Bronzehalsring mit birnförmiger Öse westgermanischer Form; Wieskau, Saalkreis: Skelette von NW-SO gerichtet, über die Beigaben siehe oben S. 100; beide Begräbnisplätze kann man nach den angeführten Beigaben in die Zeit um 300 oder in den Anfang des 4. Jahrhunderts setzen [2]). Groß-Paschleben, Kr. Köthen: Skelette von N-S und von S N gerichtet, keine zeitbestimmenden Beigaben; Geuz, Kr. Köthen: Skelette von N-S, einmal von S-N gerichtet, die Fibeln hier gehören, wie oben angegeben, dem Ausgange des 4. Jahrhunderts an. Diese Begräbnisplätze also stehen der Vermutung, daß der Richtungswechsel der Bestattungen im Laufe des 4. Jahrhunderts vorgenommen sei, nicht im Wege. Allerdings sind auch in dem Begräbnisplatz von Werdershausen, Kr. Köthen (vgl. Schulz, S. 98, Nr. 33) die Skelette von Norden nach Süden (die

Abb. 7. Wölls-Petersdorf, Kr. Delitzsch.

[1]) Vgl. Stjerna, Fasta Fornlämningar i Beovulf „Antikvarist Tidskrift 18, Abb. 1, 2, 3. (Gotland und Schonen). — Doppelbestattung zweier Bewaffneter der Zeit um 500 nach Chr. von Teterow, Mecklenburg siehe Beltz, „Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großh. Mecklenburg-Schwerin", S. 166; P. Z. 1, S. 281ff. — Über Zusammenbestattung von Mann und Frau in der Völkerwanderungszeit, Schetelig, „Die norwegischen Skelettgräber der Völkerwanderungszeit." P. Z. 4, 1912, S. 359.

[2]) Auch von den Skeletten von Klietzen, Kr. Köthen, waren zwei gestreckt von W—O, eins, das die Fibel der Vorstufe enthielt, gestreckt von O—W gerichtet. Ein mit Steinen umsetztes Doppelgrab enthielt 2 Kinderskelette; das eine war gestreckt von N—S gerichtet, das zweite lag hockend von O—W zu Füßen des ersteren (nach freundlichen Angaben des Herrn Konservator Götze-Köthen).

Männer gestreckt, die Frauen in Hocklage) beigesetzt, bei denen sich folgende Bronzefibeln befinden: kleine Fibeln, die aus der mit umgeschlagenem Fuße hervorgegangen sind, mit schmalem Bügelhals und Fuß, der den Nadelhalter trägt; eine Fibel mit Bügel und Fuß wie Almgren 190, doch kleiner Kopfknopf und Armbrustkonstruktion; eine Fibel Form wie Almgren 161, doch nicht umgeschlagener Fuß, sondern Nadelscheide und Drahtumwicklung am unteren Ende des Bügelhalses (Mus. Köthen).

Die Fibeln vom Niemberger Typus treten mit der Skelettgräberbestattung auf. Nur ihre Vorform ist hier in einem Urnengrabe bei Gröbzig gefunden worden. Über das zeitliche Verhältnis der Urnengräber zu den Skelettgräbern im Ostsaalegebiet sei folgendes erwähnt. Aus der jüngeren römischen Zeit sind hier zunächst Leichenbrandgräber mit Schalenurnen bekannt, die sich an die Begräbnisplätze nördlicher gelegener Gebiete anschließen. Hierzu gehört z. B. das bedeutende Gräberfeld von Groß-Paschleben, Kr. Köthen (Samml. Götze), ferner das von Plömnitz, Kr. Köthen (Mus. Bernburg; Katalog S. 146, 147), für die Fibeln mit hohem Nadelhalter bezeichnend sind. Dagegen sind der oben bereits genannte Brandgräberplatz von Gröbzig, Kr. Köthen und das Grab von Görzig, Kr. Köthen — Tonurne mit schräg aufsteigender Wandung, größte Weite nahe dem verdickten Rande, dazu Bruchstücke eines silbernen Halsringes mit birnförmiger Öse westgermanischer Form, Bronzeteile eines gebundenen Anhängers (wie Blume, S. 95ff.), Perlen, konische Tonwirtel, angeschmolzene Bronzescheibe, Eisenbeschlag eines Kästchens, mehrere Bronzeringe (Mus. Halle) — ferner die Brandgräber von Weißenfels [1]) in etwas spätere Zeit (um 300 oder Beginn des 4. Jahrh.) zu setzen. In den Skelettgräbern des ostsaalischen Gebietes sind bisher Fibeln mit hohem Nadelhalter nicht gefunden worden, dagegen in Thüringen späte Formen dieser Fibel in Skelettgräbern von Haßleben, Dwb. Weimar (vgl. Führer Mus. Weimar, S. 150, Abb. 104). Ein Halsring mit birnförmiger Öse aus Bronze, der aus Edelmetall gearbeitet wiederholt in Thüringer Skelettgräbern vorkommt, stammt aus einem Skelettgrab von Klepzig, Kr. Köthen (Samml. Götze). Also im ostsaalischen Gebiet ist, wie in Thüringen, zu Beginn des 4. Jahrhunderts die Skelettbestattung zunächst neben Brandbestattung geübt worden, in der Folgezeit aber, in der die Niemberger Fibel sich weiter entwickelte, herrschte hier die Skelettbestattung.

Da das Land zwischen Elbe und Saale noch im Anfange des 9. Jahrhunderts Werinerfeld hieß, so nimmt man an, daß die letzten Germanen dem Volksstamm der Warnen angehörten [2]). Da aber die letzte germanische Besiedelung hier vor Auftreten der slawischen Siedelungsreste durch die Skelettgräbergruppe bezeichnet wird, so kann diese Gruppe den Warnen zugewiesen werden. In dem ostsaalischen Gebiete hatte sich zwischen Halle und Naumburg eine geschlossene germanische Besiedelung noch bis in das 6. Jahrhundert gehalten [3]), nördlich davon aber, im Gebiete zwischen Saale, Elbe und

[1]) Vgl. Wilcke, Mannus 6, 1915, S. 78ff.

[2]) Es sei erwähnt, daß hier sich nur 2 der vielfach als warnisch angesprochenen Ortsnamen auf -leben vorfinden: Grimschleben an der Saale, Kr. Bernburg, und das in dieser Arbeit bereits als Fundort genannte Dorf Groß-Paschleben, Kr. Köthen (neben Klein-Paschleben), 1159 als Paslove genannt; jedoch wird dieser Ortsname von dem slawischen Personennamen Pačslav abgeleitet (vgl. Hey und Schulze, „Die Siedelungen in Anhalt" 1905).

[3]) Vgl. die Zusammenstellung bei Krüger, Mannusbibl. Nr. 22, S. 131, Anhang I. Zu Eulau, Kh. Leipzig, Sachsen: Z. E. 49, 1917, S. 129, Abb. 6 u. S. 130 Berichtigung Z. E. 50, 1918 S. 74; außerdem Theißen, Kr. Weißenfels, Merowingergräber Mus. Halle 20:406, 425—427.

Mulde schließt die geschlossene Besiedelung mit den Skelettgräbern um 400 nach Chr. ab. Der Folgezeit gehören nur ganz vereinzelte Funde an; Holzweißig, Kr. Bitterfeld: ein größeres Gefäß mit Schulterknick, nicht auf Scheibe gearbeitet, nach Form und Verzierung dem Gefäße von Bischleben, Lkr. Gotha Th. XXI, Fig. 309[1]) nahestehend, überdeckte ein Gefäß Typus etwa Götze, „Die altthüringischen Funde von Weimar", Taf. XV, 2 (Mus. Bitterfeld). — Aken, Kr. Calbe: kleine nicht 3 cm lange gleicharmige Bronzefibel finnländischer Form Typus Salin, „Altgermanische Tierornamentik", Fig. 180 (Samml. Götze). In der Zeit um 400 also muß eine Abwanderung des Hauptteiles der hier ansässigen Warnen angenommen werden.

Nachtrag zu W. Schulz, „Die Skelettgräber der spätrömischen Zeit in Mitteldeutschland". (Mannusbibliothek Nr. 22, S. 95 ff).

In der vorhergehenden Bearbeitung der Niemberger Fibeln sind eine Anzahl Skelettgräberplätze der spätrömischen Zeit genannt, die das Verzeichnis bei Schulz, Mannusbibl. 22, S. 96 ff., für das Land zwischen Saale Elbe und Mulde ergänzen.

Der Vollständigkeit halber sei auch noch für das übrige Verbreitungsgebiet eine Ergänzung gegeben.

Im Ohregebiet kommt zu dem Funde von Bleckendorf, Kr. Wanzleben, noch Crottorf, Kr. Oschersleben. Skelett O—W. Schale; Faltenbecher, darin 5 auf dünnem Golddraht aufgereihte Goldmünzen des Postumus (258—267) und die Hälfte eines goldenen Verschlußstückes; kleine Goldbüchse mit Filigranverzierung; Bruchstück zweier Bronzearmbrustfibeln. Zeitschrift des Harzvereins 30, 1897. S. 455 ff.

Wulferstedt, Kr. Oschersleben. Silberlöffel (wie Haßleben); Silberfibel mit Filigranverzierung und ursprünglich mit Bügelhals- und Fußscheibe (Typus Almgren 180). Wohl aus einem Skelettgrabe. Museum Wernigerode.

Für das mittlere Saalegebiet ist nachzutragen:,

Halle, südöstlich der Stadt. Skelett W—O, Schädel mit Steinen umstellt, darüber Mahlstein. Silbermünze des Commodus (180—192) im Munde. (Museum Halle 15 : 2082.)

Das Museum Merseburg besitzt aus Leuna, Kr. Merseburg, 2 profilierte Schalen, die eine mit Schrägwulsten an der Schulter, die andere mit 5 von der Schulter herablaufenden länglichen Wulsten, zwischen denen senkrechte Strichgruppen stehen. Die Funde werden zu Bestattungen der Siedelung gehören, die die reich ausgestatteten Gräber (Schulz Nr. 19) geliefert hat. Da die Merseburger Gefäße schon am Übergang zur Merowingerzeit stehen, hätte die Siedelung vom Ende des 3. Jahrhunderts bis zu dieser Zeit bestanden.

Schafstedt, Kr. Merseburg. Aus einer an Funden verschiedener Zeiten reichen Sandgrube am Südausgange des Ortes stammen außer Brandgräbern der spätrömischen Zeit auch Skelettgräber; so liegen im Museum Merseburg 2 bronzene Armbrustfibeln, deren eine noch angerostete Leinwandreste trägt (Typus Almgren 174—177), wohl aus einem Grabe. Daß auch die bei Jahn Mannusbibl. Nr. 21, S. 87 erwähnten Sporen zu einem Skelettgrabe gehören, ist wahrscheinlich (Museum Merseburg). Aus derselben Sandgrube liegen Funde der Merowingerzeit vor, ein Beweis für das Fortbestehen der Siedelung. Ich hebe dieses hervor, da meist ein Belegen der

[1]) Dieses Grab, das auch das Gefäß Th. XXI, 307 enthielt, muß jünger sein, als das Waffengrab von Bischleben, Abb. Th. XXI, 303—306, 308.

Begräbnisstätten des 3./4. Jahrhunderts in der Folgezeit nicht nachzuweisen ist.

Im Elstergebiet:

Bornitz, Kr. Zeitz. Außer Grabstätten des 1. Jahrhunderts auch Funde der hier behandelten Zeit. Es dürfte sich um Skelettgräber handeln, trotzdem von Skelettfunden nichts bekannt ist. Profilierte Schale, an der Schulter 4 größere Wulste, dazwischen je 6 oder mehr kleinere; Bruchstück eines ähnlichen Gefäßes mit Schrägkanneluren; rechteckiger Beschlag aus Silberblech mit aufgenietetem, mit Perlstabmuster bepreßtem vergoldetem Blech (Einzelfund) (Museum Zeitz.)

Pegau, Kr. Leipzig. Skelettgrab nördlich der Stadt. 2 Bronzefibeln, Typus Almgren 174—177. (Museum Pegau.) (Zeitschr. f. Ethnol. 1917. S. 129.)

In Thüringen:

Kirchheim, Kr. Erfurt. Von N—S gerichtete Skelettgräber. 2 bronzene Armbrustfibeln (Typus Almgren 174—177); blaue kubooktaedrische Glasperlen. (Museum Halle, Samml. Zschiesche. 19 : 1585, 1587, 1589.)

Weimar. Meist Gräber der Merowingerzeit, nach den Fibeln Grab 36 älter (siehe Götze „Die altthüringischen Funde von Weimar" S. 58, dazu Taf. VI, 9; VII, 12; IX, 11; S. 13 Abb. 8d).

Zu den Skelettgräbern der frührömischen Zeit (Schulz S. 98, Anm. 1) ist noch hinzuzufügen:

Westeregeln, Kr. Wanzleben. 2 Gräber, Schädel brachykephal. 2 Fibeln, die eine mit zweilappiger Rollenkappe, ältere Form. (Zeitschr. f. Ethnol., 17 Verh. S. 560 f. Almgren S. 141).

Zum Niemberger Fibeltypus.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 2 Textabbildungen.

Oben S. 99f. setzt W. Schulz als Vorstufe der „Niemberger" Fibel eine Form wie Almgren, Fibelformen, 178 an. Ohne die Berechtigung auch dieser Ansetzung ganz bestreiten zu wollen, scheint doch die Form Almgren 170, die ebenfalls schmalen, wenn auch noch nicht recht bandförmigen, hochgewölbten Bügel und abschmalenden Fuß mit Nadelscheide besitzt, insofern näher zu liegen, als bei dieser kein besonderer Fußknopf vorliegt (wie bei 178), der ja auch dem Niemberger Typus niemals eigen ist. Dagegen erscheint bei 170 die für diesen so kennzeichnende Verzierung des Fußes durch Gruppen von Querfurchen, die auch das Exemplar der Vorstufe von Bleckendorf, Kr. Wanzleben schon aufweist, das Schulz in Abb. 2_2, wiedergibt.

Abb. 1. Leuthen, Kr. Kottbus.

Nicht wegen dieser Kleinigkeit mache ich diesen Nachtrag, sondern um Abbildungen des nördlichsten und des südlichsten Exemplars des Niemberger Fibeltyps beizufügen. Von der besser erhaltenen der beiden Fibeln des Skelettgrabes von Leuthen, Kr. Kottbus, des einzigen niederlausitzischen aus der Kaiserzeit, hatte ich

schon vor längerer Zeit einen Bildstock anfertigen lassen. Er mag nun hier zum ersten Male veröffentlicht werden (Abb. 1). Man sieht, daß es sich hier tatsächlich um den Typus C von Schulz handelt.

Aber auch von dem südlichsten, bisher noch unbekannten Vorkommen der Niemberger Fibel kann ich Mitteilung machen und Abbildung beifügen (Abb. 2). Der Fundort ist Rauschwitz bei Eisenberg im Altenburgischen Westkreise, also weit südwärts über die Elster vorgeschoben. Als von dort herstammend sah ich vor etwa einem Vierteljahrhundert in der auf dem Rathaus zu Eisenberg befindlichen Sammlung der dortigen Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft ein Fibelpaar, wovon ich damals eine Skizze anfertigte, die ich hier in Reinzeichnung wiedergebe. Nach Höfers Bemerkungen im Thüringer Altertumswerk S. 375 handelt es sich um ein 1896 aufgedecktes Skelettgräberfeld, bei dem das Gesicht der Skelette nach Osten blickte. Die Richtung der Skelette ist damit freilich nicht bestimmt. An wesentlichen Beigaben werden außer den beiden Fibeln nur noch zwei Dutzend tonnenförmige, hohe Emailperlen, grün, rot oder blau, und eine dunkelblaue Glasperle „mit eingedrückten roten und weißen Glasstückchen" (also eine Mosaikperle) erwähnt. — Auch diese Fibeln gehören zum Niemberger Typus C; das zugehörige Grab fällt also ebenso wie das von Leuthen ans Ende des 4. Jahrh. nach Chr.

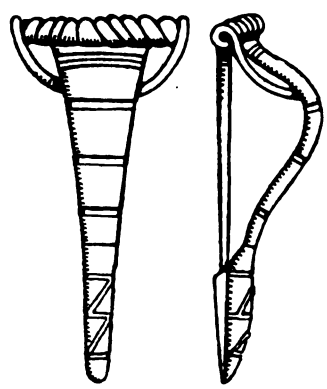


Abb. 2. 3/4. Rauschwitz b. Eisenberg.

Zum Haaropfer (oben S. 64 ff.).

Von Gustaf Kossinna.

Als Georg Wilke vor längerer Zeit mir seinen Aufsatz über „Ein altgermanisches Haaropfer" übersandte, konnte ich ihn sogleich auf den einschlägigen Fund von Wallerfangen hinweisen, der zudem ungefähr gleichalterig ist mit dem Moorfund von Ahausen (oben S. 72). Kaum aber war die Arbeit gesetzt, als mir die Festschrift für Almgren in die Hände kam (Studier tillägnade Oscar Almgren 9. 11. 1919. Stockholm), worin Dr. Hanna Rydh „einen vorgeschichtlichen Fund von Menschenhaar aus Adelsö" veröffentlicht und behandelt (S. 237—242). Der Fund erscheint darum wichtig, weil er aus einem Grabe stammt, also keine Weihegabe an eine Gottheit darstellt. Es handelt sich um einen 1917 untersuchten Grabhügel aus der Wikinger Zeit auf Adelsö, westlich von Stockholm nahe Birka. Dieser Hügel barg in einem außergewöhnlich großen Brandlager ein Bronzegefäß, das verbrannte menschliche Gebeine, kleinen Goldschmuck, einen Spielstein, und ganz auf dem Boden eine 35 cm lange, dunkelbraune Haarflechte enthielt. Die Haarflechte wird eher das Opfer eines Lebenden für den Toten gewesen, als dem Toten abgeschnitten worden sein, obwohl Belege für den letzteren Brauch aus dem Altertum auch überliefert werden. Die Vf. sammelt zahlreiche Beispiele des Haaropfers für Tote aus dem Altertum und aus der Neuzeit und sieht darin eine Vertretung der Selbstopferung. Die Arbeit ergänzt in willkommener Weise die Wilkesche Abhandlung.

Zur Lage von Vineta.

Von Robert Burkhardt-Usedom (Insel Usedom).

Im 8. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 270ff.) hat Leutz-Spitta „Neues Material zur Vinetafrage" beigebracht, auf das ich ausführlich und ablehnend in der Zeitschrift „Unser Pommerland" (1921, VII), in der der Mannus-Aufsatz nachgedruckt worden war und mir nach dem Kriege zu Gesicht kam, geantwortet habe. Einem Wunsche des Herausgebers des Mannus gern folgend, stelle ich hier einen andern, im wesentlichen neuen Weg, der Vinetafrage näher zu kommen, zur Besprechung.

Denn der literarische Weg nach Vineta ist von jeher voller Abgründe und Irrgänge gewesen. Seit mehr als 400 Jahren haben sich eine lange Reihe von Gelehrten an dieser Frage die Zähne ausgebissen und tausende von Büchern geschrieben, ohne zu einem einigermaßen sicheren Ergebnis zu gelangen. Man hat die alte Stadt, von der zuerst Adam von Bremen berichtet, an fast unzähligen Orten Pommerns gesucht und gefunden und die eine Lösung mit nicht schlechteren Gründen verteidigt als die anderen; man hat neue Orte und Vorgebirge dazu erfunden und wieder verschwinden lassen; man hat Urkunden, die im wesentlichen nichts sagen, bald für diese und bald für jene Meinung umgebogen und seit Bugenhagen selbst Sturmfluten, Erdbeben, Landsenkungen und andere Strafgerichte des Himmels zu Hilfe gerufen: und am Ende dadurch doch nur bewiesen, daß alle und selbst die besten literarischen Quellen äußerst unsicher, schwankend und widersprechend sind. Auf solchem Grunde läßt sich um so ungestörter in die Luft bauen, als sich niemals und nirgends eine Örtlichkeit gefunden hat, die Überreste der sagenhaften Stadt mit den hohen Mauern und stolzen Türmen verraten hätte. Kein Wunder, daß man dann den letzten Beweis auf dem Meeresgrunde sucht und auch neuerdings noch Flugzeuge und Unterseeboote dafür in Dienst stellen möchte!

Als Quellen können dem Historiker nur die wenigen gleichzeitigen und etwas späteren Berichte gelten, und von diesen sämtliche nordischen Sagen nur mit der Vorsicht, die man eben Sagen allenthalben entgegenbringen muß.

Alle Sagen[1]) sind ihrem Wesen nach mehr oder weniger phantastische Berichte, die man nicht nachprüfen kann und die dessen auch gar nicht bedürfen. Aber auch Adam von Bremen und sein getreuer Abschreiber Helmold haben von Jumne-Vineta nur „gehört" und halten selbst für „kaum glaublich", was sie von ihm berichten; über seine Lage sind beide nicht im klaren. Was sie beide von anderen noch östlicheren Gegenden und über andere Verhältnisse gehört haben und treuherzig weiter erzählen, läßt sie recht wenig glaubwürdig erscheinen. In Summa: die besten Quellen über Vineta sind mehr als dürftig und nur dadurch wertvoll, weil keine anderen vorhanden sind. In der Not frißt eben auch der Historiker Fliegen — wenn er nicht, wie auch schon geschehen ist, die Erzählungen von Vineta samt und sonders in das Reich der Fabel verweist.

Glaubwürdiger würde ja Saxo Grammaticus erscheinen, aber er gerade ist es, der Jumne nirgends erwähnt, sondern alles, was dort geschehen sein soll, auf Julin-Wollin bezieht. Alle späteren Schriften, Karten, Pläne usw., besonders solche aus dem fabulierenden 17. Jahrhundert müssen aus allgemeinen historischmethodischen Gründen als Quellen abgelehnt werden, mögen auch noch so große Namen dahinterstehen.

Was sich übrigens über alle diese Quellenfragen sagen läßt, ist schon vor über 75 Jahren durch Klempin[2]) geschehen; seit dieser Zeit ist keine einzige neue Quelle aufgefunden worden. Klempin kommt zu dem Schlusse, unter Vineta sei das heutige Wollin zu verstehen. Genau 50 Jahre später (1897) ließ die Pommersche Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde auf den Inseln Usedom und Wollin neue Forschungen (auch mit dem Spaten[3])) nach der sagenhaften Stadt unternehmen und gelangte zu dem gleichen Ergebnis wie Klempin.

Auch die neueren Veröffentlichungen von Konrad Müller, Hennig[4]) und Leutz-Spitta, die alle drei mit dem alten Material arbeiten und Vineta in die Untiefen vor dem Peenemünder Haken oder zwischen die Swinemünder Molen versetzen, können an der Tatsache nichts ändern, daß alle ihre Gedankengänge längst wiederholt vorgedacht und längst wiederholt widerlegt worden sind, wenn sie nicht geradezu — wie die Ausführungen über die Grenze zwischen den Leutizen und Pommern, die als „entscheidend" angesehen werden — geschichtliche Irrtümer enthalten[5]). Neu ist auch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Verlegung Vinetas an die Swinemündung nicht: schon Giesebrecht, Mohnike, Barthold, Berghaus und v. d. Dollen haben sich leidenschaftlich dafür eingesetzt und mehr und bessere Beweise dafür

[1]) Vgl. Bernheim, Lehrbuch IV. Aufl., S. 464.
[2]) In den Baltischen Studien XIII.
[3]) Näheres in Baltischen Studien, Neue Folge, II.
[4]) Vgl. Mannus VIII, 270.
[5]) Vgl. dazu Unser Pommerland, 1921, S. 231.

beigebracht, als es neuerdings geschehen ist. Wer aber von den Forschungen Keilhacks[1]) Kenntnis hat, muß eingestehen, daß gerade diese Ansicht aus geologischen Gründen rein unmöglich ist.

Immerhin steht, wenn man alle diese für die Ortsfrage so unbestimmten Quellen in ihrer Gesamtheit unbefangen prüft und eine ganze Reihe von Funden römischer und arabischer Münzen überblickt, doch fest, daß um etwa 800—1000 nach Chr. in der Nähe der Odermündung sich eine Handelsstadt befand, die ihren nicht verwöhnten Zeitgenossen Anlaß bot, weit und breit ihren Ruhm zu verkünden und sagenhaft auszuschmücken. Nur weil der Mann der Feder ihr fehlte, schwankt ihr Bild, in einer rauhen und aufgeregten Zeit von der Überlieferung nur mangelhaft aufbewahrt, wie ein Traum durch unsere älteste Geschichte.

Alle eingehenden Untersuchungen der Quellen (besonders des Saxo Grammaticus) und der Örtlichkeiten sprechen ferner dafür, Vineta dort zu suchen, wo heute die Stadt Wollin liegt. Auf dem Silberberge im Norden und auf dem Galgenberge im Süden der Stadt hat man auch die spärlichen Überreste gefunden, die man für jenes Zeitalter des leichtvergänglichen Holzbaues billig erwarten konnte.

Kein Mensch hätte je daran gedacht, Jumne-Vineta an einem andern Orte zu suchen, wenn sich nicht gerade gegen Wollin ein logisches Bedenken allerersten Ranges stellte: Wollin liegt an dem toten Arme der Oder, der Dievenow, der schon spätestens 1170 nach Chr. die Verbindung mit der Ostsee nicht gestattete. Ist es erlaubt, hier an dieser ungünstigen Stelle eine große Handelsstadt zu suchen? Alle, und auch die neusten Forscher, die Vineta-Wollin ablehnen, schöpfen ihre Kraft aus diesem logischen Widerspruch[2]); er erzeugt gleichsam aus sich selbst heraus die Notwendigkeit, sich nach anderen Orten umzusehen und krampfhaft nach Beweisen für sie zu suchen.

Hier liegt der Kernpunkt der Frage, und hier soll versucht werden, den Hebel einzusetzen.

Je klarer dieser Widerspruch entwirrt werden kann, je weniger mit Erdbeben und Landsenkungen gerechnet zu werden braucht, je einfacherere historische Verhältnisse vorausgesetzt werden können, je natürlicher die Mittel zur Lösung sind: desto mehr wird ihr auch die innere höchste Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit[3]) beiwohnen, die hier wohl an Stelle der völligen Gewißheit treten muß.

Es sei mir also gestattet, in folgenden Leitsätzen eine neue Ansicht über die Lage und den Untergang von Jumne-Vineta auszusprechen, in der Erwartung, daß sich Forscher, denen dieses Gebiet nahe liegt, dazu äußern.

[1]) Z. B. die Verlandung der Swinepforte.
[2]) Vgl. Baltische Studien. 13, S. 7, 8.
[3]) Vgl. Bernheim, a. a. O., Kap. 4.

1. Der literarische Weg zur Lösung der Vinetafrage kann offensichtlich nicht zu einem befriedigenden Ergebnis führen.

2. Als geeigneten neuen Weg zeigen sich die geologischen Forschungen Keilhacks, die zwar bisher nur das Mündungsgebiet der Swine berücksichtigt haben, aber nachdrücklich betonen: „daß alle hier zu beobachtenden Erscheinungen auch bei der Verlandung und Zusammenwachsung der übrigen Inseln der Gruppe in typischer Weise wiederkehren [1])".

3. Nach Keilhack sind die Dünen, die sich der Mündung der Dievenow vorlagern und den freien Seeverkehr hindern, Weiß- und Gelbdünen. Erstere haben sich seit etwa 1600 gebildet, letztere um etwa 200—1400 nach Chr., also zu der Zeit, welche für die Vinetafrage in Betracht kommt.

4. Die Zeit, in der sich diese Dünen (die heute noch zum größten Teil kaum 0,50 m über Mittelwasser liegen) zusammenschlossen und die Dievenow abschnitten, ist genau zu bestimmen: um etwa 1170 nach Chr. versuchten die Dänen (nach Saxo Grammaticus) hier aus dem Strom in die Ostsee durchzubrechen. Der Versuch gelang zwar nicht, ist aber ein Beweis dafür, daß er in jener Zeit eben noch möglich war, denn sonst würde ihn der landkundige und kluge Absalom von Roeskilde nicht gewagt haben. Jedenfalls war dieser Weg damals bekannt und unter besonders günstigen Verhältnissen (Hochwasser) auch noch fahrbar.

5. Die Dievenowmündung hat demnach drei Entwicklungsstufen gehabt:
a) eine ungehemmte, als das Fahrwasser noch gänzlich frei war,
b) eine gefährdete, als die Dünen immer näher kamen und das Fahrwasser immer flacher wurde,
c) die Zeit völliger Versandung, die um 1170 nach Chr. beginnt. Der Anfang der gefährdeten Zeit ist unerheblich und mag einige Jahrhunderte zurückliegen.

6. Jumne-Vineta wird etwa 950—1121 nach Chr. erwähnt und fällt damit in die Zeit, da die Ausfahrt aus der Dievenow noch passierbar war. Ob es schon früher bestand und wie die Stadt eigentlich hieß (das Zeugnis Adams von Bremen genügt kaum!), tut hier nichts zur Sache.

7. In dieser Zeit ist das Dasein einer Handelsstadt an der Dievenow sehr wahrscheinlich, da die Dievenow (heute noch!) den kürzesten Weg von Stettin zur Ostsee darstellt und der damalige Handelsverkehr von Ost- und Nordeuropa [2]), der literarisch und durch zahlreiche Funde verbürgt ist, einen solchen Stapelplatz fast voraussetzen muß.

---

[1]) Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. XXXII, Teil II, Heft 2, S. 210 (die Verlandung der Swinepforte).

[2]) Vgl. Hennig, Zur Verkehrsgeschichte Ost- und Nordeuropas im 8.—12. Jahrhundert. Hist. Zeitschr. 3. Folge, Bd. 19, S. 1ff.

Der Oderhandel, der bis zum Schwarzen Meer hinabreichte, hatte ein Interesse daran, seinen letzten Umschlageplatz soweit nördlich vorzuschieben, wie das nur möglich war. Kein Ort lag dafür günstiger als Wollin; die wenigen Stunden Seeweg bis zur offenen See spielten schon damals keine Rolle. Nördlich von Wollin war kein Ort zu finden, der dem Handel Schutz geboten hätte; Peene und Swine waren damals noch unsicherere Fahrstraßen als heute, wo sie mit allen Mitteln der Technik instand gehalten werden.

Es liegt also kein Grund vor, im Gegensatz zu Saxo Grammaticus klarem Zeugnis das alte Jumne-Vineta an einer anderen Stelle zu suchen als in Wollin; die gleichen Gründe sprechen dafür, daß hier auch die sogenannte Jomsburg der nordischen Sagen liegt (wenn überhaupt zwei Orte in Betracht kommen sollten!). Die Jomsburg war eben die Burg, die Jumne schützte und beherrschte.

8. Als sich die Dünen aber mit den Jahren schlossen, war es mit der Herrlichkeit von Vineta vorbei. Die Stadt ging langsam unter ohne Erdbeben und Sturmfluten. Den nordischen Händlern (Schweden, Dänen, Russen) war die Einfahrt unmöglich. Der Handel von Vineta (Julin, Wollin) zog sich nun naturgemäß auf Stettin zurück, das darum erst seit dieser Zeit eine geschichtliche Rolle spielt. Ein Teil der Händler und Seefahrer wanderte wahrscheinlich nach Stettin (oder Wolgast) aus; die Zurückbleibenden bewahrten zwar noch jahrzehntelang den Stolz und den Trotz und das Ansehen der Vergangenheit, wovon noch Otto von Bamberg 1124 reichlich verspüren mußte, wurden aber zwangsläufig immer mehr zu Kleinbürgern und friedlichen Fischern und Handwerkern. Da die Kunst des Schreibens ihnen damals fremd war, verblaßte die Überlieferung immer mehr und war jedenfalls schon nach einem Menschenalter erloschen.

Hennig macht darauf aufmerksam [1]), daß die zahlreichen arabischen Münzen, die in den Ostseeländern gefunden werden, alle nur bis zum Jahre 1013 nach Chr. datieren. Für unser Gebiet könnte eine Erklärung darin liegen, daß bereits etwa 1050 — einige Umlaufzeit muß man den Münzen zusprechen — es mit dem Überlandhandel vorbei war, weil Jumne-Vineta aus den angeführten Gründen nach und nach ausschied und die Nordländer andere Handelswege aufsuchten. Schon Adam von Bremen (c. 1075) mag mit seiner Beschreibung nach dem Hörensagen nachhinken; Helmold (hundert Jahre später) weiß schon, daß die Herrlichkeit vergangen ist. Da die Biographen Ottos von Bamberg mit Stillschweigen über die Sache hinweggehen, muß man annehmen, daß bereits 1124 die mündliche Überlieferung in Wollin erloschen war.

9. Diese ganze einfache und natürliche Entwicklung des Werdens, Blühens und Verwelkens der berühmten Stadt bot den auf Wunder erpichten

[1]) a. a. O. S. 14.

Geschichtsschreibern des 11. und 12. Jahrhunderts keinen Anlaß, ihrer besonders zu gedenken. Als dann nach Jahrhunderten der Humanismus sich eingehend mit den Quellen beschäftigte, waren die geologischen Verhältnisse der Dievenow so verändert und die mündliche Überlieferung des Tatsächlichen so gründlich verschwunden, daß eben der freie Raum übrig blieb, in der allerorts die sagenhaften Städte entstehen konnten, ausgeschmückt mit der Phantasie des Morgenlandes und am Ende — da sie doch nicht mehr aufzufinden waren — ausgetilgt durch des Himmels furchtbare Gerichte.

Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.

Vortrag gehalten in der Gesellschaft für die deutsche Vorgeschichte zu Berlin am 6. Februar 1923[1]).

Von Wolfgang Schultz, Wien.

Unsere heutige Zeitrechnung, das Sonnenjahr von 365 Tagen zu 12 Monaten mit einer durch das ganze Jahr rollenden 7tägigen Planetenwoche stammt von den Babiloniern, und auch ein eigenes, halbwegs einheitliches Weltbild haben wir nicht; denn abgesehen von der Fehde zwischen dem kirchlichen (Himmel, Hölle usw.) und dem wissenschaftlichen Weltbilde, ist auch das wissenschaftliche keineswegs geschlossen und voll von Einschlägen verschiedenster Herkunft (z. B. die 360° des Kreises). Die Errungenschaften der auf Erfahrung und Beobachtung gestützten Forschung der letzten zwei Jahrhunderte sind fast ausschließlich Taten germanischer Geisteskraft, die sich nach fast tausendjährigem Ringen endlich ihrer Fesseln entledigt hatte und noch unbekannten Zielen zustrebt; um so wichtiger ist es uns da, die Gedanken von der Welt Laufe kennen zu lernen, die die Germanen hegten, bevor noch babilonisches Zeitrechnungswesen, römisch-christliche Weltanschauung, eine Flut fremder, das Eigene verschüttender und ertötender Einflüsse herein brach. Dieses urtümlich Germanische ruhte auf dem Grunde gemeinsamer arischer Überlieferung; wir nennen sie „arisch" (nicht mehr „indogermanisch"), weil die Völker, die wir meinen [2]), sich selbst ursprünglich als Arier bezeichnet haben [3]). Ich widmete diesen arischen Vorstellungen

[1]) Vgl. Mannus 15, S. 322.

[2]) Inder, Iranier, Hellenen, Thrako-Phryger, Saken, Illyrier, Italiker, Kelten, Germanen, Litauer, Slawen.

[3]) Für die Ostgruppe (Inder, Iranier), welche wir Indo-Iranier nennen, ist der Name geläufig; für die Westgruppe kennen wir ihn nun auch für die Germanen aus dem Königsnamen Arijowistus (d. h. „aus arischem Samen"; Much, Meringer), neben den man stellt, daß der große Perserkönig Darejawosch I sich in seiner Grabinschrift als arija arijodschissa (d. h. „Arier aus arischem Samen") bezeichnete.

mehr als 15 Jahre vergleichender Forschung und lege meine Ergebnisse vor, indem ich zunächst den Rahmen arischer Anschauungen gebe und dann die germanischen, mich hiernach richtend, kennzeichne [1]).

Gemeinsam ist allen arischen Völkern, daß sie nach Nächten zählten; der Nachttag beginnt mit dem Abende. Man tut gut, sich das recht sinnfällig zu machen, etwa indem man statt an den Hahn, der den Tag, an die Nachtigall denkt, die die Nacht herbei singt. Der Zählung der Nächte liegt der Mond zu Grunde, womit wir den Zeitabschnitt meinen, wie man auch heute noch sagt: „Nach 9 Monden". Dabei ist weder an den synodischen Monat (der den Ausgleich mit der Sonne voraus setzt), noch an den siderischen (der auf Sternbeobachtung beruht und vom Auffälligsten am Monde, dem Gestaltenwechsel, absieht) zu denken, und überhaupt an keine ‚Monate', sondern eben an Monde schlichthin, dem reinen Gestaltenwechsel entsprechend, bei dem man den lichten und den dunklen als zwei gesonderte, einander gegensätzliche Gestalten und Wesen unterschied. Man hatte 9 nächtige Wochen (altind. nawarātram, altiran. nawahšapar, kelt. nōmad aus nevm-etā, d. h. ‚neun Nächte', hell. *εἰνανυχες*, lat. nonae, nundinae usw.). Ihrer 3 faßte man zu einer Einheit zusammen (z. B. kelt. dia teora nomad, hell. *τρις ἐννεα νυκτες* usw.), die man in anschaulichen Bildern zu erfassen suchte: das 9speichige Rad mit 3 Naben, die 9torige Blume mit 3 Schichten usw. Mit 3 Schritten kann man, wenn man 9-Meilenstiefel an hat, die Welt durchmessen. Sie besteht aus 3×9 Ländern; je 9 Länder bilden ein Reich. Diese 3 Reiche sind: das Erdreich mit den Vierfüßern, das Luftreich mit den Zweifüßern (Vögel) und das Wasserreich mit den Fußlosen (Fischen). Die Herrscher der 3 Reiche sind die Tierschwäger des Märchens. Der Held der Sage ist fähig, sich in ihre Gestalten zu verwandeln. Eine Fülle von Bildern gibt demselben Gedanken mannigfaltigsten Ausdruck. Hinter den 3×9 Ländern liegt noch das 30. Land; der 3×9ästige Baum hat 3 Wurzeln — auf die 27 Nächte, während welcher etwas Lichtes vom Monde am Himmel zu sehen ist, folgen 3 finstere, die zugleich als der Keim des neuen Mondlaufes gelten, der sich in ihnen vorbereitet; die 3 Schicksalsmächte gehören ihnen zu, sie gelten als zukunftsschwanger, unheilvoll, geheimnisreich. In Indien hießen sie trikadruka „die 3 Schwarzen", bei den Hellenen „Totennächte", aber auch „Menschen-Nächte"; denn in ihnen denkt man sich den Menschen, den neuen Mond, neu geboren, wie überhaupt Geburt und Tod, Wachsen und Schwinden am wechselnden Monde erschaut wurden. Der ganze Mond besteht aus 3×9+3 Nächten, d. h. aus 3+1 Wochen (die 3 ersten Wochen zu je 9 Nächten, die 4., unvollständige aus 3 Nächten). Man faßte solcher Monde häufig 9

[1]) Natürlich kann ich in diesem Auszuge des Vortrages fast nichts von der Fülle der unmittelbaren und mittelbaren Belege bieten, auf die ich mich stütze. Doch soll ein umfangreiches, für die Mannus-Bibliothek (Nr. 36) bestimmtes Werk über Zeitrechnung und Weltordnung bei den Ariern den ganzen Stoff ausführlich bringen.

(entsprechend der Tragzeit von Weib, Kuh, Stute) zusammen, auch 90 oder 99 usw. und rechnete auch schon früh mit Doppelmonden zu 29+30 Nächten, wovon auch das Sagengut deutliche Spuren hat.

Solcher Doppelmonde gaben 6 ein Jahr, an dessen Anfang und Ende die Zwölften, den 12 Monden entsprechend, ihren Platz hatten. Im Zwölften-Jahre steht der Winter voran, wie in der arischen Zeitrechnung die Nacht. Wo es entstand, wissen wir nicht, so wenig wie wir den Ursprung des babilonischen Sonnenjahres kennen. Die Zwölften sind zwar altarisch, aber eine sichtlich jüngere, vielleicht bloß von einem Einzelvolke ausgegangene Einrichtung und haben in der Sage keinen festen Halt, während die altarische Mondenrechnung tief in die Sage hinein reicht, so daß sich die kalendarischen Zeugnisse von den mythologischen gar nicht scharf trennen lassen. Das Vordringen der neuen Jahr-Rechnung führt zu Verschiebungen in den kalendarisch-mythischen Zahlenangaben [1]) An Stelle der 3+1 Wochen des Mondes treten die 12+1 Monate des Jahres, an Stelle der 3 dunklen Nächte am Ende jedes Mondes die 12 Nächte am Ende des Jahres. Wie die 4. Woche gilt nun auch der 13. Monat als finster und unheilvoll (Ursprung der „Unglückszahl Dreizehn"). Das führt zum Ersatze alter 3 (und 3+1) durch junge 12 (und 12+1): 1. Gesetz. Ferner tritt die babilonische 7tägige an Stelle der arischen 9nächtigen Woche. Das führt zum Ersatze alter 9 durch junge 7: 2. Gesetz. Ganz entsprechende Gesetze gelten auch für andere Kulturkreise, wo die arische Zählung vom anderen (z. B. nicht babilonischen, sondern elamischen) Kalenderwesen überschichtet wird [2]). Diese Zahlenverschiebungen belegen das Eindringen der Sonnenrechnung im weitesten Umfange; es ist ein Vorgang, der sich bei den Germanen im ganzen erst sehr spät und in verschiedenen Kulturschichten sehr verschieden rasch abgespielt hat. So setzten sich die 7-Meilenstiefel erst dank der Grimmschen Märchenaufzeichnung durch; alle älteren Quellen kennen nur 9-Meilenstiefel.

Während wir heute die Sonne als die Wärme spendende Mitte unserer Welt erkannt haben, galt den Ariern der Mond, dessen Gestaltenwechsel auch ihrem Sagenschatze zu Grunde liegt [3]), als die gestaltende Macht des Alls; von ihm dachten sie sich den Lauf der Welt geregelt, die an ihm erschauten Gesetze suchten sie überall nachzuweisen. Vor allem war er nach ihrer Meinung die Ursache des Wachstums: Kindersegen, Haarwuchs, Baumwuchs, Fruchtbarkeit hangen an ihm. Daher auch sein Vorherrschen in den alten

[1]) Vgl. meine Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung in Mitteil. d. Wien. anthrop. Ges. XL 100—150; Neue Beiträge zu den Gesetzen der Zahlenverschiebung werden ebenda demnächst erscheinen.

[2]) Vgl. mein System der Acht im Lichte des Mythos in der Zeitschrift Memnon IV 100—172.

[3]) Sieh meine Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker, Berlin 1912. Verlag der Treptow-Sternwarte (Weltall-Abhandlungen Nr. 26).

Bauernregeln, die oft auch den einfachen Grundgedanken bereichern: z. B. was über der Erde wächst, muß man bei zunehmendem, was unter der Erde wächst, bei abnehmendem Monde säen. Altindische Anschauung sagt (Śat. Brāh. I 6, 4, 5): „In der Nacht, während welcher der Mond weder im Osten noch im Westen sichtbar ist, kömmt er in diese Welt, dringt in Kräuter und Pflanzen ein". Er gilt als Herr der Pflanzen, als Meister der heilsamen Gewächse. Von ihm geht der befruchtende Regen aus, und er gilt auch als Ursache der Wärme. In einem Preisliede des Awesta an den Mond heißt es: „Und wenn der Mond in Strahlen glüht, dann lassen grüne Pflanzen sie (nämlich die ‚Unsterblichen Heiligen' als Genien, die seinen ‚Glanz' verteilen) auf Erden gegen Frühling zu in reicher Mischung aufsprießen". Man denkt ihn als kochenden Breitopf, der überfließt, als „Kessel, der durch Wahrheit glüht" usw. Man könnte hier Übertragung auf den Mond von der Sonne her annehmen, wenn ähnliche Vorstellungen von der Sonne als Ursache des Wachstumes oder der Wärme im Weltall in alter, wirklich urtümlicher Überlieferung nachzuweisen wären. In Wirklichkeit gibt es aber dergleichen nicht; vielmehr faßten noch die ionischen Naturphilosophen die Sonne als einen Feuerball auf, der sich in Folge der zunehmenden Wärme im Weltalle täglich neu bildet (sie war ihnen also Wirkung, nicht Ursache der Wärme, wenngleich selbst Wärmespenderin), und überall lassen sich die Vorstellungen von der Sonne als Entlehnungen vom Monde her nachweisen. In mythenhaltiger Überlieferung gilt geradezu das Gesetz des Ersatzes des Schwarzmondes durch die Sonne, das ein genaues Gegenstück zu den schon vorhin erwähnten Gesetzen der Zahlenverschiebung ist.

Bei den Germanen sind alle diese arischen Anschauungen reich, mannigfaltig und eigentümlich ausgeprägt. Tacitus, Germania 11 bezeugt die Zählung nach Nächten, Gylfaginning 10 gebiert die schwarze Nacht den lichten Tag. Alwißmāl 15 heißt der Mond der ‚Zähler der Zeit'. Nach Wafthrūdnismāl 25 schufen weise Götter den neuen und müden (Mond) den Menschen als Maß für die Zeit. Aus ahd. hinaht ‚diese Nacht' wurde schles. hinte, österr. heint. Wir sprechen noch heute von Sonnabend, Silvesterabend, Weihnachtsabend, ferner von Fastnacht, Walpurgisnacht, Weihnachten; die Zwölften heißen die Rauhnächte und engl. Twelftnight. Die Angelsachsen feierten eine ‚Mütternacht' am Ende des Jahres. Zahlreiche 9-Nächte-Fristen sind überliefert. Nach der lex Salica muß das Kind infra novem noctibus benannt, nach dem northumbrischen Priestergesetze binnan nigon nihton getauft werden; bei den Westgoten und Alemannen hat es erst nach 9nächtigem Leben Erbrecht. Man zählte 9 Walpurgisnächte. Von dem Ringe Draupnir tropfen in jeder 9. Nacht acht gleich schwere Ringe ab (Skāldskaparmāl 3). Hermōdr reitet 9 Nächte zu Hel (Gylfaginning 49), Ōdinn hängt 9 Nächte am Baume (Hāwamāl 138). Die 9 Nächte werden auch als Mütter und Schwestern verkörpert. Hyndluljōd 36 (Wǫluspā in skamma)

hält sich im Rahmen eines Rätsels: „es gebaren den Sprossen, den speerberühmten (nämlich Heimdall; Gylfaginning 27) 9 Riesentöchter am Rande der Erde". Dazu ist schon aus dem Rgweda IX 86, 36 zu stellen (berichtigt): „9 Schwestern drängen sich als Mütter um das Kind; neu wards geboren, edler Abkunft, weise auch." Man dachte die 9 „um" das weise Kind auch als Speichen um die Nabe des Rades (vgl. Rw. VIII 41, 6). Das deutsche Rätsel vom 9speichigen Rade (z. B. „Lapen nägen jungfern in een bedd, un nich een slöppt voran) meint die Woche [1]). Auch Raumbestimmungen enthalten die 9nächtige Woche, so die Bitte, der Mond möge über 9 Eck weg in der Liebsten Kammer scheinen, der Segen der Mutter über 9 Jöcher (Bergwände) dem Kinde folgen. Das Emsingoer und Hunsingoer Friesenrecht zerlegt das Haus in 9 Fachwerke, und Honorius von Augustodunum bezeugt 27 Schichten der Welt. Jedes ‚Viertel' Islands hatte 9 Tempelbereiche außer das Nordviertel, das nur deren 4 zählte. Das deutsche Rätsel von der Egge oder dem ‚Neunknie' (sonst auch Name des Ackerspergels) lautet, wie die Spielformen ausweisen: „Knickerdeknacker leep öwer den acker, hadd nich (noch) mihr knee as nägen mal dree". Eine Fassung spielt als Lösung auch auf die ‚Tage im Jahre' an; gemeint sind aber die ‚Nächte des Mondes'. Eine Sage aus Haghof bei Lohndorf in Oberfranken redet von 3 Jungfrauen, deren jede einen Rocken mit 9 darauf gesteckten Spindeln trägt; die Spindeln der letzten sind leer und sie ist sehr traurig. Die Jungfrauen erscheinen Burschen, die ihnen begegnen; diese Form der Begegnung kehrt im keltischen Rätsel vom Monde (3×9 Reiter usw.) wieder und erinnert an die Begegnung mit den 9 weißen und den 9 schwarzen Dísir in der Sage von Thidrandi und an die 3×9 Walküren. Eine davon, Brünhild, feiert das 3nächtige Beilager mit Sigfrid. Bei den Spinnerinnen ist die Beziehung zu den 3 Nornen deutlich. Es sind die Gottheiten, die den Lauf der Welt bestimmen und in ihren eigenen Gestalten vorstellen. Zu den 3 Nornen (Wochen) gehört noch eine 4., unheilvolle (im Märchen von Dornröschen die 13.), und oft werden die 3 lichten als einheitliche Gestalt der 4. dunklen gegenüber gestellt (z. B. Swanhild der Kráka: ‚Schwan' und ‚Krähe'), ja sie können eine einzige sein, die vorne schön und hinten häßlich ist (wie Frau Welt; vgl. Mitra Sp. 279), oder halb schwarz, halb licht (wie Hel; Gylfaginning 34). Die deutschen Rätsel von Frau Holle schildern sie vorne schön, während sie 3 Beine, einen 9 Ellen langen flächsernen Schwanz und einen hohlen, schwarzen Rücken hat. Gerade

[1]) Freilich hat das rein germanische Wort ‚Woche' wohl nicht diese 9 Nächte-Woche, sondern ursprünglich eher den „Wechsel" des Mondes bezeichnet. Ōdinn nennt sich, als er sich als Weib bei Rindi einschleicht (Saxo der Lange III p. 80, Holder) Wecha, ein Name, der sich hier auf die Regel und Schwängerung zu beziehen scheint; man vergleiche unser ‚Wochenbett', ‚in die Wochen kommen' und den ‚Wechsel' beim alternden Weibe. Andererseits aber war es überspannte Kritik, wenn E. Mogk (Hoops Realenzyklopädie unter ‚Neunzahl') an der Geltung der 9-Nächtefrist im heutigen Sinne des Wortes ‚Woche' zweifelte, weil ‚Woche' nicht ursprünglich die 9 Nächtefrist bezeichnete.

an Frau Welt, deren Name und Vorstellung offenbar auf älteste germanische, auch durch den Vergleich mit Iranischem, Keltischem und Slawischem zu stützende Überlieferung zurück geht, kann man sehen, wie der Lauf der Welt, die Weltordnung und die sie beherrschenden Gesetze, aus der Zeitrechnung und dem Geschehen am Monde gewonnen sind.

Blicken wir auf diese germanischen Vorstellungen und ihren Zusammenhang mit den arischen zurück, so erkennen wir auch, daß hier nirgends Raum ist für den Sonnenglauben, den man aus heutigem Empfinden heraus den alten Germanen zugeschrieben hat und den man durch die geschichtlichen Funde bestätigt sehen wollte. Aus jüngerer Zeit greife ich die Flachbilder von der Spitalskirche in Tübingen heraus, auf die neuerdings E. Jung solches Gewicht legte. Mehrere gleichmittige Kreise, selbst mit Armen, die von ihnen ausgehen (s. meine Anschauung vom Monde S. 21 und 23), sind alles weniger als verläßliche Zeugnisse für Sonnenverehrung, und noch weniger können Spiralen als solche gelten. Aus der Bronzezeit führt man immer wieder den Wagen von Trundholm an; aber nur die eine Seite der Scheibe ist goldbelegt, die andere aus Bronze, und man wollte offenbar ein zweiseitiges Wesen darstellen, was deutlich auf den Mond führt. Hier und in vielen anderen Fällen wäre die Sonnendeutung wohl nie zu Stande gekommen, wenn nicht seit Oscar Montelius der Glaube an den Sonnenkult der Germanen landläufig geworden wäre, und wenn man die Überlieferungen der arischen Völker und besonders der Germanen gehört hätte. Dann hätte man auch gesehen, wie der Mondwagen von Trundholm in Mitten der Scheibe 9 und an ihrem Rande 27 Kreise aufweist usw. Die vorgeschichtlichen Funde bedürfen des Anschlusses an die schriftliche Überlieferung, und die vergleichende Erforschung des ältesten Zeitrechnungswesens der arischen Völker kann wohl viel dazu beitragen, ihn herzustellen.

Außer der Kalenderforschung und sie ergänzend und belebend kömmt aber auch die vergleichende Mythenforschung für diesen Zweck in Betracht. Der Mythos ist nichts Anderes als ein von Masken im Tanze dargestellter, gesungener Kalender, er ist ein Stück der arischen Urzeit, das bei uns Deutschen noch im Volksliede, im Märchen und im Kinderspiele nachwirkt. Die Zeitordnung bestimmt die Feste, welche ursprünglich vor allem an die Wende des Mondes, wenn der alte erloschen war und der neue sich entzündete, fielen. Ihren Inhalt bildeten die Spiele, welche dieses Geschehen vorführten. Zeitordnung ist Festordnung, aber auch Stammesordnung; denn die Ahnherrn der Stämme sind die Schwurgötter, die Verkörperungen der 3 finsteren Schicksalsnächte und der ihnen entsprechenden Wochen, die Tierschwäger (s. o.) usw. — und Rechtsordnung; denn diese Gottheiten und die Stämme des Volkes und die Sippenverbände innerhalb der Stämme treten zur Volksversammlung und zum Heerbanne in derselben Ordnung zusammen — und Weltordnung; denn der Ursprung der Welt, ihre Gliederung, ihr Werden

und Vergehen richten sich nach den am Monde erschauten Gesetzen. Es ist also eine sehr einheitliche, wirklich umfassende Anschauung, die wir hier schon im ältesten arischen und germanischen Altertume dargestellt finden und in der wir, so wenig wir sie mehr buchstäblich nehmen können, doch etwas vom Wesentlichsten ausgedrückt sehen, das auch uns als Ziel unserer Sehnsucht vorschwebt. Noch an zwei Beispillen will ich kurz den Zusammenhang zwischen Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen auf Grund des Mythos verdeutlichen: an den germanischen Vorstellungen von der Entstehung und vom Untergange der Welt.

Auf die Entstehung der Welt bezieht sich die Sage von dem der Erde entsproßten Gotte Twisto und seinem Sohne Mannus, von dem die Ingaewonen, Herminonen und Istaewonen stammen. Diese Nachricht des Tacitus (Germania 2) hat man, geleitet von der Bedeutung des Namens Tuisto ‚Zwitter' (es ist kein Anlaß, mit Feist der schlechteren Schreibung Tuisco zu folgen und den Namen mit Ziu < Tiwaz zusammen zu bringen) mit Rechte zu der eddischen Erzählung vom Urzwitter Ymir gestellt, und zu Ymir gehört dem Namen und, wie sich zeigen wird, auch dem Verlaufe der Erzählung nach Hymir. Es handelt sich um eine bei den arischen Völkern schon in frühester Zeit gefundene Vorstellung; bei den Indern entspricht Prajāpatis, in der orphischen Überlieferung Phanes, bei den Phrygern Agdistis, auch die platonischen Radmenschen sind zu vergleichen. Am wichtigsten aber ist uns in Iran Gajomartan [1]). Mit ihm zugleich lebt der einzig geschaffene Stier, und es entsprechen einander Gajomartan und der Stier, Ymir und die Kuh Audumla. Der Böse, Ahreimanjuš, beschließt, den Stier zu töten und Gajomartan zu vernichten. Seine Tochter Dschahi hilft ihm dabei, offenbar indem sie dem Gajomartan das Geheimnis entlistet, wo seine Seele (sein Tod) ist. Er befindet sich im Stiere; denn als der Stier auf die rechte Seite tot umfällt, fällt Gajomartan auf die linke. Der Stoff von dem „Manne, der seine Seele nicht bei sich hat" und in umständlicher Weise getötet werden muß, ist weit verbreitet (vgl. Leßmann in Mitra Sp. 161 ff.). Im deutschen Märchen ist im Stiere eine Ente, in dieser das Ei mit der Seele. Der Held, der den Mann ohne Seele töten will, ist dreifacher Verwandlung fähig. Als Bär zerreißt er den Stier, als Adler fängt er die Ente, als Fisch holt er das Ei, das sie in den See hat fallen lassen. Das können wir unmittelbar auf Twisto und Wodan anwenden, wenn wir nur beachten, daß Wodan sowohl selbst sich dreifach verwandeln als auch in anderen Spielformen der Erzählung die 3 Tierschwäger zu Helfern haben konnte. Eine faröische Ballade belegt uns noch, daß Odinn, Hoenir und Loki ihren Schützling in Roggenähre auf dem Felde (Erdreich), in Flaumfeder am Schwanenhalse (Luftreich) und Rogenkorn im Fischleibe (Wasserreich) verwandeln können, und das ist

[1]) Die Folgerungen, die sich aus der iranischen Überlieferung ergeben, habe ich zuerst Orient. Lit. Ztg. 1918, Sp. 257ff., (Iranisches bei Berossos) dargelegt.

dieselbe Dreiheit, die uns in der Edda als (W)odinn, Wili und We entgegen tritt. Diese drei müssen also erst Audumla töten und die Seele beschaffen, ehe Ymir stirbt. Bei Hymir sind davon die Spuren noch erhalten, nur heißen die 3 Gesellen Tōrr, Týr, Loki und der Stier Himinhriōtr; auch die verräterische Buhle des Riesen fehlt nicht und außer dem Töten des Stieres kömmt das Angeln nach der Mitgardschlange vor, nur mißlingt in der erhaltenen Fassung (Hymiskwida) das Vorhaben. Aus Ymis Leibe aber wird die Welt geschaffen. Damit ist die Erzählung jedoch noch nicht zu Ende. Wie nach iranischer Überlieferung aus dem Leibe des Gajomartan oder seines Stieres ein Baum erwächst, aus dessen Blattrispen Mṛtija und Mṛtijāna, das erste Menschenpaar, hervor springt, so muß auch aus dem Aase des Twisto oder seines Stieres die Welteneschе erwachsen sein; der Name der beiden ersten Menschen, Ask und Embla, die wieder Ōdinn, Hoenir und Loki begaben, deutet noch auf diese Zusammenhänge hin. Nach Tacitus haben wir ihre Namen als Mann (Mannus) und Männin anzusetzen; ihre 3 Söhne sind dann die Stammväter des übrigen Volkes. Wieder sehen wir Stammesordnung mit Weltordnung und Sageninhalt aufs Innigste verknüpft.

Auch der Untergang der Welt und das Anheben eines neuen Zeitlaufes hält sich in diesem Rahmen. Dem im germanischen Norden und in Iran besonders eindrucksvoll gestalteten Bilde vom letzten Kampfe steht auf deutschem Boden der Glaube an den Kaiser im Berge zur Seite, der da harrt, bis das Unrecht überhand nimmt, um mit den gefallenen Helden, die er um sich gesammelt hat, sobald der dürre Baum wieder grünt, hervor zu brechen und den Lauf der Welt nach dem ewigen Rechte und Gesetze neu zu regeln. Es sind Gedanken, die uns in den Zeiten tiefster Not unseres Volkes stark ans Herz greifen und uns zeigen, wie eigenes Wesen und Sehnen in diesen Überlieferungen liegt und aus ihnen Gesinnung stählend wieder auf uns zurück wirken kann.

Zur Entstehungsgeschichte des Futharc.

Von Ferdinand Bork.

Mit 1 Abbildung im Text.

In einem Aufsatze „Die vier heiligen Flüsse und Dûr-ilu" (Or.-Lit. Ztg. 1906), Sp. 658 ff. hat F. Hommel auf die Verörtlichung eines kosmischen Bildes aufmerksam gemacht und hat dabei auch der vier Paradiesesströme gedacht. In den letzteren glaube ich eine besondere Überlieferung der Ozeane zu sehen, die nach alter Vorstellung die im Norden, Osten, Süden und Westen liegenden Außenwelten oder Weltecken umfließen. Von den Paradiesesströmen Pischôn und Gichôn wird berichtet, daß sie ein Land „umgeben". Das ist ungewöhnlich und verlangt geradezu eine kosmische Deutung, während die Angaben zum Euphrat und Tigris rein geographisch sind. Ich sehe in dem biblischen Berichte den Versuch, ein kosmisches Bild auf Erden wieder zu finden, und muß naturgemäß annehmen, daß dabei einiges von dem alten Bestande verloren gegangen ist. Ich vermute, daß das „Umgeben" auch eine Eigenschaft des Euphrat und Tigris gewesen ist, die im Urbilde natürlich kosmische Ströme gewesen sind, und versuche mir nun das kosmische Urbild so vorzustellen, wie man es von vollständigeren und in mancher Hinsicht besseren Überlieferungen ablesen kann. Von der Mittelwelt, der Menschenerde — im biblischen Berichte ist es der Garten Eden — gehen vier Ströme nach den vier Weltecken aus und umfließen dann — in gleicher Richtung vermutlich — jeder seine Außenwelt. Jeder Strom hat also die Gestalt einer Sechs. Die vier von einem Mittelpunkte ausgehenden Sechsen ergeben zusammen das Bild eines Hakenkreuzes, das auf mykenischen Darstellungen tatsächlich Gruppierungen von Sechsen oder wenigstens von vier Kreisbogen gleicht, die vom Mittelpunkte aus den Weltecken zustreben (vgl. Wolfgang Schultz, Memnon, Bd. III, 3, Taf. I).

Die weite Verbreitung des Hakenkreuzes ist mir nur unter der Voraussetzung verständlich, daß es ein kosmisches Bild sein soll. Denn daß das Kunstschaffen des Altertumes auf mythologische Grundlagen zurückgeht,

oder mindestens von mythologischen Vorstellungen aufs stärkste beeinflußt war, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden; nur möchte ich dabei der Arbeiten des Wiener Forschers K. v. Spieß gedenken. Da es im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nicht möglich ist, ausführlich zu begründen, wie weit das Hakenkreuz als Weltbild zu gelten habe, so will ich nur auf W. Schultz' Versuch hinweisen, das Hakenkreuz als Grundzeichen des westsemitischen Alphabets aufzufassen (Memnon III, 3, S. 23 ff.). Unabhängig von ihm hatte es E. Stucken unternommen, in seinem Buche „Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen" (Leipzig 1913), das Alphabet von der Reihe der Mondhäuser herzuleiten. Beiden Arbeiten gemeinsam ist das Ergebnis, daß das Alphabet ein künstliches Gebilde sei, das letztlich auf die Zeichen des geltenden Weltbildes zurückgehe. Man mag sich zu beiden Arbeiten stellen wie man wolle, auf jeden Fall haben sie das unleugenbare Verdienst, auf vorhandene Zusammenhänge nachdrücklichst den Finger gelegt zu haben.

Gehen wir einmal ein Stück Weges mit Schultz und versuchen wir konstruktiv festzustellen, wie viele Lautzeichen sich in dem einen Falle ergeben, und dann mit Stucken, welchen Umfang dessen Uralphabet haben muß.

Wenn man die rückwärts strebenden Balken des Hakenkreuzes bis zum Mittelpunkte verlängert, so entsteht eine Art von achtteiligem Sterne. Mit acht Lautzeichen kann auch die allerbescheidenste Schrift nicht auskommen. Verdoppelt man aber die Lautzeichen, so erhält man 16, eine Zahl, die ausreicht, wenn man allerlei Vereinfachungen anbringt, z. B. wenn man die Fortes und Lenes der Stoßlautreihen zusammenwirft, d. h. für b und p, für d und t, für g und k je ein Zeichen wählt. Das stimmt zu den Ergebmisse Wolfgang Schultz', daß für das westsemitische Alphabet im ganzen 16 Urzeichen anzunehmen seien (a. a. O. S. 183 ff.). Ferner darf man nicht vergessen, daß eine Seitenentwicklung des gemeingermanischen Runenalphabets, das nordische, nur 16 Zeichen enthält, und endlich, daß der elamische Lautbestand, soweit er sich aus der Schrift ermitteln läßt, folgende 16 Laute bietet: a, e, i, o, u, h, p, t, k, m, n, r, l, č, s, š. In den letztgenannten drei Systemen werden Fortes und Lenes und andere Doppelreihen der Stoßlaute zu einer einzigen Reihe vereinfacht.

Legt man mit Stucken die Mondhäuser zu Grunde, so muß sich ein Alphabet von 24 Lautzeichen ergeben, da die vorhandenen Mondhausreihen, wie ich in meiner Schrift „Neue Tierkreise" (Mitteil. d. Vorderas. Ges. XVIII, 3) nachgewiesen zu haben glaube, auf eine Urreihe von 24 Zeichen zurückgehen. Die kambodschische Mondhausreihe hat mit der tschinesischen einen schematischen Grundstock von 24 Zeichen gemeinsam (a. a. O., S. 15 ff.). Während aber die Tschinesen 4 neue Zeichen so kunstvoll einfügen, daß vier regelmäßig gebaute Gruppen von je 7 Gestalten entstehen, entsprechend den 4 Wochen zu 7 Tagen (a. a. O., S. 6), bilden die Kambodschen aus dem Grundstocke

unter Hinzufügung von drei Geſtalten 3 Gruppen zu 9 Geſtalten, entſprechend den ariſchen Neuntagewochen. Jede dieſer Gruppen beſteht aus 8 Geſtalten und einer Göttin als Leiterin (a. a. O., S. 9), und zwar ſind die „Leiterinnen"

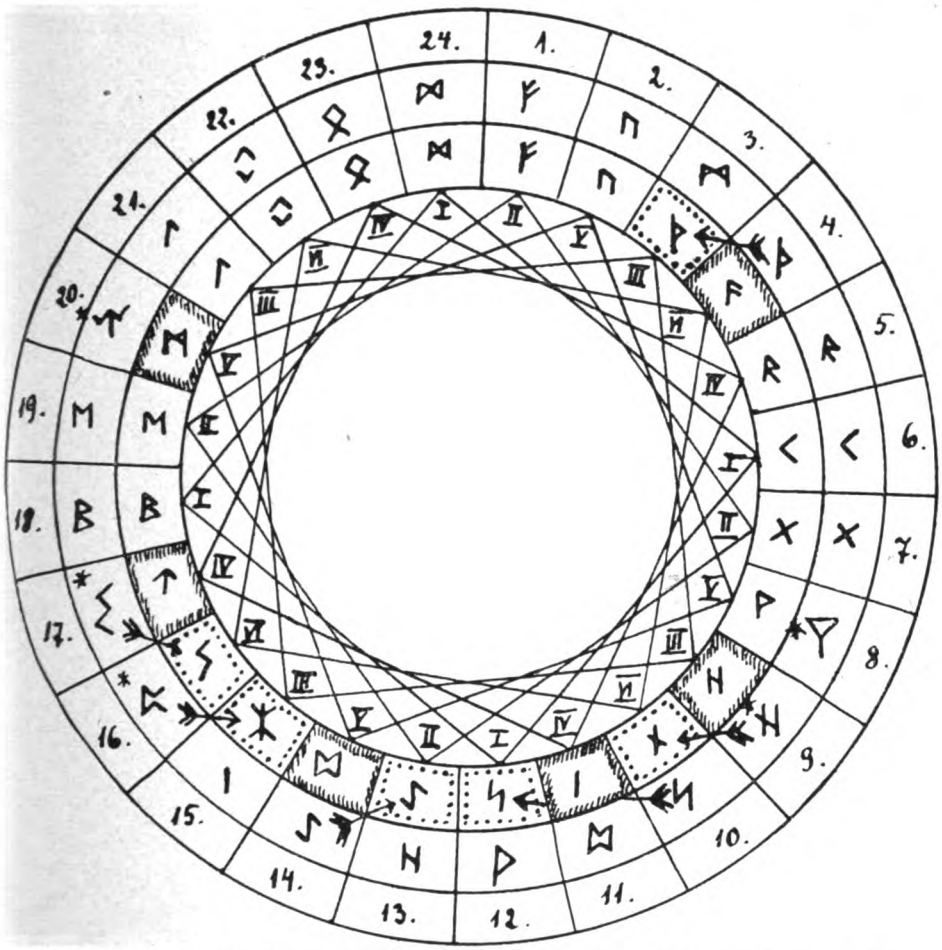


Abb. 1. Äußerer Ring: Reihenfolge des im innerſten Ringe ſtehenden Futharc. Mittlerer Ring: Wiederhergeſtellte Urform: f, u, m, th, r, c, g, v, n, j p, a, h, eu, i, R, s, b, e, t, l, ng, o, d. Innerer Kreis: Syſtem der aſtrologiſchen Quadrate. Schraffierte Umrandung gibt an, welche Zeichen durch Sprünge an ihre jetzige Stelle gelangt ſind; punktierte Umrandung, welche Zeichen durch ſeitliche Verſchiebung (Pfeile beachten!) dorthin gerückt worden ſind. Sterne an Runen bezeichnen erſchloſſene Urformen.

die nachträglich hinzugefügten Geſtalten. Das Alte und Urſprüngliche ſind bei den Kambodſchen und Tſchineſen die 3 Gruppen zu 8 Geſtalten. Beiläufig ſei erwähnt, daß die Kambodſchen — und wohl auch die Tſchineſen — die Art der Teilung nicht ſelbſtändig erfunden, ſondern von den Indern übernommen haben.

Was für Ostasien recht ist, muß für Germanien billig sein. Wenn nämlich die Buchstaben von Hause aus Mondhauszeichen sind, so kann es doch wohl kein Zufall sein, daß es insgesamt nur 24 gemeingermanische Runen gibt, die obendrein in 3 Geschlechter zu 8 Runen eingeteilt werden. Das erinnert an den Befund bei den Kambodschen. Ferner wie die Tschinesen 28 Mondhäuser aus den ursprünglichen 24 machen, erweitern die Angelsachsen ihr Runenalphabet um 4 Zeichen auf insgesamt 28.

Wenn, wie die eigenartigen Zahlenverhältnisse nahelegen, die Runen auf Mondhauszeichen zurückgehen, oder wie die nordischen dem Systeme des Hakenkreuzes angepaßt sind, so wird sich wohl die eigenartige Reihenfolge des Futharc mit den Methoden der vergleichenden Chronologie, die F. Röck und ich ausgebildet haben, aus der zu Grunde liegenden Urreihe herleiten lassen. Denn wer nur einigermaßen mit der Gedankenwelt der alten Völker vertraut ist, dem wird es ohne weiteres einleuchten, daß die menschliche Schrift, wenn sie in der Tat ein Abbild der 24 oder 28 himmlischen Schriftzeichen darstellt, auch mantischen Zwecken gedient haben muß, was ja auch überliefert ist. Daher werden sich die anderswo üblichen Instrumentformen, die der Mantik gedient haben, sicher auch im Norden wiederfinden, wenn man das Problem nur ernstlich von diesem Standpunkte angreift. Leider ist nicht nur die Herleitung der Reihenfolge zu ermitteln, sondern auch die Urreihe selber. Eine dritte Unbekannte endlich sind die ältesten Zeichenformen, die den Runen zu Grunde liegen. Wir müssen aber auch die Zeichenformen berücksichtigen, da eine schriftgeschichtliche Untersuchung ihrer nicht entraten kann, wenn man den Weg der Entlehnung kennen lernen will. Die Verwandtschaft der Runenformen mit altsüdeuropäischen Alphabeten steht außer Frage. Wenn nun aber die kennzeichnenden Runenformen des h, s, und r lateinischer Herkunft verdächtig sind, so sehen hingegen v und n eher altgriechischen epigraphischen Formen ähnlich, während m, R, p ganz abweichen. Letzteres halte ich für ein verdoppeltes griechisches Pi. Einstweilen kann man nur sagen, daß die Quelle des Runenalphabets irgendwo im Süden zu suchen sein wird. Um aber zum Ziele zu gelangen, muß man sich nicht scheuen, die Erfahrungen auszuwerten, die die Wissenschaft von der Entwicklung der Schrift in aller Welt an die Hand gibt.

1. Zuerst wird man sich ernstlich auf den Gedanken einstellen müssen, daß die erhaltenen Formen der Runen von ihrer ursprünglichen Gestalt zur Zeit der Entlehnung verschieden sein werden. Die Urrunen werden mit einem Worte südeuropäischer ausgesehen haben.

2. Zu zweit wird man die Neubildungen unter den Runen schärfer ins Auge fassen müssen. Unter diesen ist th eine Umgestaltung der lateinische D; alle übrigen sind Verdoppelungen, so j (aus i), ng (aus c), R (aus s), d (aus th), g (aus c), p (aus griech. Pi).

3. Zu dritt wird man darauf achten müssen, ob sich in der Reihenfolge gewisse Gesetzmäßigkeiten erkennen lassen. Ich sehe z. B., daß Zeichen ähnlicher Gestalt gar zu oft nebeneinander stehen, wie th, a, r; — c, g; — h, n; — i, j; — p, R; — e, m; — ng, o. — (s. Abb. innerster Ring 3—5; 6, 7; 9, 10; 11, 12; 14, 15; 19, 20; 22, 23). Die erste Gruppe (Abb. innerster Ring 3—5) wird manchem nicht einleuchten; indessen ist zu beachten, daß die Urform des a dem griechischen epigraphischen Alpha erheblich näher gestanden haben wird (vgl. Abb. mittlerer Ring Nr. 12).

Die meines Erachtens junge Dissimilation des älteren Runen — a zu dem jüngeren dürfte erfolgt sein, weil das aus griechischem Ypsilon hervorgegangene v allmählich eine Gestalt erhielt, die es dem älteren a zum Verwechseln ähnlich machte (vgl. Abb. mittlerer Ring, 8 und innerster Ring, 8). Weil ich der Meinung bin, daß die Urrune v der Rekonstruktion (Abb. mittlerer Ring, 8) gleich gewesen sein wird, verstehe ich es auch, daß man es nicht der Gruppe th, a, r angegliedert hat: es war den genannten drei Zeichen nicht ähnlich. Die Ähnlichkeit stammt aus einer jüngeren Zeit, als die Reihenfolge des Futharc bereits fest war.

Zu der Gruppe h, n ist zu bemerken, daß n sich ursprünglich wohl in nichts von den südeuropäischen epigraphischen Formen des n unterschieden haben wird (vgl. Abb. mittlerer Ring 9). Die Dissimilation wird erfolgt sein, weil die Schriftentwicklung den Weg eingeschlagen haben wird, h und n völlig einander anzugleichen. Infolge davon wurde eine Dissimilation zur Notwendigkeit.

Zu der Gruppe p, R ist zu sagen, daß R von Hause aus ein verdoppeltes s gewesen sein wird (vgl. Abb. mittlerer Ring, 16), dessen Ähnlichkeit mit p (Abb. mittlerer Ring, 11) wohl so erheblich groß gewesen sein wird, daß man später zur Dissimilation schreiten mußte.

Wenn man sich auf diesem Wege einmal klar zu machen versucht hat, daß die Runen ihre Entwicklung hinter sich haben, wie sie in der Schriftgeschichte auftauchen, und daß die Reihenfolge durch ein Gesetz beeinflußt erscheint, das Ähnliches zu Ähnlichem stellte, so kann man daraus sofort schließen, daß die Reihenfolge des Futharc nicht ohne weiteres auf die eines südeuropäischen Alphabetes zurückgeht. Keinesfalls ist ein wohl erhaltenes System zu erwarten, sondern ein Trümmerhaufen. Wenn sich aber auf dem vorauszusetzenden Instrumente unter Beachtung der erwähnten Verschiebungen von Zeichen einige Spuren einer bestimmten Anordnung der Zeichen aufzeigen lassen, so wird man die Ursprünglichkeit dieser Anordnung annehmen müssen. Deutet also die so erschlossene Zeichenordnung auf die eines anderen bekannten Alphabets hin, so wird man annehmen dürfen, daß die Zeichenreihe des Futharc auf die des betreffenden Alphabetes oder eines verwandten zurückgehen muß. Ich suche also den Hebel an einer Stelle

anzusetzen, wo er bisher noch nie im Ernste angesetzt worden ist, bei der Reihenfolge der Zeichen. Diese ist in allen Alphabetfragen das Allerwichtigste. Wer irgend eine Schrift erlernen muß, lernt zunächst das Abc, das Alphabet, das Anban, oder wie man sonst die Reihenfolge auch nennen mag. Schon die alten Assyrer hatten eine „Zeichenordnung" für ihre syllabische Keilschrift.

Ferner ist es sicher, daß das Alphabet gelegentlich zu magischen oder ähnlichen Zwecken verwendet worden ist. Ich möchte hier nur an den vielfältigen Aberglauben erinnern, der sich an das arabische Alphabet knüpft (vgl. T. Canaan, Aberglaube und Volksmedizin im Lande der Bibel. Hamburg 1914, S. 110 ff.). Solcher Aberglaube hängt aber an Amuletten oder Instrumenten verwandter Art.

Wenn ich von Instrumenten spreche, so will ich damit sagen, daß man in alter Zeit kreisförmige, sternförmige und andere Instrumente zu chronologischen und mantischen Zwecken besessen haben muß. Als ich in meinen „Tierkreisforschungen" (Anthropos IX, S. 66 ff.) einen neunteiligen Tierkreis rekonstruierte, ahnte ich nicht, daß ein solches Gerät, das in einem äußeren Ringe 9 Tiere enthält, in dem inneren Kreise 4 anders bezeichnete Felder, im Birma bekannt ist (vgl. Asiatic Researches VI (1801), S. 202 f. und Taf. 3). Abgesehen von solchen Überlieferungen, die man noch nicht zu sammeln begonnen hat, können andere Instrumente aus den Namenreihen, die man kennt, hergestellt werden. Von diesen Voraussetzungen her muß man den Versuch wagen, das mantische Gerät, das der Stabweissagung der alten Germanen zugrunde liegt, und auf das auch der Futharc zurückgeht, zu erschließen. Aus den verschiedenen Ablesungen, die ein solches gestattet, müssen sich die abweichenden Reihen von Zeichen begreifen lassen.

Das nach meinen Beobachtungen verbreitetste Instrument (vgl. Oriental. Arch. III, S. 157, Abb. 4 — Neue Tierkreise Abb. 1, 3, 6) war das der astrologischen Quadrate. Wenn wie in unserem Falle die Zahl der in Frage kommenden Bilder durch 4 teilbar ist, so werden sie in gleichen Abständen auf dem Umfange eines Kreises angeordnet und je 4 werden durch Sehnen zu einem Quadrate zusammengetan. Geht man dem Umfange des Kreises entlang, so erhält man eine Reihe, geht man den Seiten der einzelnen Quadrate nach, so kann man verschiedene andere Ablesungen erzielen. Man versuche es auf diese Weise und teile die vorhandenen Runen nach der Reihenfolge des lateinischen Alphabets in Gruppen zu 4 ein:

a, b, c, d,
e, f, g, h,
i, l, m, n,
o, p, r, s,
t, u, v, eu,
th, j, R, ng.

Beiläufig sei erwähnt, daß eine Bustrophedon-Inschrift auf einer Marmortafel in Verona folgende 16 Buchstaben in quadratischer Anordnung enthält:

a, b, c, d,
e, f, g, h,
i, l, m, n,
o, p, q, r,

(vgl. W. Schultz, Memnon III, S. 189). Auffallend ist, daß die ersten 3½ Gruppen dieser Tafel und der Runen übereinstimmen, und nur die beiden letzten Zeichen abweichen.

Trägt man nun die 24 Runenzeichen auf dem Umfange eines Kreises ein (Abb., innerster Ring) und versucht man die Quadrate einzuzeichnen, so sieht man in der Tat Spuren einer besonderen Anordnung, allerdings nur Spuren.

Von der ersten Gruppe a, b, c, d sind nur b, d, c in demselben Quadrate I vertreten. Daß a nicht an richtiger Stelle auftritt, ist nicht weiter auffallend, da es wegen seiner Gestalt, wie oben bemerkt, in der Ähnlichkeitsgruppe th, a, r zu finden ist, mithin von einem anderen Standorte dorthin geraten ist. Für die Tatsache, daß die Reihenfolge von d und c vertauscht ist, einen Fehler anzunehmen, halte ich für mißlich. Ich werde später eine Erklärung zu bringen versuchen.

Von der vierten Gruppe von vier Buchstaben stehen nur zwei hintereinander in demselben Quadrate IV, und zwar nicht o und p, sondern o und r. P, dessen alte Stellung unter Nr. 11 angesetzt werden müßte, wo jetzt i steht, ist nach Nr. 14 gerückt worden, weil es zu der von mir erschlossenen Urform von R stimmte (Abb. mittlerer Ring, 11 und 16). Über s weiter unten. Daß der Bildner der Reihe auch hier einen Fehler begangen und eine Reihenfolge o, r, p, s geschaffen hätte, glaube ich nicht. Davon später.

In der zweiten Gruppe stehen in richtiger Folge e, f, g, eine ganz erhebliche Anzahl von Zeichen (Quadrat II). Das dazu gehörende h ist unter Nr. 9 geraten, also des Ähnlichkeitsgesetzes wegen neben n gestellt worden, wie oben angedeutet worden ist.

Von der fünften Gruppe (Quadrat V) sind nur u und v an richtiger Stelle. T mußte dem m weichen, weil letzteres dem e sehr ähnlich ist. Daß man aber das frei werdende t gerade an die 17. Stelle gesetzt hat, ist wohl darauf zurückzuführen, daß das Urinstrument nicht das gewöhnliche t, sondern eine auf kleinasiatisch-griechischem Boden belegte Nebenform enthielt, die man ohne Gewaltsamkeit zu der vermutlich älteren griechischen Gestalt des Sigma stellen konnte (vgl. Abb. mittlerer Ring, 20). Diese Umstellung muß nun die Zeichen s, R, p, eu um je eine Ziffer zurückgedrängt haben. So erklärt sich die sonst rätselhafte Verschiebung des s, R und eu. Selbstverständlich kann die durch t hervorgerufene Verschiebung erst dann eingetreten sein,

als a von Nr. 12 nach Nr. 4 gesetzt war. Wir haben hier also die Möglichkeit, die Veränderungen der Reihenfolge chronologisch aufzurollen. Dazu noch weiteren Stoff: Lassen wir noch versuchsweise a an seiner alten Stelle (Nr. 12) stehen, so daß die nächsten Runen folgende Ordnung haben: Nr. 14 eu, Nr. 15 p, Nr. 16 R, Nr. 17 s, so ergibt sich daraus, daß i und p von ihrer alten Stelle aus gesehen vor der Umstellung des a nach Nr. 4 vertauscht worden sein müssen. Denn wir müssen annehmen, daß in dem Zustande des Futharc vor der Umstellung des a, p auf Nr. 11 und i auf Nr. 15 gestanden habe, während doch der spätere Zustand das Umgekehrte aufweist.

Die Vertauschung des i und v läßt es geraten erscheinen, die bisher unerklärt gelassenen Umstellungen von d und c und von r und p (Nr. 11) schärfer ins Auge zu fassen. Ich vermute, daß beide Versuche sind, innerhalb der Gruppen schüchterne Änderungen vorzunehmen, die dem angestrebten Ziele dienen, Ähnliches zu Ähnlichem zu stellen, nämlich c (Nr. 6) zu g (Nr. 7) und r (Nr. 5) zu a (Nr. 4). Diese Umstellungen unterscheiden sich so wesentlich von den anderen, indem sie den Bestand der Gruppen zu erhalten suchen, daß ich sie als die ältesten ansehen möchte. Doch zu den letzten Gruppen!

Von der sechsten Gruppe (Quadrat VI) scheint nur ng am richtigen Orte zu stehen. Das eingeschobene t verdrängte, wie erwähnt, R von Nr. 16 nach 15. Ferner wurde durch die Umstellung des h und des i, das man seiner Bedeutung und seiner Gestalt wegen an j heranbrachte, j von Nr. 12 nach Nr. 10 geschafft. — Die Umstellung des a endlich drängte th von Nr. 4 nach Nr. 3.

Die dritte Gruppe (Quadrat III) i, l, m, n hat nur l an ursprünglicher Stelle. N ist durch h von Nr. 9 nach Nr. 10 verschoben. — M, das jetzt neben dem ähnlichen e steht, war früher auf Nr. 3, und i früher wohl auf Nr. 15.

Nach den vorangehenden Untersuchungen ist die Reihenfolge des Futharc tatsächlich auf die des lateinischen Alphabetes oder eines ihm nahestehenden zurückzuführen, wenngleich die jetzige Reihenfolge durch allerlei Ummodelungen und Veränderungen sich von dem Urzustande erheblich entfernt hat. Es hat sich herausgestellt, daß diese Veränderungen dem Bestreben entspringen, die ähnlichen Zeichen nebeneinander zu stellen.

Es soll nun eine Chronologie der Umstellungen versucht werden. Als älteste Reihenfolge gilt mir die folgende: a, b, c, d, — e, f, g, h, — i, l, m, n, — o, p r, s, — t, u, v, eu, — th, j, R, ng. — Diese Reihe wurde auf das System der astrologischen Quadrate übertragen. Dabei wurden die ersten Umstellungen vorgenommen, der Tausch von c und d und der von r und p. So entstand das System, das ich als äußeren Runenring der Abbildung zusammengestellt habe. Wenn ich die Umstellungen als etwas Besonderes, von den späteren wesentlich Abweichendes ansehe, so leitet mich

dazu die Überlegung, daß die Quadrate in sich mantische Einheiten gewesen sein müssen, da ja das Instrument nach den Anschauungen der Astrologen gearbeitet sein muß. In ganz ähnlicher Weise haben z. B. die Astrologen die 12 Tierkreiszeichen im Kreise angeordnet, und je drei zu Dreiecken zusammengefügt, die den einzelnen Elementen zugeordnet werden. So bilden Widder, Schütze, Löwe das Feuer-Dreieck, Stier, Steinbock, Jungfrau das Erd-Dreieck, Zwillinge, Wassermann, Wage das Luft-Dreieck, Krebs, Fische, Skorpion das Wasser-Dreieck.

Da nun wohl anzunehmen sein wird, daß der Schöpfer des Urrunen-instrumentes, das nach astrologischen Anschauungen gefertigt war, etwas von der Astrologie verstanden habe, so nehme ich an, daß er schon die ersten Umstellungen innerhalb der Quadrate vorgenommen hat, um so mehr, als die späteren Umstellungen den Zeichenbestand der Quadrate rücksichtslos verändert, also die Grundlehren der Astrologie vergessen hatten.

Als zweitälteste Umstellung sehe ich die Wegbeförderung des Störenfriedes h von Nr. 13 nach Nr. 9 an. Durch diese kamen n, j, p, a, je eine Nummer weiter in der Reihe, nämlich von Nr. 9—12 bis nach Nr. 10—13.

Zu dritt mag i und p umgestellt worden sein, doch so, daß das einfachere i vor das verdoppelte j trat.

Zuletzt erfolgte die als einheitliche Tat aufzufassende gründliche letzte Zusammenstellung des Ähnlichen.

a) a von Nr. 13 nach Nr. 4, wodurch th nach 3 gedrängt wurde. Damit diese Änderung möglich werden konnte, mußte b) m von Nr. 3 nach Nr. 20 geschafft werden. Der bisherige Stelleninhaber von Nr. 20, c) nämlich t, wurde nach Nr. 17 befördert und wirkte an seinem neuen Orte als Störenfried, insofern s, R, p, eu je eine Stelle hinaufgeschoben werden, von Nr. 17—14 nach Nr. 16—13.

Nunmehr bin ich am Ziele. Ich glaube das Werden des Sutharc aufgerollt zu haben. Daß meine Anschauungen einigermaßen richtig sein werden, dafür will ich noch eine kleine Beobachtung ins Feld führen, die ein helles Licht wirft auf die Frage, weshalb die sprunghaft wegbeförderten Zeichen a, h, i, p, t, m gerade an diese Stelle gelangt sind und nicht an eine andere. Es ist richtig, daß Ähnliches zu Ähnlichem gestellt worden ist, aber es hätte doch z. B. ebensogut a hinter r gestellt werden können. Daß es nicht geschehen ist, hat seinen Grund darin, daß der Umsteller noch ein zweites Umstellungsgesetz in Anwendung brachte; geleitet von dem vorhandenen Bestande, der c vor g, und ng vor o hatte, also das einfachere Zeichen vor dem verwickelteren, das einfache vor dem verdoppelten, verfuhr er in gleicher Weise. a (Nr. 4) hat einen Balken weniger als r (Nr. 5); das alte h (Nr. 9) war insofern einfacher als das alte n (Nr. 10), als es die linke Senkrechte nicht durchschnitt (vgl. Abb. mittlerer und innerster Ring, 9); i (Nr. 11) ist einfach, j (Nr. 12) ist verdoppelt; p (Nr. 14) als ge-

schlossene Form gilt als einfacher gegenüber offenem R (Nr. 15 — vgl. Abb. mittlerer Ring, 16); s (Nr. 16) ist von Hause aus um einen Balken kleiner als das vorauszusetzende ältere t (Nr. 17 — vgl. Abb. mittlerer Ring, 17 und 20); e (Nr. 19) endlich ist einfacher als m (Nr. 20).

Die Entstehung des Futharc, wie ich sie im Obigen begründet zu haben glaube, knüpft an ein Instrument an, das astrologischen Zwecken dient. Es ist also ein unbeachtet gebliebener Zeuge für das Einströmen fremder Gedankenreihen, die letzthin aus Sumerien stammen. Die Geschichte der Entlehnung denke ich mir folgendermaßen: Irgend ein nach Süden gekommener Germane lernte ein südliches Alphabet kennen und übertrug es auf Grund astrologischer Vorstellungen, die er ebenfalls im Süden kennen gelernt hatte, auf ein zweckentsprechendes Gerät (Abb. mittlerer Ring). Entweder von ihm selber oder, was mir wahrscheinlicher ist, von einem späteren wurde es in systematischer Weise nach den beiden von mir aufgedeckten Gesetzen umgearbeitet, so daß die letzte, im inneren Ringe abgebildete Runenreihe entstand, die durch Dissimilation allzu ähnlicher Zeichen für den praktischen Gebrauch hergerichtet war. Von diesem Instrumente hat sich die dem Umfange folgende Ablesung, die mit Futharc beginnt, eingebürgert. In dieser Gestalt wurde das Instrument oder vielmehr der Futharc weitergegeben. Jedenfalls geht aus der Verwickeltheit der Vorgänge hervor, daß die Entlehnung der Runen kein Vorgang sein kann, der auf ausgedehnte Grenzberührungen zwischen Germanen und Südeuropäern hindeutet, sondern nur das Werk eines einzigen sein kann.

Versuche, wie sie immer wieder unternommen werden, den Germanen die Erfindung der Lautschrift anzudichten, erscheinen mir nicht genügend begründet. Da sie aber mit Hartnäckigkeit verfochten werden, so möchte ich einige Bemerkungen grundsätzlicher Art machen. Bei der Frage, ob die Runen von einem südländischen Alphabete herzuleiten seien oder umgekehrt, kommt es auf folgendes an:

1. Die Form der Zeichen liefert den Beweis der Verwandtschaft. Damit werden die Runen in das Gebäude der Entwicklung der Lautschrift eingefügt und können nur als Bauglied, nicht als selbständiges Gebäude angesehen werden. Die Runenschrift enthält nur Zeichen, die aus südeuropäischen Alphabeten stammen können; auch die Neubildungen — durchweg Verdoppelungen — ändern an dem Bilde nichts. Es liegt kein Anlaß vor, Beziehungen der Runen zu den altwestasiatischen Alphabeten anzunehmen, die einerseits reicher gegliedert sind, und schriftgeschichtlich ältere Zeichenformen bieten, und die andererseits nach dem auf Überlieferung beruhenden Zeugnisse der Griechen die Quelle der griechischen Schrift sind. Es bleibt also dabei, daß die Griechen ihre Alphabete von den Phoinikern entlehnt haben. Der Weg der Schrift geht von Asien nach Südeuropa und von dort erst nach dem Norden, nicht umgekehrt.

2. Die Reihenfolge des Futharc steht der des lateinischen Alphabets am nächsten, wenn sich mein Wiederherstellungsversuch bewährt, und ist unter dem Einflusse fremder Gedankenreihen auf sonderbare Weise entstanden. Nach allem, was wir wissen, ist nur diese eine Reihenfolge bei den Germanen üblich gewesen. Faßt man den griechischen Bestandteil der Zeichen und die lateinische Reihenfolge zusammen, so darf man wohl schließen, daß weder Römer noch Griechen die Gebenden gewesen sind, sondern daß die Vorlage der Runenschrift vermutlich das Alphabet eines uns unbekannten, vielleicht nördlich der Alpen wohnhaften Volkes, gewesen ist.

3. Wer nun die Erfindung der Lautschrift bei den Germanen stattfinden läßt, der hat die Verpflichtung, nachzuweisen, warum die Futharc-Reihenfolge, die von seinem Standpunkte aus die ursprünglichste sein müßte, sich in Südeuropa und Westasien in so rätselhafter Weise verändert habe; denn für ihn müßte doch wohl die südeuropäisch-westasiatische Reihenfolge die rätselhafte sein. Ferner müßte er wahrscheinlich zu machen suchen, weshalb die schriftgeschichtlich älteren Zeichenformen sich gerade dort finden, wo nach seiner Auffassung das jüngste Verbreitungsgebiet der Schrift sein müßte.

Solche Beweise liegen jedoch m. E. nicht vor.

Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922.

I. Nassau (Reg.-Bez. Wiesbaden).

Von H. Heck, Diez a. d. Lahn.

Seit der Begründung des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, der im Jahre 1921 sein hundertjähriges Jubelfest feiern konnte, erfreut sich die Erforschung der vorgeschichtlichen Denkmäler Nassaus des regsten Zuspruchs. Waren es auch in vergangenen Zeiten vor allem die Reste aus römischer Zeit, denen sich in erster Linie der Forschungseifer zuwandte, so zeigt doch schon die Tätigkeit des verdienstvollen Konservators der Sammlungen des Nassauischen Altertumsvereins, des Obersten von Cohausen, in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, daß auch die übrigen Zweige der nassauischen Vorgeschichte eine besondere Beachtung beanspruchen konnten.

Durch die Übernahme der Sammlungen des Vereins seitens der Stadt Wiesbaden im Jahre 1900 und durch die damit gleichzeitig geschaffene Selbständigkeit der Museumsverwaltung wurde der nassauischen Vorgeschichtsforschung endgültig der Unterbau gegeben, dessen sie zur Bewältigung der in immer stärkerem Maße an sie herantretenden wissenschaftlichen Aufgaben bedurfte. Der Ausbau des neuerrichteten Nassauischen Landesmuseums, der zum Glück noch während des Krieges seiner Vollendung entgegengehen konnte, hat nicht nur der wertvollen Sammlung ein würdiges Gewand gegeben, sondern auch das Museum befähigt, als gut ausgerüstetes Forschungsinstitut den Anforderungen neuzeitlicher Vorgeschichtsforschung gerecht zu werden. Die von Ritterling, Brenner und Koch herausgegebenen Tätigkeits- und Fundberichte in den Annalen und Mitteilungen des Nassauischen Altertumsvereins, sowie die mit zahlreichen Abbildungen versehenen Grabungsberichte und die sonstigen Veröffentlichungen des Museums in den gleichen Zeitschriften legen ein beredtes Zeugnis ab für die umfangreiche Tätigkeit der berufensten Führer der nassauischen Vorgeschichtsforschung.

Aber auch die kleineren Museen und Sammlungen im Lande (Oberlahnstein, Bad Ems, Diez, Höchst, Weilburg und Herborn) haben zum Teil wertvolle Beiträge zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Verhältnisse Nassaus erbracht. Hervorzuheben sind hier vor allem die Arbeiten Bodewigs aus der Umgebung von Oberlahnstein, Behlens vom Westerwald und Suchiers aus der Umgebung von Höchst am Main (Mitteilungen des Nass. Altertumsvereins). Neuerdings ist dann noch H. Heck mit Arbeiten aus dem Schatze des städtischen Museums zu Diez a. d. Lahn an die Öffentlichkeit getreten (Mannus 13 (1921), S. 166ff.).

Teilweise behandeln das Berichtsgebiet auch die Arbeiten der Frankfurter Vorgeschichtsforscher in den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main und in der Zeitschrift „Alt Frankfurt". Hier ist vor allem der Name Georg Wolffs zu nennen. Auch das Saalburg-Museum darf nicht vergessen werden. Dient es zwar in der Hauptsache der Erforschung der Verhältnisse auf der Saalburg und der Limesforschung, so birgt es doch in seinen Hallen manchen bedeutsamen Fund aus den übrigen Gebieten der Vorgeschichte des östlichen Taunusgebietes. Für seine rege Tätigkeit zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen in den Mitteilungen der Vereinigung der Saalburgfreunde und die Saalburg-Jahrbücher.

Zusammenstellungen der Literatur aus dem Gebiete nassauischer Vorgeschichtsforschung geben die von Zedler in den Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung herausgegebenen Literaturverzeichnisse zur nassauischen Geschichte und die Bibliographien zur Römisch-germanischen Forschung von Müller, Barthel, Drexel und Unverzagt in den Berichten der Römisch-Germanischen Kommission. Da diese nicht nur die bedeutenderen Veröffentlichungen anführen, sondern auch gewissenhaft alle kleineren Arbeiten, selbst aus der Tagespresse, aufgezeichnet haben, sind sie als Führer durch die Literatur zur Vorgeschichte Nassaus von geradezu unschätzbarem Werte.

Eine eingehende Bearbeitung seiner Vorgeschichte besitzt Nassau leider noch nicht. E. Brenner hat jedoch in seinem Aufsatz „Nassau in vorrömischer Zeit" (Nass. Heimatbuch 103, S. 528—538, Wiesbaden 1913) einen kurzen Abriß über Nassaus Vorgeschichte gegeben, der, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestattet, einen guten Überblick über den Stand der nassauischen Vorgeschichtsforschung gibt. Unter den Arbeiten, die Teile des Berichtsgebietes behandeln, sind hervorzuheben: Gg. Wolff: „Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Frankfurt a. M. 1913) — mit archeologischer Fundkarte; ebenso vom gleichen Verfasser: „Neue Funde und Fundstätten in der südlichen Wetterau" — Nachträge zur archeologischen Fundkarte (Ansbach 1921, bei Bürgel u. Sohn). Beide Arbeiten behandeln zwar in der Hauptsache Teile der Provinz Oberhessen und des

Kreises Hanau, ziehen jedoch auch das Stadtgebiet Frankfurt a. M. und dessen Umgebung mit in den Kreis ihrer Betrachtungen. Wenden sich diese Veröffentlichungen mehr an die Forscherwelt, so hat Wolff in seiner Schrift: „Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Hendschels Luginsland. Frankfurt 1913) es verstanden, die Ergebnisse seiner langjährigen Forschertätigkeit auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch der großen Masse der Gebildeten nutzbar zu machen. Den Westerwald behandelt H. Behlen in einem Beitrag zum Westerwaldführer: „Der Westerwald. Eine archeologische Skizze" (Westerwaldführer S. 24—28. Bonn, bei C. Georgi). Vom gleichen Verfasser stammt auch eine Zusammenstellung über vorgeschichtliche Fundplätze der Dillgegend: „Kurze Nachrichten über die prähistorischen Altertümer des mittleren und oberen Dilltales" (Nassauische Mitteilungen 1903/04, S. 108—112), der wertvolles Material zur vorgeschichtlichen Siedelungskunde enthält. Auch die Arbeiten von E. Wahle: „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission Nr. 12, Frankfurt a. M. 1920) nebst dem als Beiheft erschienenen Fundkatalog, so wie die treffliche „Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande" (Bd. I. Die vorrömische Zeit) von K. Schumacher (Mainz 1921, in Kommission bei L. Wilckens) ziehen Nassau in den Kreis ihrer Betrachtungen und werden für jeden nassauischen Vorgeschichtsforscher unentbehrliche Hilfsmittel bleiben. Sind es bei Wahle vor allem die Fundkarten und die dazu gehörigen Angaben des Fundkataloges, die einen guten Überblick über den derzeitigen Stand der vorgeschichtlichen Siedelungsforschung in Nassau geben, so gewährt K. Schumachers Buch einen tiefen Einblick in die Siedelungsverhältnisse der einzelnen Stufen der Vorgeschichte Nassaus. Zu erwähnen ist endlich noch eine Arbeit von L. Wirtz: „Der Engersgau in vorgeschichtlicher Zeit" (Zeitschr. f. Heimatkunde. Koblenz 1921, Heft 22/23), die einen Teil Westnassaus mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht und sich im wesentlichen auf Günthers Besiedelungsgeschichte des Neuwieder Beckens (Mannus II (1910), S. 45ff.) aufbaut.

Zahlreich sind die Einzelveröffentlichungen aus fast allen Gebieten der Vorgeschichte Nassaus, das allerdings auch in seltener Vollständigkeit Fundplätze und Einzelfunde aus fast allen Perioden aufzuweisen hat. Unter den Veröffentlichungen über die **ältere Steinzeit** (Paläolithikum) nehmen die Arbeiten über die Ablagerungen der Steedener Höhlen „Wildscheuer" und „Wildhaus" den weitaus größten Raum ein, da die bereits 1874 von Cohausen und Schaaffhausen wissenschaftlich erschlossenen altsteinzeitlichen Ablagerungen (Nass. Annalen Bd. 15) noch immer im Vordergrunde der paläolithischen Forschung in Nassau stehen. Nachgrabungen während der Berichtszeit sind dort vor allem von H. Behlen: „Eine neue Nachgrabung

vor der Steedener Höhle Wildscheuer" (Nass. Annalen 35 (1905), S. 290—307) und von R. R. Schmidt vorgenommen worden. R. R. Schmidt: „Die spätzeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde" im Korrespondenzblatt für Anthropologie Nr. 39, S. 75—82 (1908) und „Die diluviale Vorzeit Deutschlands", S. 78—84, 208—209, 254—255 (Stuttgart 1912 bei Schweizerbart). Die Arbeiten R. R. Schmidts, die anscheinend zum erstenmal eine genaue Stratigraphie des Fundplatzes brachten, und die die Station zwei gesonderten Kulturabschnitten des Paläolithikums, dem Aurignacien (Hoch- und Spätaurignacien) und dem Magdalénien (Frühmagdalénien), zuwiesen, sind nicht ohne Widerspruch geblieben: H. Behlen: „Die Steedener Höhle Wildscheuer" (Nass. Annalen 39 (1909), S. 218—351) und „Die Höhle Wildscheuer bei Steeden a. d. L." (Heimatland: Blätter für Heimatgeschichte und Volkskunde. Weilburg. 2. Jahrg. Nr. 3/4, S. 37—46), ferner F. Kutsch: „Zur paläolithischen Typologie" (Korrespondenzblatt für Anthropologie Nr. 51 (1920), S. 11—12). Auf die Angriffe H. Behlens antwortete R. R. Schmidt in einem Aufsatz in Bd. II der Prähistorischen Zeitschrift S. 241—246: „Zur Stratigraphie der Wildscheuer", ohne hierdurch allerdings die von Behlen vorgebrachten Einwendungen gänzlich zu widerlegen. Neuerdings haben Nachgrabungen von H. Heck hier Klarheit gebracht. Eine Veröffentlichung des Grabungsergebnisses wird z. Zt. vorbereitet. Weitere Literatur über Steeden bringen R. R. Schmidt: „Das Aurignacien in Deutschland" (Mannus I, S. 97ff.) und F. Wiegers: „Die diluvialen Kulturstätten Norddeutschlands und ihre Beziehungen zum Alter des Löß" (Prähist. Zeitschr. I, 1909). Eine gemeinverständliche Abhandlung über die Steedener Höhlen, allerdings noch ohne Berücksichtigung der Ergebnisse der letzten Grabung, bringt H. Heck in „Die ersten menschlichen Ansiedelungen im Nassauer Land" (Diezer Zeitung vom 14. 10. 1919ff. und Nassauer Rundschau — Wiesbaden — vom 30. 10.—13. 11. 1919).

Eine wesentliche Erweiterung der Kenntnis paläolithischer Besiedelung des Nassauer Landes haben die Feststellungen zweier neuen Stationen erbracht. Beide, wie Steeden, im Gebiet des Limburger Beckens gelegen. Die magdalénienzeitliche Höhlensiedlung in der Wildweiberlei, Gemeinde Altendiez bei Diez a. L. (ausgegraben 1920 von F. Kutsch und H. Heck) und die wahrscheinlich dem Aurignacien angehörende Station am Lubentiusbrunnen bei Lindenholzhausen (Kr. Limburg) — festgestellt von H. Heck — gehören hierher. Literatur: H. Heck: „Eine neue paläolithische Station im Lahntale, die Wildweiberlei bei Diez a. d. L. (Korrespondenzbl. f. Anthropologie 51 (1920), S. 56—59) und „Ein paläolithischer Knochenschaber im ortsgeschichtlichen Museum zu Diez a. d. L. (Mannus Bd. 13 (1921), S. 166—171).

Die jung-diluvialen Verhältnisse auf dem Westerwald beleuchtet endlich H. Behlen in seiner Arbeit: „Das Alter und die Lagerung des Westerwälder Bimssandes und sein rheinischer Ursprung" (Jahrbuch des Vereins für Naturkunde. Wiesbaden 1905, S. 44—51). Der Verfasser hat hier am Wildweiberhaus bei Langenaubach, wenn auch nicht erwiesenermaßen paläolithische Siedelungsspuren, so doch eine tadellose Abfolge der späteiszeitlichen Tierwelt festgestellt, die für die Kenntnis des rheinischen Diluviums von unbestreitbarem Werte geworden ist.

Spärlicher als die ältere Steinzeit ist die **jüngere Steinzeit** (Neolithikum) in der nassauischen Vorgeschichtsliteratur vertreten. Zwar mangelt es durchaus nicht an neolithischem Fundmaterial,. da so ziemlich alle Kulturstufen der jüngeren Steinzeit in mehr oder minder starker Verbreitung im Lande vertreten sind, doch hat nur die Umgebung von Wiesbaden durch E. Ritterling: „Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit in Wiesbaden und nächster Umgebung" (Nass. Mitteilungen 1908, S. 33—38 u. 65—71) bisher eine eingehendere Bearbeitung gefunden. Eine Gesamtübersicht über die jüngere Steinzeit, durch die auch das Berichtsgebiet mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, hat K. Schumacher in seinem Aufsatz über „Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 8 (1913—15), S. 30) gegeben.

Von Einzelarbeiten aus dem Gebiete der Neolithik sind zu nennen: Kaeß: „Neolithische Funde einer prähistorischen Siedelung bei Langenhain i. T(aunus)" (Nass. Mitteilungen 14, S. 1—4) und H. Heck: „Die Besiedelung der Grafschaft Diez in der jüngeren Steinzeit" (Diezer Ztg. v. 11. 11. 1919ff. und Nassauer Rundschau — Wiesbaden — v. 11. 12. 1919 — 1. 1. 1920). Die Umgebung von Frankfurt a. M. zur jüngeren Steinzeit behandeln die Arbeiten von Gg. Wolff: „Die neuesten Ergebnisse der Nachforschungen nach neolithischen Ansiedelungen mit Brandgräbern in der Umgebung von Frankfurt" (Korrespondenzblatt f. Anthropologie 1911, S. 149ff.); „Zwei bemerkenswerte neolithische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. M." (Germania 2 (1918), S. 85—89) und „Die Besiedelung Westdeutschlands zur jüngeren Steinzeit" (Prähist. Zeitschr. 1920, S. 208—210), so wie von R. Welcker: „Eine neolithische Siedelung in Frankfurt a. M." (Korrespondenzblatt für Anthropologie 58, 1910). Gg. Wolff und seinem scharfsichtigen Gehilfen Bausch ist es zum erstenmal gelungen, in der Umgebung von Frankfurt a. M. und in der südlichen Wetterau jene unscheinbaren bandkeramischen Brandgräber mit ihren charakteristischen Ketten und Anhängern von verzierten Steinen und Tonstückchen aufzudecken; ebenso sind die von Wolff gemachten Feststellungen über die Anlage neolithischer Rundhütten für die Kenntnis jungsteinzeitlicher Siedelungsformen unentbehrlich geworden.

Auch die **Bronzezeit** Nassaus hat bisher noch keine zusammenfassende Darstellung gefunden; doch darf dies nicht wunder nehmen, da die ältere Bronzezeit so gut wie nicht, die mittlere (Hügelgräberzeit) nur spärlich vertreten ist. Erst in der jüngeren Bronzezeit, mit der Einwanderung der sog. Urnenfelderbevölkerung, mehren sich die Spuren bronzezeitlicher Besiedelung. Demgemäß ist auch die bronzezeitliche Literatur Nassaus nur spärlich.

An größeren Arbeiten, die die vorgeschichtlichen Verhältnisse Nassaus während der Bronzezeit berühren, müssen genannt werden: G. Kossinna: „Siedelungsgebiete der Germanen, Kelten, Illyrer in Nord- und Mitteleuropa während der älteren Bronzezeit" (Deutsche Erde, Gotha 1912); von dem gleichen Verfasser: „Die Herkunft der Germanen" (Mannusbibl. 1920, 2. Aufl. Leipzig bei C. Kabitzsch) und ebenso „Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas (Mannus 1911); ferner K. Schumacher: „Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 10 (1917), S. 7—85) und die von Lissauer und Belz herausgegebenen Prähistorischen Typenkarten (Zeitschr. f. Ethn. 1904/05 und 1913).

Die bronzezeitlichen Funde Nassaus behandelt G. Behrens im Katalog 6 des Röm.-Germ. Zentralmuseums: „Bronzezeit Süddeutschlands" (Mainz 1916 bei Wilckens). E. Ritterling berichtet über „Bronzezeitliche Gräber bei Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 1908, S. 1—3) über „Vorrömische Funde in und bei Wiesbaden" (z. T. bronzezeitlich) (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 48—52) und über einen bronzezeitlichen „Grabfund bei Eschborn" (Nass. Mitteilungen 1911, S. 1—8), H. Behlen über ein bronzezeitliches „Hügelgrab von Bermoll" bei Wetzlar (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 12—13) und H. Heck über ein frühbronzezeitliches „Bronzebeil von Laufenselden" (Mannus, Bd. 16). Die Beschreibung des reichen Händlerfundes von Homburg v. d. H. in den Altertümern heidnischer Vorzeit V: „Spätbronzezeitlicher Depotfund von Homburg v. d. H." (S. 133—143) gab K. Schumacher Veranlassung, den vielseitigen Handelsbeziehungen und Verkehrswegen nachzugehen, auf die die zahlreichen bronzezeitlichen Depotfunde Süd- und Westdeutschlands hinzuweisen scheinen. Ähnliche Ziele verfolgt auch die Arbeit Schumachers über die „Kultur und Handelsbeziehungen des Mittelrheingebietes während der Bronzezeit" (Westdeutsche Zeitschr. 1901).

Eine reiche Literatur steht im Gegensatz zur Bronzezeit für die **frühe Eisenzeit** Nassaus (die Hallstattzeit) zur Verfügung.

K. Schumacher steht hier mit einer grundlegenden Arbeit an der Spitze: „Beiträge zur Siedelungs- und Kulturgeschichte des Westerwaldes und Taunus in der Hallstatt- und Frühlatènezeit" (Nass. Annalen 44. 1916/17, S. 175—222) — mit einem angehängten Ver-

zeichnis der Fundstellen (Ritterling). Die spätbronzezeitliche, bzw. frühhallstättische Urnenfelderbevölkerung (Ackerbauer) bleibt zunächst ungestört im Besitz des von ihr besiedelten Gebietes. Sie verbrennt weiter ihre Toten und bestattet die Reste z. T. in kleinen, flachen Hügeln, in Urnen, oft von erstaunlicher Größe, unter gleichzeitiger Beigabe einzelner oder mehrerer Tongefäße. Schmuck ist selten, ebenso Waffenbeigabe. Die Kultur der Urnenfelderleute wird im Verlaufe der Hallstattzeit beeinflußt, teilweise von der „Gründlinger-", stärker noch von der „Koberstadter"-Kultur, auch scheinen, wenigstens für die südöstlichen Gebiete, völkische Beeinflussungen seitens der Koberstadtstämme stattgefunden zu haben, ohne freilich die Urnenfelderleute auch hier ganz zu verdrängen. Erst gegen das Ende der Hallstattzeit dringt ein neuer Volksstamm (Jäger und Hirten), aus Frankreich kommend, über Eifel und Hunsrück nach Westnassau vor und erobert in rascher Folge die Gegenden bis zur Aar und dem Camberger Grund. Er bestattet seine Toten unter Beigabe von Waffen und Schmuck, oftmals in Gestalt von Nachbestattungen in Hügeln der Urnenfelderleute. Diese frühgallische Welle leitet gewissermaßen die große Keltenwanderung der Frühlatènezeit ein. So weit K. Schumacher. Ob seine Darstellung überall zutrifft, muß die Zukunft lehren, wenn erst einmal die zahlreichen Hügelgräbergruppen Nassaus, vor allem rings um das Limburger Becken, einer eingehenden Untersuchung unterworfen worden sind. Bei der bisher üblichen Untersuchungsart, gewissermaßen mit der Sonde, durch Öffnen nur eines oder mehrerer Hügel, dürfte ein abschließendes Urteil über Kulturvorgänge während der Hallstattzeit, wenigstens für viele Teile des Nassauer Landes, verfrüht sein, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß die Schumacherschen Feststellungen in ihren Hauptzügen richtig sein dürften. Auch in den beiden anderen Arbeiten: „Die mittelrheinischen Hallstattkulturen" (Germania 2 (1918), S. 97—102) und „Die Hallstattkultur am Mittelrhein" (Prähist. Zeitschr. 11/12 (1919/20), S. 123—178) folgt K. Schumacher den gleichen Gedankengängen, stellenweise seine in den Nass. Annalen vorgebrachten Forschungsergebnisse noch erweiternd und vertiefend. Einen Abriß über den „Stand der Forschung über die Hallstatt- und Latènezeit in Hessen-Nassau" gibt H. Mötefindt in den Deutschen Geschichtsblättern 18 (1917), S. 143—146 (Die vorchristliche Eisenzeit in Deutschland).

Einen Überblick über hallstattzeitliche Besiedelung einzelner Teile des Berichtsgebietes bringen R. Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach" (Nass. Mitteilungen 1900/1901, S. 11—13), E. Ritterling: „Vorrömische Funde in und bei Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 43—52) und H. Heck: „Der Ringwall „Alteburg" und die Hügelgräber bei Fachingen, an der Rintstraße, bei Singhofen, am Höchst und um den goldenen Grund" (Diezer Zeitung 10. 12. 19 und Nassauer Rundschau — Wiesbaden v. 8. 4.—20. 5. 1920).

Hallstattzeitliche Siedelungsformen behandelt W. Soldan: „Eine Hallstattniederlassung bei Neuhäusel" (Nass. Mitteilungen 1900/01, S. 91—96), „Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel" (Nass. Annalen 32 (1901), S. 145—189), „Niederlassung aus der Hallstattzeit bei Neuhäusel im Westerwald (Nachtrag)" (Nass. Annalen 33 (1902/03), S. 35—41), „Über prähistorische Wohnplätze in Nassau und Hessen" (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 75—77) ferner Keune: „Neuhäusel im Westerwald" (West. Zeitschr. 1900) und Chr. L. Thomas: „Die Burg bei Rambach" (Hallstattzeitliche Wallanlage) (Nass. Annalen 42 (1913), S. 138—146). K. Woelcke berichtet über einen „Töpferofen der Hallstattzeit in Rödelheim" (Korrespondenzbl. des Gesamt-Vereins 61 (1913), S. 340—342) und E. Ritterling über einen „Bronzedepotfund aus dem Taunus" (Langenhain) (Nass. Annalen 37 (1907), S. 245 bis 257). Der aus einer größeren Menge verzierter Bronzescheiben bestehende Fund wird zwar von Ritterling erst der Frühlatènezeit zugewiesen, jedoch glaubt K. Schumacher in dem oben besprochenen Aufsatz (Nass. Annalen 44), ihn bereits für seine spätHallstattzeitliche Eifel-Hunsrückbevölkerung in Anspruch nehmen zu können. Auch die Arbeit von P. Reinecke: „Tongefäße aus Brandgräbern der frühen Hallstattzeit Süddeutschlands" (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 235—247) darf nicht unerwähnt bleiben, da sie Teile der nassauischen Hallstattkeramik in den Kreis der Betrachtungen einbezogen hat (Wiesbaden, Erbenheim, Bierstadt). Den Eisenring aus einem Hallstattgrab bei Niedertiefenbach behandelt G. Kossinna: „Kantige eiserne Halsringe mit vorwärts gekehrten Endknöpfen" (Mannus 11/12 (1919/20), S. 411—412); hierzu vergleiche man auch vom gleichen Verfasser die Abhandlung über den Eisenfund von Wahren b. Leipzig (Mannus 7).

Gut vertreten ist die **Latènezeit** (jüngere Eisenzeit) Nassaus in der Literatur. Von allgemeineren Arbeiten, durch die auch nassauische Verhältnisse berührt werden, sind zu erwähnen G. Kossinna: „Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit" (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1907), K. Schumacher: „Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späten Latènezeit" (Prähist. Zeitschr. 1914) und R. Beltz: „Prähistorische Typenkarten — Latènefibeln" (Zeitschr. f. Ethn. 1911).

An Einzeldarstellungen sind zu erwähnen: E. Ritterling: „Reste der Latènekultur in Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 1902/03, S. 55—64); vom gleichen Verfasser ferner: „Grab der Latènezeit in Winkel" (Nass. Mitteilungen 13, S. 121—125), E. Brenner: „Ein Grabfund von Schwanheim a. M." (Nass. Mitteilungen 17, S. 115, 116), R. Bodewig: „Ein Ofen der Latènezeit" (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 114—118), Derselbe: „Vorrömische Wege und Dörfer im westlichen Nassau" (Nass. Mit-

teilungen 1900/01, S. 102—104) und H. Heck: „Kelten und Germanen im Gebiete der unteren Lahn" (Diezer Zeitung vom 5. 1. 20 und Nassauer Rundschau — Wiesbaden 11.—25. 3. 20).

Die latènezeitlichen Siedelungen bei Oberlahnstein und Braubach behandeln in ausführlichster Weise die Arbeiten von Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach" (Nass. Mitteilungen 1900/01, S. 11—13), „Vorrömische Dörfer in Braubach und Lahnstein" (Nass. Annalen 33 (1902/03), S. 1—34) und „Neue Funde der Latènezeit aus Oberlahnstein, Braubach und Vallendar" (Westd. Zeitschr. 1906) und K. Schumacher: „Funde der Latènezeit aus den Rheinlanden" (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 29—33). Germanisches Spätlatène behandeln K. Schumacher: „Germanische Gräber der Spätlatènezeit und frühen Kaiserzeit" (Flörsheim, Wiesbaden usw.) (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 409—415) und G. Behrens: „Germanisches Spätlatènegrab aus Rüsselsheim am Main" (Germania 2 (1918), S. 47—51).

Besonders zahlreich ist die Literatur über die nassauischen Ringwälle, deren überwiegender Teil in der Latènezeit entstanden sein dürfte. Hier steht unbestreitbar Chr. L. Thomas an der Spitze, dessen technische Untersuchungen der Taunusringwälle für die nassauische Vorgeschichtsforschung von unschätzbarem Werte sind und bleiben werden. Aber auch andere, wie H. Behlen und E. Anthes, haben wertvolles Material geliefert. Nachfolgende Zusammenstellung gibt eine kurze Übersicht.

Chr. L. Thomas: „Der Ringwall auf dem Hofheimer Kapellenberg". (Nass. Annalen 31 (1900), S. 172—179).

Derselbe: „Der Ringwall auf dem Bleibiskopf" (Nass. Annalen 32 (1901), S. 101—104).

Derselbe: „Der Ringwall über der Heidetränk-Talenge" (Nass. Annalen 36 (1906), S. 212—247).

Derselbe: „Über die einstige Bestimmung der Ringwälle Südwestdeutschlands" (Nass. Mitteilungen 1906/07, S. 104—116).

Derselbe: „Die Rentmauer bei Reichenbach im Taunus" (Nass. Mitteilungen 1908, S. 71—73).

Derselbe: „Unsere Taunusringwälle" (Nass. Mitteilungen 1908, S. 97—103).

Derselbe: „Die Alteburg bei Singhofen" (Nass. Annalen 41 (1910), S. 75 bis 83).

Derselbe: „Der Kellerskopf" (Nass. Mitteilungen 13, S. 7—9); „Der Ringwall auf dem Heidenkeller bei Kiedrich" (Nass. Mitteilungen 13, S. 13 bis 15); „Die Rentmauer bei Rod a. d. Weil" (Nass. Mitteilungen 13, S. 81—84); „Die Steinverwallung auf dem Altenstein" (Nass. Mitteilungen 13, S. 84—85).

Derselbe: „Altkönig und Goldgrube" (Mannus 4, S. 115—119).

Chr. L. Thomas: „Die Ringwälle im Taunusgebiet" (Nass. Heimatbuch 102. Wiesbaden 1913).

H. Behlen: „Die Wallburg Heunstein bei Dillenburg" (Nass. Mitteilungen 1902/03, S. 115—119 und 1903/04, S. 123—131).

Derselbe: „Zur Wallburgforschung in Nassau" (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 118—129).

Derselbe: „Die Wallburg Dünsberg bei Bieber" (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 42—49).

E. Anthes: „Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1905).

Derselbe: „Zur Ringwallforschung" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07 und 1910/11).

E. Wagner: „Ein Trockenmauerring am Südostabhang des großen Feldberges im Taunus" (Latènezeitlich?) (Germania 3 (1919), S. 23—26).

Latènezeitliche Wohnplätze (Podien) behandeln die Arbeiten von Thomas: „Die Aufdeckung einiger Podien am Nordabhange des Altkönigs" (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 85—94), „Aufdeckung einiger Podien am Nordabhange des Altkönigs (Nachtrag)" (Nass. Mitteilungen 1907/08, S. 42—48) und „Ein Fundstück vom Altkönig" (Nass. Mitteilungen 1908, S. 80—81) und H. Behlen: „Über neue Entdeckungen in Nassau und Hessen von Resten ausgedehnten prähistorischen Acker- und Wohnbaues und dessen Zusammenhang mit den Wallburgen und der alten Eisenindustrie" (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 12—13), ferner „Alte Ackerterrassen in den Waldungen bei Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 1903/04, S. 89—90) und „Die „Podien" im Altkönig-Ringwallanner" (Nass. Mitteilungen 1905/06, S. 126—130) mit einer Erwiderung von Thomas (S. 130—132). Auch die Behlensche Abhandlung über den „Pflug und das Pflügen usw." (Dillenburg 1904 bei M. Weidenbach) verdient hier Erwähnung.

Ausgrabungen größeren Umfanges haben an nassauischen Ringwällen während der Berichtszeit nur sehr wenige stattgefunden; demgemäß ist auch die hierüber vorhandene Literatur nur gering. Sie behandelt in erster Linie die Ausgrabungen auf der „Burg" bei Rittershausen. Die größeren Ausgrabungen, die das Nassauische Landesmuseum am „Dünsberg" bereits vor dem Kriege vorgenommen hat, haben leider bisher noch keine geschlossene Darstellung gefunden, obgleich gerade die Dünsbergfunde für die vorgeschichtliche Siedelungsforschung von besonderem Werte sein dürften. Es ist eine Ehrenpflicht des Nassauischen Landesmuseums, eine baldige Veröffentlichung mit allem Eifer zu betreiben.

Über Rittershausen unterrichten die Arbeiten von E. Brenner: „Die Frühlatènebefestigung auf der „Burg" bei Rittershausen (Dillkreis)" (Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins 61. 1913), „Die Funde

vom Ringwall „Burg" bei Rittershausen (Dillkreis)" (Präh. Zeitschr. 5 (1913), S. 272—274) und „Die Funde vom Ringwall „Burg" bei Rittershausen" (Wiesbadener Zeitung 1912, Nr. 411, Abend-Ausgabe), ferner K. Nebe: „Ausgrabungen an der Wallburg bei Rittershausen im Dillkreis" (Wiesbadener Zeitg. 1912, Nr. 220 u. 222).

Dank der Tätigkeit der Reichslimeskommission und der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archeologischen Instituts, sowie durch die Beachtung, die die Römerforschung lange vor dem Einsetzen der eigentlichen Vorgeschichtsforschung bereits in Nassau gefunden hat, ist das Material über die **Zeit der römischen Besetzung,** der ja auch ein Teil Nassaus unterworfen war, ein fast lückenloses. Es würde die Grenzen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn hier auf alle die Veröffentlichungen eingegangen werden sollte, durch die das Berichtsgebiet berührt wird. Nur die großen Gesamtdarstellungen können beachtet und von den Einzeldarstellungen nur die aufgeführt werden, durch die zugleich das Verhältnis der Römer zu den Germanen behandelt und beleuchtet wird. Sonderarbeiten über reinrömische Verhältnisse konnten keine Beachtung erfahren. Ihretwegen wird auf die eingangs erwähnten Bibliographien in den Berichten der Röm.-Germ. Kommission verwiesen, deren sonstige Arbeiten gleichfalls zahlreiche Besprechungen römischer Sonderliteratur enthalten.

Unter den Arbeiten allgemeiner Art, durch die auch Nassau zur Römerzeit mitbehandelt wird, sind zu erwähnen:

F. Köpp: „Die Römer in Deutschland" Monogr z. Weltgeschichte. Bielefeld. 2. Aufl. Derselbe: „Römische Bildkunst am Rhein und an der Donau" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 13 (1921), S. 1—45), H. Dragendorff: „Westdeutschland zur Römerzeit" — Leipzig 1912, K. Schumacher: „Die Erforschung des römischen und vorrömischen Straßennetzes in Westdeutschland" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07, S. 11—32), Blümelein: „Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben" — München u. Berlin 1918, sowie der schöne Bilderatlas, den die Röm.-Germ. Kommission 1922 leider unter dem Namen: „Germania Romana" (Bamberg, Buchners Verlag) herausgebracht hat. Unter den Einzeldarstellungen steht unstreitig E. Ritterling mit seinen Veröffentlichungen über die Ausgrabungen am frührömischen Lager bei Hofheim an der Spitze. Nachdem Ritterling bereits in zwei Aufsätzen: „Das frührömische Lager bei Hofheim i. T." (Nass. Annalen 34 (1904), S. 1—110 und 397—423 — Nachtrag) über den Verlauf der Ausgrabungen berichtet hat, hat er dann Annalen 40 eine Zusammenfassung der gesamten Ausgrabung im Hofheimer Lager gegeben, die mit zum Besten gehört, was die römische Forschung in Deutschland bis jetzt herausgebracht hat. Die überaus wertvolle Arbeit enthält ferner Beiträge aus dem Neolithikum, der Bronzezeit, sowie der Hallstatt- und Latènezeit, ein Beweis für die Kontinuität der

Besiedelung. Unter den anderen römischen Arbeiten Ritterlings sind zu nennen: „Ein Münzfund aus der Zeit Constantins d. Gr. zu Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 1901/02, S. 20—24), „Höchst am Main, ein römischer Hauptwaffenplatz zur Zeit des Augustus" (Nass. Mitteilungen 1901/02, S. 45—53) und „Reste römischer Befestigungen zu Höchst a. M. aus augusteischer Zeit" (Nass. Mitteilungen 1904/05, S. 44—54), ferner an kriegsgeschichtlichen Arbeiten: „Zum Germanenkrieg d. J. 39—41 vor Chr." (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1913) und „Zu den Germanenkriegen Domitians" (Österr. Jahresh. 1904, Beiblatt VII, S. 23ff.). H. Dragendorff berichtet „Zur Geschichte der frührömischen Okkupation Germaniens" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 5 (1909), S. 151—167), und Gg. Wolff behandelt „Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus" (Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. u. Landesk. 50 (1917), S. 53 bis 123, 230—233). Unter den zahlreichen Veröffentlichungen über den römischen Grenzwall, den Limes, sind hier in erster Linie die unter der Bezeichnung „Der Obergermanische-Raetische Limes des Römerreiches" (Verlag von O. Petters-Heidelberg) erschienenen Veröffentlichungen der Reichslimeskommission zu nennen, die zum Teil die im Nassauischen liegenden Limesstrecken und Kastelle behandeln. Einzelübersichten über den jeweiligen Stand der Erforschung des Limes geben die Berichte von W. Barthel: „Die Limesforschung 1906—08" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1906/07) und „Die Erforschung des obergermanischen-raetischen Limes in den Jahren 1908—1912" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1910/11, S. 114—181). „Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland" behandelt Fabricius (Westdeutsche Zeitschr. 1901), während Gg. Wolff im 9. Bericht der Röm.-Germ. Kommission (1916), S. 18—113 „Zur Geschichte des Obergermanischen Limes" schreibt. Im gleichen Bericht S. 47—58 handelt Gg. Wolff „Über die Entstehungszeit der kleinen Erdkastelle auf dem Taunus und in der Wetterau". Einzelne Teile des Berichtsgebietes behandeln E. Brenner: „Das römische Wiesbaden" (Nass. Heimatbuch 104, S. 538—542), W. Heun: „Das Römerkastell Saalburg" (Nass. Heimatbuch 106, S. 546—553); wegen der zahlreichen sonstigen Literatur über die Saalburg wird auf die eingangs erwähnten Saalburgveröffentlichungen verwiesen. A. Riese und A. Bach behandeln den (römischen?) Namen von Bad Ems (Germania 2 (1918), S. 46—47 und Germania 3 (1919), S. 17—19), A. Bach schreibt ferner über „Die Römer und die Emser Quellen" (Nass. Mitteilungen 22 (1919/21), S. 27—31). Unter der reichhaltigen Literatur über Heddernheim sind zu erwähnen: Gg. Wolff: „Die Römerstadt Nida bei Heddernheim usw." (Frankfurt a. M. 1908 bei C. Jügel); vom gleichen Verfasser: „Zur Chronologie des römischen Heddernheim" (Röm.-Germ. Korrespondenzbl.

3, S. 23—29), ferner Fr. Gündel: „Nida-Heddernheim. Ein populär-wissenschaftlicher Führer durch die prähistorischen und römischen Anlagen im „Heidenfelde" bei Heddernheim" (Beilage zum Jahresbericht der Musterschule zu Frankfurt a. M. 1913). Über den Stand der Ausgrabungen und der Forschung bei Heddernheim endlich berichten die vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. herausgegebenen „Mitteilungen über römische Funde in Heddernheim", sowie mehrere Aufsätze der Zeitschrift „Alt Frankfurt", auf die hier nochmals verwiesen wird. Zu erwähnen sind endlich noch R. Bodewig: „Ein spätrömischer Burgus in Niederlahnstein" (Nass. Mitteilungen 18 (1915), S. 121) und H. Jakobi: „Kleiner Feldberg. Römische und nachrömische Funde" (Röm.-Germ. Korrespondenzbl. 4, S. 71—72).

Die germanischen Verhältnisse zur Römerzeit stellen in den Vordergrund der Betrachtung die Arbeiten von Norden: „Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania" (Leipzig 1920, 2. Aufl. 1922), A. Riese: „Das rheinische Germanien in der antiken Literatur" (Leipzig 1914) und von dem gleichen Verfasser: „Bataver und Mattiaken" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1920). Auch K. Schumachers „Verzeichnis der Abgüsse und wichtigsten Photographien mit Germanen-Darstellungen" (Kataloge des Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 1912 bei Wilckens) berührt nassauische Funde, ebenso vom gleichen Verfasser: „Germanische Gräber der Spätlatène- und frühen Kaiserzeit" in den Altertümern heidnischer Vorzeit V (S. 409—415). Über „Germanische Brandgräber der frühen Kaiserzeit aus Flörsheim a. M. und Nassau a. d. L." berichtet E. Brenner (Nass. Mitteilungen 15, S. 105—109), während W. Unverzagt „Germanische Grabfunde der späten Kaiserzeit aus Wiesbaden" (Nass. Mitteilungen 20 (1916), S. 10—16) beschreibt.

Die Nassauischen Inschriften behandeln A. Riese: „Über Inschriften aus Nassau" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 9 (1916), S. 138) und E. Brenner: „Die „Nattiaci" Inschrift von Bordeaux und der Name „Nassau" (Nass. Mitteilungen 18, S. 56—59).

Auch die **nachrömisch-frühgeschichtliche Zeit** ist verhältnismäßig gut in der nassauischen Literatur vertreten. E. Brenner gibt im Nassauischen Heimatbuch (105, S. 543—546) eine zusammenfassende Darstellung über die „Germanische Kultur in Nassau", in der er besonders fränkische Siedelungen behandelt. Auch die von Brenner herrührende Arbeit: „Der Stand der Forschung über die Kultur der Merovingerzeit" (Bericht der Röm.-Germ. Kommission 7 (1912), S. 253—351) zieht nassauische Funde und Verhältnisse in den Kreis ihrer Betrachtung, ebenso die Arbeiten von L. Wirtz: „Franken und Alamannen in den Rheinlanden bis zum Jahre 496" (Bonner Jahrbücher 122, S. 170—210) und G. Weise: „Fränkischer Gau

und römische Civitas im Rhein-Maingebiet" (Germania 3 (1919), S. 97—100). Auch L. Schmidts: „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung" (Berlin bei Weidmann) darf hier nicht vergessen werden.

Einzelne Teile des Berichtsgebietes behandeln die Arbeiten von Fr. Köpp „Frankfurt und die deutsche Frühgeschichte" (Frankfurt 1918), R. Bodewig: „Über das vorgeschichtliche Braubach" (Nass. Mitteilungen (1900/1901), S. 11—13), L. Lindenschmit: „Germanische Grabfunde der frühen Völkerwanderungszeit". Zwei Grabfunde aus der Nähe von Niederursel — (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 12—15) und H. Heck: „Das Lahntal in frühgeschichtlicher Zeit" (Diezer Zeitung vom 11. 3. 1920ff.). Die frühgeschichtlichen Verhältnisse und Fundstellen aus der Umgebung von Wiesbaden berühren die Aufsätze von E. Brenner: „Vorfränkische Funde aus Wiesbaden" (Altertümer heidnischer Vorzeit V, S. 422—431), W. Unverzagt: „Zu den vorfränkischen Gräbern vom Heidenberg in Wiesbaden" (Germania 1 (1917), S. 97—100) und F. Kutsch: „Frühfränkisches Grab aus Biebrich" (Germania 5 (1921), S. 27—35). Fränkisch-karolingische Befestigungen behandeln die Arbeiten von Chr. L. Thomas: „Die Hünerburg bei Cronberg i. T." (Nass. Annalen 41 (1910), S. 1—10) und E. Brenner: „Die Lipporner Schanze" — Karolingische Anlage an der Stelle eines späthallstatt- oder latènezeitlichen Ringwalles — (Nass. Mitteilungen 17 (1913), S. 33—40). Die Karolingische Zeit ist ferner vertreten durch die Aufsätze von R. Bodewig: „Kistengrab der Karolingerzeit zu Ems" (Nass. Mitteilungen 14, S. 98), E. Brenner: „Eine neuaufgefundene vorromanische Skulptur aus dem Rheingau" (Nass. Annalen 42, (1913), S. 132—137) und H. Heck: „Die Entstehung des Diezer Ortsnamens" (Zeitschr. für Heimatkunde — Koblenz (1921), Heft 15). Nicht unerwähnt bleiben dürfen endlich auch die Arbeiten von Widmann: „Heidnische Spuren in christlichen Legenden" — aus dem Lahngau — (Nass. Annalen 37 (1907), S. 59—71) und E. Brenner: „Nordische Götternamen in nassauischen Ortsnamen" (Nass. Mitteilungen 14 (1912), S. 92—94).

Groß ist das während des Krieges und in der Nachkriegszeit zusammengekommene Fundmaterial, das noch seiner Veröffentlichung harrt. Manches ist druckfertig, vieles noch in der Bearbeitung. Hier wird es ganz besonderen Eifers und größter Umsicht bedürfen, die oft so notwendig erscheinenden Veröffentlichungen trotz der Schwere der Zeit herauszubringen. Es muß dies erreicht werden!

Ich möchte den Bericht nicht schließen, ohne in Dankbarkeit dreier Männer zu gedenken, denen die Erforschung der Vorgeschichte Nassaus ganz besonders am Herzen gelegen hat, und denen die nassauische Vorgeschichtsforschung so unendlich vieles verdankt: A. v. Cohausen, E. Ritterling und E. Brenner.

Durch Cohausen, den langjährigen Konservator der Sammlungen des nassauischen Altertumsvereins, wurde die nassauische Vorgeschichtsforschung recht eigentlich erst begründet. Seine gute Beobachtungsgabe und seine für damalige Zeitverhältnisse scharfsichtige Ausgrabungsmethode haben uns Grabungsberichte gegeben, die auch den heutigen Anforderungen der Wissenschaft noch durchaus gerecht werden können.

Unter E. Ritterling, dem derzeitigen Direktor des Nassauischen Landesmuseums, konnte dann die reiche Sammlung zu dem heranreifen, als das sie uns heute vor Augen tritt. Was die nassauische Vorgeschichte Ritterling verdankt, davon geben zwar seine im vorstehenden aufgeführten, zahlreichen vorgeschichtlichen Arbeiten schon ein beredtes Zeugnis; wer die großen Leistungen und Verdienste Ritterlings aber im besten Lichte sehen will, der gehe in die Räume des neuen Wiesbadener Museums. Was hier mit unendlicher Mühe und Sorgfalt zusammengetragen und wissenschaftlich verarbeitet worden ist, ist zum weitaus größten Teile sein Werk.

Eine ganz besondere Freude ist es mir jedoch, des leider der Wissenschaft durch seinen Heldentod in den Karpathen viel zu frühe entrissenen, zeitweiligen Direktors des Wiesbadener Museums, E. Brenner, zu gedenken. Was die nassauische Vorgeschichte noch von ihm hätte erwarten können, was ihr durch seinen frühen Tod verloren ging, davon geben seine Werke nur eine kleine Ahnung. Wer als Wissenschaftler oder, wie ich, als Kamerad im gleichen Ersatzbataillon (Res.-Inf.-Rgt. Nr. 80), Gelegenheit hatte, mit ihm über vorgeschichtliche Fragen zu sprechen, der weiß, aus welch tiefem Born Brenner schöpfte, der weiß auch, was nicht nur die nassauische, sondern auch die gesamte deutsche Vorgeschichtsforschung an ihm verloren hat. Ehre seinem Andenken!

Diez a. d. L., Ostern 1923.

Die Neuordnung der Erfurter vorgeschichtlichen Sammlung.

Von Studienassessor Ernst Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Durch die Tätigkeit des Erfurter Altertumsvereins, des Thüringerwaldvereins zu Erfurt und durch gelegentliche Erwerbungen des städtischen Museums war eine Sammlung von vorgeschichtlichen Altertümern zustande gekommen, die zwar ganz vernachlässigt war, aber doch zahlreiche gute Stücke enthielt, so daß eine geordnete Aufstellung sich lohnen mußte. Diese wurde vom Verfasser vorgenommen und zugleich Fehlendes durch neuere Funde und durch bisher in Privatbesitz verborgene Stücke, wenn nötig, auch durch Nachbildungen ergänzt. Dabei wurde auf die Bedürfnisse von in der Vorgeschichte noch unbewanderten Besuchern weitgehend Rücksicht genommen. Die vorgeschichtliche Sammlung ist nunmehr dem naturwissenschaftlichen Heimatmuseum angegliedert, das 1922 als Zweig des Erfurter städtischen Museums eröffnet wurde (Erfurt, Johannisstr. 69). Die folgende Zusammenstellung behandelt die Funde etwas eingehender, die in den „Altertümern Thüringens" noch nicht erwähnt oder nicht richtig gedeutet worden sind. Es sei noch bemerkt, daß die Sammlung Zschiesche, die meistens zusammenhängende und gut beobachtete Funde gerade aus Erfurts nächster Umgebung enthielt, sich im Museum in Halle befindet.

Eine Sammlung von erratischen Gesteinen, die neben Zähnen und Knochen von Diluvialtieren zur Veranschaulichung der Eiszeit dient, enthält mehrere schön geschrammte und gekritzte Stücke, wie sie in Mittelthüringen nicht häufig sind. Erfurt liegt gerade am Rande des Maximalstandes der Vereisung; eine Reihe wichtiger „Grenzblöcke" wurden photographiert und unter dem Titel „Zeugen der Eiszeit" als Postkartenserie herausgegeben (bearbeitet von A. Reichardt und E. Lehmann, zu beziehen durch das Heimatmuseum). Außer Vergleichsstücken aus Frankreich enthält die Sammlung altpaläolithische Werkzeuge aus dem Ilmtal bei Weimar und jüngstpaläolithische vom Typus des Azylien-Tardenoisien von Döbritz bei Pößneck i. Th. (Klingen mit abgestumpftem Rücken, flache Abschläge, geeignet, um nebeneinander zur Herstellung einer Schneide gefaßt zu werden, und Schaber, fast nur kleine Formen, Abb. 1, Nr. 1).

Den breitesten Raum nehmen, wie bei allen Thüringer Sammlungen, die Funde aus der jüngeren Steinzeit ein. Aus den zahlreichen Einzel-

funden von Steinbeilen und Hämmern lassen sich folgende Gruppen herausheben: Spitznackige (dreieckige) Beile von rundlichem oder flachovalem Querschnitt; zu letzteren gehören die Beile aus Nephrit und Jadeit von Harras, Hochheim und Erfurt. Die in Thüringen im allgemeinen vereinzelt auftretenden spitznackigen Beile häufen sich an einigen Stellen (z. B. Roter Berg bei Gispersleben nördlich von Erfurt und Alte Burg bei Arnstadt). Ferner trapezförmige und rechteckige Beile mit angenähert rechteckigem Querschnitt (darunter nordische Importstücke aus Feuerstein), wie sie für die nordindogermanischen Kulturen bezeichnend sind, und hochgewölbte und flache Hacken der Bandkeramiker, schnurkeramische Streitäxte in verschiedenen Formen, regelmäßig gearbeitete, aber nicht facettierte Streitäxte, die zum Teil der Megalithkeramik und der ihr nahestehenden Bernburger Keramik angehören mögen, bandkeramische unregelmäßig gearbeitete Arbeitshämmer, Setzkeile und die bekannten hochgewölbten Hacken mit quergestelltem Bohrloch. Dieser letzte Typus kommt gewöhnlich in großen Exemplaren vor (als Hacken oder Pflugscharen brauchbar; zwischen beiden kein völliger Unterschied!), zeigt meistens eine ganz gleichartige Bearbeitung und findet sich oft in Verwahrfunden, ein Beweis für eine gewerbsmäßige Herstellung dieser Geräte. Ein Verwahrfund aus dem Ried von Heldrungen enthält eine hochgewölbte Hacke mit querem Bohrloch, einen Setzkeil (Urstück im Vorgeschichtlichen Staatsmuseum in Berlin, Abguß in Erfurt), eine flache Hacke und ein halbfertiges Stück mit Sägeschnitt, Behauspuren, beginnendem Schliff und Ansatz der Bohrung. Die vier Geräte sind 30,5—34 cm lang (Abb. 1, Nr. 2). Die kleinste hochgewölbte Hacke mit querer Bohrung (von Neunheilingen) ist nur 11,5 cm lang. Die Bohrung der Steinhämmer ist mit einem hohlen, seltener mit einem vollen Bohrstab erfolgt, oft von zwei Seiten her; einige Hammerbruchstücke sind an den Bruchstellen wieder glatt geschliffen und mit einer neuen Bohrung versehen worden, die aber nur oberflächlich bleibt; da sonst halbfertige Geräte ziemlich selten sind, können die erwähnten Bruchstücke nicht einfach als in Umarbeitung begriffen bezeichnet werden. Dem erneuten Anbohren kommt vielleicht eine besondere symbolische Bedeutung zu (Altertümer Thüringens, Taf. 6, Nr. 80 und 92; Mitteilungen des Erfurter Altertumsvereins, Heft 13, Taf. 1, Nr. 4).

Die steinzeitlichen „Herdgruben" am Nordabhang des Steigers und am Südabhang des Petersberges bei Erfurt lieferten neben anderem zahlreiche Scherben der Spiralkeramik, und zwar kommt an beiden Stellen der Slomborner und der Plaidter Stil, daneben auch die Stichreihenkeramik vor, während die typische Rössener Keramik mit der eigenartigen Verzierungstechnik bisher nur am Steiger beobachtet wurde. Unter den spiralkeramischen Scherben finden sich auch rotbemalte. Die Bemalung füllt die zwischen den eingeritzten Linien verlaufenden Flächenstreifen aus und tritt nicht als selbständige Verzierung auf. Über die zeitliche Aufeinanderfolge der bandkeramischen Kulturen haben die Funde bei Erfurt bisher keinen sicheren Aufschluß gegeben. Daß aber auch z. B. zwischen den nahestehenden Stilen von Slomborn und Plaidt ein deutlicher kultureller und wohl auch zeitlicher Unterschied besteht, geht aus der Tatsache hervor, daß manchmal Gruben gefunden werden, die ausschließlich Scherben nur von einem dieser Stile enthalten. Das auch beobachtete Durcheinander dieser Stilarten unter sich und mit Stichreihenkeramik wird darauf zurückzuführen sein, daß sich an der Fundstelle mehrere verschiedenen Kulturen angehörende Hausgrundrisse decken. Dagegen konnte einwandfrei festgestellt werden, daß die Schnurkeramiker bei Erfurt sich erst nach dem Abzug

der Bandkeramiker ansiedelten. In einer Herdgrube am Petersberg, die zahlreiche Scherben vom Plaidter Stil enthielt, wurde von mir ein schnurkeramisches Grab gefunden mit einem liegenden Hocker und einer der Hochstufe der Schnurkeramik angehörenden Amphore, einem Feuersteinmesser

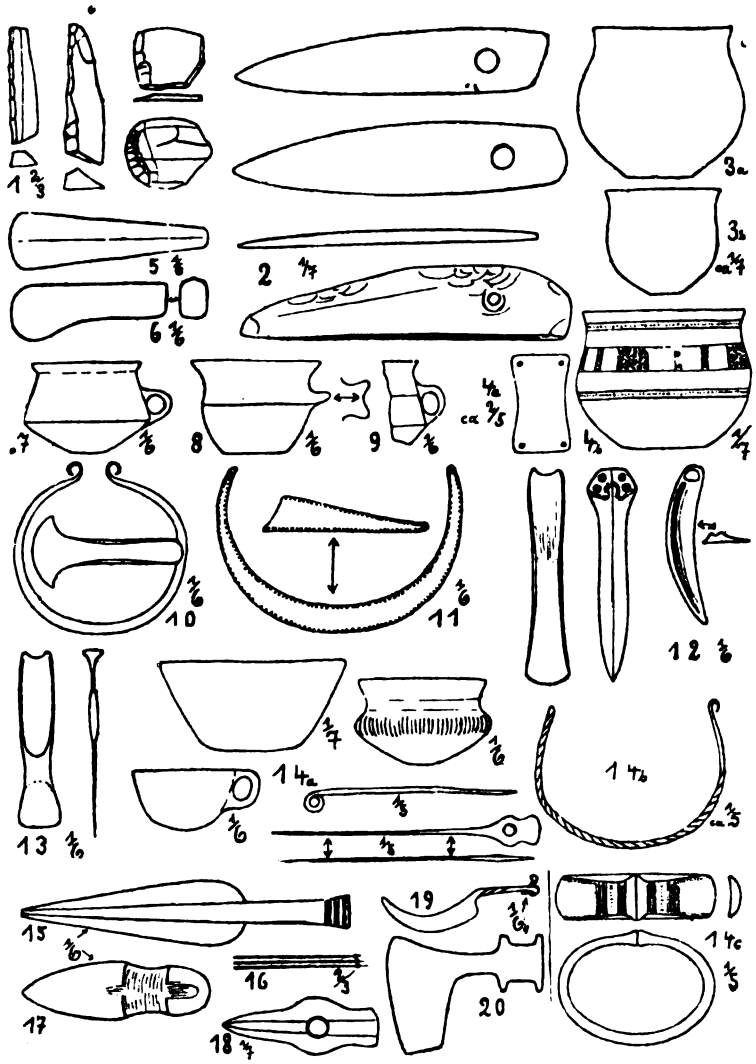


Abb. 1.

und einer als dunkle Masse noch erkennbaren Holzschale als Beigaben. Auf der Tagung des Verbandes deutscher Vorzeitforscher in Weimar (1922) teilte Prof. Amende eine ähnliche Beobachtung aus der Umgebung von Altenburg mit.

Bernburger und Megalithkeramik besitzt die Sammlung vom Bornhög bei Nägelstedt (gesammelt von Stadtarchivar Gutbier in Langensalza).

Auf dem Bornhög ist die Megalithkeramik durch zahlreiche Bruchstücke von Kragenfläschchen vertreten. Die Erfurter Sammlung besitzt vier Stück; ein Stück befindet sich noch in Langensalza (abgebildet in den „Altertümern Thüringens", Taf. 4, Nr. 50); andere mögen noch in den Sammlungen in Berlin und Halle sein. Die mir bekannt gewordenen Bruchstücke haben einen langen steilen Hals, an dessen Grunde ein dünner unverzierter Kragen sitzt, wie es Kossinna von einem Fläschchen aus der Züscher Steinkiste beschreibt (Mannus, Bd. 13, S. 149). Die vom Bornhög stammenden Beile aus Wiedaer Schiefer haben die Form der dicknackigen nordischen Beile mit rechteckigem Querschnitt und scharfen Kanten.

Verhältnismäßig häufig sind bei Erfurt die Überreste der Glockenbechergruppe. Vom Roten Berg bei Erfurt stammen zwei unverzierte Becher (Abb. 1, Nr. 3a, b); ein verzierter befindet sich noch in der Sammlung Sahlender am Roten Berg (Abbildung in der Arbeit Größlers über Glockenbecher). Zu diesen Glockenbecherfunden mögen eine Reihe spitznackiger Beile vom Roten Berg gehören. Von Erfurt-Nord stammt eine einzelne verzierte Scherbe (wohl aus einem Grabe), ein Grabfund mit einer vierfüßigen verzierten Schale in der Sammlung Zschiesche (Museum Halle, Abbildung bei Größler) und ein vom Verfasser aufgedecktes Flachgrab ohne Steinpackung mit einem liegenden Hocker und einem verzierten Becher und einer Daumenschutzplatte als Beigaben (Abb. 1, Nr. 4a, b). Die Mittelzone des Bechers enthält 5 breite und $2 \times 5 = 10$ schmale verzierte Felder. Die verhältnismäßig kleine gewölbte Daumenschutzplatte aus rotbraunem Gestein ist 6 cm lang, in der Mitte 3 cm, an den Enden 3,5 cm breit und 3 mm dick; sie paßt genau an den Mittelhandknochen des Daumens. Aus dem Krämpferfeld bei Erfurt stammt ein Bruchstück einer wahrscheinlich sechsfüßigen verzierten Schale. Ein Grabfund vom Gelände der Zuckerfabrik bei Walschleben, der ein Skelett und einen verzierten Becher enthielt, ist leider zerstört worden.

Bei einem Steinbeil von Frankenhausen, das mir wegen der nach unten verbreiterten Schneide als Nachbildung eines Metallbeils verdächtig erschien, fand ich auf der oberen Schmalseite die Andeutung einer Gußnaht. Durch Vorbilder aus Metall ist wohl auch die im übrigen an nordische Hämmer erinnernde Form eines Hammers von Neudietendorf beeinflußt worden. Unter den im allgemeinen der Bronzezeit zugeschriebenen Rillenhämmern findet sich ein Exemplar von Neunheilingen mit einer auf der Oberseite eingegrabenen Rinne zur Aufnahme eines Spannkeils für die um die Rille laufende Bindung (Abb. 1, Nr. 6, 18, 17).

Die Flachbeile aus Kupfer und Bronze von Issersheilingen, Seehausen bei Frankenhausen, Monraburg, Erfurt und Ingersleben zeigen verschiedene Grade der Verbreiterung der Schneide, der Abnahme der Dicke und der Glättung der Oberfläche. Gerade das der Form nach typologisch zuerst stehende Beil von Issersheilingen enthält ziemlich viel Zinn (ungefähr 7%). Bei dem Kupferbeil von Seehausen läuft die Gußnaht nicht über die Schmal-, sondern über die Breitseiten (Abb. 1, Nr. 5). Ein ziemlich dickes, an der Schneide wenig verbreitertes Beil mit schwachen Randwülsten aus der Umgebung von Kindelbrück besteht aus zinnarmer Bronze (ungefähr 2%). Die Mehrzahl der hier vorhandenen Randbeile gehört dem sächsischen Typus (Aunjetitzer Kultur) an; darunter befindet sich auch ein Stück von Bennewitz, das der Form und Größe nach wohl zu dem bekannten großen Verwahrfund gehören kann, der bei der Entdeckung in mehrere Hände zerstreut wurde. Ferner stammen aus der ältesten Bronzezeit 2 Randbeile und 10 glatte

Halsringe aus einem Verwahrfund von Orlishausen, der ursprünglich 8 Beile und 20 Ringe enthielt, ein Grabfund von Walschleben mit Randbeil und Halsring (Abb. 1, Nr. 10), Aunjetitzer Becher von Erfurt (Andreastor), Erfurt-Nord und ein Bruchstück vom Bornhög bei Nägelstedt (Abb. 1, Nr. 7, 8, 9), dann ein eigenartiger Fund (dem Bericht nach Verwahrfund) vom Südfriedhof bei Erfurt mit meißelförmigem Randbeil (armorikanischer Typus), Dolchklinge mit 4 Nieten und Knopfsichel, an denen man noch die Spuren der Schäftung sieht (Abb. 1, Nr. 12). Den Anfangsperioden der Bronzezeit gehört wahrscheinlich auch ein Halskragen an (Abb. 1, Nr. 11) aus dünnem Kupfer mit Löchern an den Enden und am Rande mit kleinen Buckeln verziert, die von der Rückseite her eingeschlagen sind; er stammt mit einem entsprechend gearbeiteten Gürtel (offener Reif von 80 cm Umfang) vom Bornhög bei Nägelstedt. Den mittleren Perioden der Bronzezeit entstammen

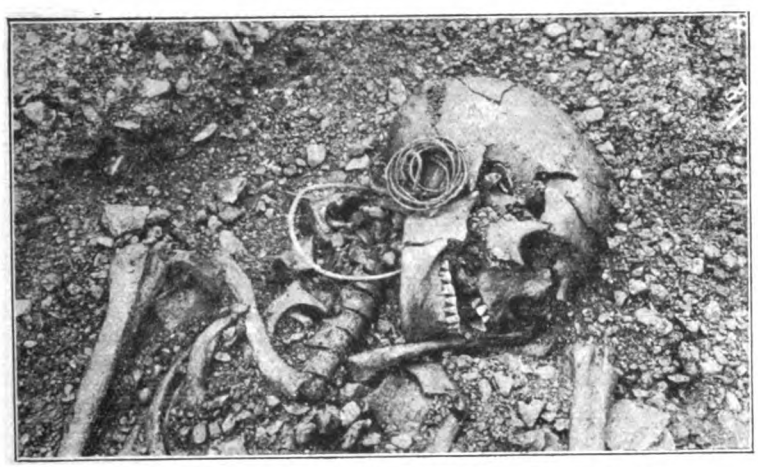


Abb. 2. Gestrecktes Skelett mit Halsring, Ringen am rechten Ohr, Kette am linken Ohr (noch unter dem Schädel). Erfurt, Nordabhang des Steigers. Museum Erfurt.

ein Absatzbeil und eine Nadel mit geschwollenem Hals von Tüngeda (Abb. 1, Nr. 13), wahrscheinlich zusammengehörig, da derartige Stücke in den Hügelgräbern der Perioden II und III am Südabhang des Thüringer Waldes vorkommen; ferner mittelständige Lappenbeile, Halsringe mit einfacher Drehung, zusammenhängende Grabfunde von Allstedt, aus der Umgebung von Langensalza und vom Nordabhang des Steigers bei Erfurt (Abb. 1, Nr. 14 und Abb. 2), Lanzenspitzen, die auch zum Teil schon den jüngeren Perioden angehören (Abb. 1, Nr. 15 von Griesstedt und Mannus, Bd. 13, S. 174), wie sich überhaupt die Thüringer Bronzefunde oft nicht leicht datieren lassen. Die Bemerkung von Niklasson (Mannus, Bd. 15, S. 257), daß das Gräberfeld von Waltersleben der jüngeren Bronzezeit angehören dürfte, ist sicher zutreffend. Ein Tongefäß zeigt deutlich den Einfluß der Lausitzer Keramik (Jahresschr. Bd. 1, Taf. 15, Nr. 3, ein ähnliches von Nohra im Museum Weimar und ein weiteres vom Roten Berg bei Erfurt in der Sammlung Sahlender).

Über das Möriger Schwert von Döllstedt aus Periode V der Bronzezeit hat der Verfasser im Mannus, Bd. 13, S. 172—175 berichtet. Die zahlreichen Zierlinien auf der Schwertklinge sind schon an dem Wachsmodell (vor dem

Guß in der verlorenen Form) mittels einer Schablone eingedrückt worden, die am Schwertrande entlang bewegt wurde. Man bemerkt z. B. an einer Stelle beim Auslaufen dreier Parallellinien auf dieſen in gleicher Höhe eingedrückte Punkte (Abb. 1, Nr. 16). Der Arbeiter hat hier vor dem Ziehen der Linien mit der Schablone das beabſichtigte Ende der Linien angemerkt. Dasſelbe Zeichen findet ſich auf der andern Seite der Klinge in gleicher Höhe.

Aus der *früheſten Eiſenzeit* ſtammen Wendelringe, ein Halsring mit 3 Wendepunkten von Neunheilingen, ein Armring mit 7 Wendepunkten von Elxleben a. d. Gera (Skelettgrab als Nachbeſtattung in einem ſchnurkeramiſchen Grabhügel) und ein Halsring mit 10 Wendepunkten aus einem Brandgrab vom Seeberg bei Gotha. An dieſer Stelle ſind mehrere ſolcher (wohl ſchon germaniſcher) Brandgräber als Nachbeſtattungen in ſchnurkera-

Abb. 3. Grabfund aus der Umgebung von Karthaus in Weſtpreußen. Die Länge des Goldanhängers beträgt 4 cm. Muſeum Erfurt.

miſchen Steinplattengräbern gefunden worden (Mitteilung von Prof. Florſchütz, Gotha). Ein Armring von Henningsleben mit 6 Wendepunkten befindet ſich noch in Erfurter Privatbeſitz. Ein „imitierter" Wendelring (Halsring) ſtammt von Udersleben.

Die *Latènezeit* iſt vertreten durch Leichenbrandurnen von Erfurt-Nord, Gebrauchsgefäße, darunter ein großes Vorratsgefäß, von der Anſiedlung vor dem Andreastor bei Erfurt, Funde aus Urnenfeldern (Spätlatène) von Langenſalza, vom Simmel bei Eiſchleben (Abb. 1, Nr. 19) und von Gispersleben, die *Kaiſerzeit* durch Urnen, Fibeln von verſchiedenen Typen, Griff eines römiſchen Schöpfgefäßes aus verſilberter Bronze mit 11 Stempeln von Oberhof (italieniſcher Import der älteren Kaiſerzeit), Münzen von verſchiedenen Fundſtellen und einen Eimer vom Hemmoorer Typus von Möbisburg (jüngere Kaiſerzeit). Aus Weſtpreußen beſitzt die Sammlung einen gepidiſchen Grabfund mit einem birnförmigen Anhänger aus Gold, zwei Schildarmbändern,

einem Halsbandschließhaken, einer Schnalle, einem dreiteiligen Riemenverbindungsstück und einer späten Fibel mit Rollenkappe aus Bronze, einer kleineren, zweisprossigen Fibel aus Silber, einer großen ovalen Perle aus Bernstein und mehreren kleineren aus Bernstein, Schmelz und Ton (Abb. 3). Der Fundort liegt in der Nähe von Karthaus. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt[1]).

Merowingische Gefäße, Waffen und Schmuckstücke stammen aus Gräbern von Gispersleben (Abb. 1, Nr. 20), vom Anger in Erfurt und vom Simmel bei Eischleben. An slawischen Funden besitzt die Sammlung die Ausbeute der Gräberfelder von Neuschmidtstedt bei Erfurt und vom Windberg bei Bischleben mit eisernen Geräten, Schläfenringen, Hals- und Armringen aus Bronze und Silber, Ohrschmuck aus Silberfiligran mit Vergoldung und Perlen aus Silber, Glas und Ton. An die vor- und frühgeschichtliche Abteilung schließen sich die umfangreichen mittelalterlichen und neuzeitlichen kultur- und kunstgeschichtlichen Sammlungen des Erfurter städtischen Museums an.

[1]) Man möchte glauben, daß dieser Grabfund, der etwa um 150 nach Chr. anzusetzen ist, aus einem der reichen kaiserzeitlichen Grabhügel von Mischischewitz stammt, dem bisher einzigen Orte des Kreises Karthaus, wo sich Gräber dieser Zeit gezeigt haben (vgl. E. Blume, Die germanischen Stämme, Teil II, Mannusbibl. 14, S. 139). G. K.

Ein schwedisches Seitenstück zu einer uckermärkischen Bronzeschmuckplatte.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Von der Hagen hat Mannus Bd. 15, S. 69 eine seltsame kleine spitzovale Bronzeschmuckplatte aus einem mit Steinpackung überdeckten Urnengrabe bei Schmiedeberg, Kr. Angermünde, veröffentlicht, die auf der Rückseite 2 viereckige Stielknöpfe trägt. Ein verschollenes Seitenstück dazu (Abb. 1) konnte ich aus einem Steingrabe in einem Hügel bei Arendsee, Kr. Prenzlau, das in die Periode V der Bronzezeit gehört, nachweisen (ebd. S. 91). Dieses Stück hat nur den Unterschied, daß die Knöpfe rund und die 4 kleinen Randscheiben unmittelbar am Spitzoval sitzen, nicht erst auf einem besonderen kurzen Draht wie bei dem Schmiedeberger Stück. Letzteres könnte daher um ein Kleines älter sein und das zugehörige Grab noch in die Periode IV gehören, wofür auch die reichverzierte Deckschüssel der Urne spricht, da sie „schräg abgedrehten" Rand hat. Ein dem Arendseer Stück vollkommen gleiches ist nun neuerdings auf dem Westgrabfelde bei Svarte Sisiläge Kirchspiel Bjäresjö im südwestlichen Schonen zum Vorschein gekommen. Es handelt sich hier um ein durch wenige Steine geschütztes Grab in älterem Steinhügel, dessen Urne mit einander kreuzenden senkrechten und wagrechten Linien bedeckt ist, einen Mützendeckel trägt und im Innern einen unverzierten Doppelknopf, sowie die fragliche Bronzeplatte barg.

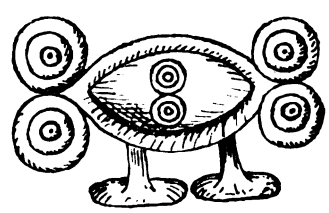


Abb. 1.

Auch dieses Grab gehört klärlich in die Periode V. Veröffentlichung durch Folke Hansen im Fornvännen 1923, S. 129.

Zu meiner Ostgermanenkarte.

Von Gustaf Kossinna.

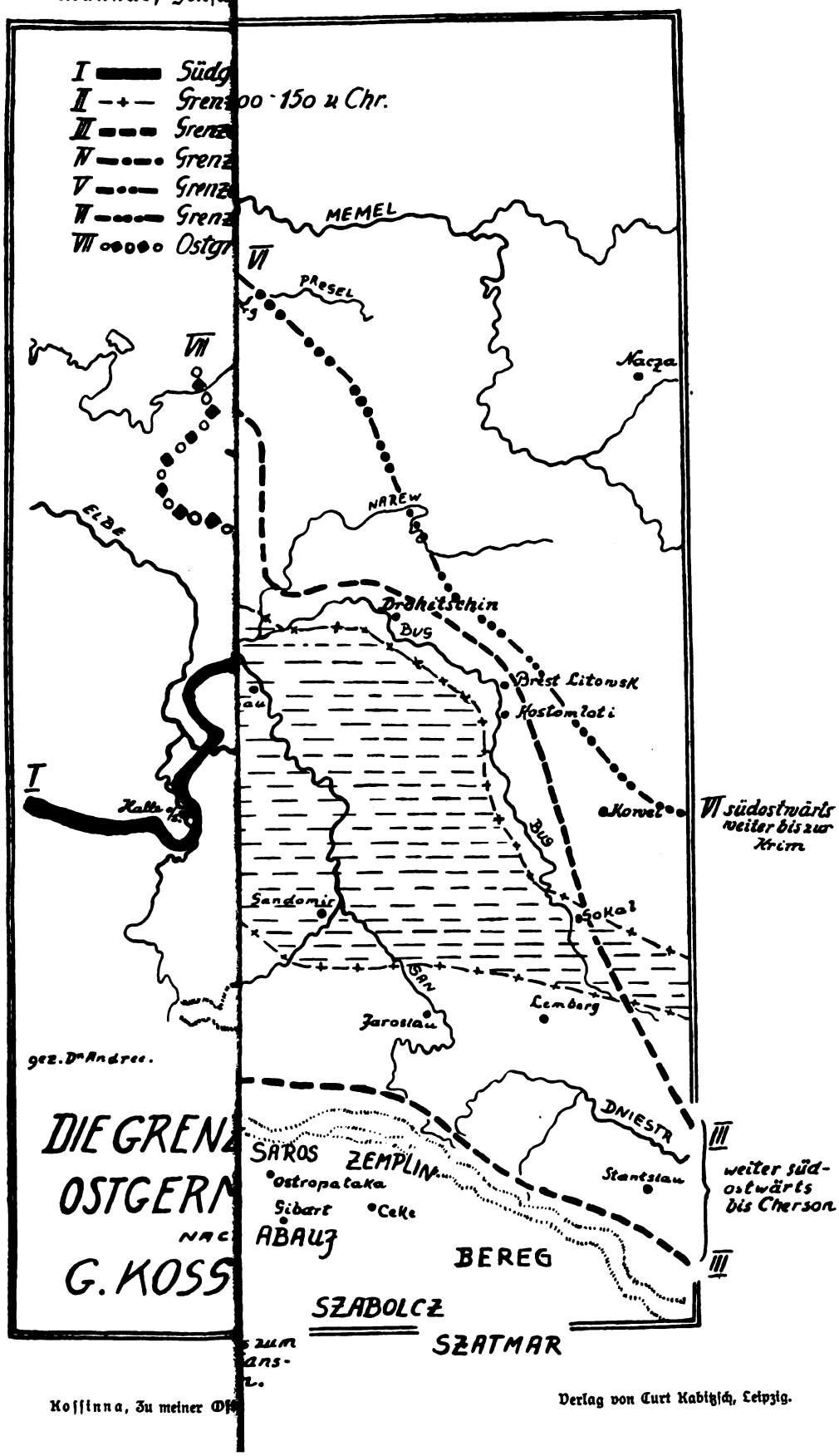
Mit einer Karte und 4 Textabbildungen.

Die Karte, die ich mit einem Begleitwort jetzt der Öffentlichkeit übergebe, hat eine längere Geschichte, denn ihre Anfänge gehen auf die Zeit gleich nach 1905 zurück. Der Gang der Entstehung und Ausbreitung der Ostgermanen, wie ich ihn damals in einer bekannten Abhandlung [1]) zum ersten Male klargelegt hatte, war an sich nicht ganz einfach und mußte in meiner mit der Fülle des Beweisstoffes belasteten Darstellung für den damaligen Leserkreis, der mit meiner Forschungsweise noch zu wenig vertraut war, noch verwickelter erscheinen, als er tatsächlich gewesen ist.

Diesem Übelstande wollte ich dadurch abhelfen, daß ich den Wechsel der Grenzen des ostgermanischen Gebiets durch Niederschlag auf das Landschaftsbild anschaulicher gestaltete. Die hierfür entworfene Karte bot nicht nur eine Darstellung der im Laufe der Jahrhunderte ständig sich ändernden Grenzen der Ostgermanen gegen die Westgermanen, sondern auch die Gründe für meine Anschauung in diesen Fragen durch Einzeichnung der für die Grenzziehung wichtigsten Fundorte, insonderheit soweit ost- und westgermanische Fibeln und ost- und westgermanische Mäandergefäße in unmittelbarer Nähe der Grenzlinien in Betracht kamen. Mein treuester Schüler, der unvergeßliche Erich Blume, leistete mir bei der Einzeichnung der Fundorte selbstlose Hilfe. Zu einer Veröffentlichung dieser Karte ist es aber nie gekommen, auch nicht, als ich durch Begründung des Mannus mir die Möglichkeit dafür geschaffen hatte. Ich fand nicht einmal Zeit, dies in der ersten Auflage der „Herkunft der Germanen" (1911) nachzuholen.

Mittlerweile war mir aber auch klar geworden, daß die Karte in der damals vorliegenden Gestalt nicht veröffentlicht werden könnte, weil sie zu bunt geworden und der Bezug der Fundortzeichen auf die zugehörige Grenzlinie für den Nichtkenner nicht leicht zu erfassen gewesen wäre. Klarheit und Übersichtlichkeit des Kartenbildes ist aber stets mein oberster Grundsatz gewesen. Wir haben ja leider noch neuerdings abschreckend wirkende Beispiele sogenannter Spezialkarten erlebt, die eine derartige Masse von Kulturerscheinungen mehrerer auf einanderfolgender Kulturperioden durch Einzeichnung sämtlicher einschlägiger Fundorte in den verschiedenartigsten Zeichen und Zeichengruppen vorführen wollen, daß auch dem gewiegtesten

[1]) Die verzierten Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen (Zeitschr. f. Ethnologie 1905, S. 369—407).


I Südg
II Grenze 100-150 n Chr.
III Grenz
IV Grenz
V Grenz
VI Grenz
VII Ostgr
MEMEL
PREGEL
Kaczа
NAREW
ELBE
Drohitschin
BUG
Brest Litowsk
Kostomloti
Kowel
VI südostwärts weiter bis zur Krim
Sandomir
Sokal
SAN
Lemberg
Jaroslau
gez. Dr Andree.
DIE GRENZ
OSTGERM
G. KOSS
DNIESTR
III
weiter südostwärts bis Cherson
SAROS
ZEMPLIN
Ostropataka
Stantslau
Sibart
Cekе
ABAUJ
BEREG
SZABOLCZ
SZATMAR

Kenner es zunächst grün und blau vor den Augen wird (obwohl gar keine farbige Karte vorliegt!), bis er dann mit der Lupe bewaffnet unter großer Augenanstrengung und noch größerem Zeitaufwand die Darstellung der Karte allmählich begreift. Von Anschaulichkeit ist da keine Rede. Ich verlange aber von einer archäologischen Karte zu allernächst, daß sie auf den ersten Blick schon ein ungefähres Bild dessen vermittelt, was sie aussagen will, ohne daß es erst mühsamsten Studiums der Einzelheiten bedarf. Denn sonst hat sie ihren Zweck verfehlt und ist besser durch Wortbeschreibung zu ersetzen, am besten durch landschaftlich geordnete Statistik, die zugleich nachgeprüft und späterhin leicht ergänzt werden kann.

So entschloß ich mich, die Fundortseinzeichnung wieder zu streichen. Und in dieser Gestalt sollte die Karte der zweiten, reich auszugestaltenden Auflage meiner amtlichen kleinen Schrift über „Das Weichselland" (1919) beigegeben werden, die 1920 als Band der Mannusbibliothek erscheinen sollte und eine Zeitlang bereits im Voraus angekündigt wurde. Die Karte wurde zwar sogleich klischiert, allein mir fehlte damals leider die Zeit zur Umarbeitung des Textes der Schrift und seit vorigem Jahre mußte wiederum der Verlag der Aufnahme neuer Manuskripte für die Mannusbibliothek Halt gebieten, zumal sie ohnehin noch mit Stoff aus den letzten Jahren überladen war.

So kam die Gefahr einer Veraltung der Karte in drohende Nähe. Eine Veraltung konnte freilich weniger die im Elb- und Odergebiet hinlaufenden Scheidelinien der beiden großen Germanengruppen treffen, als vielmehr die Gebietsumgrenzungen der Ostgermanen nach Osten hin, also besonders das Weichselgebiet. Hier setzte nämlich im alten Kongreßpolen seit 1918 eine äußerst rege archäologische Tätigkeit ein, die sowohl auf Ausgrabungen als auf die bisher hier völlig vernachlässigte Veröffentlichung der Funde sich erstreckt und unter Führung meines einstigen Schülers Kostrzewski in Posen steht. Es kommen hier eine Reihe polnischer Zeitschriften in Betracht, wie die nach vierzigjährigem Schlafe 1920 zu neuem Leben erweckten Warschauer Wiadomości archeologiczne, von denen 1923 unter Leitung von W. Antoniewicz der 8. Band erschien, ferner die Posener Zapiski Muzealne (seit 1917) und der Przegląd archeologiczny, beide von Kostrzewski begründet, endlich die Krakauer Prace i materjały antropol., archeol. i etnogr. Pol. Akad. Um. Krakow, ebenfalls 1920 neubegründet. Weiter ist für das sog. großpolnische Gebiet (Posen) eine zusammenfassende Darstellung Kostrzewskis zu nennen, die jetzt in zweiter vergrößerter Auflage erschienen ist: Wielkopolska w czasach przedhistorycznych, Posen 1923, ein Werk, das im Verein mit den übrigen neuesten archäologischen Forschungen über „Großpolen" überhaupt im nächsten Mannushefte durch Freiherrn v. Richthofen in Breslau seine eingehende Würdigung finden wird.

Leider steht mir selbst hier in Berlin nur ein Teil dieser neuesten polnischen Literatur zur Verfügung; so fehlt mir immer noch, um nur die empfindlichste Lücke zu nennen, die Möglichkeit der Benutzung des genannten Przegląd archeologiczny. Aus der mir zugänglichen polnischen Literatur konnte ich entnehmen, daß ich 1919 in meinem „Weichselland" (S. 19) noch zu zaghaft mich ausgedrückt hatte, als ich schrieb: „Wenn Tacitus gleich im Eingange seiner „unsterblichen" Schrift über die Germanen sagt, von den Wenden würden sie durch gegenseitige Furcht geschieden, so spricht auch dies dafür, daß nicht gleich am Ostufer der Weichsel, sondern erst in einem gemessenen Abstande davon, vielleicht am Bug, die Westgrenze der Slawen lag". Zu dem alten germanischen Fundorte des letzten Jahrhunderts vor. Chr. Kostomlati

am Oſtufer des Bug ſüdlich von Breſt Litowſk geſellt ſich jetzt für dieſelbe Zeit das nordweſtlich von Breſt Litowſk ebenfalls am Oſtufer des Bug gelegene reiche Gräberfeld „Kozarowka" bei Drohitſchin, Gouv. Grodno, etwa am Zuſammenſtoß der beiden Landſchaften Podlachien (nordwärts) und Podleſien (oſtwärts) [1]). Beide Fundorte beſtimmen jetzt den Oſtverlauf der Linie III.

Das Latène-Grabfeld bei Drohitſchin ſetzt ſich nun durch die frühe in die ſpäte Kaiſerzeit hin fort, etwa bis 300 nach Chr., und gibt im Verein mit der Runenlanze aus der Koweler Gegend den Zug der oſtgermaniſchen Oſtgrenze des 3. Jahrh. nach Chr. an (Linie VI).

Ich will hier gleich einfügen, daß die in der Nähe der Grenzlinien befindlichen Namen größerer Ortſchaften nur zu dem Zweck eingezeichnet ſind, daß der Beſchauer ſich leichter zurecht finde, wofür die größeren Flußläufe allein nicht immer genügen. Eine Ausnahme macht nur der Oſt- und Südteil des durch Linie VI umſchloſſenen ſpätkaiſerzeitlichen Gebiets. Hier ſind die

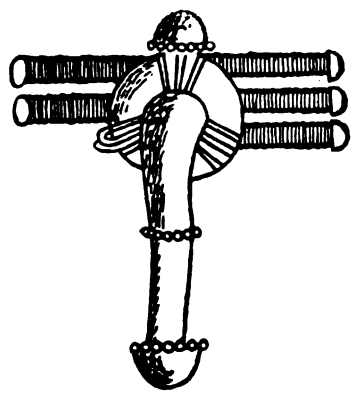


Abb. 1. 1/1 Gr. Nyiregyhaza.

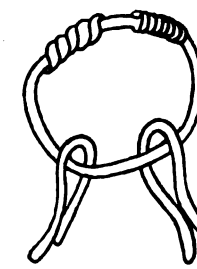


Abb. 2. 1/1 Gr.

genannten Namen Drohitſchin, Koſtomlati und Kowel zugleich als Fundorte wichtig.

Noch mehr iſt dies der Fall in Nordungarn, wo als bedeutſamſte Siedelungen der haſdingiſchen Wandalen die Orte Oſztropataka (Kom. Saros) und Gibart (Kom. Abauj) angegeben worden ſind, während das ebenfalls angegebene Ceke (Kom. Zemplin) entweder auch wandaliſch oder vielleicht eher gepidiſch war. Außerdem ſtehen hier in großer Schrift die Namen der wichtigſten Komitate, in denen haſdingiſche (weſtlich) oder gepidiſche (öſtlich) Funde gemacht worden ſind: Zips, Saros, Zemplin, Bereg, Abauj, Hont, Szabolcs und Szatmar. Die Funde von Bodrog-Latorcza (Kom. Zemplin) [2]) und die von Apa und Bela [Kom. Szatmar [3])] könnten nach Lage der Fundorte vielleicht auch als gepidiſch angeſehen werden, obwohl in Apa und Bela Waffengräber wandaliſcher Art vorliegen. Aus dem Muſeum Nyiregyhaza, Kom. Szabolcs, will ich hier noch den Fund eines reichen Frauengrabes

[1]) Veröffentlicht wurde das Gräberfeld Kozarowka von Zigmunt Szmit: Wiad. arch. Warſchau VI (1921), S. 61—70 und VIII (1923), S. 152—175.

[2]) Bronzefibel mit langer Nadelſcheide, alſo 4. Jahrhundert (Muſ. Budapeſt).

[3]) Die beiden Funde des Kom. Szatmar habe ich bei M. Jahn, Der Reiterſporn S. 122 bekannt gemacht und kurz beſchrieben; ebendort auch Funde des Muſ. Kaſchau (Kom. Abauj) und die größeren Funde von Kanyar und Kelcſe, Kom. Szabolcs.

vorführen, das in der Stadt Nyiregyhaza selbst aufgedeckt worden ist[1]). Der Name des Komitats Bereg mußte eingetragen werden, nachdem kürzlich ein Skelettfund von Ardanowo östlich von Munkacs veröffentlicht worden ist[2]), den ich den in Nordungarn archäologisch sonst nicht feststellbaren Lakringen zuschreibe, jenem Wandalenstamme, der als erster unter den Ostgermanen durch den Vorstoß vom Jahre 167 die germanische Periode des innerhalb des Karpathenkranzes gelegenen Landes einleitete[3]).

Weit größere Schwierigkeiten verursacht die Umgrenzung des Gebiets der früheisenzeitlichen ostgermanischen Gesichtsurnen- und Steinkistenkultur (Linie II).

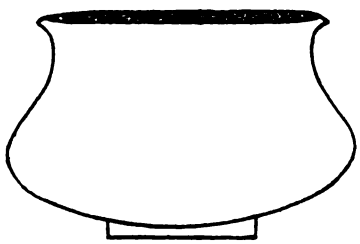


Abb. 3. 1/3. Nyiregyhaza.

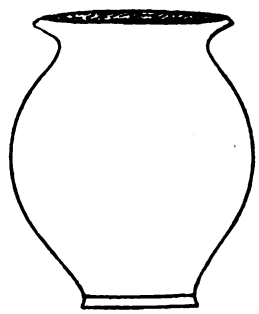


Abb. 4. 1/3.

Aus vergangenen Jahrzehnten ist nur die von Ossowski 1881 veröffentlichte Karte dieses Gebiets zu nennen. In unserem Jahrhundert habe

[1]) Beim Bau der Reiterkaserne kamen im Dezember 1891 in einem Sandhügel neben der Bahn folgende Gegenstände zum Vorschein:

1. eine silberne Dreirollenfibel mit halbrunder Kopfplatte, an der die Nadel und die linke Hälfte der untersten Spiralrolle fehlen, auch ein Teil des Nadelhalters abgebrochen ist (Abb. 1);
2. der fast völlig geschlossene Fuß einer Fibel m. u. S.
3. 6 Bruchstücke eines oder zweier gedrehten Silberhalsringe mit durchlochten Endscheiben, deren zwei sich vorfanden;
4. eine gegossene „helle, harte Metallscheibe" (Spiegel) von 96 mm Dm. und 1 mm Stärke;
5. ein Bronzedrahtring mit umschlungenen Enden und zwei eingehängten Nietklammern (Abb. 2);
6. 3 kubooktaedrische Karneolperlen;
7. 12 goldüberfangene kugelige Glasperlen;
8. 18 weinrote, 16 grasgrüne, 3 weiße, 2 geblich weiße kugelige „Pastaperlen" (Emailperlen);
9. 1 Chalcedonperle;
10. 2 dunkelgraue Drehscheibengefäße aus gut geschlemmtem Ton; das niedrigere (Abb. 3) dickwandig, das höhere (Abb. 4) dünnwandig.

Nachträglich wurde noch ein unverletzter Schädel gefunden. — Alle diese Angaben und Abbildungen erhielt ich 1905 in dankenswerter Weise vom Komitatphysikus Dr. v. Jósa in Nyiregyhaza.

[2]) Serd. Lessek, Epoque primitive de la Russie subcarpatique, S. 41 mit Abb.: an der rechten Seite des Skeletts lag ein sehr breites Schwert, dessen Klinge 2 tiefe Blutrinnen aufweist (ähnlich wie dasjenige aus dem reichen Baumsargfunde des 3. Jahrh. von Wiekau, Kr. Fischhausen: Sitzungsber. d. Prussia 22, Taf. XXXVIII), eine Tüllenpfeilspitze, ein gedrungener Knopfsporn; an der linken Seite eine sehr lange Lanzenspitze, ein geschweiftes Griffangelmesser, ein zweiter Sporn, ein spitzovaler Feuerschlagstein (?).

[3]) C. Diculescu, Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien, 1923 (Mannusbibl. 34), S. 1f., 7, 12, 14.

ich zu verschiedenen Zeiten, 1905 [1]), 1919 [2]), 1921 [3]), auf Grund meiner genauen Fundkenntnis die Grenzen dieser Kultur in Hinterpommern, Posen, Schlesien, Polen, Ostpreußen genau umschrieben und endlich der zweiten Auflage der „Herkunft der Germanen" (1920) eine Kartenskizze hiervon beigegeben. Alle veröffentlichten Funde und die bis in die letzten Jahre vor dem Kriege in die Museen gekommenen noch unveröffentlichten Funde hatte ich in die Kreiskarte des Deutschen Reichs übertragen. Teilweise bestritten wird nun neuerdings meine Entscheidung über die Grenzen in Posen und Polen.

Betrachten wir zunächst Posen-Schlesien. Hier war von mir die Osthälfte des Kreises Filehne zum Gebiet der Steinkistenkultur geschlagen worden auf Grund der Funde von Rosko und Kl. Drensen, die Blumes Posener Katalog von 1909 (S. 58 und 73) brachte. Ebenso der ganze Kreis Birnbaum auf Grund der Funde von Orle, Kulm (poln. Kolno) und Kurnatowitze. Hieran schloß sich südwärts ein fundleeres Gebiet, das die drei Westkreise Schwerin, Meseritz und Bomst einnahm und in einem südostwärts gerichteten leeren Streifen durch die Grenzkreise zwischen Posen und Schlesien sich fortsetzte.

Südlich von Bomst hat von den drei schlesischen Kreisen Grünberg, Freystadt und Glogau der erste nur einen einzigen (Schwarmitz dicht an der Oder), der zweite und dritte gar keinen einschlägigen Fundort in ihren auf dem rechten (nördlichen) Oderufer gelegenen Hälften aufzuweisen; der benachbarte posensche Kreis Fraustadt auch nur einen einzigen, der sich ganz im Norden schon hart an der Grenze des Kr. Schmiegel befindet: Bukwitz. Östlich und südöstlich vom Kr. Fraustadt bleiben die posenschen Kreise Lissa, Rawitsch, Koschmin und Krotoschin fundleer, desgleichen die Osthälfte des schlesischen Kreises Militsch und der posensche Kr. Adelnau bis auf den einen im Südostzipfel gelegenen Fundort: Jankowo przygodzki. Endlich bleibt völlig leer der schlesische Kr. Groß-Wartenberg und der posensche Schildberg, während aus dem südlichen Nachbarkreise Kempen auch nur ein einziger Fundort bekannt ist: Jankow, aus dem anschließenden schlesischen Kreise Kreuzburg keiner. Bei dem einschlägigen nieder- und mittelschlesischen Gebiete **rechts** der Oder spielen die ganz wenigen Funde, die ich aus der Schrift Tackenbergs [4]) von 1922 neu kennen lernte, keine Rolle.

Der leere Strich zieht sich also rechts (nördlich) der Oder durch die Kreise Grünberg, Freystadt, Glogau, Fraustadt, Lissa, Rawitsch, Koschmin, Krotoschin, Militsch-Adelnau, Gr. Wartenberg, Schildberg. Das alte Niederschlesien ist eben fast nur auf dem linken (südlichen) Oderufer, das ehemalige Mittelschlesien vorwiegend auf dem rechten (nördlichen) Oderufer besiedelt gewesen.

Es mag sein, daß ich bei Übertragung von der Kreiskarte in die verkleinerte Karte, die in der „Herkunft der Germanen [2]" veröffentlicht wurde, den siedlungsleeren Raum an der schlesisch-posenschen Grenze ungewollt ein wenig zu groß wiedergegeben habe. Doch kann eine solche Übertreibung

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 387.
[2]) Das Weichselland usw. S. 15.
[3]) Die deutsche Vorgeschichte usw. S. 139.
[4]) Kurt Tackenberg, Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit. Breslau 1922. — Wenn Tackenberg (S. 37) ganz allgemein sagt: „früher nahm man an, daß die neuen Einwanderer mit wenig Ausnahmen an der Oderlinie Halt gemacht hätten" — so kann ein Blick auf meine Karte von 1920 ihm zeigen, daß diese Meinung irrig ist, denn dort geht das Gebiet der Steinkistenkultur in Niederschlesien erheblich auf das linke Ufer hinüber.

sich nur in engen Grenzen halten. Der leere Siedlungsstreifen fällt bei einer Einzeichnung sämtlicher Fundorte um dessentwillen nicht stark ins Auge, weil die Funde in Südposen auch in den besiedelten Kreisen sehr dünn gestreut sind und wie einerseits an der Warthe, so anderseits erst wieder an der Oder sich mehr verdichten.

Soweit hatte ich die Erläuterung zu diesem Teil der Karte niedergeschrieben, als Freiherr v. Richthofen im Verlauf unserer Besprechung über seine obengenannte Abhandlung dankenswerterweise mir ein Verzeichnis von 17 angeblich neu entdeckten Fundorten der Steinkistenkultur in Posen mitteilte, die in dem mir noch unzugänglichen Przegląd archeologiczny von Kostrzewski als bei mir unberücksichtigt zur Ergänzung aufgeführt worden sind. Sechs von diesen 17 Fundorten sind freilich mir längst bekannt und auf meiner Karte auch berücksichtigt worden; nämlich: Kl. Drensen (poln. Dzierzno) und Rosko, Kr. Filehne; Kulm (poln. Kolno) und Kurnatowitze, Kr. Birnbaum; Bukwitz, Kr. Fraustadt, und Jankow przygodzki, Kr. Adelnau (s. oben). Neu dagegen waren mir folgende 11 Fundorte: Sollstein (poln. Wollstein), Gultsch, Miala, Kr. Filehne; Bentschen (poln. Zbąszyn), Kr. Meseritz [1]); Alt Wielzim, Mauche (poln. Mochy), Blotnik (Blotnica), Kr. Bomst; Luschwitz (poln. Wloschakowitz), Kr. Fraustadt; Jutroschin (poln. Jutrosin), Kr. Rawitsch; Gr. Wysocko, Smerdow, Kr. Ostrowo [2]). Den Fundort Czekanow, Kr. Ostrowo, scheint Kostrzewski nicht zu kennen.

Für die Frage des Zwischenraums an der posenschen Südgrenze kommen nur die 7 neuen Fundorte der Kreise Bomst (3), Fraustadt (1), Rawitsch (1), Ostrowo (2) in Frage. Aber nur die drei Fundorte des Kreises Bomst sind als freilich sehr vereinzelte Brückenpfeiler, die ans südliche Oderufer nach den Kreisen Grünberg und Freystadt weit entfernt hinüberweisen, von einigem Belang. Luschwitz, Kr. Fraustadt, liegt unmittelbar bei dem von mir verwerteten Bukwitz, hat also für die Gebietsumgrenzung nicht die geringste Bedeutung. Jutroschin dagegen liegt nahe der Grenze der sonst ganz unbesiedelten Kreise Rawitsch und Krotoschin und verliert sich so im Leeren. Der kleine Kreis Ostrowo endlich liegt gar nicht mehr in dem leeren Gürtel, sondern tritt dem nördlich davon gelegenen Kreise Pleschen an die Seite.

So bleibt trotz alledem ein allerdings bisweilen recht schmales, sich schlangenartig windendes Band teils ganz unbesiedelten, teils fast unbesiedelten Raumes, das durch die Kreise Bomst, Grünberg, Freystadt, Glogau, Fraustadt, Lissa, Rawitsch, Krotoschin, Koschmin, Militsch, Adelnau, Gr. Wartenberg, Schildberg zieht.

Gehen wir von Posen ostwärts nach Kongreßpolen, so wird die Kartierung noch schwieriger, weil hier neuerdings die Funde sich besonders stark vermehrt haben, ohne daß sie in der mir zugänglichen Literatur eine genügend gesteigerte Veröffentlichung erfahren hätten. Hier entspricht meine

[1]) Dieser Fundort ist freilich schon von Blume bekannt gemacht worden (Mannus VII, S. 158), was von mir übersehen worden ist.

[2]) Es war keine ganz geringe Mühe, für die von Kostrzewski allein angeführten polnischen Namen der Fundorte die entsprechenden auf den Karten allein feststellbaren deutschen Ortsnamen zu ermitteln; es ist mir dies indes gelungen, da ich seit Jahrzehnten, obwohl der polnischen Sprache nicht im geringsten mächtig, mit polnischer archäologischer Literatur umzugehen gezwungen war. Ich bin überzeugt, daß die polnischen Herren dies Versteckspiel mit polnischen Ortsnamen nicht etwa üben aus überspannter, unduldsamer Nationaleitelkeit, sondern nur zur Förderung der Wissenschaft, freilich nicht der Vorgeschichtswissenschaft, wohl aber der Sprachwissenschaft. Denn sie wollen damit offenbar uns Deutschen veranlassen, die zungenbrecherischen polnischen Namen aussprechen zu lernen.

frühere Karte allerdings nicht entfernt mehr dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft, ebenſo wenig die etwas weiter gehenden Angaben meiner Schrift „Das Weichſelland" (a. a. O.) falls Koſtrzewſki, woran ich kaum zweifele, mit Recht faſt ganz Kongreßpolen dem oſtgermaniſchen Steinkiſtengebiet einverleiben will[1]). Ohne nähere Kenntnis über etwaige von Koſtrzewſki gegebene Mitteilung neuer Fundorte in Kongreßpolen gebe ich im Folgenden ein aus eigener Literaturbenutzung hervorgegangenes Verzeichnis von Fundorten für Steinkiſten- und Glockengräber in Kongreßpolen und Oſtgalizien; von Kongreßpolen bleibt der bereits auf meiner Karte von 1920 angeſchloſſene Raum zu beiden Seiten der mittleren Weichſel von Thorn aufwärts bis nahe an den Einfluß des Bug unberückſichtigt. Benutzt ſind außer älterer Literatur, wie Oſſowſki, beſonders die neuen Bände der Wiadomości archeologiczne.

1. Südlich der Weichſel, weſtlich vom Zufluß Bzura:

Gouv. Warſchau, Kr. Goſtynin: Trembki; Model.

Gouv. Warſchau, Kr. Kutno: Bußkow bei Zychlin.

Gouv. Warſchau, Kr. Lowicz: Lowicz; Myſlakow.

2. Zwiſchen Prosna und Warthe:

Gouv. Kaliſch, Kr. Kaliſch: Jankow; Majkow; Weſolka (Wiad. arch. V, S. 210f.).

Gouv. Kaliſch, Kr. Turek: Zbilczyca.

3. Zwiſchen Warthe und Pilica:

Gouv. Kaliſch, Kr. Kolo: Blizanow; Kwiatkow.

Gouv. Kaliſch, Kr. Łęczyca: Mißki.

Gouv. Petrikau, Kr. Petrikau: Petrikau.

Gouv. Petrikau bei Nowo Radomſk und Rozprza: Lochynſko (Glockengrab nach Oſſowſki).

4. Zwiſchen Pilica und Weichſel:

Gouv. Radom, Kr. Opatow: Cmielow; Sobotka (Wiad. arch. V, S. 218); Linow (ebd. VIII, S. 47); Glinki (Glockengräber); Gulin-Gulinek (Mater. Krakau. VII, 1904: Glockengrab).

Gouv. Radom, Kr. Sandomir (Wiad. arch. V, S. 218f.): Sandomir; Gory Pieprzowa; Gory Wyſokin; przedmieſcie Krakowka.

Gouv. Radom, Kr. Kozien: Wilczkowice.

Gouv. Radom, Kr. Opoczyn: Wola Zalęczna.

Gouv. Kielce, Kr. Stopnica: Janina (Glockengrab: Koſtrezwſki, Die oſtgerm. Kultur d. Spätlatènezeit. S. 7, Anm. 2).

5. Öſtlich der mittleren Weichſel (von Süd nach Nord): nur Glockengräber.

Gouv. Kielce, Kr. Garwolin: Sniadkow (Wiad. arch. VII, S. 98ff.).

Gouv. Warſchau, Kr. Nowominſk: Redzynſkie am Swieder.

Gouv. Warſchau, Kr. Warſchau: Zeran (Mannus 15, S. 298); Grochowo ſüdlich von Praga; Praga; Dotrzyma bei Warſchau (Kohn und Mehlis I, S. 149ff.).

Gouv. Warſchau, Kr. Plonſk: Smoſzewo.

6. Oſtgalizien (Zyior wiadom. do antrop. Krajowaj. XV, Krakau 1891, Taf. III, 1, Mannus 15, S. 295):

Belzec nördlich von Rawaruſka.

Kamionka Strumilowa am Bug.

Uwiſla am Zbrucz, Kr. Huſiatyn.

[1]) Ich entnehme dies den einſchlägigen Stellen der Abhandlung v. Richthofens „Zur Latènezeit in Oſteuropa" (Mannus 15, S. 295, 298).

Im Anschluß an die nun festgestellte Ausbreitung der Steinkisten- und Glockengräber bis an die Ostgrenze Ostgaliziens gewinnt eine ältere Nachricht, daß sogar noch im benachbarten Wolhynien Steinkistengräber pommerellischer Art beobachtet worden seien, an innerer Wahrscheinlichkeit [1]).

Es ist nun noch meine Aufgabe, die von mir gezogene Grenzlinie dieser Kultur in Ostpreußen und Hinterpommern zu rechtfertigen. Für Ostpreußen erscheint dies um so notwendiger, da man dies Land mit Ausnahme zweier samländischer Fundorte von Gesichtsurnen, zu Rantau und Rauschen, von der Ostgermanenkultur bisher ganz abgesondert hat. Doch schließt das Gebiet der im Westteil Ostpreußens herrschenden Steinkistengräber unmittelbar an das östlich der Weichsel gelegene westpreußische an. Ebenso stimmen die Urnenformen vielfach überein (Flaschenurnen), wenn auch die ostpreußische eingeritzte Linienornamentik sich weit reicher gestaltet zeigt, während wiederum von der plastischen Kunst der pommerellischen Gesichtsurnen sich nur höchst selten etwas in Ostpreußen vorfindet. Kennzeichnend für Ostpreußen sind anfangs Urnen mit Standboden und Schalendeckeln, dann solche mit gewölbtem Boden und durchlochtem Stöpseldeckel, großem geräumigen Henkel, und Rädchenlinien („falsches Schnurornament"); zuweilen erscheint schon der durchbrochene, den ganzen Oberteil der Urne überspannende Henkel („Doppelhenkel"), der sich durch die Latènezeit bis in die späte Kaiserzeit fortsetzt.

Gesichtsurnen sind in Ostpreußen nur in folgenden Fällen festgestellt worden:

1. Powunden, Kr. Pr. Holland [2]).
2. Södersdorf, Kr. Braunsberg: Nasen-Ohren-Urne [3]).
3. Ellershaus bei Sacherau, Kr. Fischhausen: reichverzierte Urne mit zwei eingeritzten Augen [4]).
4. Rantau, Kr. Fischhausen: Nasen-Ohren-Urne [5]).
5. Rauschen, Kr. Fischhausen: Ohrenurne [6]).
6. Sorthenen, Kr. Fischhausen: zwei Urnen mit je 2 Augenlöchern [7]), wie sie von den Gesichtsurnen aus Rauschen, Lubichow, Kr. Pr. Stargard [8]) und Tillitz, Kr. Löbau [9]) her bekannt sind, auch von einem Urnendeckel aus Scharnick, Kr. Rössel [10]), sowie von zwei gesichtslosen Urnen aus Bärwalde, Kr. Fischhausen [11]), und je einer aus Rekau, Kr. Putzig [12]) und Hochwasser, Kr. Neustadt i. Westpr. [13]). Merkwürdig ist, daß sich auch bei einer etwa derselben Zeit angehörigen Doppelkegelurne aus kleiner Steinkiste im Hügel auf Bringvärmöen, Amt Nedenes, in Norwegen sich unterhalb des Randes zwei sehr große umrandete Augenlöcher finden [14]).

---

[1]) Mannus 15, S. 295.
[2]) Powunden: Conwentz, Moorbrücken. Danzig 1898, S. 115: einige Steinkisten und Gesichtsurnen gefunden um 1870.
[3]) Södersdorf: Prussiaberichte 22 (1909), S. 5, Abb. 1.
[4]) Ellershaus: Prussiaberichte 23, I (1914), S. 96ff., Abb. 7 u. Taf. XI, 1.
[5]) Rautau: Korrespbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1890, S. 135f., Abb.; Schriften d. phys.-ök. Ges. SB. 1892, S. 34, Abb.
[6]) Rauschen: Abb. in Prussiaberichte 22, S. 7.
[7]) Sorthenen: Prussiaberichte 23, I, Taf. VII, Abb. I und III.
[8]) Lubichow: Mus. Bericht Danzig f. 1893, S. 30.
[9]) Tillitz: Ebd. 1897, S. 29 u. 32; Berl. Verh. 31, S. 156f.
[10]) Scharnick: Prussiaberichte 23, II, S. 305, Abb. 133.
[11]) Bärwalde: Tischler, Schriften Phys.-ök. Ges. 31, Ta. 1, 14.
[12]) Rekau: Mus. Ber. Danzig f. 1889, S. 10.
[13]) Hochwasser: Ebd. f. 1910/11, S. 24.
[14]) Rygh, Norske Oldsager. Abb. 141.

Steinkistengräber dagegen weist Ostpreußen nicht nur auf dem Zuge längs des Frischen Haffes von Marienburg über Pr. Holland und Braunsberg nach Fischhausen auf, sondern auch im Westteil des Binnenlandes. Beteiligt daran sind, von Süden nach Norden aufgezählt, die Kreise Neidenburg (nur ganz im Westen), Allenstein (nur an der Nordgrenze), Rössel (nur im Westen) (der Kreis Osterode hat nur einen einzigen Fundort ganz an seiner Westgrenze: Sallewen bei Liebemühl), Heilsberg, Mohrungen, Pr. Holland (nur im Westen), Braunsberg (nur im Südwesten), Heiligenbeil, Pr. Eylau, Friedland (nur im Süden), Fischhausen. Hier das Verzeichnis der Fundorte:

1. Neidenburg: Schreibersdorf, Przellenk, Grodtken, Thienhof, Wilmsdorf, Scharnau.

2. Allenstein: Pieskeim, Braunswalde, Gr. Buchwalde.

3. Rössel: Modlehnen, Prossitten, Lautern-See, Scharnick, Kekitten, Ludwigsmühle, Teiskimmen, Rösseler Stadtwald.

4. Heilsberg: Münsterberg, Waltersmühl, Liewenberg, Klotainen, Heiligenfelde, Bleichenbarth, Kiwitten, Schulen, Heilsberg, Raunau, Workeim.

5. Mohrungen: Schwagendorf, Gablauken, Ulpitten, Auer, Gr. Karnitten, Kerpen, Gr. Hanswalde, Woritten, Horn, Himmelforth, Pfeilings, Güldenboden, Reichau, Royen, Gr. Hermenau, Annenhof, Stobnitt, Sorrehnen, Stollen.

6. Pr. Holland: Powunden, Buchwalde, Crossen, Weeskenhof, Neuendorf.

7. Braunsberg: Födersdorf, Schreit.

8. Heiligenbeil: Hammersdorf, Wermten, Pr. Bahnau, Heiligenbeil, Hanswalde, Schlepstein, Schönborn, Schneckenberg bei Balga, Lokehnen, Wolittnick, Patersort.

9. Pr. Eylau: Grünwalde, Gr. Peisten, Schwadtken, Wangnick, Gr. Steegen, Sangnitten, Wormen, Kohsten, Stettinen, Weeskeim, Pr. Eylauer Forst, Kissitten, Stablack, Neuken, Forst Dinge, Moritten.

10. Friedland: Dietrichswalde, Paßlack, Brostkersten, Kl. Söllen, Gr. Söllen, Prauerschitten, Juditten, Glommen.

11. Fischhausen: bietet gegen 90 Fundorte, die namentlich an der Westküste und der Nordküste des Samlandes dicht gedrängt sind.

Dagegen ist schon der den Mittelteil des Samlandes ausmachende Kreis Königsberg völlig leer an dieser Art Gräber. Östlich und südöstlich davon erscheinen Steinkistenhügelgräber einschlägiger Art nur noch als ganz vereinzelte Außenposten im Nordosten des Kr. Wehlau (Drusker Forst: Prussiaberichte 14, S. 13), im Westen des Kr. Sensburg (Kosarken, Milucken, Ribben: Bezzenberger, Analysen S. 64) und bei Lötzen (Klonn, Staßwinnen), was für die Abgrenzung des Hauptgebiets ohne Bedeutung bleibt.

Nun erübrigt es sich noch, den Linienzug für Hinterpommern zu rechtfertigen durch eine Statistik der dortigen Steinkistengräber. Ich führe die Orte der einschlägigen Kreise wiederum an der Hand der Karte an, indem ich von West nach Ost fortschreite, wobei die Funde von Gesichtsurnen durch gesperrte Schrift hervorgehoben werden:

1. Naugard: Wachlin südlich von Massow.

2. Regenwalde: Geiglitz, Grünhof; — Mühlendorf bei Labes.

3. Greifenberg: Treptow a. Rega.

4. Schivelbein: Kreitzig (im Norden).

5. Kolberg: Kolberg, Eickstädtwalde am Kamitzsee, Garrin, Peterfitz.

6. Köslin: Mersin, Maskow, Därsentin, Nedlin, Schwerinsthal, Konikow, Schwessin, Thunow, Streckentiner Wald, Barzlin; — Manow-Seidel.
7. Belgard: Kollatz bei Polzin, Woldisch Tychow a. Persante, Kowalk, Krössin, Muttrin (Ost), Schlemmin (Nord); — Zarnekow (Ost); Redel (Süd).
8. Bublitz: Gust, Zeblin.
9. Neustettin: Blumenwerder bei Tempelburg, Kussow und Storkow bei Lübgust, Neuhagen bei Bärwalde, Neustettin, Persanzig, Streitzig, Kl. Herzberg a. Küddow, Zamborst (Süd); — Friedrichslust bei Lübgust, Marienthron, Steinthal (3 Urnen), Soltnitz, Schottenberg.
10. Schlawe: Schlawe, Altkrakow (Nord), Söllnitz (Süd), Schönenberg (Nord), Drenzig.
11. Rummelsburg: Cremerbruch, Gumenz; — Rummelsburg.
12. Stolp: Stolp, Stolpmünde, Dessin, Kl. Silkow, Lankwitz, Selesen bei Schmölsin, Neu Jugelow, Dombrowe, Gr. Podel, Pottangow, Zechlin, Schurow, Wussecken.
13. Bütow: Strussow; — Strussow (2 Urnen), Bernsdorf, Zerrin, Kl. Pomeiske.
14. Lauenburg: Wobensin, Schlaischow, Schwartow, Obliwitz, Gr. Schwichow, Kamelow, Walddorf, Gnewin; — a) westlich des Meridians von Lauenburg: Charbrow (2 Urnen), Dietzig (mehrere), Koppenow (3), Garzigar (4); b) östlich des Meridians von Lauenburg: Lauenburg (2), Obliwitz, Gr. Borkow, Kl. Borkow (18), Strellentin, Zackenzin (2), Schwartow (12), Gossentin (2), Schwichow; c) ganz östlich: Osseken, Wierschutzin, Kl. Lüblow (4), Gnewin, Gnewinke (2), Hohenfelde (4), Woedtke, Jezow (3), Karczemke bei Roslasin, Dzinceliz (4), Labuhn, Rybienke.

Die Provinz Westpreußen fällt ganz in das Gebiet der Steinkisten-Gesichtsurnenkultur. Nur der südwestlichste Kreis, Deutsch Krone, macht eine Ausnahme, insofern dort Gesichtsurnen überhaupt fehlen und Steinkistengräber nur in seinem östlichsten Drittel erscheinen.

Man sieht aus der obigen Statistik, daß die Ostgermanen, die bereits am Schluß der Bronzezeit ihre Absonderung vom Hauptstamme der norddeutschen Germanen am unteren Oberlauf zu vollziehen beginnen, in der früheisenzeitlichen Steinkistenperiode die hinterpommerschen Kreise Kammin, Greifenhagen, Pyritz, Saatzig, Dramburg völlig, den Kreis Naugard zum allergrößten Teile und vom Kr. Greifenberg die westliche Hälfte geräumt hatten. Dasselbe ist der Fall mit dem in der Periode V der Bronzezeit germanisch gewordenen schmalen Nordstrich der Neumark, der allerdings noch nicht einmal bis zum nördlichen Netzeufer sich erstreckt hatte. Dafür hat sich in dieser Gegend, d. h. in den Kreisen Soldin, Landsberg a. Warthe und Königsberg i. N., sowie westlich der Oder in den Kreisen Lebus und Angermünde, in geringerem Maße auch noch im Oberbarnim, das Gebiet einer mit der ostgermanischen nahe verwandten Kultur herausgebildet, worin der sog. Göritzer Stil II[1]) herrscht. Dieser zeigt sowohl nach Grabritus, worin Steinpackungsgräber herrschen, ganz selten auch einmal Steinkisten vorkommen (solche z. B. zu Jahnsfelde, Kr. Lebus), als nach Form und Verzierungsweise der Urnen (Guirlanden, Rädchentechnik) starke Anklänge an die germanische, besonders die ostgermanische Art. Die im Göritzer Stil II so häufig erscheinenden rohen Bronzehohl-

[1]) Zuerst abgetrennt von dem Göritzer Stil I durch Götze: Die vor- u. frühgesch. Denkm. d. Kr. Lebus. Berlin 1920. S. XII ff.

bommeln in Gestalt breitgedrückter geöhrter Kugeln weisen in dieselbe Richtung, sind allerdings sowohl ost- wie westgermanisch. Kein Zweifel also, daß der Göritzer Stil II eine besondere kleine Germanengruppe kennzeichnet.

Das Zurückweichen der Ostgermanen aus dem westlichen Hinterpommern hängt wahrscheinlich zusammen mit der starken Verdichtung ihrer Siedlungen am linken Ufer der unteren Weichsel. Später, seit dem 6. Jahrh. oder um 500 vor Chr., konnten sie von Weichselknie und von Posen-Schlesien aus bereits über fast ganz Kongreßpolen und bis Ostgalizien hin sich ausdehnen. Das zeigt am deutlichsten die Verbreitung der Glockengräber vom Weichselknie aus teils über Posen, teils, und dies besonders, die Weichsel aufwärts über Kongreßpolen. Man hat diese ostgermanischen Glockengräber mit den westgermanischen in Zusammenhang gebracht und dieses Gedankens kann man sich ja auch nicht gut erwehren. Aber die westlichen Glockengräber sind weit zahlreicher als man bisher angenommen hat und nicht nur auf westgermanischen sondern auch auf illyrischen und sogar auf keltisch-westdeutschem Boden anzutreffen. Ich kenne solche auf germanischem Gebiete aus den Kreisen Wolmirstedt (Sarsleben), Stendal (Lindorf; Baben), Jerichow II (Kabelitz; Molkenberg) in der Altmark, Kr. Westhavelland (Radewege, Butzow) in der Mark und neuerdings auch aus Mecklenburg (Muchow bei Grabow). Illyrisch sind solche Gräber in den Kreisen Belzig (Dahmsdorf), Luckau (Freienwalde), Lebus (Sachsendorf), Liebenwerda (Lönnewitz), Dessau (Kl. Kühnau). Keltisch wäre ein solches Grab aus dem Kreise Friedberg in Oberhessen (Gambach). Näher kann ich diesen Stoff hier nicht behandeln, bemerke jedoch, daß diese westlicheren Gräber durchweg in die Periode IV der Bronzezeit fallen, also um mindestens ein halbes Jahrtausend getrennt sind von den ostgermanischen Glockengräbern, so wie diese zeitlich eingestellt zu werden pflegen.

Durch die erwähnte, naturgemäß ganz allmählich sich vollziehende Auswanderung des mittleren und südlichen Teiles der Steinkisten- und Glockengräber-Leute nach Osten wurde es schließlich dem nordwärts in Westpreußen und Hinterpommern zurückgebliebenen Teile möglich, in das entleerte Gebiet von Posen, Schlesien und Westpolen seit etwa 150—100 vor Chr. einzurücken und dort am Ende der Latènezeit als Wandalen oder Wandilier zu erscheinen. Vielleicht wurden sie zu dieser Umsiedelung teilweise auch durch das Andrängen und Eindringen der nordgermanischen Lemonier, Westburgunden, Rugier, Ostburgunden in die schon halb entleerten Küstengebiete veranlaßt.

Auf diese Weise erklärt sich auch, daß das Ostburgundengebiet vom südlichen Westpreußen aus in das Wandalengebiet in so eigenartig umrissener Grenze sich vorschiebt, daß man sogleich sieht: hier ist ein Stamm — die Wandalen — von seinem alten Gebiet teilweise abgedrängt worden. Ich bleibe also dabei, daß die Wandalen der Latènezeit, — natürlich nur die eigentlichen Wandalen, die späteren Hasdingen, nicht auch die ihnen später äußerlich angeschlossenen nordgermanischen Silingen, die erst um 100 vor Chr. von Seeland aus die Oder aufwärts zogen und zunächst hauptsächlich im Kr. Guben eine neue Heimat fanden, — daß also die Wandalen der Latènezeit die unmittelbaren Bluterben der Steinkistenleute des Nordgebiets dieser Bevölkerung gewesen sind, daß also der Name Wandilier, den ich vor zwei Jahrzehnten für diese Bevölkerung einführte und der bis in die letzten Jahre anstandslos als wissenschaftlich gut begründete Annahme allgemein anerkannt war, doch nicht so unglücklich gewählt war, wie man ihn allerneuestens einschätzen zu müssen glaubt.

Die früheren Auswanderer der Steinkisten- und Glockengräberbevölkerung, die seit etwa 500 vor Chr. die Weichsel aufwärts nach Kongreßpolen, Ostgalizien und Wolhynien zogen, könnten indes sehr wohl zu der Sondergruppe der Basternen sich zusammengeschlossen haben. Denn diesen Spottnamen, der die rassenmäßige Entartung des Stammes geißelt, von der noch Tacitus spricht, kann die zum Bastardvolk gewordene Gruppe erst infolge der Mischung mit „Sarmaten" erhalten haben, also nicht bereits in seinen ostdeutschen Sitzen, sondern erst in Osteuropa. Das scheinen meine Kritiker nicht erwogen zu haben.

Hervorgehoben sei noch, daß nur durch die von mir erschlossene allseitige Umsiedelung der Wandilier, auch innerhalb ihrer alten Sitze, sich die Tatsache erklärt, daß kein einziges ihrer so zahlreichen frühbronzezeitlichen Gräberfelder sich in die Spätlatènezeit fortsetzt, mit Ausnahme einiger Hügelgräber des Samlandes (Radnicken, St. Lorenz, Scardelies-Wald, Sorgenau, Warschken: alle Kr. Fischhausen), worin Latènegräber als Nachbestattungen zu frühbronzezeitlichen Gräbern sich gesellen. Für Westpreußen bedarf es für diesen Punkt allerdings noch einer gründlichen Durchprüfung an der Hand der Museumsakten.

Damit sei die Besprechung des Steinkistengebiets abgeschlossen und der weiter westlich im Oder- und Elbgebiet gezogenen Grenzlinien nur noch kürzer gedacht. Denn hier habe ich eigentlich alle nötige Erklärung schon in meiner Abhandlung über verzierte Eisenlanzenspitzen (1905) gegeben.

Die untere Oder bildet in der Spätlatènezeit (Linie III) wieder die Grenze zwischen Ost- und Westgermanen, aber nun nicht nur von der Mündung aufwärts bis Freienwalde, wie es am Ende der Bronzezeit (um 800 vor Chr.) der Fall war, sondern bis nach Fürstenberg, Ldkr. Guben, oder bis zur Einmündung der Lausitzer Neisse, von wo ab auf dem linken (südlichen) Ufer noch der Kreis Guben dem silingischen Gebiet angehört. Die bisher in der Latènezeit unbesiedelt erscheinenden Kreise Ost- und Weststernberg werden sich früher oder später als wandalisches (hasdingisches) Gebiet erweisen, nachdem kürzlich bereits in Kunersdorf, Kr. Weststernberg, gegenüber Frankfurt a. O. Wandalengräber aufgedeckt worden sind, worüber M. M. Lienau im nächsten Mannusheft berichten wird.

Im ersten Jahrhundert nach Chr. (Linie IV) machen die Westgermanen merkwürdigerweise einen Gegenstoß gegen die Ostgermanen und besetzen, wie die Funde, insbesondere Mäanderurnen und Fibeln, erweisen, einen Strich am rechten (östlichen) Oderufer von Stettin aufwärts bis etwa nach Krossen, von wo aus die Ostgrenze der Westgermanen noch ein Stück den Bober aufwärts zu verfolgen, ohne daß hier ostgermanische Siedlungen sogleich sich anschließen. Die Silingen haben um Chr. Geb. ihr Gebiet an der Lausitzer Neiße nebst angrenzender Oder verlassen und die Wandalen fangen um 100 nach Chr. vielleicht schon an, sich nach Oberschlesien auszudehnen.

Im zweiten Jahrhundert nach Chr. (Linie V) dringen die Ostgermanen jedoch wiederum über die Oder westwärts in Vorpommern und Brandenburg ein, so daß nun ein schmaler Strich am westlichen Oderufer ihnen zufällt. Kräftiger ist ihre Ausdehnung allein an der Odermündung, wo sie im ersten Jahrhundert schon die Insel Wollin besetzt hatten, jetzt aber auch Usedom und Rügen nebst einem schmalen Verbindungsweg zwischen diesen beiden Inseln gewinnen. Hier erleichterten vielleicht Haff und See das Vor-

dringen, während am Oderbett vielfach Sümpfe das Überschreiten des Stromes erschwerten.

Während der späten Kaiserzeit endlich (Linie VI) dringen die Ostgermanen, hauptsächlich Burgunden, bis zu einer Linie Dresden-Berlin vor, die sich nordwärts durch die Uckermark verlängert, um dann westwärts im rechten Winkel nach Schwerin umzubiegen, wo sie mangels klar sprechender Funde vorläufig ins Ungewisse verläuft. Die große Leere, die sich gen Westen an diese Linie anschließt und bis zur Linie VII reicht, bekundet das Abrücken der Westgermanen aus Mittel- und Nordwest-Mecklenburg und fast dem ganzen Westen der Mark Brandenburg.

Betrachtet man die gesamte Entwicklung der Grenze zwischen Ost- und Westgermanen, so muß man den naheliegenden und zunächst ansprechend erscheinenden Gedanken dennoch aufgeben, als könnten die Sümpfe des unteren Odergebiets, die, vorher stark ausgetrocknet, nach dem Klimasturz seit 600 vor Chr. allmählich wieder stark zugenommen haben werden, bei der Grenzbildung eine erhebliche Rolle gespielt haben.

Die allmähliche Verbreitung des germanischen Gesamtvolkes geht in den Perioden der Vorgeschichte wenig nach Süden, fast ausschließlich nach Ost und West, mehr nach Ost als nach West. Erst in der Zeit der Frühgeschichte um Chr. Geb. und dann im 5. und 6. Jahrhundert nach Chr. tritt zu der weiter fortgesetzten Ausdehnung nach West und wiederum noch mehr nach Ost auch ein erhebliches Vordringen nach Süden ein. Die Umgrenzung des gesamten Germanengebiets verläuft aber ständig in einer West-Ostlinie, während die Scheidung der Ost- und Westgermanen naturgemäß in einer Nord-Südlinie sich darstellt.

Wenn ich die Südgrenze der Gesamtgermanen innerhalb der letzten Periode der Bronzezeit in das Kartenbild mit einbezogen habe, so war es nicht der eben erwähnte Gegensatz der West-Ostlinie zur Nord-Südlinie, den ich damit zur Anschauung bringen wollte. Nein, die Einbeziehung der Periode V war um dessentwillen notwendig, weil sich in ihr die Anfänge der Bildung der Ostgermanen einstellen, wie ich seit 1917 in einigen Abhandlungen eingehend nachgewiesen habe [1]).

Anfangs war ich von dieser Feststellung der Tatsache plötzlichen Erscheinens zahlreicher Sondertypen in Halskragen, Armbändern, Fibeln, Mantelschließen, Pferdeschmuck [2]) und Schwertern, sowie gleichzeitigen Fehlens der entsprechenden westlicheren Typen im germanischen Koloniallande östlich der Oder selbst so überrascht, daß ich nur zaghaft wagte, daraus die nötigen stammeskundlichen Folgerungen zu ziehen. Bald aber sah ich klar, daß ich meine alteingewurzelte Meinung, die Anfänge der Ostgermanen mit dem Eintritt

[1]) Mannus VIII, S. 117ff.; IX, S. 160; Das Weichselland.... 1919, S. 14.

[2]) Zum Pferdezaumzeug gehören die in den Schatzfunden der Periode V so häufigen großen bronzenen Buckelscheiben, meist mit innerem Befestigungsring. In dem Gebiete östlich der Persante (Hinterpommern, West- und Ostpreußen, Nordposen) zeigen diese Scheiben aber weit häufiger einen inneren Knopf, als eine Ringöse (Mannus VIII, S. 21f.). Neuerdings sind nun zum ersten Male auch bei Westgermanen solche Scheiben mit Innenknopf zum Vorschein gekommen: 1. Schatzfund Halle a. S. enthielt in einem Henkelkruge 5 talergroße Ösenknöpfe, 10 mit kleinen getriebenen Buckelchen verzierte zusammengebogene Blechröhren und 5 große Buckelscheiben mit Innenknopf (Mus. Halle); 2. Beichlingen, Kr. Eckartsberga, seit Periode V germanisches Gebiet: Weihefund von 2 großen Buckelscheiben, wovon die eine einen Innenbügel, die andere einen Innenknopf besitzt (Mus. Halle). Diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

der Gesichtsurnenkultur gleichzusetzen, aufgeben und diese Anfänge vielmehr in die Periode V der Bronzezeit zurückschieben mußte.

Der Entschluß zu diesem Umlernen aus eigener besserer Erkenntnis wurde mir insofern leichter, als ich von dem Glauben an eine durchgreifende und einflußreiche Beteiligung skandinavischer Volksteile an der Entstehung der Ostgermanen vor der Zeit von 100 vor Chr. mich immer mehr abgewandt hatte. Kein archäologische Zeugnisse lassen sich kaum dafür beibringen, wenn man nicht, wie ich es früher tat, dem nicht einmal gesicherten Gedanken, daß die Bildung der Graburnen in Form von menschlichen Behausungen oder menschlichen Oberkörpern [1]) über Skandinavien nach Pommerellen gekommen sei, unberechtigterweise eine zu große Bedeutung beimißt. Daran kann auch die Übereinstimmung der drei Pfahlhausurnen des Kr. Lauenburg mit dem seit römischer Kaiserzeit nachweisbaren skandinavischen bur nicht viel ändern, zumal die erhaltenen südschwedischen Hausurnen der Periode V der Bronzezeit von ganz anderer Bauart sind. Deswegen kann ein im Punkte kultureller Beeinflussung bedeutungsloses und archäologisch daher nicht faßbares, ganz allmähliches, nicht unbeträchtliches Einsickern skandinavischer Bestandteile in das Küstengebiet der Danziger Bucht zur Zeit der Gesichtsurnenkultur dennoch ganz gut stattgefunden haben. Denn außer den zur Auswanderung südwärts über See treibenden Nöten des Klimasturzes kommt hier die Tatsache ungemein starker Siedlungsdichte des genannten Gebietes und lebhafter Ausstrahlung der Bevölkerung gerade von dort her nach Süden, Westen, Osten.

Ich bleibe also dabei, daß die anfangs naturgemäß noch bescheidenen Gegensätze ost- und westgermanischer Zivilisation bereits in der Schlußperiode der Bronzezeit ihren Anfang nehmen. Wenn ich den Lauf der untersten Oder nicht als Linie I der ostgermanischen Westgrenze auf der Karte bezeichnet, ja ihn als Grenzlinie überhaupt nicht hervorgehoben habe, so war der Grund hierfür lediglich der, daß ich das ohnehin schon dichtgedrängte Netz der Linien nicht noch um eine weitere vermehren wollte.

Ich habe 1919 gesagt [2]), daß die Lösung des germanischen Oststammes von der alten Gemeinschaft der Festlandgermanen zunächst durch die erwähnten zahlreichen Eigenheiten in den Erzeugnissen des Bronzegewerbes sich bekunde. Denn diese Eigenheiten, mögen sie vielfach auch nur unbedeutend hervortreten, beweisen, daß das Gebiet östlich der Oder von nun an seine eigenen Werkmittelpunkte und seine einheimischen Märkte besaß, die ihr Stammesgebiet, aber auch nur dieses mit Waren versorgten. Solche Tatsachen sind das archäologische Kennzeichen für eine in sich zusammengeschlossene und nach außen hin abgeschlossene Stammesgruppe. Wer das nicht anerkennen will, muß es überhaupt aufgeben, aus vorgeschichtlichen Kulturgebieten Stämme und Völker herauszukennen. Wenn also La Baume [3]) den Inhalt meiner eben angeführten Sätze über Werkstätten und Märkte, z. T. sogar wörtlich, wieder abdruckt, ohne freilich seine Quelle anzugeben, und damit eine Widerlegung meiner neuen Ansicht gefunden oder vielmehr, was er freilich auch nicht sagt,

[1]) Die Verbindung des Haus- und des Porträtgedankens tritt zuweilen an ein und derselben Urne auf, so an einigen Gesichtsurnen aus der Danziger Umgebung, die auf dem Bauch eine als Andeutung einer Tür aufzufassende Einritzung eines Rechteckes tragen; vor allem aber an den drei Tür-Gesichturnen aus Eilsdorf, Kr. Oschersleben, denen eine vierte derartige aus einer Steinkiste bei Rietzmeck nahe Steckby a. Elbe, Kr. Zerbst (Mus. Zerbst) zur Seite tritt.

[2]) Das Weichselland... S. 14.

[3]) Vorgeschichte von Westpreußen S. 39f.

die Richtigkeit meiner alten, seit 1917 von mir verworfenen Ansicht über die Anfänge der Ostgermanen bekräftigt zu haben glaubt, so ist das schwer verständlich. Noch eigenartiger berührt es freilich, wenn fachkundige Beurteiler der La Baumeschen Schrift hervorheben, daß in dem genannten Punkte La Baume mir gegenüber eine eigene Ansicht aufgestellt habe, wiederum ohne hinzuzufügen, daß diese Ansicht nichts als meine eigene frühere, nun von mir aufgegebene Ansicht ist.

Es steht damit ähnlich wie mit meiner Ansicht über Nord- und Südindogermanen. Bis zum Jahre 1908 hatte ich daran festgehalten, daß die Kulturen, die ich seitdem als nordindogermanisch bezeichnete, die Megalithkultur und die lange Reihe ihrer Ableger bis auf die schnurkeramische herunter, allein als indogermanisch anzusehen seien, während die Donaukulturen, die ich als erster unter diesem Namen zusammenfaßte, nicht indogermanisch seien. Ich hatte mich ja auch in der bekannten Abhandlung über die „indogermanische Frage" (1902) in diesem Sinne ausgesprochen. Später haben mich verschiedene Erwägungen in dieser Ansicht zunächst schwankend gemacht und schließlich zu der Gleichung geführt, wie ich sie 1908 [1]) geformt habe: nordische Kulturen = Nordindogermanen, Donaukulturen („bandkeramische") = Südindogermanen. Jene Erwägungen waren z. T. archäologischer Art. Dahin gehörte das weite nördliche Vordringen der Donaukultur bis über das Weichselknie bei Thorn hinaus, bis an die Odermündung, bis an die Saalemündung und den Harz. Anderseits das frühe Vordringen indogermanischer Kultureigenheiten nach Südosten: ich denke B. z. an das Megaron der zweiten Stadt bei Hissarlik. Es waren z. T. auch geschichtliche Erwägungen: so wenn bereits um 2000 vor Chr. echt indische, nicht etwa indogermanisch-arische, Personennamen in Vorderasien auftreten. Es waren drittens sprachliche Gründe, die mich umstimmten, denn nach meiner neuen Ansicht schien sich mir die Scheidung der Indogermanen in die beiden Gruppen der Centum- und Satem-Stämme durch vorausgegangene räumliche und kulturelle Absonderung aufs beste zu erklären. Endlich wirkte, wie ich offen bekenne, auch der vielfache, allerdings nur mündlich geäußerte Widerspruch gegen die Ausschließung der Donaukultur aus der Indogermanen-Gemeinschaft zu einem Teile darauf hin, daß jener Umschwung meiner Ansicht Platz griff. Wir Sachleute werden indes, wenn wir ehrlich sind, zugeben müssen, daß zwar die völkische Zugehörigkeit der nordischen Kulturen zum Indogermanentum nach unserer Überzeugung erwiesen ist; dagegen über die Donaukulturen in diesem Punkte höchstens Meinungen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit bestehen, doch keine Beweise.

Was soll man nun dazu sagen, wenn von Sachgenossen, die vielleicht erst oder gar noch kaum die Schulbank drückten, als ich schon meine lange gehegte Überzeugung über das ausschließliche Indogermanentum der Träger der nordischen Kulturen entgegen denen der Donaukulturen aufs bestimmteste verfochten hatte (1902), mir ganz neuerdings in schlecht verhohlenem Tone der Geringschätzung vorgeworfen wird, meine Ansicht (von 1908), daß auch die Träger der Donaukultur Indogermanen seien, gehöre zu den vielfachen Irrtümern, die bewiesen, daß ich nur zu oft nicht imstande wäre, das Richtige zu erkennen, denn ich sähe nicht einmal, daß nur die nordischen Kulturen von Indogermanen geschaffen seien. Auch hier setzt man sich aufs hohe Pferd mit Verkündigung von Gedanken, die von mir bereits vor einem Vierteljahr-

[1]) Mannus I (1909), S. 21f.

hundert gehegt und ausgesprochen worden sind. Ich will es — nebenbei bemerkt — dahingestellt sein lassen, ob ich nicht zu jener meiner alten Auffassung noch einmal zurückkehre.

Ich benutze die Gelegenheit, wo die Indogermanenfrage berührt worden ist, zu einer Mitteilung über meine Karte der drei nordindogermanischen Ausbreitungszüge im Vollneolithikum von Nordostdeutschland über Polen und Südwestrußland, die ich 1910 veröffentlicht habe (Mannus II). Der Stein, von dem diese wichtige Karte abgedruckt worden ist, war aus Unachtsamkeit bald abgeschliffen worden. Als nun der zweite Mannusband vor einigen Jahren völlig vergriffen war und neugedruckt werden mußte, war es nötig, auch die Karte wiederum zu erneuern, was in Ermangelung des Steinklischees durch Abklatschverfahren geschah. Diese Gelegenheit benutzte ich, um die Karte durch die inzwischen neu hinzugekommenen Funde zu ergänzen und auch einige Änderungen vorzunehmen. So sieht man auf dieser 2. Auflage, wie ich sie genannt habe, daß Schlesien nur auf dem westlichen Oderufer nordische Einwanderung aufweist, insonderheit schnurkeramische. Weiter findet der Zug der Kugelflaschen in Südrußland nun am Dniepr sein Ende und verwandte Erscheinungen östlich des Dnieprs sind gestrichen worden, da sie vielmehr der Fatjanowkultur angehören. Über Trichterbecher und Kragenfläschchen in Polen sind ja inzwischen meine besonderen Abhandlungen und Karten erschienen[1]). Die Kugelflaschen sind dagegen 1921[2]) nur bis an die ehemalige preußisch-russische Grenze hin dargestellt worden. Es wird also manchen Fachgenossen angenehm sein zu erfahren, daß der zweite Nordindogermanenzug nach Südrußland, zu dem die Gräber des Kugelflaschenstils gehören, in der 2. Auflage jener Karte (natürlich nicht auch im Texte) auch für Polen möglichst auf den heutigen Stand der Forschung gebracht worden ist[3]), was auch für den dritten Zug, der durch schnurkeramischen Stil gekennzeichnet ist, versucht worden ist.

[1]) Mannus 13 (1921), S. 13ff. und S. 143ff.
[2]) Ebenda, S. 239.
[3]) Von besonderem Werte war nur hier die Abhandlung von Leon Kozłowski: Groby megalityczne na wschod od Odry. Krakau 1921 (Prace i materjały antrop. II), die ihrerseits wieder auf meiner Abhandlung von 1910 (Mannus II) weiterbaut.

Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Zunächst sei hier nachtragsweise mitgeteilt, daß der Hauptvortrag bei der im 15. Bande des Mannus S. 320ff. beschriebenen Sitzung vom 6. Februar 1923 in seinem vollen Wortlaute hier oben S. 119ff. abgedruckt worden ist: Wolfg. Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung bei den Germanen.

Die am 25. Juni 1923 im Universitätsgebäude veranstaltete 2. Sitzung des 15. Jahres eröffnete der Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, mit geschäftlichen Mitteilungen:

1. Die Zahl der Mitglieder ist seit Beginn des Jahres 1923 von 580 auf 640 gestiegen.

2. Der Grund dieser erfreulichen Erscheinung liegt z. T. in der Überzeugung unserer Mitglieder, daß der Mannus weiter in alter Güte fortblühen und nicht bloß ein gequältes Scheinleben führen wird, wie manche andere Zeitschrift, z. B. die römisch-germanische „Germania". Das 2. Doppelheft des Mannus wird schon im Juli erscheinen. Über dem Kostenpunkt schwebt bei der fortschreitenden Geldentwertung noch ein gewisses Dunkel.

3. Auch die Mannusbibliothek gedeiht weiter, ja sie treibt Blüten wie nie zuvor. Die Nummern 30, 31 und 33 sind in diesem Jahre bereits erschienen, 32 und 34 befinden sich im Drucke und 35, das bedeutsame und umfangreiche Werk unseres Mitgliedes Dr. Wolfgang Schultz (Görlitz) über „Zeitrechnung und Weltordnung der arischen Völker", befindet sich wenigstens schon im Satz. Außerdem sind von Nr. 10 (G. Wilke) und Nr. 11 (W. Schulz-Minden) neubearbeitete 2. Auflagen erschienen.

Da ist es nicht wunderbar, wenn Herr H. Koepp zu Frankfurt a. M. in seiner „Germania" am Schluß des 6. Bandes (1922) in einen Jammerton verfällt. Er versteigt sich zu folgender Auslassung: „Was ein Stab tüchtiger Mitarbeiter in Verbindung mit einer treuen Gemeinde von Abnehmern und Lesern und einem rührigen Verleger auch heute noch zu leisten vermögen, das beweisen die Hefte des Mannus und seine stattlichen Beihefte der Mannus-Bibliothek". Zunächst ist hier falsch, daß die Mannusbibliothek „Beihefte" des Mannus darstelle; sie ist vielmehr ein von mir im Verein mit meinem Verlage begründetes und geleitetes ganz selbständiges Sonderunternehmen. Aber der Mannus wird nach Koepp anscheinend nur von einem Stabe von Mitarbeitern nebst einer treuen Gemeinde aufrecht erhalten und geleitet. Sollte Koepp seine eigenen Herausgeberpflichten bei der „Germania" so leichtfertig auffassen und für so geringwertig halten, daß er Ähnliches auch für andere Herausgeber annimmt? Der Erfolg der „Germania" könnte dafür sprechen. Beim Mannus sieht aber doch bereits ein Anfänger in unserer Wissenschaft, daß die unablässige Arbeit des Herausgebers es ist, die dieser Zeitschrift nicht nur ihren Stempel aufdrückt, sondern auch in erster Linie sie aufrecht erhält. Von mehr als einer Seite ist zu mir die Entrüstung laut geworden über den Mangel an Mut, wie an Wahrhaftigkeit und Anstand, der jene Äußerung Koepps kennzeichnet. Aber es ist ja nicht das erste Mal, daß Koepp wie auch andere Mitglieder der „Römisch-Germanischen" Kommission so wenig Lauterkeit wissenschaftlicher Gesinnung bekunden. Koepp meint dann weiter, daß bei dem Gedeihen der Zeitschriften für Vorgeschichte in Berlin wie in Wien die Veröffentlichungen der Römisch-Germanischen Kommission ohne Schaden der Wissenschaft sich auf das römische Gebiet zurückziehen könnten. „Aber wir wollen es trotzdem nicht", fügt er dann hinzu. Wie schade! werden wohl alle ernsten Vorgeschichtsforscher mit mir ausrufen.

4. Als wichtige Änderung im Vorstande ist zu erwähnen, daß der Vorstand an Stelle des verstorbenen Geheimrats Bezzenberger unser allbeliebtes Ausschußmitglied Geheimrat

Kleischer in Berlin zum stellvertretenden Vorsitzer zugewählt hat. Hochgeschätzt sind stets seine Beiträge im Mannus gewesen, gern gehört seine anregenden Vorträge, hoch verehrt seine gewinnende Persönlichkeit. — Ferner ist mitzuteilen, daß unser überlastetes Vorstandsmitglied Regierungsinspektor Snethlage von seinen drei Ämtern das des ersten Schriftführers der Berliner Zweiggesellschaft an unser verdientes Mitglied Buchdruckereibesitzer Mertinat abgetreten hat.

Geheimrat Prof. Dr. Oskar Kleischer hielt dann einen Vortrag über „Vor- und frühgeschichtliche germanische Runen und Schriftsysteme", dessen Inhalt wir im nächsten Hefte mitteilen zu können hoffen.

* * *

Die 3. Sitzung des Jahres 1923 fand am 28. September zur Feier des 65. Geburtstages des 1. Vorsitzers Geheimrats Kossinna im Universitätsgebäude statt.

Professor Dr. Paape als der stellvertretende Vorsitzer der Berliner Zweiggesellschaft feierte den Jubilar in längerer Rede. Geheimrat Kossinna führte in seinem Dankeswort etwa folgendes aus:

Vor 5 Jahren im September 1918, als mein 60. Geburtstag eintrat, wurde er von unserer Gesamtgesellschaft in einer Weise gefeiert, die nicht nur eine höchste Ehrung für mich bedeutete und mich zu tiefstem Danke verpflichtete, sondern die mir noch heute Kopfzerbrechen darüber macht, wie sie eigentlich zustande kommen konnte, in jener Zeit, als wir uns in den letzten Zuckungen des Weltkrieges befanden.

Wir hatten kein Brot, dennoch gab es ein glänzendes Festessen. Die Mitarbeiter des Mannus standen zumeist im Felde oder lagen im Lazarett und dennoch wurde mir eine stattliche, schön gedruckte Festschrift überreicht. Die Zeit war schlimm, schien aber noch nicht hoffnungslos.

Es dauerte dann aber nur noch wenige Wochen und es erfolgte die furchtbare Katastrophe des Waffenstillstands und die noch furchtbarere des 9. November. Seitdem ist, wie unser ganzes Volk, so auch unsere Gesellschaft von Jahr zu Jahr in immer schwierigere Verhältnisse geraten; wir sind aber in unablässiger Arbeit dieser stets wechselnden Schwierigkeiten bisher noch stets Herr geworden; ja der Mannus konnte in den letzten beiden Jahren nahezu verschenkt werden. Und so stieg unsere Mitgliederzahl allmählich auf bald 700. Doch nunmehr scheinen wir fast wieder vor einer Katastrophe zu stehen, wenn nicht vor einer politischen, so doch sicher vor einer wirtschaftlichen. Der Mannusbeitrag betrug zu Beginn des Jahres noch 300 Mk., heute ist er auf eine Million gestiegen und vom 1. ab wird der Mannus wieder so gut wie verschenkt. Denn jedes einstige Dreimarkbuch kostet heute ja über 100 Millionen. Und 100 Millionen wird also das Allermindeste sein, was unser Jahresbeitrag für 1924 wird betragen müssen, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern.

Wird da unsere Gesellschaft weiter standhalten? so lautet die bange Frage.

So bedrückt denn schwerste Sorge das Herz des Vorstandes und besonders das des Herausgebers des Mannus. Und in schlaflosen Nächten möchte manchmal aller Mut dahinsinken.

Bleibt da noch Raum für irgendwelche Gedanken an Feste innerhalb unserer Gesellschaft? und nun gar für Feste so persönlicher Art, wie es ein 65. Geburtstag ist?

Sie werden begreifen, daß mich der Gedanke, den heutigen Tag von unserer Gesellschaft gefeiert zu sehen, zunächst überrascht und fast befremdet hat.

Als mir aber versichert wurde, daß die Feier wissenschaftlichen Charakter tragen sollte, erklärte ich mich nicht nur freudig damit einverstanden, sondern bin von Herzen dankbar für diese Veranstaltung. In erster Linie dem Vorstande unserer Berliner Zweiggesellschaft, der die ganze Sache in die Wege geleitet hat, insbesondere Herrn Prof. Paape. Dann der hochverehrten Rednerin des heutigen Abends, die wir ja heute nicht das erste Mal hören werden, auf deren Vortrag wir alle aufs höchste gespannt sind. Endlich allen Mitgliedern und Gästen, die durch Ihr Kommen den heutigen Abend mitverherrlichen.

Und noch ein anderer Gesichtspunkt ist es, aus dem ich die heutige Feier willkommen heiße, weil von ihm aus das rein Persönliche noch mehr zurücktritt. Es sind nämlich jetzt genau 15 Jahre her, seit ich die ersten wirksamen Schritte tat zur Begründung unserer Gesellschaft, die dann 3 Monate später ins Leben trat.

Wir können heute also auch das 15jährige Jubelfest unserer Gesellschaft feiern!

Möge sie über die furchtbar drohende Klippe des Jahres 1924 hinwegkommen und dann wohlbehalten die hohe See gewinnen. Die täglich sich erneuernde Arbeit an der Gesellschaft und für die Gesellschaft nimmt mir zwar so ungeheuer viel Zeit fort, daß die eigene Forschung und Veröffentlichung schwer darunter leidet. Anderseits ist es aber nicht nur ein Ehrenpunkt für mich, unsere Gesellschaft und den Mannus am Leben und Gedeihen zu erhalten, sondern beide sind mit der Zeit so eng mit meinem ganzen Dasein ver-

wachsen, daß ich es trotz allem als eine große Lücke, eine schmerzliche Leere empfinden müßte, wenn diese geistige Gemeinschaft gelöst würde.

Ich verspreche also, auch in Zukunft meine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß wir Mannus und Mannusgemeinde trotz aller Fährlichkeiten über Wasser halten.

Durch! so heiße auch unsere Losung!

Hierauf hielt Fräulein Dr. Maria Grunewald den Festvortrag: Altgermanische Weltanschauung und deutschchristliche Kunst. Sein Wortlaut ist als 4. Heft des 15. Mannusbandes zu Neujahr 1924 in die Hände unserer Mitglieder gelangt. **G. K.**

Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

In Danzig wurde am 15. August 1923 im Anschluß an einen Vortrag von Geheimrat Kossinna über „Altgermanische Kulturhöhe mit besonderer Rücksicht auf West- und Ostpreußen" die Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte begründet. Die Anregung dazu, die vom Deutschen Vermittlungsdienst (cand. ing. W. Schade) ausging, wurde freudig begrüßt, besonders von den in den letzten Jahren immer zahlreicher gewordenen Freunden unserer Wissenschaft, denen bisher die Möglichkeit fehlte, sich planmäßig und eingehend mit Vorgeschichte zu beschäftigen, wenn auch Professor Stremme im Rahmen des Geologischen Seminars an der Technischen Hochschule und der Unterzeichnete durch Vorträge in den verschiedensten Gesellschaften und Vereinen wie auch durch Führungen und Lehrkurse im Museum nach besten Kräften bemüht waren, Gelegenheiten zur Beschäftigung mit heimischer Vorgeschichte zu bieten. Am 29. August wurde in der ersten geschäftlichen Sitzung die Satzung beraten und angenommen; in den Vorstand wurden gewählt: Museumsdirektor Dr. La Baume als Vorsitzender, Hochschulprofessor Dr. Stremme als Stellvertreter, Polizeikommissar Wagenknecht als Geschäftsführer, cand. ing. W. Schade als Stellvertreter, Hochschulprofessor Ernst Petersen, Studienrat Dr. Rühle und Mittelschullehrer Gerlach als Beisitzer.

Die Gesellschaft, die Ende 1923 schon mehr als 100 Mitglieder zählte, hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens eine lebhafte Tätigkeit entfaltet. Es fanden mehrere Führungen im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte statt, bei denen der Unterzeichnete die neu aufgestellte vorgeschichtliche Sammlung und das Wikingerboot von Baumgart erläuterte, während Dr. Hans Günther an Hand der in der Sammlung aufbewahrten Schädel über die Rassenzugehörigkeit der vorgeschichtlichen Bewohner Westpreußens sprach. In einem Vortrage gab Professor Stremme eine Übersicht über die bis jetzt bekannten Reste des Menschen aus der älteren Steinzeit; in einem zweiten behandelte Dr. La Baume die Arbeitsweise der Vorgeschichtsforschung. Auf Exkursionen wurde den Mitgliedern Gelegenheit geboten, drei Burgwälle in der Umgebung Danzigs zu besichtigen, deren Anlage, Alter und Bedeutung an Ort und Stelle durch den Unterzeichneten erläutert wurde.

Die zahlreichen in Zoppot wohnenden Mitglieder haben sich zu einer eigenen Ortsgruppe unter Vorsitz von Professor Weber zusammengeschlossen.

In schwerer Zeit ist die neue Gesellschaft begründet worden. Dennoch hofft sie, ihre Ziele zu erreichen und dazu mithelfen zu können, daß durch Vertiefung in uraltes germanisches Volksgut deutsches Wesen richtig erkannt und eingeschätzt, Sinn und Verständnis für das Altertum unseres eigenen Volkes geweckt und gefördert werden.

W. La Baume.

Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig.

Im vergangenen Jahre wurde die für die Vorgeschichtliche Abteilung wichtigste und dringendste Maßnahme durchgeführt: die Neuaufstellung der Sammlung. Diese mußte unbedingt eine Trennung von Schausammlung und Studiensammlung mit sich bringen, da der bisherige Zustand unhaltbar geworden war. In Anbetracht dessen, daß weder ein größerer Raum noch eine größere Anzahl Schränke als bisher zur Verfügung standen, war die Aufgabe schwierig; aber sie konnte doch in einer Weise gelöst werden, die vorläufig — bis einmal das Museum in einem Gebäude untergebracht sein wird, wo so viel Raum vorhanden ist, wie es eigentlich braucht — eine wesentliche Besserung bedeutet. Der große Saal im oberen Stockwerk des Grünen Tores, in dem sich die Sammlung befindet, wurde geteilt; zwei Drittel des Raumes bilden nunmehr das Magazin, das, chronologisch und geographisch angeordnet, nur zu Studienzwecken dient; ein Drittel des Saales nimmt die

Schausammlung ein, die dem Publikum zugänglich ist. Diese wurde nach neuzeitlichen Gesichtspunkten aufgestellt, wobei die Notwendigkeit, mit dem gegebenen Raum unbedingt auszukommen, im wesentlichen eine Beschränkung auf die Funde aus der Provinz Westpreußen bedingte. So findet der Besucher des Museums, sei er nun Fachmann oder Laie, das, was er in Danzig, der ehemaligen Hauptstadt Westpreußens, vor allen Dingen erwarten darf: eine Übersicht über die vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Westpreußen.

Die neue Aufstellung bewährte sich aufs beste bei einer Anzahl von Lehrgängen, die vom Unterzeichneten im Laufe des Jahres 1923 zunächst für die Lehrer und Lehrerinnen der höheren Schulen veranstaltet wurden; nicht weniger als 75 Teilnehmer meldeten sich dazu, so daß 5 Kurse abgehalten werden mußten. Ziel und Zweck des Lehrganges war, die Teilnehmer so weit mit den Grundlagen der heimischen Vorgeschichte vertraut zu machen, daß sie in der Lage sind, im Unterricht auf die Vorzeit unseres Volkes einzugehen und ihren Schülern die Schausammlung des Museums bei Besichtigungen zu erläutern.

Als Fortsetzung der „Amtlichen Berichte", die 1915 ihr Erscheinen eingestellt hatten, liegt Nr. 1 der „Mitteilungen" (Vorgeschichtliche Reihe) im Druck vor und wird demnächst in den „Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft" veröffentlicht werden.

W. La Baume.

Bücherbesprechungen.

Dr. **Hans Günther**, Rassenkunde des deutschen Volkes. J. F. Lehmanns Verlag München 1923. 1. Aufl. 440 Textseiten, 334 Abbildungen, 4°. Grundpreis geh. 8 M., geb. 11 M.

„Der Zweck des Buches ist nicht, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen. Sein Bestreben ist vielmehr, den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geschichte zu wecken". Trotz dieses Bekenntnisses des Verfassers kann man wohl sagen, daß das Buch einen recht guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der anthropologischen Wissenschaft, soweit das Gebiet des deutschen Volkes in Betracht kommt, vermittelt. Das besondere Bestreben des Verfassers, der Allgemeinheit die Augen für die rassenmäßige Zusammensetzung des deutschen Volkes zu öffnen, muß mit der größten Freude begrüßt werden, denn es fehlt hier noch an allem und jedem. Die Teilnahmslosigkeit und Naivität des größten Teiles der sogenannten Gebildeten diesen Fragen gegenüber wird vom Verfasser mit Recht gegeißelt. Günther berührt auch die Frage, wie es kommt, daß die Ergebnisse der anthropologischen Wissenschaft kaum über den engsten Kreis der Fachgelehrten hinausgedrungen sind, und meint, es läge daran, daß erstens die Wissenschaft noch zu jung sei, und zweitens daran, daß sie den Menschen etwas sage, was sie nicht hören wollten, nämlich, daß sie fast alle Mischlinge seien.

Diese Erklärung genügt wohl nicht. Wenn eine Sache keinen Erfolg hat, ist es richtig und zweckmäßig, die Schuld zunächst nicht bei anderen sondern in der Sache selbst zu suchen. Ich komme hierauf noch zu sprechen.

Jedes Werk über Rassenkunde muß sich heute noch mit einer Definition des Begriffes „Rasse" abgeben. Günther entscheidet sich dahin: „Eine Rasse stellt sich dar in einer aus Artgleichen bestehenden Menschengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt, d. h. einer Menschengruppe, die sich durch ihre eigentümliche (eignende sagt Günther) Vereinigung körperlicher Merkmale von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet. Zugleich mit der Aufstellung dieser Definition bekennt sich aber Günther zu der Ansicht, daß derartige Menschengruppen als geschlossene Einheiten — in Europa wenigstens — nicht anzutreffen seien. Als vielleicht reine Rasse nennt er nur Eskimos und die ausgestorbenen Tasmanier. Da also eine sinnfällige Erläuterung der Rasse nicht dadurch gegeben werden kann, daß man sagt: „in der und der Gegend wohnt die und die Rasse, geht hin und seht," so befindet sich Günther mit der gesamten wissenschaftlichen Anthropologie in der schwierigen Lage, körperliche Merkmale angeben zu müssen, die sich in einer gemischten Bevölkerung immerhin so häufig geschlossen vererben, daß man sagen kann, sie gehören ursprünglich zusammen und ihr vereintes Auftreten bezeugt ihre Träger als Angehörige dieser oder jener Rasse. Wie sich die Anthropologie aus dieser Schwierigkeit gezogen hat, ist bekannt, sie hat gewisse Maße des Skelettes ins-

besondere des Schädels in ihrem gegenseitigen Verhältnis durch Indizes festgelegt, hat Haar- und Augenfarbe in Skalen eingeordnet und dann bestimmt: wenn dieser Schädelindex, diese Haarfarbe, diese Augenfarbe und vielleicht noch ein anderes Merkmal bei einer Person vereint auftreten, dann ist sie rasserein, wenigstens in ihrem Äußeren, die Seele und die verborgenen Erbanlagen können immer noch teil an einer fremden Rasse haben. Auf diese Weise kommt Günther dazu, daß in Deutschland seiner Ansicht nach „allerhöchstens 10%“ der Bevölkerung rein nordischer Rasse seien. Wenn man die „Erbmassen“ der gesamten in Deutschland wohnenden Bevölkerung abwiegen (oder in Haufen aufmessen?) könnte, so seien 60% nordischer Rasse, 20% ostisch, 15% dinarisch und 2% westisch.

Günther unterscheidet also vier eigentlich europäische Rassen, wobei er sich den meisten Anthropologen anschließt und nur die Bezeichnungen etwas ändert: die nordische (germanische, urkeltische) Rasse, die ostische (turanische, alpine, avernische) Rasse, die westische (mediterrane) Rasse und die dinarische Rasse. Nach einer kurzen Orientierung über das wissenschaftliche Verfahren der heutigen Anthropologie, gibt der Verfasser eingehende Beschreibungen der vier Rassen zunächst in körperlicher, dann auch in seelischer Beziehung.

Sehr zahlreiche Abbildungen erläutern deutlicher als die Worte, was der Verfasser unter den verschiedenen Rassen verstanden wissen will. Wenn man auch in vielen Fällen nicht einverstanden sein mag, diesen oder jenen Kopf unter eine gewisse Rubrik eingeordnet zu finden, so erfreut doch der Mut des Verfassers, seine wissenschaftliche Ansicht so einer öffentlichen Probe zu unterwerfen.

Am wenigsten überzeugend ist meiner Ansicht nach die Darstellung der dinarischen Rasse gelungen, die armenische, kroatische und sogenannte Defregger-Typen unter einen Hut zu bringen unternimmt. Die Bilder sprechen hier mehr gegen als für das Bestehen einer solchen Rasse. Auch das Ostische enthält viel Ungleichartiges. Eigenartig ist die von Günther entwickelte Theorie, das Ostische habe sich aus dem Mongolischen allmählich durch unbewußte Auslese nach Schönheitsrücksichten entwickelt, indem das unter nordischer Bevölkerung gar zu häßlich wirkende breite mongolische Gesicht bei den Heiraten zu kurz gekommen und die Rasse auf diese Weise europäischer geworden sei. Bei der Beschreibung der nordischen Rasse empfindet man am meisten die Schwierigkeit, etwas allgemein gültiges über eine ausgedehnte Bevölkerung zu sagen, ohne gar zu sehr in Widerspruch mit den allgemeinen Anschauungen und auch mit sich selbst zu kommen. Wenn Günther z. B. sagt, bei dem nordischen Menschen weiche die Stirn zurück oder das Hinterhaupt habe eine geringe Höhe, so widerspricht er sich mit den Abb. 17 und 22 ganz deutlich selber. Warum dies geschehen muß, werden wir sehen.

Über die westische Rasse erhält man vielleicht die beste Vorstellung, weil der Hinweis auf spanische und südfranzösische Typen doch immerhin ein ziemlich einheitliches Phantasiebild hervorruft.

Nach dieser Beschreibung wird der Versuch gemacht, die Verteilung der vier Rassen innerhalb des deutschen Sprachgebietes nachzuweisen. Als Grundlage dient dabei im wesentlichen die von Virchow veranlaßte Untersuchung der Haar- und Augenfarbe der Schulkinder. Weiter werden die entsprechenden Verhältnisse für ganz Europa beleuchtet.

Es folgt ein leider nur zu kurzes Eingehen auf die Vererbungstatsachen. Scharf weist Günther die Theorie ab, daß Klima und sonstige Umwelteinflüsse die Rasse beeinflußten, Kreuzung und Auslese seien allein bestimmend.

Ein besonderes Kapitel ist den vorgeschichtlichen Rasseerscheinungen gewidmet. Hier folgt Günther den von Kossinna und Schuchhardt angegebenen Wegen. Das Buch „Alteuropa“ des letzteren, scheint ihm auch in den folgenden Abschnitten über die Griechen, Römer, Kelten und Germanen hauptsächlich gedient zu haben.

Hiermit ist der eigentlich wissenschaftliche Teil des Werkes abgeschlossen, es folgt ein rassenpolitischer Teil, in welchem zunächst die fortschreitende „Entnordung“ der europäischen Menschheit lebhaft beklagt, sodann sehr eindringlich dazu aufgefordert wird, dieser Gefahr nach amerikanischem Vorbild durch staatliche Maßnahmen entgegenzutreten. Dieser Abschnitt ist vielleicht der bestgeschriebene des Buches und wird hoffentlich seine Wirkung tun.

Ein Anhang über das Judentum schließt das ganze Werk.

Wenn ich nach dieser Inhaltsangabe eine Kritik anschließe, so richtet sich diese nicht gegen den verdienstvollen Verfasser des Werkes, sondern gegen die heutige anthropologische Wissenschaft im allgemeinen. Es ist richtig, was Günther sagt, daß die Anthropologie alle anderen Wissenschaften vom Menschen, nicht zum mindesten die Vorgeschichtsforschung, befruchten und zum Teil durchdringen muß, dann ist aber auch zu verlangen, daß sie sich endlich darauf besinnt, daß ohne philosophische Klarheit über die Grundlagen ein fruchtbares Wachsen dieser Wissenschaft nicht möglich ist. Wenn Aristoteles mit religiösen Anschauungen in die Physik des Himmels hineinpfuschte, so dünken wir uns über einen solchen, übrigens 2000 Jahre im Schwung gewesenen Unfug erhaben, machen es aber nicht besser,

wenn wir mit mechanisch mathematischen Hilfsmitteln in der organischen Welt Klarheit zu gewinnen hoffen. Es ist ein Grundfehler, die menschliche Gestalt durch Zahlen ergründen zu wollen. Günther fordert sehr richtig „das reine bildnerische Sehen" und es ist tatsächlich das einzige aber auch ausreichende Hilfsmittel, das wir in der Rassenforschung benutzen können. Haben wir auf diese We se Rasse-Tatsachen festgestellt, so mögen immerhin Messungen nachfolgen, sie werden aber dann nur noch spielerischen Wert haben.

Die Vererbungslehre ist in dieser Hinsicht der Anthropologie ebenbürtig. Mit ihren vererbbaren „Merkmalen und Eigenschaften" zerhackt sie die menschliche Gestalt wie mit Fleischermessern und nach ihr zu schließen wäre der Mensch eine Art Heringssalat aus Ingredienzien der verschiedensten Herkunft. Manche Vertreter dieser Wissenschaft haben die noch etwas sonderbarere Ansicht, als ob die Vererbung einer allgemeinen durch nichts charakterisierten Gestalt des Menschen zunächst selbstverständlich sei und daß jener „Merkmale und Eigenschaften" wie Etiketten zur besseren Unterscheidung angeheftet wären.

Demgegenüber mag auch an dieser Stelle die Forderung erhoben werden, organische Wesen nur nach organischen Gesetzen zu beurteilen, das heißt sie als geschlossene Einheiten unter sich durchaus bedingter Teile anzusehen und wenn uns die Vererbungstatsachen zwingen, eine Zerlegung und Vereinigung von Teilen anzuerkennen, auch diese Teile als organische Einheiten trotzdem festzuhalten. Wäre dies nicht der Fall, wie sollte dann überhaupt in jedem Einzelfall eine vollständige Vererbung aller Glieder und Bestandteile der menschlichen Gestalt denkbar sein? Ich fürchte, hier hat unsere Wissenschaft Denkfehler begangen, über die spätere Geschlechter nicht aufhören werden, sich zu verwundern.

Dieses harte Urteil wird der unterschreiben, der wie ich durch eigene Beobachtung gefunden hat, worüber die Anthropologie und auch das Günthersche Buch vollständig schweigt und doch wohl nur deshalb schweigt, weil sie es selbst noch nicht gesehen hat, nämlich daß es allerwärts „artgleiche Menschengruppen" gibt nach der Güntherschen Definition, daß diese aber nicht die Rassen sind, sondern die Volksstämme. Die Wissenschaft hat hier tatsächlich den Wald vor Bäumen nicht gesehen.

Es würde hier zu weit führen, die ganze Gegensätzlichkeit der Auffassungen zu beleuchten. Daher nur Stichproben. Günther sagt, daß in Deutschland zerstreut höchstens 10% rein nordischer Menschen wohnten. Ich nehme dagegen einen beliebigen Volksstamm, den westfälischen oder sonst einen, und sehe, daß vielleicht auf 10000 qkm eine durchweg gleichartige Bevölkerung wohnt. Welchen von den Westfalen soll ich dann als nordisch und welchen als nicht nordisch bezeichnen? Habe ich nämlich erst einmal die typische Form des Westfalenschädels erschaut, so machen mich die Variationen der Indexzahlen nicht mehr irre, wie den auf Zahlen sich stützenden Anthropologen. Denn daß Variationen in den Maßen vorkommen, muß der Anthropologe zugeben, er kann aber nicht, ohne rein willkürlich zu erfahren, eine Grenze dieser Variationen festsetzen. Das geschulte Auge setzt aber die Grenze selbst da, wo nach den Indexzahlen keine Notwendigkeit vorzuliegen scheint. Gegenüber solchen gleichartigen Stämmen zerflattert der künstliche Rassenbegriff in alle Winde und statt dessen erhebt sich ein neuer, auf festerer Grundlage.

Es müßte doch zum Nachdenken Anlaß geben, daß die Rassenkarte Afrikas ein sauberes Mosaik von Völkerstämmen ist, während die von Europa eine Sudelei von 4 durcheinander laufenden Farben sein soll? Entspricht dies wirklich den Tatsachen oder ist der Unterschied nicht vielleicht darauf zurückzuführen, daß man an die Erforschung Afrikas ohne vorgefaßte Rassebegriffe herangegangen ist und die Tatsachen getreu wiedergegeben hat, während man in Europa vor lauter Theorie nicht bis zur Wirklichkeit vorgedrungen ist? Die andere Erklärung, daß in Afrika geringere Verschiebungen auf rassischem Gebiet vorgekommen seien, ist angesichts der viel bewegteren Geschichte dieses Erdteiles und angesichts der dort vorhandenen Sklaverei nicht haltbar.

Die für Europa bisher geltende Rassentheorie ist ein Prokrustesbett gefährlichster Art. Betrachtet man z. B. in Günthers Werk auf S. 42—43 die als vorwiegend nordisch bezeichneten Typen, so hat man den Eindruck, als ob hier doch sehr verschiedenes vereinigt sei, was zum Teil nicht einmal den Anspruch erheben kann, wenigstens deutsch, wenn auch nicht nordisch auszusehen. Auf S. 40 und 41 sind dagegen Typen dargestellt, die jeder ohne weiteres als von reiner deutscher Rasse anerkennen wird, aber bei diesen Typen wird ein Kenner deutscher Volksstämme herausfinden, daß auch sie keineswegs einheitlich sind, sondern daß hier Vertreter von fünf verschiedenen Stämmen vorhanden sind — nur 23 und 26 könnten ein und demselben Stamm angehören —, 21 und 22 sind außerordentlich verschiedenen Stammes. Daß auf anderen Blättern die Komponisten Schubert und Schumann, Luther, Helmholtz, Ibsen und — Poincaré gleicherweise als ostisch-nordisch bezeichnet werden, ist bei dem ausgeprägten Stammescharakter dieser Köpfe ebenfalls ein Beweis gegen die Theorie.

Eine zukünftige Wissenschaft muß, wie die Afrikaforscher es getan haben, zunächst einmal die Volksstämme feststellen, das ist, wie ich in Nord- und Süddeutschland gleicherweise erfahren habe, ohne Schwierigkeit möglich. Die örtlichen Grenzen sind äußerst scharf gezogen. Wer in dieser Beziehung einer Autorität bedarf, möge in Goethes Werken nachlesen. Der Beginn der italienischen Reise und sein Tagebuch von der Göttinger Reise gibt diesem großen Naturforscher Gelegenheit, auch in dieser Beziehung seine Beobachtungsgabe zu beweisen. So sagt er in dem Tagebuch von 1801 auf der Fahrt von Weimar nach Göttingen: „Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechslung der Landesart bemerken... Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten". Nach diesen unerläßlichen Vorarbeiten wird man sich erst die Frage vorlegen können: welche Volksstämme lassen sich zu einer größeren Rasseeinheit zusammenfassen? Es wird mit Benützung der Beobachtungen aus der Zellenlehre und den großen Tatsachen der geistigen Welt nicht unmöglich sein, auch natürliche Rassen festzustellen, wie man ja in der Tierwelt wohl mit Recht z. B. die Spechte, Lerchen, Drosseln zu Familien vereinigt; obwohl die einzelnen Arten ganz für sich getrennt leben.

Die Vorgeschichtsforschung wird gewiß diesen Gedanken verwerten müssen und meines Erachtens gern aufnehmen. Es muß früher ebenso wie heute scharf gesonderte aber doch gruppenweise zusammengehörige Volksstämme gegeben haben; und höchste Aufgabe würde es sein, von den jetzt feststellbaren Stämmen über die Namen der Völkerwanderung bis in die vorgeschichtliche Zeit die verbindenden Brücken zu schlagen.

Hannover. **H. A. Prietze.**

Oscar Almgren und **Birger Nerman,** Die ältere Eisenzeit Gotlands. Heft 2, Stockholm 1923. 96 Seiten, 28 Tafeln und 128 Textabbildungen.

Mit diesem stattlichen Bande hat das groß angelegte Werk, dessen ersten Teil ich im Mannus VII, S. 201—204 angezeigt habe, einen würdigen Abschluß gefunden. Beschrieb das erste, von Almgren allein verfaßte Heft die Funde von acht Jahrhunderten (600 vor Chr. bis 200 nach Chr.), so enthält der jetzt herausgekommene stärkere Teil außer zwei Sonderabschnitten über römische Münzen und kaiserzeitliche Waffen nur den Kulturnachlaß zweier Jahrhunderte (200—400 nach Chr.), ein Beweis, wie formenreich die späte Kaiserzeit Gotlands ist. Die Verfasser schließen sich der Periodengliederung von Montelius an, vertiefen sie aber durch genauere Unterteilung. Sie zerlegen die Periode V (späte Kaiserzeit) in eine kleine Frühstufe (etwa 200—250), der die Hauptstufe V, 1 (250—350) und eine kurze Schlußstufe V, 2 (350—400) folgen. Die Vorführung des Fundstoffes in Bild und Schrift ist ebenso mustergültig wie im ersten Teil.

In der Frühstufe Gotlands scheint sich der gotische Kulturstrom aus Südrußland noch nicht bemerkbar zu machen, der nach den Verfassern erst in der Hauptstufe mit dem Auftreten der Fibeln mit umgeschlagenem Fuß voll einsetzt. Ost- und Westpreußen vermitteln diese Kulturbeziehungen. In der Schlußstufe bricht der Südverkehr wieder ab, westliche Einflüsse treten allmählich an seine Stelle. Unter dem Schmuck spielen neben Fibeln Ringe die Hauptrolle. Zahlreiche Finger-, Arm- und Halsringe aus Gold und Silber[1]) bezeugen außer den massenhaften Funden von Silbermünzen den Reichtum der Insel, die schon damals ein wichtiger Handelsmittelpunkt war. Eine eigenartige Mischform bildet das Armband aus dem Depotfund von Bolarfve (Abb. 367 und im Text Abb. 108). Es gehört zu der preußischen Gruppe der Schildarmbänder[2]), steht aber durch die Ausführung in Gold und die Ausbildung von Augen unter dem Einfluß der skandinavischen Schlangenkopfspiralen. Außer dem gotländischen sind noch 3 Schildarmbänder aus Schweden bekannt! Aus dem reichen Formenschatz der übrigen Grabbeigaben hebe ich nur einiges hervor. Von großem Wert für die germanische Tracht sind die unscheinbaren Haken und Ösen (Abb. 413—415, 561—565), die an den Unterarmen und Unterschenkeln von Skeletten in mehreren Paaren übereinander gefunden werden. Sie dienten dazu, die langen Ärmel der Röcke und die langen Hosen, wie sie aus den gleichzeitigen Moorfunden bekannt sind, unten fest zu schließen,

[1]) Selbst um den Leib wurden goldene Ringe geschlungen.

[2]) Die Verfasser folgen S. 73 Blume in der Vereinigung zweier Ringarten unter dem Namen „Schlangenkopfarmringe", die Kossinna im Mannus XIV, S. 132 klar geschieden hat. Die bronzenen oder silbernen Schildarmbänder, wie sie Kossinna jetzt nennt, die in West- und Ostpreußen heimisch sind und schon im 2. Jahrh. nach Chr. beginnen, haben keine eigentlichen Tierköpfe. Sie sind scharf zu trennen von den erst im 3. Jahrh. nach Chr. aufkommenden skandinavischen goldenen Schlangenkopfarmspiralen. Das späte gotländische Schildarmband bildet dadurch, daß es als Einzelstück die Augen der skandinavischen Gruppe übernommen hat, doch keinen Beweis für einen „Zusammenhang" beider Ringarten und keinen Grund, sie zu einer Gruppe zusammenzufassen.

und geben uns eine willkommene Erklärung für die in den Thorsberger Ärmeln unten angebrachten Schlitze. Die gotländischen Truhen haben eine Schloßkonstruktion, die stark von der sonst üblichen abweicht. Die Schloßfedern haben ganz andere Gestalt und schnappen in eine eigentümliche Federhülse ein (vgl. die Rekonstruktion auf S. 80). Ganz lokale Prägung hat wieder die Keramik, die sehr üppige Muster aufweist und z. T. in Rädchen- und Stempeltechnik verziert ist. Sie bildet in der späten Kaiserzeit ein wichtiges Hilfsmittel für die Zeitbestimmung der Funde. In der Schlußstufe dieser Periode fällt die Vorliebe für durchbrochene Schmuckbleche aller Art auf, deren langgestielte Gittermuster am häufigsten an allen Bestandteilen des Gürtels, aber auch auf Schwertscheidenbeschlägen vorkommen. Die Begräbnisformen sind die gleichen wie früher: Unter flachen Hügeln, meist in Steinkisten, Skelette mit dem Kopfe nach Norden liegend, daneben aber auch Brandgräber.

Unter den Waffenfunden befinden sich ein verziertes einschneidiges Schwert, ein zweischneidiges Schwert mit Goldeinlage, ein anderes mit Fabrikantenstempel und nicht weniger als sieben verzierte Lanzenspitzen mit gepunzten, silbertauschierten und mit rotem Email eingelegten (!) Mustern. Am wichtigsten ist eine Lanzenspitze mit noch nicht gedeuteter Runeninschrift aus Mos, die vierte bisher bekannt gewordene Runenlanze.

Eine besonders tiefgründige Behandlung erfahren die in Gotland eingeführten römischen Münzen der Kaiserzeit. Mehr als 5000 Denare, nur eine Goldmünze und 2 Bronzemünzen sind bisher dort gefunden worden. Die beträchtliche Anzahl von Denar-Schatzfunden können die Verfasser auf Grund der jüngsten Münzen (Schlußpunkt des Schatzes) und des Höhepunktes (Zeit der häufigsten Münzen) jedes Schatzes in 3 verschieden alte Gruppen zerteilen. Die Gesamtzeit der Denareinfuhr betrug nach ihren Ausführungen noch nicht ein Vierteljahrhundert (von 175—196 nach Chr.). Die Münzeneinfuhr fand also hier in Ostgermanien später und infolge anderer Ursachen statt als in Westgermanien. Sie wird nicht mehr mit den Markomannenkämpfen in Verbindung gebracht, sondern mit dem friedlichen Handel der Goten und Römer begründet. Eine Schwierigkeit liegt nun darin, daß dieser den Goten zugeschriebene Münzstrom mehr als 50 Jahre früher aufhört, nach Norden zu fließen, als der südrussisch-gotische Kulturstrom in Gotland anlangt. Die Verfasser lassen daher die Goten zur Zeit der Münzeneinfuhr noch nordöstlich der Karpathen sitzen und „wahrscheinlich unter Vermittelung... der Basternen friedliche Handelsbeziehungen mit den Römern anknüpfen", an denen die Einwohner Gotlands lebhaft beteiligt waren. Den Abbruch der Münzeneinfuhr verursachte nicht die römische Münzverschlechterung, auch nicht etwa das Aufkommen von Tauschhandel an Stelle des Geldverkehrs, wie Regling glaubte, sondern die Verschlechterung der Beziehungen zwischen Goten und Römern, Sperrung der Grenzen des römischen Reiches und kriegerische Verwicklungen. Unsere Kenntnis der germanischen Verhältnisse in Südosteuropa ist bisher so ungenügend, daß Sicherheit in diesen Fragen wohl vorerst nicht zu erlangen ist. Trotzdem sind solche ernsthaften Erklärungsversuche für den Fortgang der Forschung fördernd und anregend, auch wenn sie sich in Zukunft nicht halten lassen sollten. Ein ungelöstes Rätsel ist auch noch die Lage des Herstellungsgebietes der germanischen Nachprägungen römischer Kaiserzeitmünzen, von denen in Gotland 16 Stück, im übrigen Germanien nur noch 4 Stück aus der Provinz Posen nachgewiesen worden sind.

In einem Schlußkapitel werden die Hauptergebnisse des Werkes über die Kultur- und Besiedlungsverhältnisse der Insel übersichtlich zusammengefaßt und in den Rahmen der nordeuropäischen Kulturgeschichte eingeordnet. Als wichtiges Ergebnis für die germanische Frühgeschichte ist besonders der sichere Nachweis der Urheimat der Goten hervorzuheben (S. 140f.), über die Nerman eingehender im Fornvännen 1923, S. 165—182 (Goternas äldsta hem) handelt. Durch genaue Prüfung der geschichtlichen und archäologischen Quellen weist Nerman nach, daß die Goten, die um Christi Geburt nach Ost- und Westpreußen einwanderten, nicht, wie Kossinna zuerst annahm, von Gotland stammten, sondern vom schwedischen Festland (Wester- und Östergötland) herkamen. Da Gotland während der ganzen älteren Eisenzeit die meisten Funde Schwedens geliefert hat und da die Verfasser fast ständig den übrigen schwedischen Fundstoff mit heranziehen, bildet das Werk für die behandelten Perioden einen Atlas von ähnlicher Bedeutung wie S. Müllers Ordning af Danmarks Oldsager (1895). Vor dieser epochemachenden Leistung besitzt das gotländische Album überdies noch den schwerwiegenden Vorteil, daß durch eine große Zahl sorgfältig und übersichtlich angelegter Tabellen dem Leser ein genauer Einblick in 414 geschlossene Funde gestattet und so der Forschung jederzeit die Nachprüfung aller Einzelheiten ermöglicht wird. Möge dieser überaus gediegene Niederschlag jahrzehntelangen, emsigsten und sachkundigsten Gelehrtenfleißes unserer Forschung ein leuchtendes Vorbild und eine stete Quelle neuer Erkenntnis werden.

Breslau, im November 1923. **M. Jahn.**

Paul Vouga, La Tène. Monographie de la station publiée au nom de la commission des fouilles de La Tène. Leipzig 1923. 170 Seiten, 50 Tafeln, 2 Pläne und 12 Textabbildungen.

Die weltbekannte, für die Geschichte der Vorgeschichtsforschung so bedeutungsvolle Fundstätte am Neuenburger See hat eine abschließende, sorgfältige und reich ausgestattete Behandlung erfahren, die den gewaltigen Fundstoff dem Leser anschaulich vorlegt. Als die Fundstelle vor 65 Jahren entdeckt wurde, lag sie ¾ m tief unter dem Spiegel des Sees, aus dem die Funde gefischt werden mußten. Durch Geradelegung der Juragewässer sank der mittlere Wasserstand in den Jahren 1868—1881 um 2 m, das Fundgebiet wurde trocken. Daraufhin begann besonders der Vater des Verfassers, Emil Vouga, planmäßige Ausgrabungen, durch die erwiesen wurde, daß es sich um eine Siedlung am Ufer eines alten, jetzt völlig zugeschwemmten Bettes der Zihl handelt. 1885 schloß E. Vouga seine Grabungen ab, und damals erschienen kurz hintereinander die beiden bisherigen Hauptveröffentlichungen über La Tène von E. Vouga und D. Groß. 1906 wurden die Grabungen mit Staatsmitteln in großem Umfange wieder aufgenommen, deren Leitung bald Paul Vouga übernahm. Schritt für Schritt wurde die 170 m lange, 30 m breite Fundschicht im Zihlbett durchgraben und dabei bis zu 4 m Tiefe vorgedrungen. Zwei Motorpumpen hatten einen ständigen, schweren Kampf gegen das andrängende Grundwasser zu bestehen. Im Jahre 1917 war das Fundgelände so gut wie völlig durchforscht.

Der unermüdliche Grabungsleiter beschränkt sich in seiner Veröffentlichung nicht nur auf die Ergebnisse seiner Untersuchungen, sondern zieht auch alle erreichbaren früher gemachten Funde heran, so daß seiner Arbeit mehr als zweieinhalb Tausend Fundstücke zugrunde liegen, von denen er gegen 700 abbildet. Die Mehrzahl der Fundsachen besteht aus Eisen, das sich in dem feuchten Boden ausgezeichnet erhalten hat. Die Lagerungsverhältnisse sind ja für die Erhaltung der Kulturreste denkbar günstig. Wie der geologische Mitarbeiter Dubois ausführt, war der Wasserstand des Neuenburger Sees zur Latenezeit noch tiefer als heute. Von der römischen Zeit an stieg er aber beständig infolge der aufstauenden Ablagerungen der Aar an der Zihlmündung. So deckte der Neuenburger See die Fundstelle zu und entzog sie ebenso sorgsam den Zugriffen Neugieriger wie den zersetzenden Angriffen des Rostes. Mit der Trockenlegung des Geländes konnten nicht allein planmäßige Grabungen beginnen, sondern sofort setzte auch eine stärkere Verwitterung der Fundstücke im austrocknendem Boden ein. Während die in den achtziger Jahren gehobenen Schwerter noch mit geringer Mühe aus ihren Scheiden gezogen werden konnten, gelang dies bei den im 20. Jahrhundert geborgenen wegen der stärkeren Verrostung nicht mehr! Es sind dies ganz ähnliche Verhältnisse wie z. B. im Schussenrieder Moor, wo seit der Trockenlegung die bis dahin so ausgezeichnet erhaltenen Hausreste von Jahr zu Jahr mehr zerfallen und daher im wissenschaftlichen Interesse möglichst schnell aufgedeckt und festgelegt werden müssen.

Erst die Grabungen des Verfassers haben nähere Aufschlüsse über die Ausdehnung der Siedlung ergeben. Nach ihm lagen die Häuser nur längs des Südufers der Zihl zwischen zwei Brücken, deren Trägerreihen noch erhalten waren. Die Brückenköpfe am Nordufer des Flusses wurden durch Palisaden geschützt. Gen Süden war die Siedlung durch sumpfiges Gelände hinreichend gesichert. Die über die beiden Brücken führenden Wege erhielten in diesem Sumpfgebiet einen erhöhten, durch Pfähle gefestigten Unterbau. Von den Häusern selbst fand P. Vouga keine Reste mehr vor; über ihren Aufbau besitzen wir nur einige wenige Beobachtungen seines Vaters. Trotz der verschieden tiefen Lage der Funde im Zihlbett sind keine Altersunterschiede der Fundschichten zu machen.

Den wertvollsten Teil der Arbeit bilden die auf 50 Tafeln abgebildeten Fundstücke und ihre Erklärung. Obwohl uns eine große Anzahl schon aus früheren Veröffentlichungen bekannter Abbildungen begrüßt, so ist doch der Bestandteil zum ersten Mal abgebildeter Stücke recht beträchtlich, und bei der sorgfältigen Auswahl der so überaus zahlreichen Abbildungen dürfte kaum ein wichtiger Typus der Funde von La Tène ohne bildliche Wiedergabe geblieben sein. P. Vougas Werk ermöglicht es dem Leser, sich ohne Besichtigung der Originale mit dem Fundstoff vertraut zu machen. Besonders wertvolle Bereicherungen gegenüber den früheren Grabungen bilden die von dem Verfasser mit großem Geschick gehobenen hölzernen Gegenstände, wie die Schilde, die von ihm zum ersten Male im Zusammenhang angetroffen wurden, die mit Holzschäften erhaltenen Lanzen, Sensen, Äxte und Schöpfkellen, die Holz- und Tongefäße, Wagenteile und Zugjoche. Besonders erfreulich ist auch der vom Verfasser zum Unterschied von seinen Vorgängern streng durchgeführte Grundsatz, nur sicher von der eigentlichen Fundstelle La Tène stammende Stücke zu behandeln und alle Funde der näheren und weiteren Umgebung auszuschließen. Bekanntlich herrschen in La Tène Waffen und Werkzeuge des Mannes durchaus vor, während weiblicher Schmuck und Frauengut so gut wie völlig fehlen. Nicht weniger als 166 Schwerter sind dort zutage

gekommen, meist noch in ihren Scheiden steckend, deren so eigenartige und mannigfaltige Muster ausführlich dargestellt werden. Außer der bereits bekannten Art der Schwertgürtung weist der Verfasser (S. 45 und Taf. III,8) noch eine zweite nach, die sich achtförmiger Eisenglieder bedient, welche bisher meist für Trensenteile gehalten wurden. Viele neue Formen bringt auch die reichhaltige Zusammenstellung der Gürtelschließen und ihrer Gegenringe auf Tafel 8, mit denen der Leibgurt des Mannes geschlossen wurde[1]). Die Lanzen- und Speerspitzen sind noch häufiger als die Schwerter (269 Stück) und äußerst vielgestaltig. Nicht weniger als 5 Lanzen sind vollständig mit ihren Schäften aus Eschenholz erhalten; sie besitzen eine Länge von 2,5 m. Auch der Teil eines Bogens aus Eibenholz konnte geborgen werden; doch hatte der Bogenschütze in La Tène offenbar nur eine untergeordnete Bedeutung, da nur 12 Pfeilspitzen zutage gekommen sind. Äußerst selten sind Schutzwaffen erhalten geblieben. Unter den 27 Schildresten fallen besonders drei fast vollständig erhaltene Schilde von länglichovaler Gestalt auf, deren Höhe 1,04—1,10 m und deren Breite 53—62 cm beträgt. Bemerkenswert ist des Verfassers Annahme einer ursprünglichen Bekleidung der nur 3—11 mm starken Holzschilde mit einer Lage von Strohgeflecht oder ähnlichem Gewebe, wie es mehrfach in La Tène gefunden wurde, einmal unmittelbar bei einem Schilde. Dadurch würden die dünnen Bretter an Widerstandskraft gewinnen, ohne ihre Leichtigkeit und Handlichkeit zu verlieren. Der in wechselnder Richtung schräg gestrichelte Schild der Figur von Montdragon (vgl. z. B. Déchelette, Manuel II, 3, S. 1169, Abb. 493) scheint dem Verfasser einen solchen geflochtenen Überzug darzustellen. Recht kurz kommen in der Abhandlung die Fibeln weg, obwohl fast 400 Stück, meist vom Mittel-Lateneschema, gefunden wurden. Der Körperpflege dienten Haarnippzangen, Scheren und Rasiermesser, von denen die beiden letzten Arten häufig gemeinsam in einem Leinwandbeutel lagen. Die mannigfaltigen Griffe der Rasiermesser schließen sich zu einer klaren Entwicklungsreihe zusammen. Es folgen in zahlreichen Abbildungen die vielen Sorten von Geräten und Werkzeugen für den Fischfang, den Ackerbau, die Nahrungsbereitung (Steinmühlen, Kochkessel, Schürhaken u. a.) für Holz-, Leder- und Metallbearbeitung, darunter das Handwerkszeug eines Sattlers bestehend aus 19 Geräten, die in einem Lederbeutel lagen. Die Behandlung dieser Gerätschaften und die Bestimmung ihrer Verwendung hat der Verfasser mit besonderer Liebe ausgeführt. Mit großer Ausdauer und vielem Scharfsinn sucht er die leider so unzusammenhängenden Reste der hölzernen Wagen zu deuten und die Form und Art der Wagen zu erschließen. Sie dienten vielleicht zur Beförderung von Waren und wurden nach den beiden aufgefundenen hölzernen Doppeljochen von 2 Zugtieren (meist Pferden) gezogen. Auch hölzerne Traggestelle für Packtiere kamen zutage. Dougas Zusammenstellung einer dreiteiligen Steinmühle (S. 78ff., Taf. XXVI, 4) aus den in La Tène gefundenen Mühlsteinen ist beachtenswert, wenn man auch hier wohl noch weitere Stützen für seine Auffassung abwarten möchte. Etwa 12 Tongefäße konnten aus den gehobenen Scherben völlig ergänzt werden, teils rohe handgemachte, teils fein gedrehte Ware. Eine große Rolle scheinen Holzgefäße gespielt zu haben, von denen eine Reihe gut gedrechselter Stücke vorliegen; doch auch geschnitzte Gefäße und aus Dauben zusammengesetzte Eimer mit eisernen Henkeln fehlen nicht.

Für die Behandlung einiger Sonderfundgruppen hat Douga die Mitarbeit von Sachleuten gewonnen. Von großer Bedeutung für die allgemeine Beurteilung der Fundstelle ist Forrers Beitrag. Er bespricht die in La Tène gefundenen Münzen; es sind 8 keltische Prägungen in Gold. Sieben von ihnen sind einheimische, helvetische Arbeiten, die achte stammt aus dem benachbarten Jura. Unser Handelsplatz hat demnach nur provinzielle Bedeutung gehabt. Kann man aus der Prägungszeit der Münzen und dem Fehlen älterer und jüngerer Prägungen einen Schluß auf das Lebensalter der Siedlung ziehen, so ist La Tène frühestens 150 vor Chr. angelegt und bereits vor der helvetischen Auswanderung im Jahre 58 vor Chr. aufgegeben worden. Keller (Zürich) behandelt die Tierreste. Knochen von jagdbaren Tieren fehlen, nur solche von Haustieren, von kleinem Wuchs und wenig edler Züchtung, konnten nachgewiesen werden. Am häufigsten ist das Pferd, dann folgen Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Hund. Pittard (Genf) beschreibt die Reste von 8 menschlichen Skeletten, die bis auf das eines Mädchens männlich sind.

In einem Schlußteil führt Douga die verschiedenen Meinungen über den Zweck der Siedlung La Tène auf, von denen die besonders durch Déchelette vertretene Annahme, La Tène sei eine militärisch bewachte Zollstation wie Chalon sur Saône gewesen, die größte Zustimmung gefunden hat. Der Großverkehr auf der wichtigen Verbindungslinie zwischen Rhone und Rhein hätte diesen keltischen Zollposten durchlaufen müssen. Mit Recht weist demgegenüber Douga darauf hin, daß jeder Hinweis für einen so weitgreifenden Verkehr in La Tène mangelt. Einfuhrstücke, etwa aus dem Süden oder Norden, lassen sich nicht

[1]) Versehentlich ist auf Taf. VIII, 26 auch ein merowingisches Gürtelbeschlagstück wiedergegeben worden.

wie bei anderen Zollplätzen nachweisen, die gefundenen Münzen sind alles Prägungen aus der Nachbarschaft, die übrigen Funde haben einen völlig einheitlichen, landesüblichen Anstrich. Die Bedeutung der Fundstelle für die Latenezeit selbst ist eben lange nicht so groß wie für die Geschichte unserer Forschung. La Tène ist nach Douga ein befestigtes und militärisch besetztes Warenlager, von dem aus die Erzeugnisse der Eisenindustrie des Landes vertrieben wurden. Er weist auf die alten Eisenerzgruben und Schmiedestätten im benachbarten Jura als mögliches Ursprungsgebiet dieser Eisenwaren hin. Nach der Anlage von La Tène, dessen Befestigungen, wie sie Douga schildert, sich gegen Nordwest, also gerade gegen den Jura richten, würde man jedoch wohl eher das Hinterland im Osten suchen und den Platz außer als Umschlagshafen der Helvetier gleichzeitig als helvetischen Grenzposten gegen die Sequaner ansehen.

Von ganz besonderer Bedeutung für die richtige Einschätzung von La Tène ist die genaue Feststellung seines Alters. In dieser Frage scheint mir der Verfasser fehlzugehen. Douga betont, daß sämtliche Funde von La Tène der Mittel-Latenezeit angehören, daß Spät-Latenefunde aber fehlen. Er setzt daher die Lebensdauer der Fundstelle in die Zeit von 250 bis 100 vor Chr. Die Chronologie der beiden letzten Stufen der Latenezeit ist in der Schweiz nicht leicht. Einmal fehlen dort Grabfunde der Spät-Latenezeit fast völlig, andererseits hängen die Mittel- und Spät-Lateneſtufen stilistisch so eng zusammen, daß sie schwer zu scheiden sind. Ein viel schärferer Schnitt läßt sich etwa um 50 vor Chr. ziehen, also zur Zeit der Auswanderung der Helvetier nach Gallien und des Beginns der Römerherrschaft. Vom schweizerischen Standpunkt aus ist es also ganz folgerichtig, wenn Viollier, der sich von den schweizerischen Fachleuten am eingehendsten mit dieser Frage beschäftigt hat, die Mittel-Latenezeit bis 50 vor Chr. hinabgehen läßt und der Spät-Latenezeit, die die Schweizer meist Gallo-römische Zeit nennen, nur die letzten 50 Jahre vor Chr. einräumt [1]). Es muß aber scharf darauf hingewiesen werden, daß diese Gliederung nicht mit der sonst üblichen übereinstimmt und daß sie trotz ihrer guten Verwendbarkeit für die Schweiz den Vergleich mit anderen gleichalten Kulturkreisen äußerst erschwert und die Quelle vieler Irrtümer sein wird. Die Spät-Lateneſtufe ist nach der allgemeinen Auffassung doppelt so lang, als Viollier ansetzt, beginnt also etwa um 100 vor Chr. Der Unterschied liegt nun nicht allein in der absoluten Chronologie, sondern auch in der relativen. Zur Spät-Lateneſtufe gehören eben schon eine ganze Reihe von Formen, die Viollier noch zu seiner Mittel-Lateneſtufe rechnet. Diese lassen sich in Deutschland viel besser absondern als in der Schweiz. Vor allem darf man nicht, wie es besonders Douga macht, in den Fehler verfallen, das alte Tischlersche Gliederungsschema, das vor 40 Jahren von grundlegender Bedeutung war, noch heute starr anwenden zu wollen. Weil fast alle Schwerter und Fibeln von La Tène dem Mittel-Lateneſchema angehören, glaubt Douga die Fundstelle nur der Mittel-Lateneſtufe zuteilen zu müssen. Dabei hat schon vor 20 Jahren Reinecke, dessen ausgezeichnete, wenn auch schwer lesbare Arbeit in der Mainzer Festschrift (1902) leider in der Schweiz zu wenig benutzt wird, aufs eingehendste nachgewiesen, daß sich diese Formen noch weit in die Spät-Lateneſtufe hinein erhalten und daß für die Trennung beider Stufen andere feinere Formenunterschiede maßgebend sind. Wenn ich auch nicht ganz so weit gehen möchte wie Reinecke, der die Fundstelle La Tène fast ausschließlich der Spät-Lateneſtufe zurechnet, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß beträchtliche Bestandteile des Fundstoffes spätlatenezeitlich sind. Ich erwähne nur als besonders in die Augen springend die späten Gürtelschließen auf Tafel VIII, 27, 41—45, die Rasiermesser Taf. XXII, 4—5, 9—10, die Kochkessel wie XXVII, 2 und das emailverzierte Pferdegeschirr auf Tafel XXXVII—XXXVIII. Beispiele, denen leicht noch weitere zugesellt werden könnten. So ist gerade die Nadelbüchse (Taf. L, 20), die Douga als Buchvignette gewählt hat, ein bekannter Spät-Latenetypus. Nach meiner Meinung spricht der in der Arbeit vorgelegte Fundstoff dafür, daß La Tène in der zweiten Hälfte der Mittel-Lateneſtufe gegründet und nur kurze Zeit vor Beginn der 2. Hälfte der Spät-Lateneſtufe aufgegeben wurde; es mag also rund von 150—75 vor Chr. besiedelt gewesen sein. Unser Ergebnis deckt sich demnach gut mit den oben angeführten Folgerungen, die Forrer aus den Münzen zieht. Man kann als Grund für die Zerstörung von La Tène — der so reiche Fundnachlaß ist nur durch ein plötzliches, erzwungenes Aufgeben des Platzes zu erklären — also nicht, wie Douga will, die Wirren zur Zeit der Kimbernzüge heranziehen. Sollte der Ort nicht durch feindliche Scharen erobert worden sein, wofür freilich mehrere Umstände sprechen, so bliebe noch die von Douga erkannte Möglichkeit einer durch Naturgewalt herbeigeführten Katastrophe, einer plötzlichen Überschwemmung der Siedlung offen.

Unsere Ausstellungen an Dougas Zeitbestimmung sollen nicht das große Verdienst schmälern, das sich der Verfasser um unsere Wissenschaft erworben hat durch seine um-

[1]) Montelius läßt die Mittel-Latenezeit nicht, wie Douga S. 156 angibt, erst um 50 vor Chr. enden, sondern vielmehr schon um 150 vor Chr.

fassenden planmäßigen Grabungen, die erst ein klares Bild über den Fundplatz von La Tène schufen, und durch seine ausführliche und in jeder Beziehung reiche Veröffentlichung, die als ein übersichtlich angelegtes Quellenbuch ersten Ranges dauernden Wert behalten wird.

Breslau im Januar 1924. **M. Jahn.**

Käthe Schirmacher, Unsere Ostmark. Ernst Letsch Verlag, Hannover und Leipzig 1923. 142 Seiten, 1 Karte.

Ein neuer Weckruf der bekannten Vorkämpferin für die deutsche Ostmark, packend und mahnend geschrieben. Er will weithin Aufklärung verbreiten über unseren Osten und seine wechselvolle Geschichte. Wurde doch noch bis zum Weltkriege selbst in Deutschland die Bedeutung „Ostelbiens" so vielfach verkannt. Mit warmem Mitgefühl schildert die Verfasserin die Schicksale der Grenzmark und ihrer Bewohner von der ältesten Vorzeit bis auf unsere Tage. Ihre genaue Kenntnis von Land und Leuten spricht aus jeder Seite. Mit aller Schärfe werden germanisches und slawisches Wesen gegenübergestellt, die Grundverschiedenheit ihrer Veranlagung und Kultur beleuchtet. Eine Anzeige im Mannus rechtfertigt der glückliche Entschluß der Verfasserin, auch die Vorgeschichte der Ostmark ausführlicher darzulegen und die Ergebnisse der Forschung — sie stützt sich hauptsächlich auf Arbeiten Kossinnas[1]) — weiteren Kreisen zu vermitteln. Trotz der rührigen Tätigkeit des Herausgebers des Mannus gerade auf diesem Gebiete bedarf es noch dringend weiterer Aufklärungsarbeit, um die Allgemeinheit mit den zahlreichen, gesicherten Ergebnissen der deutschen Archäologie über die germanische Vorzeit der Ostmark bekannt zu machen. Möge Schirmachers Büchlein, das übrigens überaus preiswert abgegeben wird, hier wacker mithelfen.

Breslau im November 1923. **M. Jahn.**

K. H. Wels, Die germanische Vorzeit. Ein Buch von heimischer Art und ihrer Entwicklung. 205 S., 86 Abb. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1923.

Erfreulich ist in unserer Zeit das Besinnen auf das eigene, heimische, doch wir sehen jetzt ein Schrifttum erblühen, das in bewußter Mißachtung aller wissenschaftlichen Methode — wie die Arbeiten im Geiste von Guido List, z. B. A. v. Wangenheim, „Aus thüringer Vorzeit, Volk und Sippe", oder die von Fuhrmann im Volkvangverlag — oder doch ohne die nötige wissenschaftliche Schulung — wie Körners Handbuch der Heroldskunst oder E. v. Wecus, Zur Kenntnis der Vorzeit! Das Rätsel des Hunsrücks — die Vorzeit, und zwar gerade die schwierigsten Fragen, die besonders vorsichtiger Behandlung bedürfen, zu ergründen vorgibt. Diese Zeitschrift, die nicht nur Fachleute, sondern auch weitere Kreise von Freunden deutscher Vorzeit zu ihren Lesern zählt, muß vor diesen Büchern warnen, soweit wenigstens ihr oft interessanter Inhalt als Wissenschaft angesehen werden sollte[2]). Und selbst wenn hier einmal der systematisch und daher langsamer arbeitenden Wissenschaft ein Gedanke vorweg genommen sein sollte, er bleibt für die Wissenschaft vorläufig wertlos, da auf unmethodischem Wege gewonnen.

Der Verlag Quelle und Meyer hat schon eine Reihe von Büchern zur Deutschkunde erscheinen lassen, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend die Kenntnis deutscher Heimat, deutscher Kultur und deutschen Wesens weiten Kreisen vermitteln. Zur deutschen Vorzeit hat das Buch von Schwantes „Aus Deutschlands Urgeschichte" einen guten Ruf. Auch das Buch von Wels behandelt deutsche Vorzeit, und zwar, wie gleich hervorgehoben werden soll, in wissenschaftlich anerkennenswerter Weise. Im Mittelpunkte seiner Darstellung stehen die Germanen als wichtigster Bestandteil des deutschen Volkes. Das erste Kapitel „Die Entdeckung der Germanen" gibt einen Überblick über die Geschichte der Germanenforschung. In der folgenden Darstellung ist nicht die übliche Einteilung nach dem gebräuchlichsten Material der Geräte gewählt, sondern sie führt von der „Werdezeit" (der älteren und jüngeren Steinzeit entsprechend) über die „Blütezeit" (Bronzezeit) und „Kampfzeit" (Eisenzeit) zu der „Reifezeit" (geschichtliche Zeit der germanischen Völker). . Man wird dem Verfasser beistimmen, daß es nur Aufgabe eines derartigen Buches sein kann, das bisher erforschte und wissenschaftlich begründete übersichtlich darzustellen (es hätte also der Einfall S. 167/168, daß die Germanen ursprünglich Manniskonen oder Tiwiskonen vermutlich geheißen haben, nicht hineingehört). Der Verfasser fußt auf den Arbeiten von

[1]) Leider werden aber auch von anderen Verfassern wertlose Annahmen wie die von Maurus Horst über die Entstehung der Menschheit übernommen.

[2]) Siehe auch Wilkes Beurteilung von Otto Grabowski, Das Geheimnis des Hakenkreuzes und die Wiege des Indogermanentums, im Mannus 15, S. 139, 1923.

Kossinna, auch sprachliches ist oft herangezogen. Hervorgehoben sei, daß die geistig-sittliche Kultur möglichst zur Geltung gebracht wird, so behandelt der Schluß das germanische Erbe in der Kunst und der geistigen Welt des Mittelalters. Gute Abbildungen und Schriftennachweise begleiten den Text. Zu der gesamten Anlage e Buches drängt sich jedoch die Frage auf, ob der Vergleich mit dem Werdegange einer Pflanze (S. 188) sich ungezwungen auf die Geschichte der Germanen anwenden läßt, ob überhaupt das Leben der Völker diesen starren Naturgesetzen unterworfen ist, ob nicht doch Völker z. T. wenigstens ihr Geschick in ihrer Hand haben. **Walther Schulz.**

---

1. **Geschichtsunterricht im neuen Geiste.** I. Teil Urgeschichte. Einzelerzählungen und Längsschnitte herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichtsunterricht des Bremischen Lehrervereins. 154 S. Verlag Julius Beltz, Langensalza. 2 Aufl. 1923.
2. **Karl Gunz,** Lehrbuch der Geschichte. I. Teil. 134 S. Verlag Franz Deuticke, Leipzig und Wien 1923.

Der Ruf der Fachleute, die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung im Schulunterrichte zu verwerten [1]), hat einen erfreulichen Widerhall auf berufener Seite gefunden. Dem Mannus liegen die zwei genannten Bücher vor, die den Erfolg dieser Bestrebungen zeigen. Das Buch, das Studienrat Walburg mit der Arbeitsgemeinschaft des Bremischen Lehrervereins zusammengestellt hat, dient als Führer für die Lehrer der Volksschulen. Die Einleitung „Geschichtsunterricht im neuen Geiste" hat Walburg verfaßt. Es ist nicht in dieser Zeitschrift der Ort, die Neugestaltung des Geschichtsunterrichtes zu erörtern; für die Behandlung der Vorzeit ist allein die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise, die jetzt mehr in den Vordergrund treten soll, anwendbar. Mir erscheint als Ziel, nicht nur geschichtlichen Sinn, sondern auch Liebe zur Heimat in die Kinderseele zu pflanzen. Die von verschiedenen Mitarbeitern verfaßten und mit Hinweisungen auf Auswertung versehenen Erzählungen aus der Urgeschichte — um als Beispiel die erste und die letzte herauszugreifen: Aus der älteren Steinzeit: „Wie die Wölflinge die Fischfänger überwältigen", aus der germanischen Eisenzeit: „Wie ein Cheruskerdorf seine Feldmark aufteilt" —, als bildhafte Geschichtsdarstellungen für den Beginn des Geschichtsunterrichts bestimmt, bieten einen Anhalt, sollten aber noch nach Möglichkeit durch Bezugnahme auf die engere Heimat ergänzt werden. Der Fachmann wird sich in der Regel wohl nicht leicht dazu verstehen, derartige Erzählungen zu ersinnen; Erfordernis ist jedoch hier nur, daß sie nicht in wesentlichen Punkten wissenschaftlichen Ergebnissen widersprechen, daß, wenn auch im einzelnen nicht alles stimmen mag, doch das Gesamtbild unserer heutigen Anschauung entspricht. Der zweite Teil „Längsschnitte aus der Urgeschichte" ist wiederum von Walburg geschrieben, der in knappen Zügen vielfach unter Anwendung schematischer Darstellung die Stellung der Menschen im Tierreich, die Menschenrassen Europas während der Eiszeit, die verschiedenen Kulturäußerungen in ihrer Entwicklung auf Grund ethnologischer und urgeschichtlicher Forschungsergebnisse bringt. Der Lehrer erhält dadurch eine bequeme Übersicht auch über die jetzt herrschenden Theorien und über Streitfragen; durch das Schriftenverzeichnis am Schluß ist ihm gewiesen, wo er weiter sich in die Fragen der Urzeit vertiefen kann.

Das Buch von Professor Dr. Karl Gunz, zunächst für die technisch-gewerblichen Bundeslehranstalten der Schweiz bestimmt, entspricht den Forderungen der höheren Schulen. Der vorliegende I. Teil, der gemäß der üblichen Einteilung der Geschichte das Altertum behandelt, ist in die Urgeschichte der Menschheit und die Urzeit der Geschichte gegliedert. Der zweite Abschnitt, der in früheren Lehrbüchern allein Gegenstand der Behandlung war, ist unter Berücksichtigung der neueren Forschungen und unter vortrefflicher Abwägung der Kulturgeschichte und der politischen Geschichte mit Berücksichtigung der natürlichen Grundlagen eines jeden der hier behandelten Länder des Orient und des Mittelmeergebietes geschrieben. Der erste Abschnitt behandelt das Werden der Menschen, die ältesten Rassen, die grundlegenden Erfindungen, die Begriffe Rasse, Volk, Nation (doch trotzdem werden S. 35 die Juden als reinrassig bezeichnet!), die Religion und die Urformen des Staates ferner die Bedeutung der Landschaft. Man darf hoffen, daß im II. Teil, dem Mittelalter, die Vorgeschichte Mittel- und Nordeuropas gleichfalls den ihr gebührenden Platz findet.
Walther Schulz.

[1]) A. Kiekebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatkundlichen Unterrichts. Berlin 1915.
R. R. Schmidt, Die deutsche Vorgeschichte in die Schule! Schwäbische Flugschriften. H. 2. Stuttgart 1920.

Geh. Ök.-Rat Prof. Dr. **Dettweiler**, Züchterische Beobachtungen im Orient. Sonderdruck: Landwirtschaftliche Jahrbücher. Berlin 1923. Verlagsbuchhandlung Paul Parey. Bd. 58. Heft 4. S. 481—531.

Vorliegender Aufsatz ist das Ergebnis von fünf Reisen, die Verf. als landwirtschaftlicher Sachverständiger vor und während des Krieges durch den größten Teil des Balkans und Kleinasiens machte. Liegt daher der Wert der Arbeit vornehmlich auf tierzüchterischem Gebiete, so enthält sie doch eine Reihe ethnologischer und prähistorischer Erörterungen, die unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, jedoch kaum — was gleich vorweggenommen sei — unsere Zustimmung finden können. Bei Besprechung der Zuchtverhältnisse der Pferde, Büffel, Schafe, Schweine, sowie des Geflügels werden uns interessierende Fragen wenig berührt, wohl aber da, wo es sich um die Herkunft der Rinder- und Ziegenschläge handelt. Diesen bilden auf dem Balkan und in Kleinasien ein schwer zu entwirrendes Durcheinander, und nach Ansicht des Verf. „gehört dazu ein Blick, der nicht nur das Tier an sich sieht, sondern auch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder Völkerstamm", sowie „gewisse ethnologische Vorkenntnisse" (S. 488/89).

Diese Ansicht ist in der Theorie wohl richtig, aber wir sind in Wirklichkeit nur in ganz wenig Fällen imstande, bestimmten Völkern bestimmte Haustiere zuschreiben zu können. Im Verhältnis zu der jahrtausende alten europäischen Haustierzucht und zu der Fülle der Kulturkreise mit ihren mehrfachen Verschiebungen während der vorgeschichtlichen Perioden ist das prähistorische und auch das historische Haustiermaterial noch ganz unzureichend untersucht. Wir sind noch nicht in der Lage, auch nur für eine der vorgeschichtlichen Perioden den Bestand der Haustiere in den Ländern nördlich der Alpen lückenlos anzugeben. Und nicht nur ein solcher Horizontalschnitt sondern eine ganze Reihe sind notwendig, um festen Fuß zu fassen auf einem Boden, der vorerst noch schwankt von der Fülle der Erscheinungen dieser wichtigsten Stützen menschlicher Kultur. Aus diesem Grunde muß es als verfrüht abgelehnt und hier sogar als aussichtsloser Versuch bezeichnet werden, wenn Verf. (S. 513) „alle Rinder roter und rotgelber Farbe mit heller Nase, einfarbig oder mit weißen Abzeichen" den Germanen, „alle Rinder schwarzweißer und rotweißer Farbe und dunkler Nase" den „Nordkelten" und das graue Alpenrind den „Südkelten" zuschreiben will.

Die Bezeichnung „Nordkelten" und „Südkelten" sind eine Spezialität von Augst, dem sich Verf. hierin und bei der Verteilung der Ziegen anschließt. Bei Augst (Abstammung und Herkunft der mitteleuropäischen Hausziegen und ihr Zusammenhang mit den Urvölkerstämmen unter Berücksichtigung der übrigen Haussäugetiere. Heidelberg 1920) erfährt man auch, was diese Zweiteilung der Kelten bedeutet; nämlich zu den einen gehören „die litauisch-thrakisch-hellenischen (Stämme), aus denen sich die kleinasiatischen wie auch die italienischen Tyrsener, Tusker oder Etrusker abgezweigt haben" (nach Wilser). Die „Nordkelten" aber sind die eigentlichen Kelten oder Gallier.

In einer früheren Arbeit (Die Abstammung und Herkunft des schwarzweißen Niederungsrindes, Mitteilungen der DLG. 1911) glaubt Verf. die Zusammengehörigkeit von Kelten („Nordkelten") und schwarzbuntem Vieh bewiesen zu haben, indem er das Vorkommen dieser Rinder (jetzt oder in geschichtlich nicht sehr entfernter Zeit) in Gegenden zeigt, die aus prähistorischer oder neuerer Zeit als Wohnsitze der Kelten bekannt sind. In diesen Ländern lassen sich fast ohne Ausnahme auch Germanen nachweisen, so daß man ebensogut berechtigt wäre, diesen das schwarzbunte Rind zuzusprechen. Besonders aber führen die Fragen nach der Herkunft zu ganz unmöglichen Schlüssen. Im Osten ist das schwarzbunte Rind sehr verbreitet. So müssen die Kelten von dort („anscheinend gleich zu Ende der letzten Eiszeit" a. a. O., S. 485) gekommen sein, und es wird sogar (im Anschluß an Gobineau) die Möglichkeit der Identität von Kelten und Slawen erwogen. Dies besonders dem sonst schwer erklärbaren Umstand zu liebe, daß Jütland eine der Hauptquellen der Schwarzbunten ist. So müssen sich die keltenverdächtigen Kimbern mit den Slawen die Hand reichen, denn diese sind den Dänen beigemischt.

Und das alles, weil dem Verf. „nie in den Kopf gewollt hat", daß das rote Vieh und das Schwarzbunte gemeinsame Vorfahren haben sollen, und weil er die Erklärung nicht lieber in der Tatsache sucht, daß der Ur (Bos primigenius Boj.), der doch wohl der Vorfahr der meisten europäischen Rinderrassen ist, alle die Farben in sich trägt, die jetzt die Kuh so bunt und damit dem Verf. so viele Kopfschmerzen machen.

Die Einteilung der Rinderrassen allein nach Farben hat keine Aussicht auf Erfolg. Wie denkt sich der Verf. das Zurückgreifen auf subfossiles Material? Farbige Darstellungen von Rindern führen kaum bis ins Mittelalter zurück, und fehlen aus der Vorzeit so gut wie ganz. Das Primigeniusblut stellte von hellrot (Kuh und Kalb) bis tiefdunkelbraun (Stier) Farben zur Verfügung, auch graue Abtönungen, mit denen unter Dazutreten des Leuzismus (Farblosigkeit, bzw. weiße Farbe) und des Melanismus (Pigmentverstärkung, bzw. schwarze

Farbe) in der Domestikation gewirtschaftet werden konnte. Durch Klima und Boden, natürliche und künstliche Zuchtwahl sind gewisse Zeichnungen und Farbenzusammenstellungen bei gewissen Rinderschlägen konstant geworden, mögen sich auch zu Zeiten in kleinen Gebieten mit kleinen völkischen Einheiten decken, erleben aber meist durch Mischung mit fremdem Blut und durch Atavismus, diese unbesiegbare Hydra, wieder ihre Auflösung, bzw. Umgruppierung. Daß sich aber jemals in Europa Kulturkreise, bzw. größere Volkseinheiten (wie es doch Germanen und Kelten stets gewesen sind) durch einheitlich gefärbte Rinder ausgezeichnet haben, halte ich für ausgeschlossen. Schon das baldige Reagieren des Rindes auf geographische Verschiedenheiten (Höhe und Niederung!) macht einen auch nur annähernd einheitlichen Viehbesitz unmöglich.

Vor allem aber darf man nicht übersehen, daß in Europa seit dem Neolithikum Rinderrassen nebeneinander gelebt haben, die sich, wenn wir auch nicht genau sagen können, ob sie nun helle oder dunkle Nasen hatten, doch durch ihre Knochenreste recht deutlich als verschiedene Rassen zu erkennen geben und trotzdem gemeinsame Herren hatten. Man wird deshalb nie von „Germanenrind" oder „Keltenrind" sprechen können. Halten doch selbst die in dieser Richtung gehenden Versuche Werners (Die Rinderzucht. Berlin 1912), die sich auf eine viel bessere Grundlage, nämlich den Körper- und besonders Schädelbau stützen, einer strengen Kritik nicht stand. Dasselbe gilt von Augst in bezug auf die Ziege. Einen weit glücklicheren Griff scheint mir da L. Adametz mit seinem noch viel zu wenig bekannten Buche: „Herkunft und Wanderungen der Hamiten erschlossen aus ihren Haustierrassen. Wien 1920. Osten und Orient" getan zu haben, obwohl auch hier manches mehr geahnt als bewiesen ist und noch der Nachprüfung bedarf.

Nun noch einige Bemerkungen zu vorliegendem Aufsatz selbst. Ein Irrtum ist es, wenn (S. 490) die alte lykische Kultur „Kelten oder Germanen" zugeschrieben wird, obgleich auch jetzt rothaarige Leute, die „auf Keltenblut schließen" lassen, dort wohnen; denn die Kelten kamen erst im Jahre 278/7 vor Chr. nach Kleinasien, übrigens gar nicht bis Lykien, können sich also nicht bei der Felskammerkultur verewigt haben, die um 400 vor Chr. schon bergab ging. — Den Gedanken, daß das graue Alpenrind von Osten mit dem Homo alpinus (S. 492) nach Europa gekommen sei, hat schon v. Luschan (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 45, S. 392, 1913) geäußert, jedoch vorsichtiger und nicht als Behauptung, wie es Verf. tut. — Warum die Massageten (S. 500), die doch zu den Iraniern, also sprachlich Ostindogermanen gehören, Germanen (d. h. Westindogermanen) sein sollen, vermag ich nicht einzusehen. — Von der rostroten serbischen Ziege (S. 514) wird gesagt, daß sie sich durch hochgetragenen Schwanz auszeichne. Tragen die andern Ziegen ihn nicht hoch? Die „säbelhörnige bunte Germanenziege" ist öfter ungehörnt. Wie ist sie dann als „germanisch" zu erkennen, wenn das ausschlaggebende Gehörn fehlt? Die Kreuzung zwischen Bezoarziege und Hausziege ist nicht in das Reich der Fabel (S. 519) zu verweisen, da sie tatsächlich vorkommt (Zool. Garten, Berlin). Die Bezoarziege darf als Stammform nicht ausgeschlossen werden. — Die „Überzeugung, daß die hornlose weiße Ziege, die wir als Saanenziege kennen, mit den Errichtern dieser Grabhügel [1]) zusammenhängt" (S. 515) kann ich nicht teilen, wenn ich auch zugeben muß, daß das Zusammentreffen der 26 Tumuli bei Kasanlik mit den 24 dort weidenden Saanenziegen zu denken gibt. Diesen Ziegenschlag rechnet Verf. den „Nordkelten" zu (S. 513). Es müßten also auch die bulgarischen Hügel keltisch sein. Indessen sind sie ebensowenig einheitlich wie die auf dem übrigen Balkan. Sie gehören vielmehr ganz verschiedenen Perioden an und sind vom Ende der jüngeren Steinzeit bis in die nachchristliche Zeit errichtet worden. — Für eine Gruppe von Schweinen auf dem Balkan „eine Wildform mit Schlappohren" (S. 527) anzunehmen, erscheint mir als eine zoologische Unmöglichkeit. Ebensowenig könnte ich mir etwa einen sibirischen Wolf mopsköpfig oder mit Ringelschwanz vorstellen.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß weder die Forschungen von Augst und vom Verf., noch die von Werner, auch Kaltenegger, da, wo sie sich auf archäologisch-ethnologisches Gebiet erstrecken, einen Fortschritt bedeuten, denn sie entbehren der festen Grundlagen. Diese können nur durch engstes Zusammenarbeiten von Haustierforschung und Vorgeschichte gewonnen werden. Daß aber dann die Haustierreste noch einmal den Wert von „Leitfossilien" bekommen nicht nur bei chronologischen, sondern auch bei ethnologischen Fragen und daß sie beiden Wissenschaften reichen Nutzen spenden werden, ist meine feste Überzeugung.

Berlin, November 1923. **Otto-Friedrich Gandert.**

[1]) Gemeint sind die Tumuli in Bulgarien und Kleinasien.

Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen Bd. VII, mit einer Farbentafel, neun Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text, Münster i. W. 1922.

Das seit Jahresfrist vorliegende Heft von nur 72 Seiten ist die erste seit 1912 wieder erfolgte Veröffentlichung der Kommission. Diese zehnjährige Pause sowie der geringe Umfang des jetzigen Bandes sind, wie Cramer im Vorwort hervorhebt, die bedauerlichen Folgen des Krieges und der wirtschaftlichen Not der Nachkriegszeit, unter der alles wissenschaftliche Leben so sehr zu leiden hat.

Das Heft enthält 5 Arbeiten. Die erste, Ausgrabungen bei Haltern, von Fr. Koepp, bringt die Ergebnisse der Jahre 1912 und 1913. Durch 3 Einzelpläne im Text wird der schon im V. Bande veröffentlichte Gesamtplan des Lagers vervollständigt. Hervorzuheben sind unter den neu aufgedeckten Gebäuden ein armamentarium im Westen des praetorium und Kasernen an der Ostseite der via decumana. In der zweiten behandelt A. Stieren Funde aus einem fränkischen Skelettgräberfelde des 7. Jahrhunderts von Erle bei Dörsten, aus dem 2 mit Beigaben ausgestattete Gräber besondere Aufmerksamkeit erregen (Taf. I u. II). Hauptsächlich zu erwähnen ist eine aus 81 farbigen, z. T. mehrfarbigen Ton- und Glasperlen bestehende Kette. Die dieses Stück darstellende vorzügliche Farbentafel (I) konnte dem Bande nur beigegeben werden, weil sie schon 1912 fertig vorlag. Der dritte und fünfte Aufsatz sollen unten im Zusammenhang besprochen werden. Die vierte Arbeit hat den Entdecker des Römerlagers von Oberraden, Pfarrer Prein, zum Verfasser. Auf Grund zahlreicher Scherben und anderer Funde aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit sowie lokaler Sagen, Orts- und Flurnamen glaubt P. das Bestehen einer germanischen Kultstätte bei der sog. „Teufelsküche" bei Massen (westl. Unna) erschließen zu dürfen. Die Identifizierung derselben mit dem marsischen Tanfanaheiligtum scheint jedoch noch verfrüht. Die Abhandlungen 3 und 5 füllen den größten Teil des Bandes; in der ersteren: Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Büren, berichtet A. Stieren zunächst über von ihm geleitete Grabungen bei Henglarn, Etteln und Lichtenau aus den Jahren 1919—1921. Es handelt sich um eine jungneolithische Steinkiste bei Henglarn und Hügelgräber der älteren Bronzezeit bei Etteln und Lichtenau. Die 5. Arbeit enthält den Bericht St.s über seine Ausgrabung älterbronzezeitlicher Hügelgräber bei Herstelle a. W. (Kr. Höxter) in den Jahren 1921 und 1922. Die Bedeutung dieser Arbeiten liegt neben den beachtenswerten neuen Ergebnissen in der Zusammenstellung derselben mit bekannten älteren Funden gleicher Art in Südostwestfalen. Für die jungneolithischen Steinkisten ergibt sich dabei ein Gebiet, das sich in einem nordwestsüdöstlich ziehenden Streifen von Beckum bis Fritzlar erstreckt, mit einem dichtbesiedelten Zentrum im Kreise Büren an den Tälern der Alme und Altenau. Bei den bronzezeitlichen Hügelgräbern wird zum ersten Male eine deutliche Trennung zweier sich scharf unterscheidender Gruppen erkennbar, von denen die westliche (im allgemeinen im Kr. Büren) in Erdhügeln ohne Steinsetzungen mit häufiger Leichenverbrennung bzw. Verkohlung, die östliche (hauptsächlich im Kr. Höxter) in Hügeln mit Steinsetzungen und (bis jetzt) ausschließlicher Ganzbestattung besteht. Die erstere gehört der Periode Ic (Kossinna), die letztere in der Hauptsache der Periode II an. Mehrere Abbildungen und Karten im Text und 8 Tafeln (III—X) unterstützen die klare und übersichtliche Darstellung. Bei der Aufzählung der früheren jung- und jüngstneolithischen Funde Westfalens hätte vielleicht noch die Prähist. Zeitschr. VI, S. 357 erwähnte Steinkiste bei Lippspringe und zwei geschweifte Becher von Werste (Museum Bielefeld und Minden) genannt bzw. eingezeichnet werden können. Zu den beiden bronzezeitlichen Gräbergruppen dürften meines Erachtens auch die von Mertens, 14. Jahresber. des westf. Prov. Vers. 1885, S. 146ff. beschriebenen Hügel bei Lippspringe (Erdhügel) und Himmighausen i. Lippe (Steinhügel) zu zählen sein. Hier mag ferner angedeutet werden, daß für unsere Kenntnis der Steinhügelgruppe jüngst von Herrn Kreisschulrat Schwanold in Detmold ausgegrabene Hügel bei Detmold wichtige Bereicherung versprechen (Veröffentlichung steht noch aus). Übrigens stellt diese Gruppe wohl einen Ausläufer der süddeutsch-thüringischen Gräberhügelkultur dar, mit der sie durch das Weser- und Werratal zusammenhängt (vgl. z. B. Götze-Höfer-Zschiesche, Altert. Thür. S. 197, 209, 210, 211, 213, 215, 216, 217 und sonst), während das Inventar der Erdhügel Beziehungen zum nordischen Kreise erkennen läßt. Mit Recht spricht schließlich St. sehr vorsichtig über einen möglichen Zusammenhang der Erdhügel mit den neolithischen Steinkisten. Das örtliche Nebeneinander erklärt sich doch wohl zwanglos aus den für die Besiedelung in der jüngsten Steinzeit und der Bronzezeit gleich günstigen Voraussetzungen, während andererseits der zeitliche und besonders kulturelle (Bestattungsbräuche) Abstand doch recht beträchtlich ist.

Alles in allem ist die Herausgabe des vorliegenden Bandes der Mitteilungen und besonders die beiden letztgenannten Arbeiten eine höchst dankenswerte Tat.

Gütersloh im Februar 1924. **Albert Krebs.**

8. Tagung für Vorgeschichte zu Cöthen (Anhalt), 9.—13. Juni 1924.

Montag, den 9. Juni abends 8 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer in der Aula des Ludwigs-Gymnasium; zu Umtrunk und Imbiß ladet ein Freund der Sache ein.

Dienstag, den 10. Juni und Mittwoch, den 11. Juni:

9 – 9½ Uhr: Vorstands- und Ausschußsitzung, sowie Geschäftssitzung der Gesellschaft.

9½—1 Uhr: wissenschaftliche Vorträge.

3 – 5 Uhr: Besichtigung des Heimatmuseums, der Stadt- und Kathedralkirche St. Jakob (spätgotisch) mit Fürstengruft, der Agnuskirche (Bilder von Cranach und Ant. Pesne), des Naumannmuseums (Schöpfung des Altmeisters der Ornithologie), der Schloßbücherei (Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft 1617).

Dienstag, den 10. Juni:

5½—7½ Uhr: Festvortrag des Herrn Geheimrat Kossinna: Die Herrschaft des Gotenstils im Europa der Völkerwanderungszeit.

8 Uhr: Gemütliches Beisammensein im „Schwarzen Bären".

Mittwoch, den 11. Juni: 6—8 Uhr abends: Wissenschaftliche Vorträge.

Donnerstag, den 12. Juni: Ausflüge nach Wahl 1. nach Bernburg; 2. nach Wulfen und Drosa (Megalithgräber); 3. für etwa 12—16 Fachleute: Besichtigung vorgeschichtlicher Fundstellen der Kreise Cöthen und Bernburg (in Kraftwagen).

Freitag, den 13. Juni: Besuch einer Hügelgrabung des Herrn Kreiskonservators Götze.

Geschäftsstelle für Anmeldungen, Kartenausgabe, Auskünfte bei Herrn Kreisschulrat Bethge, Lange-Str. 12, Dienstag und Mittwoch morgens 8—9½ Uhr, später im Polytechnikum.

Teilnehmerkarten (Einzelkarte 4 Mk., Zusatzkarte für begleitende Angehörige je 3 Mk., Studentenkarte 2 Mk.) können ab 25. Mai gegen Einsendung des Betrages nebst Rückporto von Herrn Kreisschulrat Bethge, Cöthen, Lange-Str. 12 bezogen werden.

Wohnung: Da in der Pfingstwoche zu Cöthen stets viele studentische Festlichkeiten stattfinden, wodurch die Gasthöfe stark belegt werden, ist möglichst frühzeitige Anmeldung (bis 25. Mai) geboten, namentlich auch, falls billiges oder kostenloses Bürgerquartier gewünscht wird.

Angemeldete Vorträge:

1. Bethge: Vorgeschichtliche Funde der letzten Jahre aus dem Kreise Cöthen.
2. Hahne: Tätigkeitsbericht der Landesanstalt für Vorgeschichte.
3. Hahne: Paläolithisches.
4. Hogrebe: Vorgeschichtliche Volksbildung und Denkmal- oder Heimatschutz.
5. Jahn: Schlesien zur Völkerwanderungszeit.
6. Kühn: Neues aus paläolithischer Kunst.
7. Niklasson: Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mitteldeutschland.
8. v. Richthofen: Zur Entstehung der Lausitzer Kultur.
9. Schulz (Halle): Aus der Merowinger und Karolinger Zeit Mitteldeutschlands.
10. Schulze (Cöthen): Vorgeschichte und Geschichte der Stadt Cöthen.
11. Tackenberg: Ethnologische Streitfragen in der Vorgeschichte Ostdeutschlands.
12. Tode: Prähistorische Geographie, ihre Methoden und Ziele.

In Aussicht gestellte Vorträge: Albrecht (Halle) und Reinerth (Tübingen).

Der Ortsausschuß

Bethge
Kreisschulrat.

Götze
Kreiskonservator.

Der Vorstand der Gesellschaft

Kossinna.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. September 1924.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand	Jahn, Breslau,	1. Schriftführer
Wilke, Rochlitz, stellvertr. Vorsitzer	Hahne, Halle,	2. „
Fleischer, Berlin, „	Bayer, Wien,	3. „

Snethlage, Berlin, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Gaerte, Königsberg i. Pr.	12. Paape, Berlin-Schöneberg.
9. Günther, Koblenz-Lützel.	13. Rademacher, Köln.
10. Heß v. Wichdorff, Berlin.	14. Schmidt, Görlitz.
11. La Baume, Danzig.	15. Schulz, Halle.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
Montelius, Oskar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911; † 4. Nov. 1921).
Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).
Kehlen, Wilhelm, Nürnberg, Rieterstr. 10 (18. April 1922).
Stahel, Hnr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf, Kr. Landeshut, Schlesien (18. April 1922).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg, Charlottenpalais (1922).
S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909; † 14. Nov. 1923).
*[1]) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geheimer Kommerzienrat, Köln (1909; † 3. Jan. 1923).
Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).
Staehle, Karl Friedrich, Pforzheim, Zerrennerstr. 2a (1921).

II. Jährlich zahlende.

Abeling, Theodor, Berlin N 113, Gotlandstr. 9 (1919).
Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Finnlands Nationalmuseum (1912).
Albath, R., Bürodirektor, Potsdam, Kurfürstenstr. 33 (1924).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Albrecht, Christoph, Dr., Halle a. d. S., Gr. Ulrichstr. 55/III (1919).
Allmann, Rudolf, Privatlehrer, Jardelundfeld, Post Medelby, Nordschleswig (1922).
Almgren, Oskar, Dr., Professor an der Universität Upsala (Schweden) (1909).
Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
Altertumsgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsberger Straße 16) (1909).
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr., Schloß (1910).
Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg (S.-A.), Hohe Str. 44 (1913).
Andree, Julius, Dr., Privatdozent, Münster i. W., Kampstr. 2/III (1920).
Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Berlin C 2, Kaiser-Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Vorgeschichte, Beuthen O.-S. Geschäftsstelle: Gartenstr. 19. (Anschrift: Seminaroberlehrer Alfred Arndt, Beuthen O.-S., Gutenbergstr. 10) (1922).
Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen O.-S., Gutenbergstr. 10 (1919).
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. Mecklenbg. (1909).
Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Backofen, Richard, Berlin W 56, Französische Str. 33d, Plahnsche Buchhandlung (1924).
Balthasar, Fritz, Mittelschullehrer, Dessau, Werderstr. 12 (1921).
Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
Banschbach, Karl, Postinspektor, Berlin O 112, Pettenkoferstr. 13 v. IV l. (1923).
Banse, Ewald, Braunschweig, Körnerstr. 1 (1922).
Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
Bartsch, Justizamtmann, Koblenz, Neuendorfer Str. 20/II (1917).
*Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipziger Str. 6 (1909).
Baumert, Paul, Dr., Spandau, Potsdamer Str. 46 (1909).
Bayer, Josef, Dr., Dozent, Direktor am Naturhistorischen Museum, Wien I, Burgring 7 (1919).
Beck, Friedrich, Hauptlehrer, Konstanz, Werderstr. 10/I (1921).
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt, Hecklinger Str. 21 (1923).
Becker, Erich, Fabrikbesitzer, Berlin-Reinickendorf-Ost, Graf-Roedern-Allee 18—24 (1920).
Becker, Heinrich, Aschersleben, Breite Str. 32 (1922).
Befeldt, Wernher, stud. rer. pol., Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 134 (1920).
Belitz, Ernst, stud. forest., Dessau, Akensche Str. 8 (1924).
*Beltz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. Mühlenstr. 22 (1909).
Bergell, Peter, Univ.-Prof. Dr. med., Berlin W 50, Rankestr. 28 (1921).
Berger, Paul, Halle a. d. S., Kronprinzenstr. 46/I (1909).
Berger, Lehrer, Jeßnigk b. Collochau, Bez. Halle (1923).
Bestehorn, Friedrich, Dr., Museumsleiter, Potsdam, Schockstr. 3 (1920).
Bethge, W., Kreisschulrat, Cöthen i. Anhalt, Lange Str. 12 (1924).
*Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammersteindamm 114 (1909).
Bierbaum, Georg, Dr. phil., Institutsassistent, Dresden A 1, Carusstr. 11/II (1922).
Blancke, Otto, cand. rer. pol., Pferdingsleben b. Gotha (1919).
Blessin, Ernst, Gymnasiallehrer, Stettin, Keddigstr. 2 (1923).
*Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
Bock, Franz, Hochschul-Prof. Dr., Berlin-Steglitz, Brüderstr. 20 (1913).
Bock, O., cand. rer. nat., Danzig, Petershagen 1—2 (1923).
*Bodenstab, E., privatisierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
Bodenstein, Rudolf, Aschersleben, Zippelmarkt 4 (1923).
Boehlich, Ernst, Dr., Breslau 5, Schweinitzstr. 8 (1921).
Boehmcker, R., Direktor, Wien III, Haimburger Str. 17 (1921).
Bohl, Dr. med. Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 35 (1914).
Bohm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin S 59, Fichtestr. 21/I (1920).
Bolte, Siegrun, Zinnowitz (Pommern), Drei-Adler-Verlag (1922).
Bonin, Frau v., geb. Zanthier, Schönwerder b. Dölitz (Pommern) (1922).
Borchers, Direktor, Berlin-Friedenau, Südwestkorso 7 (1922).
Bork, Ferdinand, Studienrat Prof., Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
Bosch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pommern), Bismarckplatz 9 (1909).
Bossert, Helmuth, Dr., Glienicke (Nordbahn), Kohlstr. 22 (1922).

Brachwitz, O., Lehrer, Bitterfeld, Dessauer Str. 29 (1922).
Brandt, Hubert, Studienassessor, Königs-Wusterhausen, Cottbuser Str. 54 (1922).
Braß, Photograph, Camen i. Westf., Bahnhofstr. (1912).
Braune, Kurt, Lehrer, Leipzig-Wahren, Bahnhofstr. 2 (1924).
Bredow, Karl, Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
Bremer, W., Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. L., Marbacher Weg 2 (1915).
Brenske, Frl., Charlottenburg-Westend, Stülpnagelstr. 20 (1922).
Brüning, Walther, Dr., Darmstadt, Pallaswiesenstr. 15 (1924).
Buchholz, Fritz, Referendar, Landsberg a. d. Warthe, Heinersdorfer Str. 77 (1920).
Bühnemann, Gustav, Kaufmann, Helmstedt (Braunschweig), Kleiner Wall 22 (1923).
Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
Bürger, Pastor, Groß-Zicker b. Thiessow auf Rügen (1923).
Bund zur Pflege nordischer Kunst und Wissenschaft (Anschrift: Vorsitzender Friedbert Schultze, Berlin-Hirschgarten, Runenhaus am Hirschensprung) (1923).
Burghardt, Hellmuth, Berlin N 65, Luxemburger Str. 6/II (1923).
Caemmerer, Erich, Studienrat Dr., Sondershausen, Possenweg 2 (1919).
Central-Museum, Römisch-Germanisches, Mainz (1911).
Cervinka, J. L., Ing., Staatskonservator, Kojetein (Mähren-Tsch.) (1909).
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin W 10, Rauchstr. 27 (1913).
Claußnitzer, Ernst Alfred, Lehrer, Blattersleben, Post Priestewitz (1921).
Crous, F. W., cand. archaeol., Krefeld, Wilhelmshofallee 62 (1921).
Danicke, B., Professor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
Dechent, Studienrat, Wimpfen a. Neckar, Hauptstr. 279 (1923).
Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofstr. 16 (1919).
Degel, Ferdinand, Studienrat, Professor Dr., Bamberg, Schützenstr. 53/I (1921).
Demetrykiewicz, Wladimir, Univ.-Prof. Dr., Krakau (Polen), Gabarska Gasse 7a (1916).
Dibbelt, Otto, Studienrat Dr., Kolberg (Pomm.), Wallstr. 55 (1923).
Diculescu, Konstantin, Dr. phil., Bukarest (Rumänien), Str. Cernica 3 (1922).
Diehn, P., Zahnarzt, Rostock, Barnsdorfer Weg 48 (1922).
Dietrich, Karl, Weißenfels a. d. S., Blücherstr. 4 (1921).
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienstr. 19/I (1911).
Drescher, Eberhard, Major a. D., Rittergutsbesitzer, Ellguth b. Ottmachau, Kr. Grottkau (1922).
Ebersbach, Schulrat, Preuß.-Friedland, Grenzmark (1922).
Ebert, Max, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Schönstr. 8/II (1919).
Eggert, Margarete, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 5 (1923).
*Eichhorn, Gustaf, Sanitätsrat Dr. med., Mus.-Konservator, Jena, Leutrastr. 33 (1909).
Eisele, Frau Else, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 14 (1922).
Elsner, Richard, Studienrat Dr., Berlin-Pankow, Parkstr. 17a (1924).
Engels, P., Direktor Dr., Lähn, Kreis Löwenberg (Schles.), Pädagogium (1920).
Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster i. Holst., Fritz Reuterstr. 6 (1914).
Eulenburg, Graf Fritz zu, in Prassen, Kreis Rastenburg, Ostpr. (1914).
Falke, Friedrich, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Johannisallee 23 (1922).
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder (1909).
Fischer, Ernst, Reg.-Med.-Rat Dr., Ingolstadt, Versorgungsamt (1923).
Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. Br., Mozartstr. 20 (1909).
Fleck, Fregattenkapitän a. D., Berlin-Schöneberg, Am Park 20 (1922).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W 30, Motzstr. 17 (1909).
Fleming, Joseph, Mannheim, L 11. 2 (1921).
Flemming, Hans, Berlin-Reinickendorf-West, Scharnweberstr. 105 (1922).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
Focke, Ernst, Direktor, Hagen, i. W., Konkordiastr. 20 (1920).
Förster, Max, Geh. Hofrat, Prof. Dr., Leipzig, Sedanstr. 4 (1921).
*Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Musée d'Archaeologie, Palais de Rohan (1909).
Forschungsinstitut, Urgeschichtliches, Tübingen, Schloß (1922).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Egidienplatz (1911).
Fortbildungs- und Museumsverein, Mährisch-Trübau (1921).
*Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
Frenzel, Walther, Dr. phil., Leipzig-Oetzsch, Hauptstr. 35 (1920).
Freystedt, Alwin, Landesbaurat, Liegnitz, Haagstr. 10 (1909).
Frickhinger, Ernst, Dr., Nördlingen i. Bayern, Eichhornapotheke (1921).
Friedländer, Sanitätsrat Dr., Cobern a. d. Mosel (1911).
Frischbier, Erich, Dr. phil., Hohenmolsen, Bez. Halle, Bahnhofstr. 4 (1920).

Fritze, Hans, Studienassessor Dr., Freiburg i. Schlesien (1922).
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Steglitz, Grillparzerstr. 10 (1920).
Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
Fromm, Geh. Justizrat, Kammergerichtsrat i. R., Berlin W 30, Speyerer Str. 1/II (1923).
Frühling, Magda, Dresden A, Reichenbachstr. 67/II (1920).
Fügemann, Karl, Lehrer, Alberstedt b. Oberröblingen a. See (1922).
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
Furugård, Sigurd, Molkom (Schweden) (1923).
Fuß, Gerbert, Dr., Assistent a. d. Univ.-Sternwarte, Berlin-Babelsberg, Neubabelsberg (1923).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
Gaerte, W., Dr. phil., Leiter des Prussiamuseums, Königsberg i. Pr., Kaiserstr. 37 (1914).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frd., Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen, O.-A. Leonberg (Württbg.) (1916).
Gams, Helmut, Dr., Mooslachen, Biolog. Station, Post Wasserburg a. Bodensee (Bayern) (1923).
Gandert, Otto Friedrich, stud. arch., Berlin NW 5, Stephanstr. 61/I (Heimanschrift: Söllichau, Kr. Bitterfeld) (1921).
Gedenkhalle, Vaterländische, Lötzen (Ostpr.) (1923).
Gehrke, Amtsrichter, Criwitz i. Mecklbg. (1920).
Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielski-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Wilhelmstr. 52 (1912).
Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Germanenbank, e. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Curtiusstr. 3 (1923).
Geschichtsverein, Bergischer (Anschrift: Reg.-Assessor Dr. Strutz, Elberfeld, Hopfenstraße 21) (1922).
Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung (Anschrift: Konservator Peter Hörter, Mayen (Rhld.), Genovevaburg) (1911).
Geschwendt, Fritz, Lehrer, Breslau X, Kospothstr. 30 (1923).
Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (Anschrift: Schatzmeister B. Bing, Nürnberg, Marienplatz 6) (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (Anschrift: Oberstudienrat Dr. Needon, Bautzen/Sa., Tauchaer Str. 26) (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz (Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Leyerabend, Görlitz) (1919).
Gesellschaft, Schlesische, für Volkskunde, Mährisch-Schönberg (Anschrift: Dr. Fritz Rotter, Mährisch-Schönberg (Tschechosl.), Hermanngasse 14) (1924).
Gesellschaft für niederrheinische Vorgeschichtsforschung in Hamborn (Anschrift: Rudolf Stampfuß, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108) (1924).
Gesellschaft für Vorgeschichte und Heimatkunde des Kreises Calbe und seiner Grenzgebiete (Anschrift: Studienrat Prof. Dr. Mennung, Schönebeck a. d. Elbe) (1924).
Gittel, Hans, Bankbeamter, Hermsdorf b. Berlin, Weisbachstr. 10 (1922).
Gitter, Alfred, Lehrer, Apen i. Oldenburg (1923).
Gläser, Elly, Charlottenburg, Leibnizstr. 30/I bei Rudloff (1921).
Glaubensgemeinde, Germanische, durch Bund der Germanen, Wien I, Getreidemarkt 14 (Anschrift: Hofrat P. H. Neubeck) (1923).
Glott, Josef, stud. phil., Schladnig a. B., Post Obernitz b. Brüx i. Böhmen (Tschechoslovakei) (1924).
Goering, Beatrice, stud. phil., Charlottenburg 2, Bleibtreustr. 14 (1922).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Assistent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
Götze, Walther, Kapellmeister, Kreiskonservator, Cöthen-Geuz i. Anhalt, Allee 39 (1924).
Goldbach, Erich, Dr., Lehrer, Berlin-Treptow SO 36, Krüllstr. 14/II (1921).
Gollnisch, Theodor, Studienrat, Wohlau i. Schles., Steinauer Str. 8, Deutsches Haus (1923).
Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18/II (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Rutesheim b. Leonberg (Wttbg.) (1909).
Graff, Wilhelm, Schleswig, Gutenbergstr. 3 (1911).
Grahl, Paul, Halle a. d. S., Delitzscher Str. 75/II (1922).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
Grimm, Paul, Aschersleben, Herrenbreite 5b (1923).
Groddeck, v., Generalmajor a. D., Wernigerode, Sägemühlengasse 1d/I (1922).
Grützmacher, Herbert Hans, Studienassessor, Berlin-Tempelhof, Schulenburgring 130 (1922).

Grunewald, Maria, Dr. phil., Berlin N 24, Oranienburger Str. 58 (1924).
*Günther, A., Städt. Museums-Direktor, Coblenz-Lützel, Trierer Str. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gütte, Richard, Akad. Musiklehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1922).
Güttler, Karl, Dr., Arzt, Bodenbach (Tschechosl.) (1922).
Gummel, Hans, Dr. phil., Direktorialassistent am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastr. 11 (1911).
Guth, Marie, Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 3 (1920).
Gymnasium und Realgymnasium Bielefeld (Anschrift: Prof. Steinbach, Bielefeld, Dornberger Str. 13) (1922).
Hackman, A., Dr., Museumsintendent, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
Haenchen, Karl, Studienrat Dr., Berlin-Zehlendorf, Georgstr. (1919).
*Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle a. d. S., Reilstr. 91 (1909).
Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
Hauffe, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Landhausstr. 3 (1924).
Heck, Hermann, Diez a. d. Lahn, Luisenstr. 5 (1920).
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg i. d. Neumark (Anschrift: Gymnasialdirektor Dr. Müller) (1920).
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Lortzingstr. (1924).
Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Usedom) (1922).
Heimat- und Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Prof. H. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31 (1921).
Hell, Martin, Ing., Salzburg (Österreich), Thumegg. 1 (1923).
Hellmich, Max, Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
Hellweg, Wochenschrift für Kunst, Essen (Ruhr), Theaterplatz 10 (1921).
Herrmann, Carl, Mittelschullehrer i. R., Naumburg a. d. S., Bahnhofstr. 22/I (1909).
*Heß v. Wichdorff, Hans, Prof. Dr., Bergrat, Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Bismarckstr. 42 (1921).
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hippe, Ella, Dresden-A., Reichenbachstr. 1/I (1920).
Hirschmann, S., Revierförster, Kipfenberg b. Eichstädt (1920).
Hobus, Felix, Pfarrer, Dechsel, Kr. Landsberg a. d. W. (1909).
Hock, Georg, Univ.-Professor Dr., Hauptkonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/II (1911).
Hoech, Theodor, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33/III (1911).
Hofmeister, Adolf, Prof. Dr., Greifswald, Wolgaster Str. 30b (1923).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Hogrebe, B., Mittelschullehrer, Osnabrück, Möserstr. 50/II (1923).
Hohmann, Direktor, Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteichstr. 18 (1909).
Hoppe, Kurt, Charlottenburg, Kuno Fischerstr. 16 (1923).
Horand, Karl, Prof., Wien XV, Rosinag. 1/I/12 (1923).
Hoyer, Richard, Hauptlehrer, Augustfehn i. Oldbg. (1922).
Huck, Karl, Berlin NW. 21, Krefelder Str. 5 (1923).
Hüter, Arthur, Studienrat, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 69/II b. Hildebrandt (1922).
Hüttenhein, Ministerialdirektor Dr., Berlin-Schlachtensee, Beamtensiedlung (1912).
Hüttig, Kurt, Dr. med., Arzt, Kl. Wesenberg, Post Reinfeld i. H. (1920).
Hungerland, H., Lektor, Dr., Osnabrück, Riedenstr. 6/II (1909).
Hutloff, Studienrat Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Theaterstr. 9/I (1920).
Hutt, Eugen, Hauptlehrer, Heidelberg, Rohrbacher Str. 66 (1922).
Ibero, José M., Prof., Colegio Oña, Brieviesca (Burgos), Spanien (1922).
Institut, Archäol., der Universität Heidelberg (z. H. Dr. Ernst Wahle, Heidelberg, Hauptstr. 235 (1922).
Institut für Kunstgeschichte der Universität Köln (1924).
Institut f. Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, Talstr. 38 (1909).
Institut, Kunsthistorisches der Universität Leipzig (1910).
Irmscher, Rudolf, Lehrer, Großbothen b. Grimma, Sa., Hauptstr. 31 (1923).
Jacob-Friesen, K. H., Dr., Dir. des Provinzialmuseums, Hannover, Maschstr. 3a (1912).
Jagodzinski, Alfred, Berlin NW. 52, Werftstr. 3 (1923).

Jahn, Martin, Dr. phil., Muſeumskuſtos, Breslau XVII, Frankfurter Str. 115/IV (1909).
Janke, Hans, Lehrer, Berlin NW. 21, Eſſener Str. 17/I (1921).
Jarauſch, Konrad, stud. phil., Berlin NW. 21, Oldenburger Str. 23 (1921).
Jira, Joſef Anton, Prag-Dejvitz, Svatovitskagaſſe 5 (1909).
Jung, Erich, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Calvinſtr. 6 (1923).
Junkermann, Siegfried, Bielefeld, Turnerſtr. 11 (1922).
Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holſt., Kl. Seeſtr. 20 (1918).
Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
Kahle, Nik. Hub., Dr. med., Köln a. Rh., Hohe Str. 156 (1920).
Kallenowski, Martin, Weißenfels a. d. S., Gutenbergſtr. 3 (1921).
Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf b. Berlin, Berliner Str. 23a (1914).
Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Anatom. Inſtitut (1909).
Karnahl, Fritz, Leipzig-Stötteritz, Marienbrunnenſtr. 5 (1919).
Karutz, Karl, Kaufmann, Helmſtedt (Braunſchweig), Neumärker Str. (1923).
Kern, Joſ., Fachlehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisſtiege 14 (1916).
Kieſow, Erich, Oberſchreibersmaat, Hamburg 8, Dienſtſtelle der Marineleitung (1924).
Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/I, Franzensgaſſe 13 (1919).
Kirchhoff, Heinrich, Apotheker und Nahrungsmittelchemiker, Braunſchweig, Campeſtr. 16/II (1914).
Kiſzely, v., K. J., Gymn.-Prof. u. Kuſtos am Muſeum Neuſohl (Banska Bystrica, Tſchechoſlovakei) (1918).
Klein, Friedrich, Dr. ing., Radebeul-Dresden, Weintraubenſtr. 3 (1924).
Klein, Karl, Lehrer, Treptow a. d. Tollenſe (Pomm.), Bahnhofſtr. 22 (1923).
Klein, W., Poſtſekretär, Stettin, Poſtſiedelung Haus 4 (1919).
Klicks, Karl, Berlin NW 5, Birkenſtr. 32 (1919).
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 3/I (1921).
Klockow, Georg, Dr., Tierarzt, Berlin-Lichterfelde, Hermannſtr. 39 (1924).
Kluge, v., Oberleutnant, Jüterbog, 3. Feldartillerie-Regiment, Lehrabtlg. (1921).
Knoke, Friedrich, Geh. Rat, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Wittlopſtr. 2 (1909).
Kocher, Walter, Apothekenbeſitzer, Langenſchwalbach, Adlerapotheke (1922).
Kohl, Knud, sud. phil., Greifswald (1923).
Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerſtr. 87 (1909).
Korps Rheno-Palatia, München, Am Platzl 8 (1922).
*Koſſinna, Guſtaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlſtr. 10 (1909).
Koſſinna, Richard, Geheimer Juſtizrat, Nordhauſen a. H. (1909).
Kothe, Konrad, Dr. phil., Buckow, Kreis Lebus, Wriezener Str. 56 (1914).
Kozlowſki, Leon, Prof. Dr., Lemberg, Prähiſt. Inſtitut an der Univerſität (1913).
Krafft, C., Landſchaftsmaler, Charlottenburg, Sybelſtr. 6 (1922).
Krauſe, Paul Guſt., Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin-Eberswalde, Bismarckſtr. 27 (1909).
Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenſtr. 3 (1910).
Krebs, Albert, Studienaſſeſſor, Gütersloh i. Weſtf., Biſſingſtr., Verwaltungsgebäude d. Provinzialheilanſtalt (1923).
Krehan, Finanzrat, Apolda i. Th., Bahnhofſtr. 38 (1910).
Kreismuſeum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
Krienitz, Walther, Dr. med., Halberſtadt, Heinrich-Juliusſtr. 11 (1922).
*Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A., (1909).
Krückmann, Olaf, stud. phil., Berlin NW 23, Altonaer Str. 35/I (1924).
Krügel, Max, Lehrer, Berlin N 58, Stargarder Str. 54/II (1919).
Krüger, Fr., Lehrer, Lieske, Poſt Neuwelzow N.-L. (1915).
Kuck, Dr., Berlin S 61, Gneiſenauſtr. 53 (1923).
Kühn, Herbert, Dr. phil., Privatdozent a. d. Univerſität Köln, Berlin, Bayeriſcher Platz 11; Köln, Ubierring 48 (1922).
Kumm, Paul, Prof. Dr., Danzig, Thornſcher Weg 13/I (1912).
Kunkel, Albert, Berlin NW 21, Crefelder Str. 5 (1923).
Kunkel, Otto, Dr., Kuſtos der kulturgeſchichtl. Sammlungen am Muſeum, Stettin, Hakenterraſſe (1924).
Kunſt- und Gewerbe-Muſeum, Städt., Dortmund (1912).
Kunze, Richard, Potsdam, Am Kanal 34 (1923).
La Baume, Dr., Muſeumsdirektor, Danzig, Langemarkt 24 (1923).
Lampe, W., Lehrer, Harriehauſen b. Gandersheim (1910).
Landesanſtalt für Vorgeſchichte, Halle a. d. S., Richard-Wagnerſtr. 9/10 (1909).
Landesbibliothek, Darmſtadt (1909).
Landesbibliothek, Sächſ., Dresden-N. (1909).

Landesbibliothek, Steirische, und Johanneum, Graz, Kalchberggasse 2 (1913).
Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
Landeskunstsammlungen, Württbg., Vor- u. Frühgeschichtl. Abtlg. (Altertümersammlung I), Stuttgart, Neckarstr. 8 (1911).
Landesmuseum, Badisches, Karlsruhe i. Baden (1909).
Landesmuseum Nassauischer Altertümer, Wiesbaden (1921).
Landesmuseum, Schlesisches, Troppau (1919).
Landgraf, Hermann, Studienrat, Freiberg i. Sachs., Parkstr. 5. (1924).
Lange, Hans, stud. phil., Berlin-Schöneberg, Sedanstr. 52/III (Heimanschrift: Burgdorf (Hann.) Cellertor 94) (1923).
Langer, Franz, Oberpostsekretär, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
*Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W. 15, Kaiserallee 221 (1909).
Lebius, Rudolf, Buchdruckereibesitzer, Berlin C 2, Breite Str. 4 (Wohnung: Berlin-Frohnau) 1920).
Lechler, Georg ,Dr. phil., Charlottenburg, Trendelenburgstr. 1/III (1915).
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Suhl i. Thür. Oberrealschule (1920).
Lehmann, Herbert, Museumstechniker, Berlin-Lichterfelde-Süd, Bergstr. 1 (1921).
Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heysestr. 26 (1914).
*Lehmann-Haupt, Carl Fr., Geheimrat, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck, Archäol.-epigraph. Seminar der neuen Universität (1909).
Leinveber, Geh. Reg.-Rat, Goslar, Nonnenweg 4 (1920).
*Lemcke, Hugo, Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommerische Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
Lesehalle, Akademische, Heidelberg (1923).
*Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. d. Oder, Landhaus Lienau (1909).
Limmer, Fr., Prof. Dr., Darmstadt, Olbrichweg 14 (1911).
Lissauer, Fritz, Zahnarzt, Berlin W. 30, Goltzstr. 38 (1911).
Loch, Alfred, Bergreferendar a. D., Heidelberg, Rahmengasse 30 (1922).
Lochner, J., Direktor des Ferngaswerkes, Rochlitz i. Sachs., Bahnhofstr. 45 (1923).
Loeper, v., Hans Freimut, Suderode (Harz), Lauenburger Str. 17 (1923).
Lorentzen, A., Dr. med., Kreisarzt, Langenschwalbach, Reg.-Bez. Wiesbaden (1911).
Lüdemann, Karl, Wissenschaftl. Mitarbeiter, Freiberg i. Sachs., Albertstr. 26 (1915).
Lüders, Ludwig, Dr. med., prakt. Arzt, Fallersleben (1922).
Lütcke, Heinrich, Dr. phil., Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 95 (1909).
Maaß, Studienassessor Dr., Bütow, Bez. Köslin, Aufbauschule (1924).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg, Fritschestr. 59 (1922).
Magdalinski, Pastor, Schwessin b. Köslin, Pommern (1919).
Mahr, Adolf, Dr., Wien I, Burgring 7, Naturhistorisches Museum (1921).
Mangold, Oberstabsarzt Dr. med., Eßlingen a. Neckar (1922).
Manitius, Pfarrer, Göthewitz bei Muschwitz, Bez. Halle (1922).
Manuth, Angestellter, Danzig, Langgarten 28 (1923).
Markwart, Josef, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Göbenstr. 27 (1921).
Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Coblenz, Fischelstr. 26 (1911).
Massenbach, Frh. v., Regierungspräsident a. D., Muskau, Pr.-L. (1909).
Matern, Erich, San.-Rat Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW. 87, Ottostr. 4/II (1909).
Matthes, Walther, stud. phil., Berlin N 37, Kastanienallee 57, Quergeb. 2 Trp. (1921).
Matz, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
Meckel, Heinz, Frankfurt a. Main, Augsburger Str. 36/II bei Frau Paulson (1922).
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Salomonstr. 18b (1918).
Melzer, August, Prokurist, Leipzig-Gohlis, Lothringer Str. 42/III (1924).
Mennung, Studienrat, Prof. Dr., Schönebeck a. d. Elbe (1924).
Menghin, Oswald, Univ.-Prof. Dr., Wien XVIII, Gersthoferstr. 108 (1922).
Merhart, v., Gero, Privatdozent Dr., Innsbruck, Universität (1922).
Mertinat, Otto, Buchdruckereibesitzer, Berlin-Lichterfelde, Potsdamer Str. 57a (1920).
Meye, Helmuth, Studienrat, Lötzen (Ostpr.), Königsberger Str. 35 (1923).
Michaelis, Karl, stud. phil., Treptow a. d. Tollense (Pomm.), Bahnhofstr. 28 (1922).
Michel, Fritz, Dr. med., Koblenz, Markenbildchenweg 13 (1921).
Mie, Wilhelm, Studienrat, Eutin, Janusstr. 18 (1922).
Mielke, Werner, Berlin-Niederschönhausen, Keplerstr. 15 (1923).
Miethke, Helmuth, Lehrer, Osternienburg (Anhalt) (1922).
Mirtschin, Alfred, Lehrer, Riesa a. d. E., Poppitzer Str. 21a (1923).
Mitscha v. Märheim, Ritter, Herbert, Wien XIII/5, Lintzerstr. 440 (1921).
Mitusch, Studienrat, Magdeburg, Staatsbürgerplatz 7/II (1923).
Möhle, Ludwig, Oberlehrer, Helmstedt, Henkestr. 53 (1920).

Mötefindt, Heinz, Wernigerode, Moltkestr. 9 (1923).
Mötefindt, Hennig, Wernigerode, Moltkestr. 9 (1923).
Mötefindt, Hugo, Dr., Wernigerode, Moltkestr. 9 (1909).
Mohrmann, Geh. Baurat, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
Momburg, Fritz, Prof. Dr., Bielefeld, Bahnhofstr. 50 (1921).
Monrow, v., Else, Studienrat, Schwerin i. Mecklbg., Slüterufer 1 (1923).
Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurter Str. 19 (1913).
Muchau, Hermann, Prof. Dr., Brandenburg a. H., Bauhofstr. 27 (1922).
Mühlberg, Johannes, Dresden A, Wallstr. 15 (1924).
Mühlenpfordt, Studiendirektor Dr., Freiburg i. Schles., Friedrichstr. 17 (1922).
Mühlhausen, Dr. med., prakt. Arzt, Braunschweig, Poststr. 6 (1924).
Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Wörthstr. 3 (1916).
Müller, Hermann, Redakteur, früher a. Völkerkunde-Museum in Hamburg, Salzwedel, Neue Häuser 44 (1922).
Müller, Johannes, Leutnant a. D., Düsseldorf, Scheibenstr. 7 (1921).
Müller, Otto, Recklinghausen i. Westf., Tellstr. 46 (1922).
Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
Museum der Stadt Essen (Ruhr), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- u. Frühgeschichte (Anschrift: Dr. E. Kahrs) (1913).
Museum, Oberhess., u. Gailsche Sammlung G. m. b. H., Gießen (Anschrift: Prof. Dr. Kramer, Major a. D. (1919).
Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift Dr. Byhan) (1912).
Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
Museum für Vor- und Frühgeschichte, Städtisches, Köln (1919).
Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
Museum, Städtisches, Nordhausen (1913).
Museum, Naturhistorisches Oldenburg i. Old., Damm 40 (1924).
Museum, Städtisches, Potsdam, Brauerstr. 8 (1920).
Museum, Histor., der Pfalz, Speyer (Anschrift: Museumsdirektor Dr. Sprater) (1915).
Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
Museum für Urgeschichte, Weimar (Anschrift: Museumskustos A. Möller) (1919).
Museum, Naturhistorisches, Anthropolog.-ethnograph. Abtl., Wien I, Burgring 7 (1921).
Museumsgesellschaft, Teplitz (Tschechosl.), Museum (1922).
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).
Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
Museumsverein, Harburg (Elbe) (1909).
Museumsverein, Koblenzer (Anschrift: Dr. Michel, Koblenz, Markenbildchenweg 13) (1912).
Museumsverein Pettau, Pettau (Ptuj), Jugoslawien (Anschrift: Konservator Viktor Skrabar) (1922).
Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
Nagorsni, R., Berlin-Steglitz, Belfortstr. 38 (1920).
Nationalmuseum, Finnlands, Helsingfors (Finnland) (1909).
Nega, Werner, Lehrer, Glaubitz (Sachs.), Schulhaus (1923).
Negelein, v., E., Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
Neibert, Franz, Deetz, Kr. Zerbst, Brunnenstr. 19 (1920).
Nermann, Birger, Prof. Dr., Dorpat, Johannisstr. 26 (1923).
Neuling, Walter, Obersekretär, Berlin NW 23, Lessingstr. 5 (1924).
Neumann, Gotthard, stud. phil., Jena, Riemannstr. 4 (1919).
Niederstein, Friedrich, Dr. med., Facharzt f. Chirurgie, Bielefeld, Koblenzer Str. 8 (1921).
Niehoff, J., techn. Assistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. S., Richard-Wagner-straße 9/10 (1920).
Niklasson, Nils, Dr. phil., Museumsassistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. d. S., Richard-Wagnerstr. 9/10 (1919).
Nimtz, Eva, geb. Rickmann, Berlin NW 5, Quitzowstr. 116 (1921).
Obst, Kurt, Kaufmann, Bromberg, Postschließfach 6 (1913).
Obst, Willy, Berlin O 112, Simon-Dachstr. 5/II (1922).
Odensaß, Studienrat, Stettin, Moltkestr. 19/III (1920).

Ohswald, Hans, Oberregierungsrat, Hammelburg i. Unterfranken (1915).
Often, v. d., Rittergutsbesitzer, Wisbu b. Mudderow, Kr. Regenwalde (Pomm.) (1921).
Otto, Johannes, Kirchschullehrer, Bernsdorf, Erzgeb. (1919).
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meininger Str. 3 (1909).
Pätzold, Alfred, Oberstudiendirektor, Prof. Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
Panzer, Friedrich, Universitätsprofessor Dr., Heidelberg (1913).
Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melanchthonstr. 9 (1913).
Paschke, Paul, Gymnasiallehrer, Celle, Hannoversche Str. 12 (1923).
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbeck, Friedenstr. 34 (1916).
Paulsen, Ingwer, Kunstmaler, Ziegelhof b. Friedrichstadt, Schleswig (1922).
Pauly, Ingenieur, Danzig, Stadtgraben 17 (1923).
Peschel, E., Oberlehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
Petermann, Bruno, Studienrat Dr., Berlin-Neukölln, Friedelstr. 28 (1922).
Peters, Gustaf, Mittelschullehrer, Eutin, Elisabethstr. 51 (1922).
Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 4 (1915).
Peters, Theodor, Hauptlehrer z. D., Grünenkamp b. Varel i. Oldb. (1922).
Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
Philipp, Hans, Studienrat Dr., Berlin-Friedenau, Menzelstr. 20/I (1922).
Pietsch, Rudolf, Staatsbahninspektor i. R., Trautmannsdorf a. L., N.-Österreich (1923).
Piwowarsky, Paul, stud. phil., Bensberg bei Köln, Steinhaus (Heimanschrift: Boppard a. Rh.) (1924).
Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
Plasse, H., Marienwerder, Graudenzer Str. 4.
Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchtstr. 10/II (1915).
Plewe, Walter, Berlin-Mariendorf, Tempelhofer Str. 68 (1924).
Pohl, Otto Paul, Lehrer, Langengrassau, Bez. Halle (1923).
Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 23 (1916).
Preidel, Helmut, Dr. phil., Bodenbach II (Böhmen), Luisenstr. 40/III (1921).
Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW. 23, Flensburger Str. 2 (1909).
Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
Prietze, H. M., Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstr. 8 (1921).
Prösdorf, Erich, Buchhändler, Sontra i. Hessen (1924).
Provinzialbibliothek, vormals Königliche, Hannover, Am Archiv 1 (1924).
Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg, Brandenburgische Landeshauptkasse, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 19/II (1920).
Provinzialmuseum, Hannover (1909).
Quarg, Hugo d. J., Weißenfels a. d. S., Jüdenstr. 23 (1921).
*Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
Rambeau, Hermann, Studienrat, Aschersleben, Heinrichstr. 1 (1923).
Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
Realschule, Barth a. d. Ostsee (1921).
Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant a. D., Charlottenburg, Scharrenstr. 39 (1913).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen (1916).
Reinicke, Erich, Verwaltungsinspektor, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Jfflandstr. 11 (1909).
Reismann-Grone, Theodor, Zeitungsverleger, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1921).
Reuter, Otto Siegfried, Telegraphendirektor, Bremen, Steinhäuser Str. 41 (1923).
Richter, Adolf, Kommerzien-Rat, Rudolstadt (1916).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig-Schleußig, Könneritzstr. 23, Waldhaus (1912).
Richthofen, Frhr. v., Bolko, Dr. phil., Breslau, Ohlauer Stadtgraben 20 (1912).
Rieken, Sanitätsrat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Rodrian, H., Lehrer, Altenburg a. d. S. bei Naumburg a. d. S., Hauptstr. 33/I (1922).
Römer-Museum, Hildesheim, Am Stein (1909).
RRohkrämer, Rich., Roßleben a. U., Wiehesche Str. 5 (1922).
Roosenberg, Hugo, Friemersheim, Kr. Urdingen, Rheinprovinz (1923).
Roth, Karl, cand. phil. et med., Kaiserslautern, Sackelwoogstr. 19 (1920).
Ruwedder, Generaldirektor, Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 55 (1922).
Rudolph, Martin, Dr., Friedrichsfeld i. Baden (Max Benfing, Deutsche Steinzeugfabrik) (1923).
Rudolph, Berlin NW. 87, Altmoabit 50 (1923).
Saar, Medizinalrat Dr., Berlin-Tempelhof, Albrechtstr. 128. (1924).
Sänger, Georg, Studienrat, Weißenfels a. d. S., Gutenbergstr. 4 (1924).

Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Lennep (1918).
Sammlung, Städtische, naturwissensch., Chemnitz, König Albert-Museum (1909).
Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donaueschingen (1912).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Saucken, v., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Ziethenstr. 6 (1922).
Schade, W., cand. electr., Danzig, Olivaer Tor 1 (1921).
Schäfer, Landgerichtsrat Dr., Koblenz, In der Goldgrube 51 (1924).
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 68 (1921).
Scheu, Hugo, Dr. h. c., Generallandschaftsdirektor und Ökonomie-Rat, Königsberg i. Pr. (1915).
Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1913).
Schilling, Friedrich, stud. germ., Frankfurt a. d. Oder, Huttenstr. 6/II (1922).
Schirmacher, Frau Käthe, Dr. phil., Marlow i. Mecklenburg (1922).
Schirmer, Generalmajor, Berlin-Schöneberg, Eisenacher Str. 76/I (1911).
Schirwitz, K., Quedlinburg, Lauenburger Str. 11 (1917).
Schloßmuseum, Zerbst (Anhalt) (1922).
Schlottke, Bruno, Berlin-Baumschulenweg, Heidekampweg 33 (1923).
Schmid, Alfred, Dipl.-Ing., Sigiswang, Post Sonthofen, Bayer. Allgäu (1924).
Schmidt, Arthur, Studienassessor Dr., Sondershausen (1924).
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz, Gutenbergstr. 23 (1909).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Tübingen, Urgeschichtl. Forschungsinstitut, Schloß (1909).
Schneider, Dr., Zahnarzt, Münster i. Westf., Königstr. 46 (1921).
Schönefeldt, M., Ministerialamtmann a. D., Waidmannslust b. Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schoener, G. Ludwig, Bremen, Straßburger Str. 64 (1921).
Schönfeld, Heinrich, Fabrikbesitzer, Herford i. Westf., Deichtorwall 2 (1921).
Schrader, Lehrer, Naundorf b. Gepulzig b. Rochlitz, Sachs. (1923).
Schrage, Ewald, Lehrer, Raun i. Vogtland (1923).
Schreiter, Teodor, Steueramtmann, Zschoppau (Sachs.) 1921).
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. d. S. (1909).
Schröder, H., Geh.-Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schütz, Konrad, Charlottenburg, Röntgenstr. 9/I (1920).
Schultz, Dr., Wolfgang, Görlitz, Jochmannstr. 2/3 (1923).
Schultze, Hugo, Sanitätsrat Dr., Driedorf (Dillkreis) (1920).
*Schultze, Martin, Pfarrer, Fahrenwalde b. Brüssow (Uckermark) (1909).
Schulz, Walther, Dr. phil., Direktorial-Assistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte., Halle a. d. S., Wittekindstr. 11/II (1909).
Schulze, Louis, Leipzig, Kronprinzenstr. 32/II (1921).
Schulze, Geh. Medizinalrat Dr., Arnsdorf (Sachsen) (1922).
Schumacher, Paul, Seminarlehrer, Weißenfels a. d. S., Langendorfer Str. 42a (1918).
Schupp, Joh., Dr., Berlin-Lankwitz, Kaiser-Wilhelmstr. 118 (1922).
Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold, Leopoldstr. 29 (1923).
Schwantes, G., Lehrer, Hamburg 39, Baumkamp 62 (1909).
Schwörer, Studienrat, Wimpfen a. Neckar (1922).
Schyma, Heinrich, Lehrer, Karf b. Beuthen O.-S. (1923).
Seelmann, Sanitätsrat Dr. med., Dessau, Kavalierstr. 7 (1909).
Seelow, Landmesser, Freienwalde a. d. Oder (1924).
*Seemann, Otto, Dr. med., Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th., Kiliansgraben 5 (1909).
Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
Seracsin, Alexander Ritter v., Wirtschaftsrat, Orth a. d. Donau (N.-Österreich) (1923).
Sickel, Ernst, Oberstudienrat, Prof., Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
Sieben, Studiendirektor, Wimpfen a. Neckar (1922).
Siebert, Fritz, stud. phil., München, Barerstr. 58/I (1922).
Sieglerschmidt, Prof. Dr., Binz auf Rügen, Ecke Lottumstr. u. Mukraner Str. (1912).
Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg a. d. S., Topfmarkt 7 (1916).
Sievers, Direktor, Leiter des St. Realprogymnasiums, Sensburg i. Ostpreußen (1918).
Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben, Kapellenstr. 453a/I (1909).
Skronn, Herbert, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1922).
Snethlage, Alfred, Emden i. Ostfriesland, Wallstr. 4 (1923).
*Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1909).
Snethlage, Herbord, Berlin-Schmargendorf, Friedrichshaller Str. 31 (1922).
Snethlage, Oskar, Major a. D., Berlin-Spandau, Ruhlebener Str. 16 (1923).

Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin NW. 52, Rathenower Str. 2/III (1921).
Sommer, Erich, Dipl.-Ing., Dresden-Altstadt, Zellesche Str. 40/I (1921).
Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe i. Holst., Apotheke (1920).
Sprockhoff, Ernst, Dr. phil., Lehrer, Berlin-Johannisthal, Mühlbergstr. 1 (1922).
Staatssammlung, Anthropologisch-prähistorische, München, Neuhauserstr. 51/III (1922).
Stadtbibliothek, Hannover, Trammplatz 3 (1909).
Stadtbibliothek Liegnitz (Anschrift: Prof. Zum Winkel, Raupachstr. 34 (1923).
Stadt- und Volksbibliothek, Oberursel (Taunus) (1924).
Staffe, Adolf, Dr., Privatdozent, Trautmannsdorf a. L., Nieder-Österreich (1922).
Staffel, Sanitätsrat Dr., Chemnitz, Lange Str. 19 (1909).
Stahel, August Josef, Hof- u. Univers.-Buchhändler, Würzburg (1922).
Stahel, Friedrich Karl, Fabrikdirektor, Bielefeld, Wertherstr. 1c (1920).
Stahel, Rainer, Oberstleutnant, Åbo (Finnland), Västra Strandgatan 7 (1920).
Stampfuß, Rudolf, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108 (1922).
Starck, Werner, Woltersdorf-Schönblick b. Berlin, Lenzstr. (1921).
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Lichtenrade, Krügerstr. 10 (1920).
Steiner, Franz, Schaab bei Podersam (Böhmen) (1921).
Steinitz, Wolfgang, stud. phil., Breslau 18, Eichendorffstr. 13 (1923).
Stephan, Paul, Regierungslandmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).
Stimming, Richard, Prakt. Arzt, Gr. Wusterwitz b. Brandenburg a. d. H. (1909).
Stolze, Hans, Weißenfels a. S., Dürerhaus (1923).
Storck, Heinrich, Lehrer, Duisburg-Meiderich, Walzstr. 124 (1923).
Stoye, K., Dr. phil., Quedlinburg a. H., Pölkenstr. 15/II (1922).
Strantz, v., Kurt, Reg.-Rat a. D., Berlin-Friedenau, Offenbacher Str. 30 (1912).
Strauch, Paul, Schulrat, Brandenburg a. d. H., Bergstr. 5 (1919).
Strauß, Konrad, Frankfurt a. d. Oder, Linden 2/I (1916).
Strobach, Georg, Apotheker, Berlin S 59, Grimmstr. 21/II (1916).
Tabbert, Willy, Oberingenieur, Waidmannslust b. Berlin, Fürst-Bismarckstr. 21 (1920).
Tadenberg, Kurt, Dr. phil., Breslau, Fränkelplatz 4/III (1923).
Tallgren, J. M., Univ.-Prof. Dr. phil., Dorpat (Estland), Peplerstr. 15 (1909).
Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
Teppner, v., Wilfried, Dr., Graz (Steiermark), Leechgasse 30 (1923).
Tetzer, Fabrikbesitzer, Buckow, Kr. Lebus, Ringstr. 5/6 (1922).
Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Rumänien), Roßmarkt 4 (1909).
Thinius, Otto, Lehrer, Groß Salze-Elmen (Bez. Magdeburg), Leipziger Str. 14 (1924).
Thomson, A., Reval (Estland), Dompromenade 10 k 4 (1918).
Thümmel, Konsistorialrat Dr., Groß Salze-Elmen, Bez. Magdeburg, Kaiserstr. 12a (1921).
Tidelski, Fritz, Lehrer, Kiel, Jachmannstr. 7 (1922).
Tietz, Lehrer, Herzberg b. Gr. Linichen, Kr. Dramburg (Pommern) (1923).
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel, Hasseldieksd. Weg 11 (1921).
Töpel, Studienassessor, Dr., Lehrer a. d. Landwirtschaftlichen Schule, Meißen, Rauhentalstr. 17/III (1923).
Troitzsch, Erwin, cand. jur., Berlin-Steglitz, Flensburger Str. 9 (1923).
Troitzsch, Reinhold, Mittelschullehrer, Bromberg (Anschrift: Oberstadtsekretär Otto Heyme, Halle a. d. S., Ladenbergstr. 40) (1923).
Tschakert, Otto, Prof., Brüx (Tschechosl.), Realgymnasium (1922).
Turobin, Bankvorstand, Schwiebus (1919).
Ulrich, Paul, Lehrer, Wimmelburg b. Eisleben (1924).
Universitätsbibliothek Gießen (1911).
Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
Universitätsbibliothek Münster i. Westf., Dispinkhof (1918).
Universitätsbibliothek Rostock (1915).
Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln a. Rh., Gereonskloster 12 (1921).
Upsala Universitets Museum for Nordiska Fornsaker, Upsala (1923).
Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
Verein für Geschichte und Altertum, Bernburg (1911).
Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt, Stadtbücherei, Anger 18/II (1909).
Verein für Vogtländische Geschichte und Altertumskunde zu Plauen, Plauen (Voigtl.) (1913).
Verein für Heimatkunde, Kreuznach (Anschrift: Gymnasiallehrer K. Geib, Kreuznach, Hofgartenstr. 24) (1919).

Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
Verein für Heimatkunde in Merseburg (Anschrift: Richard Ortmann, Merseburg, Schmale Str. 17) (1921).
Verein für Heimatkunde Strausbergs und seiner Umgebung (Anschrift: Studienrat Dr. K. H. Wels, Strausberg (Mark), Wilhelmstr. 13/14) (1922).
Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied (Anschrift: Dipl.-Ing. E. Helmrath, Neuwied (1912).
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kreis Cöthen (Anschrift: Kreisschulrat W. Bethge, Cöthen, Lange Str. 12) (1921).
Verein, historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 121/II (1912).
Verein, Naturwissenschaftlicher, Bielefeld (1920).
Voegler, A., Lehrer, Herzberg a. d. Elster, Bodenhausenstr. 13 (1923).
Voß, Otto, Prof. Dr., Berlin W 30, Karl-Schrader Str. 3/II (1922).
Wagner, Friedrich, Dr., Archäologe, München O 8, Preysingplatz 1b (1919).
Wagner, Studienrat, Prof. Dr., Rochlitz (Sachs.), Gröblitzer Weg 1 (1923).
Wahle, Ernst, Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg, Hauptstr. 235 (1909).
Walter, Heinrich, Dr., Pirna a. d. Elbe, Landwirtschaftl. Schule (1909).
Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacher Str. 18 (1909).
Wangenheim, A. Freih. v., Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Str. 9 (1922).
Weber, Joh. Emil, Pfullingen (Württbg.), Klosterstr. 28 bei A. Gayler (1918).
Wedepohl, Theodor, Prof., Kunstmaler, Charlottenburg, Gervinusstr. 4 (1922).
Wegewitz, W., Lehrer, Ahlerstedt, Kr. Stade (1923).
Weise, Julius, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Kranzer Allee 35 (1909).
Weister, Studienrat, Prof. Dr., Neuruppin, Wallstr. Haus Franke (1920).
Wels, Georg, Telegraphensekretär, Wittstock (Dosse) (1910).
Welz, Dr., Fulda, Schloßstr. 12 (1921).
Wendemuth, Hauptredakteur, Waldenburg i. Schles., Sandstr. 1 (1921).
Wendhausen, Frau, Klützow i. Pomm. (1924).
Wendrin, v., Franz, Privatgelehrter, Berlin O27, Holzmarktstr. 48a (1923).
Wentzlaff, Franz, Lehrer, Charlottenburg, Schloßstr. 26a/III (1923).
Werner, Prof. Dr., Butzbach (Oberhessen) (1916).
Wesche, Heinz, stud. phil., Göttingen, Schildweg 26 (1922).
Wesemeier, Wilhelmine, Studienrat, Neumünster i. Holst., Schützenstr. 30 (1923).
Wespy, Direktor Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 11 (1918).
Widarbund, Berlin-Schlachtensee, Albrechtstr., Landhaus Platz (1924).
Wiele, Bernhard, Lehrer, Bernsdorf, Post Herzberg (Elster) (1922).
Wilde, Max, Kreisschulrat, Zeitz (1909).
*Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt a. D., Rochlitz (Sachs.), Bahnhofstr. 4b (1909).
Wilke, W., Kaufmann, Berlin O. 34, Memeler Str. 60a (1919).
Willnow, Postdirektor, Stettin, Turnerstr. 13/II (1923).
Winckler, Albert, Charlottenburg 9, Spandauer Berg 20/III b. Stolting (1909).
Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
Wirth, Herm. F., Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Kaffweg 18, Haus Eresburg (1919).
Witte, Erhard, Dr., Herzberg a. Harz (1919).
Witz, Major a. D., Ingolstadt, Bayer. Hauptlabor. Nürnberger Str. 20 (1911).
Wohlenberg, Fritz, Firma (Inhaber Karl Paulsen), Hannover-Döhren (1919).
Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Obstmarkt 4 (1909).
Wolff, Distriktskommissar, Putzig b. Schönlanke (Netzekreis) (1909).
Wolter, Wilhelm, Beamter, Potsdam, Mangerstr. 40 (1923).
Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren i. Mecklbg. (1909).
Wünschmann, K., Studienrat Dr., Halberstadt, Moltkestr. 57 (1918).
Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
Wurzer, Oberstleutnant a. D., Neuburg a. d. D., Theresienstr. 126/I (1911).
Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
Zimmer, Gustav Otto, Bürgermeister, Garz auf Rügen (1922).
Zinn, Arno, Lehrer, Ohrdruf i. Thür., Reinhardtsbrunner Str. 5 (1921).
Zscheile, Arthur, Dr. ing., Berlin-Friedenau, Cranachstr. 20 (1921).
Zschiesche, Landgerichtsrat, Nordhausen, Stollberger Str. 13 (1910).

Gesamtzahl der Mitglieder = 642.

Abhandlungen und Mitteilungen.

Grundsätzliches über Religion und Mythos der Arier.

Von Dr. Wolfgang Schultz, Wien.

1. Leopold v. Schroeder, Arische Religion. I. Band: Einleitung, der altarische Himmelsgott, das höchste gute Wesen. 618 S. II. Band: Naturverehrung und Lebensfeste. 707 S. H. Haessel Verlag in Leipzig 1914 und 1916.

2. Ernst Siecke, Indogermanische Mythologie (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6247/8). 151 S. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig 1921.

3. Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. 196 S. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1921.

4. Georg Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung (Mannus-Bibl. Nr. 31). 254 S. mit 278 Abb. im Texte. Leipzig, Verlag von Curt Kabitzsch, 1923.

5. Zusammen fassende und fort führende Bemerkungen.

1.

Leopold v. Schroeders Werk, ohne Zweifel das umfassendste und bedeutendste unter den soeben angeführten, erhält sein besonderes Gepräge durch die lebensvolle, gewinnende, hervor ragende Persönlichkeit des Verfassers. Nicht mit kühlem, sondern mit heiß empfundenem sachlichem Verstehen trat v. Sch. an seinen Gegenstand heran und forschte in ihm mit Liebe und Gnade. Er war ein durch und durch religiöser Mensch, die Religionswissenschaft war ihm im Grunde zugleich Theologie, und man braucht bloß die Einleitung zu lesen, um zu sehen, wie ihm seine Forschung nicht lediglich um ihrer selbst willen wichtig ist, sondern vor allem als Beitrag für das religiöse Ringen unserer Zeit, als Ausdruck seines eigenen religiösen Ringens. Der Kampf um Gott ist ihm der eigentlich entscheidende (S. 2); nur Arier und Semiten sind die Schöpfer großer Weltreligionen gewesen, und die Arier zuerst (S. 9). „Unter den arischen Trägern des Christentumes macht sich aber heute eine mächtige Strömung geltend, die das Christentum ablehnt und — wenn sie nicht alle Religion perhorresciert — meist bei einer arischen Religion ihre Zuflucht sucht". „Bei dieser Sachlage hat die Betrachtung der Anfänge aller arischen Religion doppelte Bedeutung für uns: erstens insofern die Arier selbst frei schöpferisch auf religiösem Gebiete gewesen sind; sodann insofern sie als die hauptsächlichsten Träger des Christentumes dasselbe in ihrem Geiste aus- und umgestaltet haben" (S. 10). Wissen und Glaube müssen einander auch hier ergänzen (S. 11).

Merkwürdig ist es, wie wenig es dem Werte dieses Werkes Abbruch tun kann, daß es nach üblichen Begriffen eigentlich zur Zeit seines Erscheinens

(1914—1916) schon um ungefähr 20—30 Jahre veraltet war. Wie v. Sch. (S. 1) selbst feststellt, ist es aus Vorlesungen hervor gegangen, die er 1901/2 an der Universität Wien, aber schon früher auch in Dorpat und noch vorher in Innsbruck gehalten hat. Man sieht noch deutlich, wie er den älteren Grundstock etwa um die Jahrhundertwende bearbeitete und Neuerscheinungen heran zog. Später ist wenig mehr hinzu gekommen, außer die Auseinandersetzung mit den in den Bänden der Mythologischen Gesellschaft in Berlin veröffentlichten Arbeiten, und vor allem mit Georg Hüsing und mir. Als sich die Gelegenheit zur Drucklegung seines Werkes bot, war v. Sch. zu beschäftigt und schon zu alt, um tiefer greifende Änderungen vorzunehmen, und öfter sprach er sich mit mir und Anderen aus, ob das Werk auch ohne das vom Stapel laufen solle. Es war gewiß das Rechte, daß er sich dann doch dazu entschlossen hat. Auch betonte er wiederholt, daß er im dritten Bande unsere Forschungen noch eingehender verwerten wolle — es ist leider nicht mehr dazu gekommen. Am 7. Februar 1920 starb er. Sein Werk aber wurde bisher nicht vollendet. Da v. Sch. drei Wurzeln der Religion unterscheidet, nämlich den Glauben an ein höchstes gutes Wesen, die Naturverehrung und den Seelenglauben, war es dreigliedrig gedacht, und der III. Band sollte „Seelengötter und Mysterien" behandeln. Er liegt in v. Sch.'s Nachlasse handschriftlich und wahrscheinlich noch ziemlich im Entwurfe früherer Zeiten, vor, und es wäre schön und wertvoll, wenn der Verleger ihn zur Vervollständigung des hoch bedeutsamen Werkes doch noch heraus bringen könnte. Was uns v. Sch. zu sagen hat, ist nicht an Zeitgemäßheit gebunden, es behält seinen Wert in sich. Verlangt man, daß über Musikgeschichte ein unmusikalischer Mensch nicht schreiben solle, so ist es wohl mindestens ebenso gerechtfertigt, wenn man von einem Religionsforscher religiöse Begabung fordert. Diese besaß aber v. Sch. in ganz hervor ragendem Maße, und als Denkmal einer solchen hat sein Werk auch seinen dauernden Wert, gleichgültig wie tief die Ergebnisse, welche die Forschung Anderer inzwischen beitragen konnte, in die darin entwickelte Gesammtauffassung einschneiden mögen.

v. Sch. beginnt sein Werk mit einer genauen Bestimmung des Begriffes Religion und versucht dabei, seinen Betrachtungen über die Religion der alten Arier einen allgemeineren Hintergrund zu geben. Er geht von den Definitionen der Theologen (z. B. Harnack, Pünjer, Kunze) und Philosophen (z. B. Kant, Schleiermacher, Hegel) aus, vergleicht sie mit denen der Ethnologen (z. B. Tylor) und hält sich dabei einige der wichtigsten Religionsformen (z. B. Christentum, Buddhismus, primive Religionen) stets vor Augen. So kömmt er schließlich zu dem Ergebnisse: „Religion ist der Glaube an geistige (außer und über der Sphäre des Menschen waltende) Wesen oder Mächte, das Gefühl der Abhängigkeit von denselben und das Bedürfnis, sich mit ihnen in Einklang zu setzen."

Es ist kein Zweifel, daß diese Begriffsbestimmung die bisher versuchten bei weitem übertrifft, aber auch ihr haften wesentliche Mängel an. v. Sch. selbst hat schon darauf hingewiesen, daß gewisse Vorstufen der Religion, z. B. reine Tierverehrung oder „präanimistische" Vorstellungen, nicht in diesen Religionsbegriff fallen, weil hier kein Glaube an Geistiges sondern an Geist-Leibliches vorliege (S. 26, Anm.). Aber auch die Naturverehrung als solche beträfe nur geist-leibliche, sinnlich wahrnehmbare Wesen und Mächte (S. 79, vgl. S. 113f.), und doch nimmt sie v. Sch. sogar als eine der drei Hauptwurzeln der Religion in Anspruch. Das Geistige dürfte aber offenbar nur dann als Maßstab verwendet werden, wenn wir eine Geschichte desselben bereits

besäßen, d. h. wenn wir wüßten, wo und wie der Seelenbegriff entstanden ist und ob er selbst nicht vielmehr wieder einen vielfachen Ursprung hat. Gerade dieses ist aber eine höchst umstrittene Grundfrage und der Gegenstand dieses Streites wohl wenig geeignet, zur Bestimmung des schwierigen Begriffes Religion zu dienen. Es wird kaum etwas geben, das schwerer zu erläutern wäre, als eben dieser Begriff: „geistige Wesen oder Mächte", und selbst wenn wir etwa „höhere Wesen oder Mächte" dafür einsetzeten, wäre wohl kaum viel geholfen.

Ein anderer Anstoß liegt darin, daß diese Wesen oder Mächte außer oder über der Sphäre des Menschen walten sollen. Denn viele religiöse Vorstellungen betreffen ihr Walten mitten in der Sphäre des Menschen. Ein gereinigter Religionsbegriff hält sich sogar nur an das rätselhafte, in der eigenen Seele wirksame, bloß der inneren Schau zugängliche Selbst, und dieser Schau gegenüber verblaßt selbst der Glaube. Andrerseits ist weder das Gefühl der Abhängigkeit, noch das Trachten nach Einklang das Entscheidende; es gibt auch durchaus als religiös zu betrachtende Auffassungen, bei denen der „Gläubige" sich gar nicht fügsam verhält. Wenn der italiänische Bravo die Madonna, zu der er eben inbrünstig gebetet hat, verprügelt, falls sie ihm nicht zu Willen täte, so liegt dem doch kaum ein Bedürfnis nach Einklang zu Grunde. Was uns hier auf niederer Stufe entgegen tritt, finden wir etwa in den eddischen Biarkamál auf ungleich höherer; der sterbende Biarki ruft: „Faßte meine Faust den falschen Ränkeschmied, ich zerkrallte den Kriegsgott wie die Katze die Maus". Der indische Büßer, der durch seine Buße Götter und Weltordnung unter sich zwingt, will sich ebenfalls nicht einordnen, sondern überordnen. All diese, sonst so verschiedenen Fälle haben doch das Gemeinsame, daß das Selbst den Ausgang bildet, und nicht ein außerhalb gefundenes oder gesuchtes geistiges Anderes, und daß sich dieses Selbst als Herr empfindet und nicht als Knecht. Wir könnten also statt „sich mit ihnen in Einklang zu setzen" etwa sagen: „sich mit ihnen aus einander zu setzen", müßten aber dann wohl auch schon vorher ändern: „das Gefühl der Abhängigkeit oder Überlegenheit". Jedoch auch solche Erweiterungen hülfen wahrscheinlich wenig. Es führt tiefer in das Wesen der Sache hinein, wenn wir uns mit den Mängeln der spekulativ-philosophischen Begriffsbestimmung aus einander setzen, als wenn wir sie zu verbessern versuchen; denn jeder neue, kennzeichnende Fall kann wieder neue Änderungen erheischen, und was zum Schlusse übrig bliebe, wäre leicht all zu verschwommen und unwesentlich. Der Begriff Religion ist ein historischer Begriff und als solcher bloß durch wuchsrechte Anordnung der ihm zuzurechnenden Tatsachen abzugrenzen, und nicht nach Art der schulmäßigen Logik durch Anführen zufällig heraus gegriffener Merkmale.

Ein weiterer Fehler der Begriffsbestimmung v. Sch.'s ist es, daß sie Religion bloß als inneres Erleben auffaßt und nicht berücksichtigt, daß dieses Erleben auch nach einem Ausdrucke drängt, ja daß es uns ausschließlich dadurch, daß es einen solchen findet, bekannt und durch die Formen dieses Ausdruckes rückwirkend ganz wesentlich mit bestimmt wird. Zwar fügt v. Sch. S. 29 noch hinzu: Kultus ist das in die Tat umgesetzte Bedürfnis, sich mit den geglaubten übermenschlichen geistigen Wesen oder Mächten durch Verehrung, Opfergaben, — Gebete, Lieder, Andacht, Bußübungen u. dgl. m. in Einklang zu setzen, — aber einerseits ist es doch wohl noch recht fraglich, inwieweit der Kult immer erst etwas „Umgesetztes" ist, und andrerseits erstreckt sich das Umsetzen in die Tat auch auf Nichtkultisches, z. B. das Glaubensbekenntnis. Da dem Religionsforscher ausschließlich der Ausdruck des religiösen Innenlebens vorliegt, ist seine

Aufgabe eine vorwiegend seelenkundliche (psychologische); hierin liegt ihre Schwierigkeit, ihr Reiz und ihre Bedeutung. Auch ist zu beachten, daß der Ausdruck, die „Form", leicht erstarrt, daß er seinen „Inhalt", das Innenleben, das ihn einst gefunden hat, verlieren kann, oder daß geringe, oft schwer feststellbare Änderungen genügen, ihm einen neuen, häufig grundverschiedenen Inhalt zu geben: ein neues inneres Erleben bemächtigt sich der überlieferten Form; der alte Schlauch füllt sich mit neuem Weine, oder bloß mit Wasser, oder gar mit Unrate. In der v. Sch.schen Darstellung kömmt auch zu kurz, daß Religion nicht schon jeder Einzelfall irgend eines Glaubens an Höheres ist, der sich in der Seele des Glaubenden als Fühlen und Begehren auswirkt, auch nicht wenn er nach außen seinen Ausdruck findet, sondern erst eine Reihe solcher Fälle, die alle durch das hinter ihnen stehende innere, aus dem Volkstume bestimmte Erleben irgendwie zusammen hangen, zu einer gewissen Einheit verbunden sind. Diese Einheit in der Mehrheit, das Lehrhaft-Weltanschauliche, Sinnlich-Sittliche (und zwar Letzteres noch nicht im Sinne einer Sittenlehre und bewußter Sittlichkeit), ist auch bei ganz niederen Religionsformen nicht zu verkennen und steigert sich in den höchsten zu gewaltigen dogmatisch-philosophischen Lehrgebäuden.

Auch dem Zusammenhange von Religion und Sittlichkeit geht v. Sch. nach. Sittlichkeit ist ihm lediglich jener Teil von Recht und Sitte, dessen Übertretung höhere Mächte durch Strafe rächen (S. 34). Aber jus divinum fällt doch ganz gewiß nicht mit Sittlichkeit zusammen, und auch das Recht steht häufig unter göttlicher „Sanktion". Begründet hier v. Sch. die Sittlichkeit heteronom, so bekennt er sich doch gleich danach auch zur autonomen Auffassung des kategorischen Imperativs: „Ihr (näml. der Sittlichkeit) Grund liegt tiefer, er liegt in den metaphysischen Tiefen unseres Seins.., denselben, auf die auch... die wunderbare Tatsache des Gewissens fort und fort hinweist" (ebd.). Schon hierin liegt ein Widerspruch und eine gewisse Unklarheit. Sie greift noch weiter, wenn v. Sch. dann Religion und Sittlichkeit als dem Wesen nach untrennbar (S. 33) und die Religion, also auch die Sittlichkeit, als etwas allen Menschen Gemeinsames erklärt, wie die Sprache, — als Elementargedanke. Hiefür tritt er einen dreifachen Beweis an. Erstens stoßen wir gerade bei ganz primitiven Völkern auf den Glauben an ein höchstes gutes Wesen (S. 140 und 81—105), zweitens bezeuge die Verbreitung von Eid und Gottesurteil über die ganze Erde die urtümliche Verbindung von Religion und Sittlichkeit (S. 143—160), und drittens habe man völlig religionslose Völker bisher nicht finden können (S. 36—47). Diese Beweisführung ist durchaus nicht überzeugend, was sie beweisen soll, auch nicht deutlich. Wer wie v. Sch. drei so verschiedene Wurzeln der Religion annimmt und im Allgemeinen doch der Ansicht zuneigt, daß diese Glaubensformen auch ziemlich selbständig vorkommen können, ist nicht berechtigt, die Religion als eine unbedingte, überall im Wesentlichen gleich bleibende Einheit hinzustellen. Das Netz der Spinne, die Wabe der Biene, das Nest des Vogels, der Bau des Fuchses sind alle in gewissem Sinne Behausungen, und eben doch grundverschieden, jedes davon nicht Zeugnis für einen allgemein tierischen Gedanken des Hausbaues, sondern nur für ein jeweils besonderes Artverhalten. Und ähnlich zerfällt auch der Allgemeinbegriff Religion in eine Anzahl von Völkerverhaltungsweisen oder Völkergedanken sehr verschiedener Abstufung, die zwar zum Teile in ähnlicher, „elementar" gegebener Richtung liegen, die aber von der Forschung vor allem in dem ausgewertet werden müssen, worin sie verschieden sind. Das Selbe gilt für den sittlichen Einschlag solcher Äußerungen. Unter Sittlichkeit verstehen wir nämlich gemeinhin nicht,

daß bloß ein solcher Einschlag irgendwie nachweisbar sein müsse, sondern daß bewußtes Handeln nach ausgebildeten sittlichen Überzeugungen vorliege. Eine Geschichte der Sittlichkeit, die den dafür zu allererst in Betracht kommenden Stoff bei den älteren Völkern und vor allen den Völkern des Alten Orients und der Arier und unter diesen wieder das „klassische" Volk der Sittenlehre, die alten Iranier, auswerten würde, ist noch nicht geschrieben, aber die großen Völkerstämme der Geschichte sind einander nicht gleich an sittlicher Begabung, sondern nur einer unter ihnen, der arische, hat den Begriff der Sittlichkeit mit all den besonderen Merkmalen, die wir ihm heute zuschreiben, ins Bewußtsein empor gehoben, und die innige Verbindung von Religion und Sittlichkeit, wie wir sie seither kennen, ist ein einmaliger und einziger Vorgang, als dessen bedeutsamstes Zeugnis der Mazdaismus auf uns gekommen ist (vgl. meine Sittenlehre des Zarathustra im Rahmen der Geschichte der Sittlichkeit im Jahrbuche der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien, J. A. Barth, Leipzig 1913). v. Sch. weiß das und spricht es ziemlich klar aus (S. 437 z. B.); aber er scheut sich, den anderen Völkern etwas abzusprechen, zu dem Ansätze bei ihnen doch auch zu beobachten sind. Zwischen dem bloßen Ansatze und vollgültigem, klarem Besitze ist aber gerade hier ein ganz wesentlicher Unterschied, bloß die Arier haben diesen schöpferischen Schritt getan, und der Begriff Sittlichkeit ist daher ein arischer und kann nicht ohne Weiteres auf das Denken und Fühlen der anderen Völker angewandt werden, in deren Blute er gar nicht liegt. Die Sittlichkeit der Völker erweist sich vielmehr, wo immer man geschichtlich an die Frage heran kann, als arisches Lehngut; v. Sch.'s Ausführungen über Eid und Gottesurteil berücksichtigen leider nicht im Mindesten die Wanderwege dieser Einrichtungen. Ähnliches gilt für seine Ausführungen über den Glauben an das höchste gute Wesen. Entlehnungen aus dem Christentume, die v. Sch. hie und da ablehnt, sind dabei nicht das nächst Liegende: auch iranische, indische und aus ihnen und anderen arischen hergeleitete höhere und niedrigere Glaubensformen sind weltweit gewandert; ich erinnere nur an die von Oskar Dähnhardt bis nach Amerika verfolgten dualistischen Schöpfungssagen Irans. Das ist eine Schichte, die um mindestens ein halbes Jahrtausend älter ist als die, wie wir heute wissen (vgl. z. B. Reitzensteins Iranisches Erlösungsmysterium), selbst wieder aus ihr, und nicht dem Judentume, erwachsene christliche, und andere, ältere, sind ihr gewiß voran gegangen, z. B. die „totemistische", deren Ursprung in der unlösbar mit dem Mythos verknüpften Lehre von den Tieren der drei Reiche uns Fritz Röck durch seine weit ausholenden Untersuchungen verstehen gelehrt hat. So lange wir von den älteren Zuständen der Pygmäen und anderer primitiver Völker, die jetzt für den Glauben an das höchste Wesen gerade von solchen Seiten angeführt werden, denen an dem Nachweise einer Uroffenbarung der Völker aus nicht wissenschaftlichen Gründen sehr viel gelegen sein muß, so wenig wissen, wie dies eben der Fall ist, sind wir nicht berechtigt, das abzulehnen, was wahrscheinlich ist, nämlich Entlehnungen und Verkümmerungen reicherer Vorstellungsbestände auf schattenhafte Umrisse, und das Unwahrscheinliche anzusetzen, nämlich daß sie Zustände der frühesten Urzeit rein und unverändert bewahrt hätten. Daß Religion heute bei allen Völkern nachzuweisen ist, hat unter solchen Umständen ebenfalls keinen besonderen Wert. Wanderungen und Entlehnungen haben im breitesten Ausmaaße stattgefunden, wie allein das Beispill der großen Weltreligionen zeigt, und ob überall das, was schon vorher da gewesen sein mochte, einer der Begriffsbestimmungen von Religion

unter zu ordnen gewesen wäre oder bloße Vorstufe zur Religion sein mochte, ist nicht wichtig, sobald wir erkannt haben, daß die Forschung erst dann auf gemeinsam Religiöses an all dem wird eingehen können, wenn vorher ein Überblick über den religiösen Formenschatz und eine wuchsechte Anordnung der religiösen Ausdrucksformen und der ihnen zugehörigen volklich grundverschiedenen Seeleneinstellungen gewonnen ist. Das war im Wesentlichen auch Hermann Useners Gedanke vom Ermitteln des religiösen Formenschatzes als allernächster Aufgabe, dem er freilich auch den Gedanken eines gemeinsamen ethnischen Untergrundes der Religionen zur Seite stellte. Das Letztere war Theorie und philosophisch-spekulative Überzeugung, aber sie konnte nirgends all zu sehr hemmen, wo die erste Forderung kräftig betätigt wurde; denn nur die tatsächlichen Verhältnisse, der Stoff selbst, können entscheiden, und auf diesen drängt sie hin. Merkwürdiger Weise hat v. Sch. mit Usener und seiner Schule nirgends abgerechnet, und so viel sein Buch auch an Einzelheiten der religiösen Formen enthält, so völlig fehlt ihm ein Eingehen auf das Formhafte an ihnen. Ihn beschäftigten viel mehr die Vorstellungen von den Göttern selbst, die hinzu gehörenden Bräuche und schließlich auch die anschließenden Mythen.

Auch gegen den Mythos zu versuchte v. Sch. die Religion abzugrenzen. Die Mythen sind ihm die von jenen Geistwesen handelnde Dichtung, Mythologie ist ihm die Summe der von ihnen berichteten und geglaubten Erzählungen (S. 29). Diese Unterscheidung zwischen Religion und Mythos bewegt sich zwar auf das Richtige hin, irrt aber doch davon stark ab. Nach v. Sch. wäre die Religion das Ursprüngliche, Kernhafte, der Mythos nur etwas Nachträgliches, Erläuterndes, eine ihrer Auswirkungen. So einfach ist die Sache aber nicht. v. Sch. stellt (S. 356) fest, daß vom höchsten guten Wesen keine Mythen erzählt werden (vgl. auch S. 578): eine Wurzel der Religion wäre also mythenfremd — freilich hat v. Sch. dabei verkannt, daß es wohl ziemlich überall auch von diesen guten Wesen einst Mythen gab, daß sie bloß mit der Rangerhöhung, und z. T. schon sehr früh, abgestreift wurden, und daß die Spuren davon, wo nicht etwa die Entlehnung schon nach dieser Vereinfachung erfolgte, häufig noch sehr deutlich zu erkennen sind (s. u.). Ferner ist auch bei den Geistern und Seelen des Dämonen- und Ahnenglaubens von Mythen wenig oder garnichts zu verspüren. Die Dämonenrede (Gespenstergeschichte) unterscheidet sich wesentlich vom Mythos; sie bringt kein gegliedertes, geordnetes Geschehen gegen einander wirkender Gestalten, sie spielt nicht, wie der Mythos, im Aoriste sondern im Präsens oder Perfektum, endlich dient sie der Beglaubigung des Vorhandenseins oder der Wirksamkeit der Dämonen, Gespenster usw. — eine Absicht, die dem Mythos völlig ferne liegt. Mitunter verwendet sie einzelne, aus dem Mythos stammende Züge, mitunter können auch Mythen auf die Stufe der Dämonenrede herab sinken, immer aber bleibt der grundsätzliche Unterschied klar bestehen, und wir sehen, daß auch v. Sch.'s zweite Wurzel der Religion, der Seelenglaube, recht wesentlich mythenfremd ist. Im Grunde hält v. Sch. auch wirklich allen Mythos für lediglich der dritten Wurzel der Religion, der Naturverehrung, zugehörig; die Deutung des Mythos ist ihm Naturdeutung, ja er hat ganz richtig hervor gehoben, daß die Mythen in der Hauptsache Astralmythen sind (S. 280), — wir würden noch genauer sagen: Kalender-Erzählungen, wobei der Mond als das ursprüngliche Kalendergestirn anzusetzen ist.

Aus diesen Einwendungen ergibt sich bereits, daß v. Sch.'s dreifache Wurzel der Religion nicht aufrecht erhalten werden kann. Ist der Glaube an ein höchstes gutes Wesen nichts Ursprüngliches, sondern ein spätes Er-

gebnis, das freilich schon in verhältnismäßig früher geschichtlicher Zeit erreicht wurde, dann ist die erste Wurzel hinfällig. Aber auch die zweite ist nicht haltbar, denn der Begriff Natur bedürfte erst näherer, nicht so sehr begrifflicher als vielmehr geschichtlicher Bestimmung. Alle Thesen und Hypothesen über die Rolle, die die Natur im Denken und Fühlen der Untermenschen, Urmenschen und primitiven Menschen gespielt haben oder spielen soll, sind nachzuprüfen auf Grund dessen, was wir bereits darüber wissen, welche Rolle sie tatsächlich gespielt hat. Zwar ist die Geschichte des Naturgefühles noch eben so wenig geschrieben wie die vorhin erwähnte Geschichte der Sittlichkeit, aber seit der Biologe Jakob v. Uexküll uns zwischen Merkwelt und Wirkwelt unterscheiden gelehrt hat, wissen wir, daß die Welt, in der ein Lebewesen sich betätigt, darum noch lange nicht in sein Fühlen und Denken, in sein Bewußtsein, eingegangen, von ihm bemerkt zu sein braucht. Das hat natürlich auch auf die Völkerstämme des Menschengeschlechtes Anwendung. Die ganze ältere Kunst, die bildende wie die Dichtkunst, kennt nicht die Landschaft, das Gefühl für Natur, das bei uns ein sentimental-romantisches ist, dürfen wir nicht auf die Religionsschöpfer oder Mythenbildner der Vorzeit übertragen; vielmehr müssen ihre Schöpfungen selbst erst uns belehren, ob und inwieweit etwas wie „Natur" dabei beteiligt gewesen sein kann. Entsprechendes gilt für die dritte Wurzel, den Seelenglauben. Hier lautet die Aufgabe der Religionsforschung doch offenbar, zu erklären, wie der Seelenglaube zu Stande gekommen ist; denn daß er nicht der Ausgang gewesen ist, daß die Vorstellung von einer Seele oder einem Geiste eine verfeinerte, aus dinglicheren und vielleicht recht verschiedenen Ansätzen gewonnene gewesen sein muß, war schon lang klar.

Können wir also auch v. Sch.'n in seiner Art, wie er die Aufgabe gegliedert und durchgeführt hat, nicht zustimmen, so ist doch damit der Wert seiner tief dringenden und reichhaltigen Ausführungen zu den einzelnen Kernfragen religiöser und mythenhaltiger Überlieferung bei den arischen Völkern wenig betroffen. Es ist aber auch nicht möglich, daß wir hier, wo das Grundsätzliche heraus gestellt werden soll, näher auf diese Einzelheiten, in denen ein Hauptverdienst des Buches liegt, eingehen. Der III. Band „Seelengötter und Mysterien" hätte den Seelenglauben behandelt und sich, sofern die Mysterien Spiele sind, auf die im II. Bande gelegentlich der Naturverehrung besprochenen Festspiele wiederholt beziehen müssen. Gerade auf diesem Gebiete liegt v. Sch.'s wichtigste wissenschaftliche Leistung, die er in seinem Werke: Mysterium und Mimus im Rigweda, Leipzig 1908 nieder gelegt hat. Wenngleich aus vorwiegend religionswissenschaftlicher Einstellung heraus hat hier v. Sch. doch eine entscheidende neue Erkenntnis für die Mythenforschung zu Tage gefördert und eingehend begründet, die Erkenntnis, daß Musik, Gesang, Tanz und scenische Darstellung die urtümliche, wesentliche Form des Mythos sind. Das Mysterienspiel unterscheidet sich nur dadurch, daß in ihm das Grauen des Todes und die Hoffnung auf das Leben gedanklich und bildhaft besonders nachdrücklich heraus gearbeitet ist. Beides liegt aber auch schon im Mythos schlichthin, der von Geburt, Tod und wieder Aufleben des Helden oder Gottes berichtet.

Das Grundsätzliche an v. Sch.'s II. Bande über die Naturverehrung läßt sich an Hand seiner Schlußbetrachtung (II, 652—674) einfach zusammen fassen. Er beginnt mit dem „Nachweise" altarischer Sonnenverehrung (II, 3—391), behandelt den Mond auf wenigen Seiten (II, 459—465), dann das Feuer (II, 466—598) und endlich das Gewitter (II, 599—651). Die Deutung auf Sonne und Gewitter ist aber in diesen Abschnitten durchaus nicht das

Wesentliche, sondern der vergleichend betrachtete Stoff selbst. Daher fiel es auch v. Sch.'n nicht schwer, in der Schlußbetrachtung der Wahrheit und besseren Einsicht, die er inzwischen gewonnen hatte, die Ehre zu geben und seine Sonnendeutungen in weitem Umfange zurück zu nehmen. Wir lesen auf S. 659 die Frage: „Ist dem Sonnenkulte der Arier ein älterer Mondkult voraus gegangen?" Und in der Antwort heißt es: „Wir haben im Verlaufe unserer Untersuchungen wiederholt kurze Bemerkungen und Anmerkungen eingefügt, die erkennen ließen, daß manche Schwierigkeiten zu heben, manche Rätselfragen zu lösen wären, unter der Voraussetzung, daß dem Sonnenkult der Arier ein älterer Mondkult vorausgegangen und dann späterhin Übertragungen aus dem Vorstellungsgebiete des Mondes auf dasjenige der Sonne stattgefunden hätten". „Einer der wichtigsten und in mancher Beziehung ausgiebigsten Abschnitte dieses Buches beschäftigte sich mit der Vorstellung von der Sonne als einer Schaukel". Aber wie kam man zu diesem Bilde? Ihre Gestalt bietet dazu keinen Anlaß, wohl aber die des Mondes (II, 660). Ähnlich verhält es sich mit dem Boote (II, 661), dem Gefäße (II, 662: Becher, Gral, Mühle usw.), mit den Angaben über das Zerschlagen und Zerstücken („wirklich in die Brüche geht nur der Mond" II, 663), mit der Feder (Schwanzfeder des Hahnes als Mondsichel), dem Osterhasen (Hase als Mondtier II, 664ff.), dem Käse mit den 9 Ecken (II, 666f.), dem Kwickzweige (II, 667), der höchsten Stapfe als des Metes Borne (II, 669), der Rückkehr des Agnis-Apollon und der Insel, auf der sie geboren werden (II, 670ff.). „Dem Monde und seiner Verehrung muß das höhere Alter zuerkannt werden, während sich nachmals die Sonne kraftvoll in den Vordergrund drängt" (II, 673). Und dann folgt die „Dreieinheit der Lebensmächte im Monde". Gemeint ist die Einheit von Feuer, Wasser und Zeugung in Glauben und Brauchtume der alten Arier, die v. Sch. in überzeugender und eindringlicher Weise an Hand der Quellen verfolgt hat. „Urquell und Abbild alles Lebens, so erschien wohl der Mond den Denkern der frühesten arischen Urzeit, bis zu der wir mit unseren Betrachtungen vorzudringen wagen können" (II, 674).

Das sind wichtige, tief greifende Zugeständnisse, die man mit v. Sch.'s anfänglicher Darlegung des altarischen Sonnenkultes vergleichen muß, um zu sehen, daß er damit eigentlich *alles*, was er dort zur Deutung vorgebracht hat, zurück nahm. Denn die Frage, *wann* sich „nachmals die Sonne kraftvoll in den Vordergrund drängte", läßt er offen. Alte Belege für sie gibt es aber nicht, auch v. Sch. hat keine beigebracht. Das meiste an seinem Stoffe widerstrebt dieser Deutung sogar ausdrücklich. Ich kann es mir ersparen, auf diese Fragen hier weiter einzugehen, da ich in meinem Buche „Zeitrechnung und Weltordnung" (Mannus-Bibliothek Nr. 35) sie eingehend besprochen und gezeigt habe, wie auch die so oft für alte Sonnenverehrung angeführten vorgeschichtlichen Funde nichts der Art beweisen. Für die arische Gewittergottheit, die v. Sch. ansetzt, gilt das Selbe wie für die Sonnengottheit; sie ist ohne Halt in älterer Überlieferung, die vielmehr überall auf den Mond hindeutet. Auch hierüber bitte ich mein eben angeführtes Buch zu vergleichen.

Im I. Bande nun hat v. Sch. das höchste gute Wesen der arischen Urzeit besprochen (S. 297—587) und als Himmelsgott nachzuweisen versucht. Er beschäftigt sich dabei vor allem mit Djaus und Waruna. Aber die Bedeutung von Djaus muß nicht ‚der Himmlische' gewesen sein; die Grundbedeutung war wohl ‚der Lichte'. Und Waruna braucht nicht ‚der Allumfasser' zu heißen, sondern außer ‚der Verhüllende' kann es auch bedeuten ‚der Verhüllte, Entrückte', und das ist das Wahrscheinlichere. Mit Rechte weist v. Sch. auf die

Anklänge des jüdischen Jaho (Jahwe) an Waruna und Ahura Mazdā hin; um so weniger erhalten wir aber den Eindruck, daß hier älteste arische Überlieferung vorliegt. Da jedoch Djaus ganz genau dem hellenischen Zeus, und Waruna trotz der lautgesetzlichen Schwierigkeiten schon um der sachlichen Anklänge willen gewiß dem hellenischen Ouranos entspricht, ist es gar nicht so schwer, bis zur alten Schichte durchzudringen. Wir müssen eben in der (hesiodischen) Genealogie Ouranos—Kronos—Zeus das Mittelglied Kronos weglassen, da das von Ouranos-Kronos Berichtete nur eine ganz nahe Spielform des von Kronos-Zeus Erzählten ist. Danach ist also Waruna-Ouranos als Vater von Djaus-Zeus anzusetzen, so daß wir damit von beiden Göttern den Mythos haben, der sie beide in ihrem gegenseitigen Verhältnisse (Vater und Sohn) bestimmt; dieser Mythos reicht durch die ganze arische Überlieferung hindurch. So fällt v. Sch.'s Meinung, daß die arischen Himmelsgötter als höchste gute Wesen mythenlos gewesen sein müßten (s. o.); sie waren Hauptträger des Mythos, und ihre Beziehung zum Himmel kann nur mehr im Sinne von v. Sch.'s Bemerkung verstanden werden, daß die meisten Mythen astral sind (s. o.).

Eine zusammen fassende Darstellung altarischer Religion enthält v. Sch.'s Werk noch nicht. Auch sie hätte erst im III. Bande gegeben werden können. Was vorliegt, ist vielmehr eine Reihe von ausführlichen, den einzelnen Fragen an den Leib rückenden Untersuchungen, die jedoch leicht verständlich und anziehend geschrieben sind. Und das ist in diesem Falle mehr als die Darstellung selbst, zu der der Gegenstand noch kaum reif ist, zumal die Grundfragen noch so strittig sind und ganz besonders die wichtigste unter ihnen: ob das, was das arische Einheitsvolk in der Richtung auf Religion hin besessen hat, überhaupt mit diesem Namen bezeichnet werden darf, ohne daß wir Gefahr laufen, eine innere Gesammteinstellung in dieses Überlieferungsgut hinein zu tragen, die ihm fremd ist und die wir von ganz anders gearteten Völkern erhalten haben.

2.

Ernst Siecks Buch berührt sich in Manchem mit dem vorigen. Beide Verfasser sind noch der älteren mythologischen Schule zuzurechnen, der es vor allem auf die Götthercharakteristiken ankam, und die hieraus ihre Deutungen gewinnen wollte, so daß sie mehr Attribute, Charaktereigenschaften, Namen, einzelne Züge, als vielmehr ganze Mythen mit einander verglich. Und auch S. war nicht mehr im Stande, der neueren Forschung gerecht zu werden. Sein Buch bringt dem, der seine Arbeiten bisher verfolgt hat, kaum etwas Neues, ist aber eine gute Zusammenfassung von S.'s Lebensarbeit, die hier als durchwegs Achtung gebietende Gesammtleistung vor uns tritt. S.'s Liebesgeschichte des Himmels (1892) und Mythologische Briefe (1901) waren in ihrer Weise Bahn brechende Bücher. Sie erschienen zu einer Zeit, da mythologische Forschung von den hohen Lehrstühlen unfehlbarer Wissenschaft herab gerade in Acht und Bann erklärt war; ihr Verfasser wurde von allen Seiten angefeindet und herab gesetzt. Besonderen Anlaß dazu gab, daß er außer von Himmel und Erde, Pflanzenwuchs, Sonne, Gewitter, Wind usw., wie es bis dahin üblich gewesen war, einen großen Teil der alten Göttergestalten, ihrer Attribute und der von ihnen in verschiedenen Erzählungen berichteten Züge auch vom Monde herleitete. Mondsüchtigkeit nannte man diese vermeinte Krankheit, und doch war es, wie sich inzwischen heraus gestellt hat, keine Krankheit sondern ein Gesunden und nichts Anderes als dringend notwendige, endlich einsetzende

Mondsichtigkeit, indeß die anderen mit Blindheit geschlagen waren. S. begann eben, den Mond zu sehen, wo er tatsächlich zu sehen war und zu Grunde lag, und in vielen Fällen sah er ihn noch nicht, und man hat oft den Eindruck, daß er nur deshalb davor zurück scheut, ihn zu sehen, um auch noch andere Deutungen und Erklärungen „zu ihrem Rechte" kommen zu lassen.

Aus diesem „Gerechtigkeitsgefühl" gegen theoretische Möglichkeiten, die von Anderen nachdrücklich vertreten worden waren, ging er auch in der Frage des Verhältnisses der Religion zum Mythos den selbst eingeschlagenen Pfad nicht zu Ende. Es ist sein Verdienst, daß er mit Nachdrucke auf den Unterschied zwischen Religion und Mythos hingewiesen hat. „Mythos und Religion haben zwar früh mit einander ein Bündnis geschlossen, ... doch müssen beide als ursprünglich von einander getrennt gedacht werden". „Mythen sind die in Form von Erzählungen umgesetzten Wahrnehmungen von der Wirksamkeit der Naturmächte, besonders von Sonne und Mond. Es ist klar, daß .... die Mythen im Ganzen früher sind als die Religion" (S. 8f.). Leider aber stammt diese Einsicht bei S. nicht aus breiter Kenntnis des ganzen in Betracht kommenden Stoffes und der in ihm zu Tage tretenden Schichtungen sondern nur aus dem z. T. richtigen, aber noch recht unbestimmten und sehr unvollständigen Eindrucke, daß „die Mythologie der jetzigen, sogenannten primitiven Völker ganz unabhängig von religiösen Vorstellungen und Motiven ist" (S. 9), und daß jedem „gewiß sofort Mythen einfallen, die mit andächtiger oder religiöser Stimmung ganz und gar unvereinbar sind" (ebd.). Entscheidend aber ist für ihn die Überlegung (ebd.), „daß, ehe man diesen Mächten andächtige Verehrung zollen konnte, man sich erst gewisse Vorstellungen von ihrem Wesen gebildet haben mußte". Die Verehrung ist Religion, die Vorstellungen sind der Mythos; der Mythos muß also der Religion voran gegangen sein. Der Fehler dieses Schlusses liegt auf der Hand. Gewiß kann ich nur das verehren, wovon ich auch eine Vorstellung besitze, aber diese Vorstellung kann das Gefühl der Verehrung ganz unmittelbar nach sich ziehen, und sie wird es unfehlbar tun, wenn sie nur danach geartet ist. Jedes Gefühl oder Begehren hat gewisse Vorstellungen zur psychologischen Voraussetzung, aber diesen Vorgang in der Seele des Erlebenden darf man doch nicht in die Kulturgeschichte hinaus verlegen und die psychologische Voraussetzung zum kulturgeschichtlich Früheren machen. Außerdem gibt es sehr Vieles, das man männiglich als Religion anspricht und das weder mit Verehrung der Naturmächte noch überhaupt mit Verehrung zu tun hat; man denke nur z. B. an das Bannen einer Krankheit. Der Begriff Religion ist also beträchtlich weiter, als S. ihn nimmt, und sein Schluß würde daher nur einen Teil dessen decken können, was S. ganz allgemein behauptet. Es ist nicht zu verwundern, daß S. aus solchen Spekulationen die Kraft nicht schöpfen konnte, der an sich richtigen Einsicht ihre Folgen zu geben und zu zeigen, wie viel in den Religionen der Völker geradezu aus dem Mythos stammt, nichts Anderes als umgebogener, oft auch mißverstandener Mythos und erst aus dem Mythos verständlich ist. Verfolgt man solche Vorgänge, dann heben Schichten der Kulturen sich von einander ab, Völker treten uns in ihren religiösen Äußerungen als Persönlichkeiten entgegen, große kulturgeschichtliche Zusammenhänge der Entlehnung und Wanderung solcher geistiger Kulturgüter tun sich auf.

S. aber gewann dafür den Blick nicht mehr. Ein anderer, falscher Eindruck trat hemmend dazwischen. S. 9 sagt er: „Der in neuester Zeit wieder eifriger verfolgten wissenschaftlichen Richtung der vergleichenden Mythenforschung ist, dies darf behauptet werden, der Nachweis gelungen, daß es zu

allen Zeiten, von denen wir Nachricht haben, und an allen Stellen des Erdballes Mythen gegeben hat". Mithin wäre der Mythos eine eben so allgemeine, urtümlich-menschliche Einrichtung wie nach herrschender Auffassung die Sprache oder die Religion, und er stünde etwa in der Mitte zwischen beiden. In der Tat meint S., Mythen hätten sich überall von selbst gebildet, und auch jetzt noch könne das geschehen; der Mythos gehört bei ihm durchaus ins Gebiet des Bastianschen Elementargedankens. Daher beschäftigt ihn die Frage nach der Wanderung und Entlehnung des Mythengutes so gut wie gar nicht. Auf die Zeit der Aufzeichnung kömmt es ihm durchaus nicht an (S. 11). Er hält sich nicht verpflichtet, vorerst durch Vergleichung die alten Stammformen der Erzählung zu ermitteln, und der Zusammenhang und innere Bau des Mythos tritt bei ihm völlig hinter die einzelnen Züge (Motive) zurück, in die er ihn zerlegt, um sogleich ans Deuten zu gehen. Wenn man bei den Erklärungsversuchen seinen Sinn nur auf jene größte Einfachheit und kindliche Anschauungs- und Ausdrucksweise einstellt (S. 10), die wir für die Mythenbildner, ob sie nun Australneger oder Arier sind, nach dieser Lehre in gleicher Weise voraus zu setzen haben, dann müssen wir auch das Richtige treffen. Und in diesem Glauben läßt sich S. nicht beirren, obgleich es doch hinreichend bekannt ist, welchem Wandel solche Überlieferungen im Laufe der Zeiten unterliegen und wie weit diese Veränderungen, in unzähllich vielen Fällen deutlich nachweisbar, von den älteren Fassungen weg geführt haben. Aber ist der Mythos wirklich jene aus allereinfachsten Wahrnehmungen und Mitteilungen über die Naturmächte zusammen gebackene Allerweltssache, als die S. ihn hinstellt? Und ist wirklich „der Nachweis gelungen, daß es zu allen Zeiten, von denen wir Nachrichten haben, und an allen Stellen des Erdballs Mythen gegeben hat?" Ich will mit S. nicht rechten, wer noch außer ihm die eigentlichen Vertreter „der in neuester Zeit wieder eifriger verfolgten wissenschaftlichen Richtung der vergleichenden Mythenforschung" sind — nehmen wir an, es wären Böcklen, Ehrenreich, Fries, Frobenius, Kunike —, aber keiner von ihnen und kein Anderer hat solchen Nachweis je angetreten, und es wird ihn auch keiner, S. eingeschlossen, je leisten. Denn, was S. da als erwiesen hinstellt, ist schwer faßbar. Versteht er mit den „Zeiten, von denen wir Nachrichten haben", alle Zeiten und Gebiete, aus denen wir Mythen kennen, dann wäre sein Satz platteste Selbstverständlichkeit, und eine solche muten wir ihm nicht zu; sie bedürfte auch keines Beweises. Meint er aber jene Zeiten und Gebiete, aus denen wir eben keine Nachrichten über Mythen haben, dann ist die frohe Kunde, man habe für sie alle erwiesen, daß es trotzdem Mythen in ihnen gab, allerdings sehr überraschend, und ich warne, ihr Glauben zu schenken. Wo es Mythen gab und wo nicht, wie sie gewandert sind und welche Umgestaltungen und Entstellungen sie erfahren haben, wie weit man hieraus darauf schließen kann, daß sie bei vielen Völkern, bei denen sie sich heute finden, völlig mißverstandenes und z. T. geradezu abgestorbenes Lehngut sind, das sind rein geschichtliche, aus dem Stande der Überlieferung heraus zu untersuchende Fragen, mit denen sich allerdings die in neuester Zeit wieder eifriger verfolgte vergleichende Mythenforschung bereits sehr eingehend befaßt hat, und zwar, wie schon aus der Fragestellung, noch mehr aber aus dem bei der Untersuchung betätigten Verfahren (Methode) hervor geht, in völlig anderer als der von S. vertretenen Richtung. Und sie hat sich dabei nicht bloß, wie S., an Gestalten und an ihnen haftende Züge (Motive) gehalten, sondern an ganze Ketten solcher Züge, an den geordneten Aufbau der Erzählungen selbst (Gefüge des Mythos).

Vergleichende Forschungen solcher Art hat S. nicht angestellt, und wenn er von dem neueren Aufschwunge der vergleichenden Mythenforschung mit Genugtuung spricht, so ist er sich offenbar durchaus nicht im Klaren, welch neue Arbeitsweise hier eingesetzt hat. S. hat diesen Forschungen nicht mehr folgen gemocht, ja er hat sie von sich gewiesen, und im vorliegenden Buche versucht er sogar, sie seinem Leser zu verschweigen. In den Hinweisen auf das mythologische Schrifttum hat er den Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung 1914—1920, den er sehr wohl kennt und an dessen Sprechsaale (s. Sp. 158 des Mitra) er sich sogar beteiligt hat, nicht angeführt und auch im Buche nicht benutzt, obgleich diese Zeitschrift eine Fülle von Beiträgen enthält, die für seine Arbeit in Betracht kamen. So hätte er, um nur eines heraus zu greifen, aus Mitra Sp. 101—104 und Sp. 290f. entnehmen können, daß das „anmutige Märchen von Rotkäppchen", das nach seiner Meinung (S. 66) ein „vortrefflich erhaltener Mond-(und Sonnen-)Mythus" ist und „in seinen Grundlagen jedenfalls in die älteste Zeit zurück" geht, wie Hüsing a. a. O. gezeigt hat, „für den Mythos nicht in Betracht kömmt" und, was den eigentlichen Rotkäppchen-Stoff betrifft, ein aus der Erinnerung an allerhand Märchenreste zusammen gestoppeltes Kunstmärchen ist. Von meinen Schriften hat er bloß die Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise (und schon nicht mehr den Artikel ‚Rätsel' in der Realencyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft) erwähnt, aber z. B. meine Einleitung in das Popol Wuh (Mythologische Bibliothek VI, 2), meine Anschauung vom Monde und seinen Gestalten in Mythos und Kunst der Völker (Weltall-Abhandlungen Nr. 26, Verlag der Treptow-Sternwarte, Berlin 1912), meine Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung (Mitt. d. Wr. Anthrop. Ges. 1912, S. 100—150) und mein System der Acht im Lichte des Mythos (Memnon IV. 100—172) übergangen. Vielleicht, wird man sagen, hat er das Popol Wuh, weil es Guatemala betrifft, und nicht die Arier, in seinem Buche mit Rechte weggelassen. Freilich ist dann schwer begreiflich, daß Kunike mit seinem Mondjaguare in den Anden und mit seinen ägyptischen Göttern verzeichnet und benutzt ist. Der Grund liegt tiefer. Diese Einleitung in das Popol Wuh enthält nämlich ein Verzeichnis der wichtigsten Mythenzüge aus Amerika, die ich Zug um Zug zu den zugehörigen altweltlichen stellte, dabei die völlige Unselbständigkeit der amerikanischen Überlieferung nachweisend. Es enthält ferner, übrigens P. Ehrenreichs Darlegungen fortsetzend, eine Übersicht der wichtigsten Wanderwege altweltliches Mythengutes nach Amerika. Wer endlich heute Fritz Röcks Untersuchungen über die Wanderungen altweltliches Kalenderwesens in die neue Welt mit zu Rate zieht, wird erkennen, daß hier völlig unabhängig von aller Mythendeuterei wichtige Ergebnisse erzielt wurden, welche S.'s Meinung, als wären die Mythen eine überall selbständig entstandene Allerweltssache gründlich ausschließen und auf ganz bestimmte Kern- und Stamm-Gebiete der Mythenschöpfung hinweisen und auf die arischen Völker als Urheber des Mythengutes der ganzen Erde zurück führen. Daß S. solche Arbeiten übergeht, ist also menschlich begreiflich. Übrigens teilt dieses Schicksal des übergangen Werdens mit mir Heinrich Leßmann, dessen Arbeit über Gudar in Memnon IV und über die umständliche Tötung im Mitra Sp. 161—175 Siecke ebenfalls nicht zu nennen und zu nutzen wußte, obgleich Leßmanns Umständliche Tötung die tiefst dringende, auch methodisch bedeutsamste Arbeit ist, welche die vergleichende Mythenforschung bisher zu verzeichnen hat, und sich ganz und gar auf das Gebiet der arischen Überlieferung beschränkt. Und ganz ebenso erging es W. H. Roscher,

S.'s altem und um die Mythenforschung selbst hoch verdientem Gegner. S. nennt von ihm außer dem Lexikon nur das Büchlein Über Selene und Verwandtes, aber seine umfassenden und höchst lehrreichen zahlenkundlichen Arbeiten bleiben ungenannt. S. 28 sagt S.: „Der Zahl 50 liegen hier, wie in vielen anderen Fällen, wo sie auftritt, kalendarische Beziehungen zu Grunde". Daß Roscher unter Anderem auch eine eigene Arbeit über die 50 geschrieben hat, erwähnt S. nicht. Was S. über die Zahlen im Mythos sagt, ist völlig unzureichend. Die Forschungen, die er übergeht, haben ergeben, daß diese Zahlen zu bestimmten Kalendern gehören und ganze Kulturschichten mit Völkern, deren Einfluß sie trägt, kennzeichnen. S. ist auch diesen Forschungen nicht im mindesten gefolgt. „Durch Zerlegung der 27 Tage in drei gleiche Teile entstanden neuntägige Wochen, deren Vorhandensein schon für die Urzeit anzunehmen ist" (S. 82). Das ist nachweisbar falsch: alt ist bloß die Zählung nach Nächten, und S. hätte sich schon aus Leßmanns Aufgaben und Zielen darüber belehren können. Aber S. 84 oben übersetzt er sogar τρις εννεα νυκτες mit 3×9 Tagen! „Andrerseits ist die Neunzahl kein ausschließliches Reservatrecht der Arier; sie spielt z. B. im Leben Muhammeds, dessen Geschichte teilweise mythisch ist, eine große Rolle" (S. 83). In den Schriften, die S. übergangen hat, sind die Ausstrahlungen der arischen Neunzahl in nichtarisches Gebiet eingehend behandelt, und gewichtigere Fälle als die Neunzahl bei Muhammed, wo die Wege der späten Entlehnung offen da liegen. Daß aber S. solche Bemerkung als Gegengrund hinwirft, kennzeichnet die seelische Einstellung, die er neueren, ihm unbequemen Einsichten entgegen bringt. Die Gesetze der Zahlenverschiebung (Ersatz alter 9 durch junge 7, alter 3 durch junge 12) weisen die Schichtung des Stoffes nach, und eine solche ist ihm nicht genehm; sie stünde dem Deuten aus dem Stegreife entgegen. Und auch sonst kann der wirklich überlieferte Stoff mit seinen Eigenheiten hinderlich werden; deshalb ist auch K. v. Spieß für S. nicht vorhanden. Wir verdanken v. Spieß eingehende Untersuchungen über das Verhältnis von Kunst und Mythos (s. in Mitra Sp. 1ff. seine Arbeit über Die Überlieferung im Kunstschaffen), und seine Behandlung der Behältnisse des Unsterblichkeitstrankes (Mitt. d. Wr. Anthrop. Ges. 1914) ist nicht nur geradezu vorbildlich, sondern betrifft älteste mythische Vorstellungen der Arier. Weshalb also fehlt sie bei S.? Schlagen wir ein Mal Mitra Sp. 158f. auf! Karl v. Spieß war es, der in Mitra Sp. 5, Anm. 1 gegenüber den „Konstruktionen des gelehrten Mythologen" S., die der Künstler Stassen in klassisches Gewand gekleidet und der Verleger S.'s Götterattributen beigegeben hatte, auf die Denkmäler alter Zeit hinwies. Und in meiner Anschauung vom Monde S. 23 hatte ich im selben Sinne ausgeführt, daß die Bilder bei S. modernem Empfinden folgen und daher in der Mehrzahl der Fälle weit vom Richtigen abirren. Wie man sieht, schloß hier S. vor dem seinen Konstruktionen entgegen stehenden Stoffe die Augen und sorgte auch nach Kräften dafür, daß sie seinem Leser nicht aufgehen.

Sein Buch aber wird wegen seiner immerhin stark spekulativen Art selbst den vielen im Grunde richtigen Erklärungen, die S. gibt, kaum Freunde werben. Von den Mythen der Arier enthält es eigentlich nichts; es gibt nur Zusammenstellungen einzelner mythischer Motive und ihrer Deutungen und Erklärungen durch S. Daher dürfte es wohl für die meisten Leser, denen die Erzählungen selbst nicht geläufig sind, recht ermüdend und leer sein, während jeder, der den dahinter stehenden Stoff wirklich kennt, doch sofort bemerkt, wie viel er noch außerdem enthält, das dabei unerklärt bleibt oder auf ältere, ursprünglichere Ausprägungen führt, die wieder andere Erklärungen erheischen

würden. Zu einem wirklichen, geordneten Vergleichen der erhaltenen Erzählungen, zu einem Versuche, dadurch die älteren Fassungen und schließlich Stammformen zu finden, ist nirgends ein Ansatz. Außerdem ist S.'s Stoffkenntnis doch eine recht enge. Das keltische Mythengut fehlt bei ihm fast völlig, obgleich ihm davon schon allein durch den Mitra viel zugänglich gewesen wäre. Ebenso kömmt das Iranische viel zu kurz, das im Mitra ebenfalls bequem zur Hand war, und selbst vom Indischen ist alles Nachwedische so übergangen, daß z. B. nicht ein Mal Rāma vorkömmt. Auch das Phrygische (Agdistis, Seilenos, Midas usw.) ist vernachlässigt und nicht minder das Slawische; vergebens suchen wir wichtige Gestalten wie Koščej oder Baba Jaga, und den großzügigen Ergebnissen vergleichender Forschung hinsichtlich einzelner solcher Gestalten, wie z. B. Frau Holle — Baba Jaga — Ṛtiṣ wōhwi, hat S. nicht die mindeste Beachtung geschenkt, obgleich es sich um Einblicke in sehr alte arische Vorstellungsreihen handelt. Die Flutsage bleibt ebenso unbesprochen wie der Weltenbrand; was ich über die Flutsage anläßlich meiner Besprechung von O. Gerlands Sinflutsage in den Mitth. d. Wr. Anthrop. Ges. 1913, S. 164ff. und meiner Arbeit Iranisches bei Berossos in der Or. Lit. Ztg. 1918 ausgeführt habe, reicht bis an die Wurzeln des arischen Mythos heran. Aber S. geht bei der Einteilung seines Buches gar nicht vom Stande der Mythen der Arier sondern von den Deutungen aus, die er ihren Motiven gibt, also: Mond und Sonne, Hellmond und Dunkelmond, sprachliche Bilder für den Mond, die Tiere im Mythos, menschenähnlich gedachte Himmelskörper, Sonne und Mond als Ehegatten, Wirksamkeit des Mondes, Hinschwinden und Tod, Suchen nach dem verschwundenen Mondwesen, Entrückung, Unterwelt, Morgenröte, Sterne, Elementarkräfte — aber nichts von der Darstellung des Mythos durch Tanz, Aufführung, Masken, Gesang, nichts von seinen Beziehungen zu Zeitordnung, Festordnung, Stammesordnung, Rechtsordnung, Weltordnung, nichts von seinen Ausprägungen als Göttersage, Heldensage, Märchen, Legende, Schwank, Spukgeschichte, Natursage, Ortssage usw., nichts von den Hauptstämmen mythischer Überlieferung und ihrer Genealogie, wie sie inzwischen durch zahlreiche Sonderuntersuchungen heraus gestellt worden sind. Eine Auswahl der wichtigsten Mythen der arischen Völker und Hinweise auf die stofflichen Zusammenhänge zwischen ihnen, etwa in der Art von Götts Illustrierter Mythologie (die ihren hohen Wert und den ganz unentbehrlichen Beitrag über die iranischen Mythen Hüsings Überarbeitung verdankt), aber quellennäher und dem heutigen Stande der Forschung angepaßt, wäre viel wertvoller gewesen und hätte dem Titel und Zwecke des Buches, und den Wünschen und Bedürfnissen des Leserkreises, auf den es doch eingerichtet ist, allerdings weit besser entsprochen, als jene Häufung S.scher Deutungen, aus denen es jetzt besteht.

Freilich ist der Titel selbst auch nicht gerade glücklich. Mythologie ist die Wissenschaft vom Mythos, u. z. natürlich von allen Mythen, die es überhaupt gibt. Eine Einschränkung auf die Arier ist im Grunde so, wie wenn einer die Botanik (statt Flora) von Italien oder die Zoologie (statt Fauna) Englands schriebe. Was S. meinte, war etwa „Der Mythenschatz der Arier", und zu mindest der Leser wird sich das nach dem jetzigen Titel wohl so ungefähr erwarten. Aber wenn man das hinsetzt, erkennt man erst, daß das Büchlein diesen Mythenschatz eben durchaus nicht darstellt sondern voraus setzt. Und was es an Mythologie, d. h. an wissenschaftlicher Betrachtung dieses Stoffes, bietet, das ist so gut wie ausschließlich die Mythologie S.'s, mit der S. zwar seiner Zeit die Mythologie als Wissenschaft in wesentlichen Stücken gefördert

hat, über die aber diese inzwischen neu und umfassend begründete Wissenschaft eben doch bereits weit hinaus gediehen ist.

3.

Die Bücher v. Schroeders und Sieckes sind keineswegs „modern", und daß sie mit vielem, wertvollem Neueren nicht abgerechnet haben, tut ihnen z. T. entschiednen Eintrag; trotzdem eignet ihnen eine gewisse, ruhige innere Gediegenheit, die sogleich hervor tritt, wenn man Hans Naumanns höchst modernes, blendendes, nervös-sensitives, differenziertes und ein wenig genialisch-ungeordnetes, nachlässig-überlegenes Buch daneben hält. Hier sprudeln die Gedanken scheinbar über, der Verfasser zeigt eindringlich, wie er aus dem Vollen schöpfe, wie rasch sein Auffassen, wie klar sein Urteil, wie ausgebreitet sein Wissen sein muß. Es ist, als hätte die Forschung plötzlich riesige Fortschritte gemacht — und wenn wir der Sache auf den Grund gehen, behalten wir nur wenig in Händen. Hätte N. stärkere Selbstkritik geübt und heran gezogen, was für die betreffenden Fragen oft schon seit langem erarbeitet und bereit gestellt ist — er hätte das Meiste in diesem Buche nicht so und Vieles wohl überhaupt nicht schreiben können.

Um dieses Urteil zu begründen, führe ich einige kennzeichnende Sätze aus ihm an, die dann gleich auf ihre Unterlagen hin überprüft werden sollen. „Die Vorstellungen von Leben und Tod, Leib und Seele, Schlaf und Traum, Mensch und Tier, Mensch und Pflanze sind über die ganze Erde die gleichen. Zu allen Zeiten kehren sie in denselben Grundzügen wieder, sind ewig jung und neu und fast unwandelbar" (S. 11). „Was seine Parallelen findet bei allen Völkern der Erde, das stammt aus den Tiefen der primitiven Gemeinschaftskultur.... Höhere Kultur bedeutet Besonderheit und Differenziertheit. Mythologien und Religionen sind nur differenzierte Blüten des Gemeinschaftsglaubens" (S. 12). „Hauptarbeitsziel der modernen Volkskunde" ist die reinliche Scheidung zwischen der primitiven, „individualismuslosen Gemeinschaft" und der „höheren Kultur, die zu Individualismus und Differenzierung fortgeschritten ist" (S. 3). „Alles in Allem: es zerrinnen dem Forscher die Gegenstände der Volkskunde wie Sand zwischen den Händen und verlaufen sich das eine Mal in die weiten Gebiete der vergleichenden Völkerkunde und Völkerpsychologie und führen das andere Mal auf die Gipfel der Kunstpoesie und der Geistesgeschichte... Geist steht über der Masse, und den Fortschritt erringen im Zwiespalt mit der Gemeinschaft nur Persönlichkeit, Gewissen und Geist" (S. 17). So führt „die Volkskunde ab von der Demokratie" und hin „zur Anerkennung der Bildungsaristokratie". Das Persönliche macht das Wesen des Kulturfortschrittes aus, aber „aus den Gütern der primitiven Gemeinschaftskultur strömt eine köstlich-frische, erdhaft-junge, ewig-urwüchsige Kraft" (ebd.).

Zu Grunde liegt, wie man sieht, Adolf Bastians Lehre vom Elementargedanken oder Hermann Useners allgemein-ethnischer Untergrund der Religionen. Alles, was dagegen bisher eingewandt wurde, ist auch gegen N. einzuwenden, der an der reich ausgebauten Kulturkreistheorie der neueren Ethnologie stillschweigend vorbei geht. „Die primitiven Völker sind sich ähnlich und undifferenziert wie die Kinder. Kulturvölker sind wie Erwachsene unter einander differenziert" (S. 12). Ebenso könnte man auch sagen: die Eier sind sich alle gleich, bloß die fertigen Tiere verschieden, und es ist nur zu verwundern, daß nicht aus einem Krokodil-Ei gelegentlich ein Sperber und aus einer Bohne ein Haifisch hervor geht. Aber wie die Eier schon alle Anlagen

im Keime enthalten, die später hervor treten, so enthalten auch primitive Kulturen alle Anlagen zur nachmaligen Differenziertheit und unterscheiden sich grundsätzlich und tief gehend von einander. Es sind nicht bloß Unterschiede der Differentiations-Stufe sondern Wesensunterschiede von Stammvolk zu Stammvolk, Rasse zu Rasse. Wären alle Kulturgüter, wie N. im Sinne des Elementargedankens will, einander urtümlich gleich, dann wäre die Völkerkunde in der Tat rasch am Ende aller Weisheit und weiteres Forschen eigentlich entbehrlich; der Begriff Volk hätte jede Beziehung zur leiblich-seelischen Verschiedenheit der Völker sofort verloren. Es erweckt wenig Vertrauen, daß der Volkskunde nach N.'s Versicherung bei solcher Betrachtungsweise ihre Gegenstände „wie Sand zwischen den Händen zerrinnen". Und es ist eine sehr absonderliche Meinung, daß die Güter (!) der primitiven Gemeinschaftskultur die Kraft (!) haben, das Alte zu verjüngen, immer neue Blüten zu treiben und führende Geister über die Masse empor zu heben. Stimmt das hingeworfene Gleichnis? Hat die Erde wirklich die Kraft, Blüten empor zu treiben? Oder müssen dazu nicht Pflanzen da sein, die einen Rasen bilden und blühen können? Hier sieht man, daß das ewig Verjüngende in den Pflanzen liegt; man tilge aus der Wiese die des Blühens fähigen Pflanzen, und vergebens wird man auf Blüten warten. Und ebenso tilge man immer wieder aus einer Bevölkerung die des Führens fähigen Geister wie weiland Periandros die Mohnköpfe aus dem Mohnfelde, und warte dann, ob der „ewige, tiefe und starke Mutterboden der primitiven Gemeinschaft", die Masse, sie wieder erzeugen wird. Die Unterschicht und die Oberschicht der Kulturgüter sind in höchst bedingtem Sinne selbst wirksame Mächte, die Kulturen hängen an den Menschen, die ihre Schöpfer und Träger sind, und eine Volkskunde kann so wenig ohne Volk, wie eine Völkerkunde ohne Völker auskommen, die somatische Anthropologie und Rassenkunde ist die unentbehrliche Ergänzung zur Völkerkunde, und der Versuch N.'s, sich über Beides hinweg zu setzen, ist trotz alles Blendenden in der Durchführung schwerlich berufen, neue Erkenntnisse vorzubereiten und wohl eher geeignet, die Anwendung längst gewonnener zu beeinträchtigen. Dieser allgemeine Eindruck soll nun im Einzelnen begründet werden.

N. ist es bei dieser seiner Einstellung natürlich gar nicht darum zu tun, arische Religion oder arische Kultur als solche heraus zu arbeiten und von andersvolklicher zu unterscheiden. Gerade hierin liegt die grundsätzliche Bedeutung seines Versuches: er will zeigen, daß das alles Unsinn oder doch wenigstens Nebensache ist. Immer wieder weist er die Nötigung, der Verbreitung und Entlehnung von Kulturgütern oder gar ihrem Ursprunge nachzuforschen, weit von sich. „Wir wollen (!!) nicht untersuchen,... ob alle diese Märchen mit einander durch Entlehnung und Wanderung oder durch Urzeugung in Analogie und Parallele stehen. Alle diese Formeln sind vielleicht (!) zu fortgeschrittner Natur... und ein gewisses Mißtrauen ist berechtigt" (S. 63) — nur schade, daß diese Selbsterkenntnis nun den Verfasser doch nicht veranlaßt, die Grenze zu ziehen. Denn daß ihm in allen Fällen, die er bringt, „eine Entlehnung schlechterdings als zu kompliziert und überflüssig erscheinen muß" (ebd.), ist bloß die Forschungsmethode der ungestörten Bequemlichkeit. Es ist doch eigen, daß er in den Fällen, wo Wanderung und Entlehnung schon allzu deutlich auf der Hand liegt, nicht mehr von Urzeugung spricht und diese nur dort einführt, wo ihm die Brücken fehlen, die ein besser Eingearbeiteter meist leicht hätte schlagen können. So redet er beim Blaubart-Märchen von der europäischen Fassung, „die gewiß nicht überall selbständig

entstanden ist; sondern diese europäischen Fassungen hängen selbstverständlich literarisch von einander ab" (S. 85). Jedoch das mikronesische Taile-Märchen „konnte, ja mußte" sich unabhängig davon entwickeln. In dem vorhin angeführten Satze ist nun vor allem das Wörtlein „literarisch" zu tilgen, und gerade N. durfte es nicht so gebrauchen, da er ja nicht Literatur sondern den primitiven, vorliterarischen und unliterarischen Volksglauben vor Augen hat. Neben der schriftlichen gibt es auch eine mündliche Überlieferung, und sie ist für Stoffe solcher Art meist wichtiger als die literarische. Und merkwürdig ist es, daß ein Forscher sich damit begnügen kann, daß diese europäischen Fassungen „von einander" abhängen. Ja, wie hängen sie denn von einander ab? Jede von der andern, und diese wieder von ihr? oder haben sie nicht vielmehr eine Genealogie, und wohin führt sie? Wie verhält sich das Blaubart-Märchen zu den nächst verwandten Überlieferungs-Typen, was ergibt sich aus dem Inhalte der Erzählungen selbst für die älteren Formen, und wie steht es um die ältesten Zeugnisse? Man kann doch über Erzählungs-Typen nicht urteilen, ohne sie vorher untersucht zu haben! Von dem mikronesischen Taile-Märchen, das in seinem Gebiete ebenfalls durchaus nicht vereinzelt dasteht, ist es ganz klar, daß es aus indischen Quellen stammt. Es gehört in eine Gruppe, die ich Mitra Sp. 104ff. (Die Flucht der Rtiš) behandelt habe. Gewiß stehen diese indischen und iranischen Vor- und Neben-Formen des Taile-Stoffes mit den europäischen Blaubart-Geschichten in keinem unmittelbaren Zusammenhange, aber um so sicherer in einem genealogischen mit vielen Zwischengliedern. Hier und sonst handelt es sich nicht um „komplizierte Annahmen", sondern um z. T. schon nachgewiesene, zum anderen nachweisbare verwickelte tatsächliche Abhängigkeiten. Mit einem „konnte, ja mußte" ist hier nichts getan, wo wir in der Lage und verpflichtet sind, festzustellen, wie es war.

Ein anderer Beleg für Urzeugung soll die fränkische Sage von König Guntram (Grimm, D. S. Nr. 433) sein, verglichen mit einer Gudscherati-Erzählung vom Könige mit der Schlange im Leibe (J. Hertel, Indische Märchen Nr. 67). Guntram schläft ermüdet an einem Flusse ein, sein Gefährte beobachtet, wie ein Tierlein ihm in Schlangenweise aus dem Munde kriecht und über das Wasser möchte; er legt ihm das Schwert als Brücke hin, und das Tierlein läuft hinüber und in den Berg. Später kehrt es wieder in den Mund des Königs zurück, der nun erwacht. Er hat vom Wege über das Schwert und vom Schatze im Berge geträumt, den er nun wirklich hebt. In der indischen Erzählung ist der König krank, weil er versehentlich eine Schlange mit dem Wasser getrunken hat. Auch er schläft im Zelte am Flusse ein, die Schlange steckt den Kopf aus seinem Munde und unterhält sich mit einer anderen Schlange in einer Erdhöhle unter dem Zelte, wie sie beide getötet werden könnten. Der Kanzler hat das belauscht, heilt den König und hebt den Schatz, den die zweite Schlange gehütet hat. Über 1000 Jahre und weite Länder liegen zwischen beiden Sagen, ihre Ähnlichkeit beweist nichts, sagt N.; denn die Rast am Flusse, der schlafende Herr, der wachende Diener sind alltägliche Züge und rein „zufällig" hat beide Male ‚Schlange' ‚Schatz' assoziiert (S. 65f.). So hätte er aber nicht mehr urteilen können, wenn er die Guntram-Sage selbst vollständig ausgewertet und den Vergleichsstoff zu ihr (z. B. E. H. Meyer, Germ. Mythol. S. 64; vgl. D. v. Andrejanoff, Lettische Märchen S. 69) und zur indischen Erzählung beachtet und nicht bloß ganz willkürlich zwei letzte Ausläufer heraus gegriffen hätte. Die Schwertbrücke (ein typisches Angsttraum-Motiv, würde N. sagen) der Seele und der Schatz im Berge, zu dem sie

den Weg weist, sind innig zusammen gehörende, sehr hohe, weit verbreitete aber ethnisch genau abgrenzbare und alt bezeugte Vorstellungen, der Fluß in der Guntram-Sage ist also nicht Zufall sondern kosmologisch notwendig. Die Guntram-Sage ist nur auf dem Hintergrunde dieser Vorstellungen möglich und überhaupt kein vollständiger Mythos sondern nur ein verkürztes Stück aus einem solchen. Das Selbe gilt von der indischen Erzählung. Guntrams Ermüdung und des indischen Königs Krankheit stehen einander doch sehr nahe; auch macht die Krankheit den Eindruck rationalistischer Umgestaltung, vollzogen, um den auf dieser Stufe nicht mehr verstandenen Besitz solch eines Seelentieres zu erklären. Ferner stimmt überein, daß Guntrams Schatz im Berge, der des indischen Königs in einer Erdhöhle ist. Gestört ist die Mitte der indischen Erzählung: an Stelle des Weges über den Fluß ist das Scheltgespräch der beiden Schlangen getreten und wir können noch verfolgen, aus welcher anderen in Indien reich vertretenen und auch sonst weltweit verzweigten Erzählungsgruppe das stammt. Nicht die „Gesetze der primitiven Mythologik" sondern die üblichen Vorgänge der Beeinflussung der Erzählungstypen durch einander sind hier zu beobachten. Es handelt sich um die kranke Prinzessin, die geheilt wird, indem einer der beiden (gegensätzlichen) Brüder das Gespräch der Geister belauscht (vgl. den treuen Johannes, der das Beilager seines Herrn bewacht und die 3 Raben belauscht). Die Erzählungen vom dankbaren Toten zeigen dabei, daß man oft geradezu eine in ihr hausende Schlange (ihre ‚Seele') als Ursache ihrer Krankheit dachte. Den Stoff haben Bolte-Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen II, 481f. und schon früher R. Köhler, Kl. Schr. I, 281—290 u. 510 zusammen gestellt; auch der plötzliche Tod der Frau Sintbads, des Seefahrers dürfte sich durch eine ‚Schlange' erklären (ihr späterer Haß gegen den Gatten, der sie von diesem ‚Tode' errettet hat, wird dadurch verständlich). Ich führe nun aus R. Köhler I, 288 an: „im finnischen haben wir statt der Wasserfindung eine Schatzhebung; bei Ey (Harzmärchen) einen kranken König statt der Prinzessin". Diese Bemerkungen mögen zeigen, wie weit wir hier von irgend einer Urzeugung entfernt sind und wie viel hinzu zu fügen ist, um N.'s Darlegung auf den eigentlichen Stand der Frage empor zu heben.

So schwach, ja eigentlich garnicht vorhanden, sind die Stützen für N.'s Urteil: „Mythologien und Religionen sind nur differenzierte Blüten des Gemeinschaftsglaubens.... Deshalb gleichen sich auch die Mythologien der Kulturvölker so verhältnismäßig wenig und mußte die indogermanische Mythologie Schiffbruch erleiden. Und deshalb wird dereinst eine vergleichende Mythologie der Primitiven so ungemein reiche Ergebnisse liefern" (S. 12). Nach den erhaltenen Proben können wir uns der letzteren Hoffnung nicht anschließen. Da war das Schifflein der indogermanischen Mythologie fester gezimmert, und daß es Schiffbruch erlitten habe, ist doch eine rechte Verkennung der Tatsachen. Die Differenzierung in hohe Kulturen hindert nicht, daß die Übereinstimmung in den Grundzügen ermittelt wird, und auch N. sucht ja solch eine Übereinstimmung, sogar für alle Welt, zu finden. Wir gehen lieber schrittweis vor und wollen nicht alle Völker über einen Kamm scheeren. Es könnte leicht sein, daß eben „deshalb", weil N. und Andere es sich so leicht machen, die vergleichende Erforschung der Primitiven keine Ergebnisse zeitigen kann. Die Grund legenden Veröffentlichungen der vergleichenden Mythenforschung nennt N. nirgends, und er zeigt auch in nichts, daß er sie kennt und mit ihnen abgerechnet hat. Wie die Dinge liegen, ergibt sich wohl am raschesten bei Durchsicht des Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythen-

forschung 1914—1920. Die Ähren, die Otto Gruppe und Genossen endgültig abgemäht zu haben meinten, sind zu reicherer Saat aufgegangen. Schärfere methodische Forderungen und neue, zusammen fassende Erkenntnisse, z. B. die den Zusammenhang des Gefüges des Mythos mit dem arischen Kalender (vgl. mein Buch: Zeitrechnung und Weltordnung, Mannus-Bibliothek Nr. 35) betreffenden und die Forderung nach genealogischer Betrachtung des Stoffes, sind hinzu gekommen.

Sehen wir aber nun, was N. als Wesen der „Religionen und Mythologien" (zu sondern versucht er garnicht) verzeichnet. „Toten- und Dämonenglaube beherrschen... auch die Fundamente der Mythologie" (S. 9). Das ist nun freilich ein altes Lied, das schon E. H. Meyer, Mannhardt und Andere gesungen haben. Seine Anwendung auf die arische Überlieferung hat aber Schwierigkeiten, die am besten wohl H. Leßmann in seiner tief schürfenden Besprechung von S. Feist, Kultur der Indogermanen, im Mitra Sp. 156 heraus gestellt hat. „Es ist doch bezeichnend", sagt er, „daß, wie er (Feist) sich nun nach sprachlichen Belegen für die durch den Rückschluß von den heutigen Naturvölkern auf das arische Urvolk gewonnenen Anschauungen über den Götterglauben desselben umsieht, er S. 337 gestehen muß: ‚Unzweifelhafte Benennungen der Indogermanen für die Naturgeister lassen sich freilich nicht mit Sicherheit nachweisen' und S. 346: ‚Wind- und Wassergötter sind bei den meisten indogermanischen Völkern bezeugt, aber Beweise, daß auch das arische Urvolk solche verehrte, besitzen wir nicht". Der Wirrwarr des Ahnen-Geister- und Dämonenglaubens", den auch Feist nach Analogie der Primitiven bereits für „das Denken des indogermanischen Stammvolkes" in Anspruch nimmt (Feist, S. 346), ist erst von den Gelehrten in den Stoff hinein getragen. N. verfährt nun ganz ebenso. Es wäre wirklich lehrreich, für ihn und Andere, wenn er es unternommen hätte, z. B. Neckels und Mogks „lebendige Leiche" im nordischen (in diesen Zügen offen sichtlich nicht germanischen), und europäischen Aberglauben durch Zeugnisse und Vergleichung als wirklich gemeinsam und urtümlich indogermanisch, will sagen arisch, nachzuweisen, u. z. ohne Berufung auf das spekulativ „Einleuchtende" der These, also das philosophische Blendwerk, sondern aus alten Zeugnissen, an die in diesem Falle gewiß ebenso strenge Forderungen zu stellen sind, wie die waren, an denen die indogermanische Mythologie angeblich einstens Schiffbruch gelitten haben soll. Jeder solche Versuch würde durch sein Scheitern ernüchternd und klärend wirken. Totenspuk und Aberglaube haben nur in bestimmten Kulturschichten in den Mythos hinein gewirkt und ihn stets zersetzend beeinflußt; das zu zeigen, ist hier der Raum nicht, aber wer vorurteilsfrei an die Überlieferungen heran tritt, kann es allerwegen beobachten. N. aber weist Betrachtungen über Zersetzung der Stoffe schon von weitem ab: „Volksglaube ist nicht gesunkene Mythologie, sondern reicht weit über die Mythologie hinab in die Glaubenswelt der primitiven Völker der Erde" (S. 11). Aber halt! Darf denn gerade N. sich diesen Satz leisten? — er, der damit anhebt, zu zeigen, daß das Volk nicht produziert sondern nur reproduziert (Hoffmann-Krayer; S. 5), daß das Volkslied gesunkene Kunstdichtung (S. 6), die Volkstracht gesunkene Stadtmode (S. 14) ist? Nur der Volksglaube soll da ausgenommen, und nicht gesunkener Mythos sein dürfen? Freilich, schief genug wäre solche Behauptung noch immer; denn wir sondern sorgfältig zwischen Religion (Glaube) und Mythos (Erzählung), und N. hätte, um den richtigen Gehalt des Volksglaubens und anderer Überlieferungsgüter an Mythos zu bestimmen, sich erst über diesen klar werden müssen. Den Einschlag des Mythos im Volksliede bemerkt er

kaum, die Beziehung des Volksrätsels zum Mythos bleibt ihm völlig verborgen, wie sein Abschnitt über das Rätsel stetit puella S. 138f, zeigt (vgl. meinen Artikel ‚Rätsel' in der Real-Encyklopädie der klass. Altertumskunde), und ebenso die Beziehung von Tanz und Drama (S. 117ff.) zum Mythos (L. v. Schroeders Mysterium und Mimus im Rigveda kennt N. offenbar nicht). Trotzdem sind diese beiden Abschnitte erfreulicher als das übrige Buch; denn daß das Stück stetit puella in den Carmina Burana des 12. Jahrh. ein Rätsel ist, ist eine richtige Beobachtung, und auch über die Schwertfechter-Spiele und Verwandtes bringt N. Manches bei, das als bescheidner Nachtrag in den Rahmen der v. Schroederschen Einsichten gestellt an Werte entschieden gewonnen hätte.

Auch in N.'s Erläuterungen zur „lebendigen Leiche" (S. 18ff.) liegt ein gewisses Verdienst. Er trägt nämlich mit ihnen dazu bei, die Stellung des Animismus zu erschüttern, indem er den Präanimismus auch auf den Dämonenglauben anwendet (S. 21). Aber da der auf dem Elementargedanken aufgebaute Animismus an sich eine verfehlte Sache ist, nimmt sich der Präanimismus nicht besser aus: diese Bezeichnung würde voraus setzen, daß der Animismus zu Rechte bestehe und daß nun eine noch „ältere" Schicht gefunden sei; und beide Male setzt man sich dabei über die Pflicht hinweg, die Verschiedenheiten der Vorstellungen nach ihrer geschichtlichen und volklichen Besonderheit heraus zu arbeiten. Geradezu Orgien feiert aber N. dann im Ausschlachten der lebendigen Leiche für den Mythos; die primitiven Mythenschöpfer müssen sie immer wieder in anderer Weise „apperzipieren". Der Tote wird starr — daraus erklärt sich das Versteinen; er wird schwarz — daraus das schwarz Werden; er ist aber auch anfänglich bleich — daraus das weiß Werden; sein gebrochenes Auge flößt Furcht ein — daraus das Schreckensauge im Mythos. Freilich hat der Mythos diesen „Apperzeptionen" doch recht eigne Wendungen gegeben, und wir möchten gerne wissen, weshalb das Schreckensauge sich so oft am Hinterhaupte befindet oder das dritte Stirnauge ist, weshalb die „Sonne" das Versteinen bewirkt, weshalb „die Wiederkunftstage des lebendigen Leichnams", die Gedächtnisfeiern, an die Kalenderfristen gebunden sind, ja auch schließlich, weshalb z. B. der Tote, wenn er als Schlange „apperzipiert" wird, so gern auf dem unter ihm wachsenden Golde liegt, weshalb solche Schlangen meist 9 Windungen haben, und vieles mehr. Die Erklärung liegt nämlich darin, daß die Gestalten des Mondes unter allerhand Bildern, vor allem aber, und besonders nachdrücklich, auch unter den Bildern von Tod und Geburt erfaßt (apperzipiert) wurden. Ohne den Leitfaden, den die am Monde erschaute Zeitordnung für die Abfolge der Bilder ergab, sind diese noch lang nicht Mythos; es fehlt ihnen auch die tiefere, über den Einzelfall hinaus reichende Beziehung.

Wie unzureichend N.'s Erklärungsansätze dem Mythos gegenüber sind, tritt dann noch verstärkt in dem Abschnitte „Zum Schutzgeisterglauben" zu Tage, wo Frau Ida Naumann, geborene Blum, das „Motiv des verborgenen Lebens" im Märchen vom Manne, der seine Seele nicht bei sich, sondern z. B. im Stiere oder Eber hat, behandelt. Ida N. nennt das „die primitive europäische Vorstellung vom Mensch (so öfter; vgl. S. 87 „den jungen Held", S. 109 „dem Bär") und seinem Sympathietier" (S. 102). Mitunter findet sich ein Tier in der Nähe des Toten; das genüge dem Primitiven als Beweis, daß das Tier das verborgene Leben des Toten sei (S. 99). Und hieraus wird nun der Fylgienglaube „erklärt". Richtig ist daran, daß Thords Bock in der Njalsage und einige ähnliche Tiere der Sögur abgeblaßte Nachklänge zum Eber

oder Stiere des Mannes, der seine Seele nicht bei sich hat, sind. Alles Andere aber ist schief und unzureichend. Ida N. unterläßt es, das herein Wirken der Seelenwanderung ins Nordische zu verfolgen, wodurch Kära, die als Schwanin den Helgi schützt (S. 108), doch in ein anderes Licht rückt; und die Träume von Tierkämpfen, in denen sich menschliches Ringen voraus verkündet (z. B. in der Sage von Gunnlaug Schlangenzunge; S. 109), sind von den beiden Buschkatzen, in denen sich das Verhältnis von Sigmund und Sinfjötli spiegelt, oder von den Schlangen des Poluidos an der Leiche des Glaukos und den zahllosen verwandten Fällen, zu denen auch die Guntram-Sage (s. o.) gehört, nicht zu trennen. Ganz gewiß aber bleibt der Mann mit dem Leben im Stiere durch Ida N.'s Annahme primitiver Tierbeobachtung in der Nähe der Leiche völlig unerklärt. Ida N. greift damit nur einen kleinen Teil des Zuges auf; im Eber ist noch der Vogel, im Vogel das Ei, und es entsprechen die 3 Tierverwandlungen (in Erde, Luft, Wasser: Vierfüßler, Vogel, Fisch) des Helden oder seiner Helfer (Tierschwäger). Endlich befindet sich im Ei der Stein, der dem Riesen zu bestimmter Zeit (Dämmerung) in bestimmter Stellung ins Stirnauge geworfen werden muß (vgl. Heinrich Leßmann, Die umständliche Tötung in Mitra Sp. 161ff.). Einerseits entsprechen die 3 in einander geschachtelten, tiergestalteten „Seelen"behältnisse den Tieren der 3 Reiche, und andrerseits befindet sich in ihnen weder Seele noch Leben, sondern die Waffe, die allein den Tod herbei führen kann, z. B. der Stein, der in anderen Erzählungen als Sichelschwert im Schwanze des Drachen geborgen ist. Daß dieser reiche und merkwürdige Vorstellungsbestand aus präanimistischer Leichen-Apperzeption erklärt werden könnte, ist sichtlich völlig ausgeschlossen; die Truganfätze fallen in sich zusammen beim Blicke auf den vollständig und treulich erfaßten Stoff.

Es ist natürlich nicht möglich, hier alle grundsätzlich wichtigeren und vom Stoffe her als verfehlt erweisbaren Ansätze und Behauptungen N.'s richtig zu stellen; die gebotene Auswahl dürfte hinreichen. Erwähnt sei nur noch, daß das Buch einen Abschnitt über Bauernhaus und Kornkammer in Litauen (als Beitrag zum nördlichen Herd- und Vorhallenhaus) und über den Bänkelgesang enthält; zu den grundsätzlichen Fragen, die uns hier beschäftigen, tragen beide Abschnitte nichts Wesentliches mehr bei.

4.

Haben die bisher besprochenen Bücher vor allem die schriftliche und mündliche Überlieferung betroffen und Bildwerke höchstens nebenbei heran gezogen, so behandelt das Buch von Georg Wilke vor allem die Bildwerke und Denkmäler, und das wäre eine überaus wichtige Ergänzung. Eine Fülle von Götterbildern, kultischen Darstellungen, Tänzen, Zauberhandlungen, Geräten usw. ist fast von jedem der Einzelvölker auf uns gekommen, und Vieles davon findet in ihrem Schrifttume seine Erläuterung oder wirft seinerseits auf schwierige Stellen der Schriftsteller unerwartetes Licht, Wörter und Sachen klären einander gegenseitig auf. Es gilt, diese Denkmäler durch Vergleichung nutzbar zu machen, aus den jüngeren in die älteren Zeiten hinauf zu verfolgen, das Geistige, das sich darin ausdrückt, zur übrigen Überlieferung in Beziehung zu setzen und aus all dem die Erkenntnis der arischen Urzeit zu fördern. Wie viel davon ist Sonderentwicklung bei den Einzelvölkern und wie viel angestammter Bestand? Gewiß haben auch die Arier viel entlehnt, und Manches davon läßt sich noch als Lehngut nachweisen. Zu den geschichtlich

bestimmbaren Denkmälern treten dann die vorgeschichtlichen, deren viele aus Gebieten stammen, in denen die arischen Völker schon früher siedelten und die geradezu als ihre Wiege zu betrachten sind. Aber die Frage nach den Stammsitzen der Arier ist heiß umstritten, und es ist kein Zweifel, daß wir auch mit nichtarischen Bevölkerungsschichten und ihnen zugehörigen Kulturen in diesen Gebieten zu rechnen haben. Da wäre es also sehr wichtig, klar heraus zu stellen, welche vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Funde wirklich gesicherten Anschluß an die arische Überlieferung finden. Die Aussichten auf solche Ergebnisse sind bei der geistigen Kultur besonders günstige, da hier die Eigenart von Volk und Rasse in verhältnismäßig urtümlichen Zuständen um so entschiedener zu Tage tritt.

W. ist diesen Weg nicht gegangen. Sein archäologischer Stoff ist nur ein Teil des in Betracht kommenden, und die Auswahl erklärt sich aus der Einstellung des Verfassers. Er glaubt, es den Überlieferungen unmittelbar ansehen zu können, was an ihnen urtümlich ist; nur das, was ihm hinreichend einfach und aus seinen Annahmen deutbar scheint, zieht er in Betracht. Die Frage: Wie war es? tritt daher hinter die andere: Wie muß es gewesen sein? bei ihm zurück, und so kömmt es, daß jeder, der dieses Buch mit der Erwartung in die Hand nimmt, darin die Religion der Arier behandelt zu finden, sich in doppelter Hinsicht enttäuscht sehen dürfte: es enthält fast nichts von Religion in irgend einem höheren Sinne des Wortes, und es beschäftigt sich mit den Ariern fast nur nebenbei und ziemlich äußerlich.

Im Mittelpunkte der Betrachtung stehen die Rückstände abergläubischer Bräuche und Sitten in den unteren Schichten unserer Bevölkerung und bei den heutigen Naturvölkern, ferner alles ihnen Verwandte, so weit es nebenbei auch in Überlieferungen arischer Völker seinen Niederschlag gefunden hat, oder so weit es zur Deutung frühgeschichtlicher oder vorgeschichtlicher Funde nutzbar gemacht werden kann. W. versucht, die Spekulationen der Philosophen, Religionsforscher, Ethnologen über Präanimismus und Emanismus, Totemismus und Animalismus, Toten- und Seelen-Glauben, Naturbeseelung, Dämonenglauben, Kultformen usw. auf die Arier anzuwenden, ohne vorher zu prüfen, in wie weit die betreffenden Erscheinungen wirklich als urtümlich arisch gelten können und ohne auf die Fülle der Überlieferungen religiöses und verwandtes Inhaltes bei den arischen Einzelvölkern und auf die zahlreichen, bereits gezogenen Schlüsse hinsichtlich ihres ältesten, geistigen Besitzstandes näher einzugehen. Die Methoden und Ergebnisse der vergleichenden Mythenforschung sind W. bisher noch recht fremd geblieben, was um so bedauerlicher ist, als doch der archäologische Stoff reiche Beziehungen zum Mythos hat, auf die W. selbst immer wieder geführt wird. Er verwendet das Wort Mythos immer nur im landläufigen, völlig ungeklärten Sinne. So spricht er S. 104, Anm. 1 von einer (übrigens aus dem Leonoren-Helgi-Stoffe verkümmerten) Indianer-Erzählung, in der der heimgekehrte Tote über Flöhe klagt, die seine Frau ihm absucht, wobei sie erkennt, daß es Leichenmaden sind, und meint, hier sehe man, wie die Leichenmaden Stoff der Mythenbildung sind! Seine Versuche des Deutens und Erklärens halten sich, ganz ähnlich wie die Naumanns, stets an die einzelne, zufällig aufgegriffene Fassung. Wird z. B. kinderlosen Eltern aus einem aufgelesenen Holzklotze ein Kind zu Teile, so soll diese Erzählung darauf zurück gehen, daß man sich den Ahnengeist in Bäumen hausend dachte und den Zusammenhang von Begattung und Befruchtung noch nicht kannte; geht aber das Kind statt aus einem Holzklotze aus einem Kürbisse hervor,

dann ist das ein Sonnenmotiv (S. 46, Anm. 7). Wie aber, wenn es aus einem Lorbeerzweige, der zum Baume wird, stammt, oder aus der Frucht des Baumes, z. B. einem Pfirsiche, kömmt? Sonderdeutungen sind hier kein Verdienst, und es gilt vielmehr, der Überlieferung solcher Erzählungen durch sorgfältiges Vergleichen ihrer zahlreichen Spielformen an den Leib zu rücken. Nicht bloß die Spielformen bedürfen der Erklärung sondern vor allem die Stammform, und wo immer sie uns greifbar wird, erweisen sich jene ethnologisch-psychologischen Sonderdeutungen nicht mehr auf sie anwendbar. Romulus, den die Wölfin säugt, soll auf Tierverehrung zurück gehen, in die aber schon das astrale Motiv der Aussetzung hinein spielt (S. 25); das bloße Aufsäugen von Kindern durch Tiere hingegen soll auf „einfacher Umkehrung" des Brauches bei gewissen Völkern, z. B. den Ainu, beruhen, junge Tiere zugleich mit den Kindern aufzusäugen (ebd. Anm. 2). Es braucht also aus einer Erzählung bloß das Motiv des Aussetzens durch Vergessen wegzufallen — ein Vorgang, der zu den Alltäglichkeiten für den vergleichenden Mythenforscher gehört — und schon hat eine andere Sonderdeutung Platz, statt daß vorerst die Frage nach dem zu Grunde liegenden Mythos und seiner Stammform aufgeworfen würde. Der Glaube, daß die Seele Tiergestalt annehmen und sich verwandeln kann, soll darauf zurück gehen, daß man sieht, wie die Leiche von Tieren gefressen wird, und sich hinzu denkt, daß der Verstorbene in diese Tiere fährt, also z. B. als Werwolf in den Leichen fressenden Wolf (S. 43). Der Gedanke ist nicht sehr bestechend; vor allem aber widerstreiten ihm die Überlieferungen. Das „Seelentier" ist überaus häufig eine Maus, eine Schlange, ein Schmetterling usw., und verhältnismäßig selten ein Tier, das mit einigem Rechte als Leichenfresser gelten kann. Und andrerseits ist der Werwolf der Mann, der sich die Wolfshaut umgeworfen hat, wie die Schwanenjungfrau das Schwanenhemde oder die Fischjungfrau die Fischhaut. Es handelt sich um die Verwandlung in die Tiere der 3 Reiche, und im Märchen geben die Tierschwäger dem Helden an statt ihrer Haut auch bloß ein Haar, eine Feder, eine Schuppe. Hier liegt auch die Wurzel des Glaubens an die Seelenwanderung, und auch der Werwolfglaube ist eine religiöse Vorstellung, die erst im Zusammenhange mit dem Mythos verständlich wird. Er ist mißverstandener, ins Spukhafte umgebogener Mythos.

Ein Lieblingsgedanke W.'s ist es, daß Mißgeburten den Anstoß zum Glauben an allerhand dämonische Wesen und zu den absonderlichen Göttergestalten gegeben hätten (S. 77ff.). So erklärt er die Rückwärtsfüßler, die Sirenen, die 3beinigen, 8beinigen (Sleipnir) Tiere des Mythos, die Kentauren (erläutert an einer 6beinigen Katze, Abb. 78), die Zwillinge und Zwitter, die Gottheiten mit mehreren Köpfen und Händen, die 9köpfige Hydra, die vielbrüstige Artemis usw. Ich habe schon in meiner Besprechung von Morris Jastrow jr., Babylonian-Assyrian Birth-omens and their cultural significance in der Berliner Wochenschrift für klassische Philologie 1916, Sp. 78ff. diese naturwissenschaftlich scheinbar so einleuchtenden, geistesgeschichtlich betrachtet aber so unwahrscheinlichen Konstruktionen, die Jastrow auch noch aus der Beobachtung der Mißgeburten zum Zwecke der Vorzeichendeutung bei den Babiloniern zu stützen suchte, ausführlich widerlegt. Babylonische Beschäftigung mit Mißgeburten kann schon deshalb für die arischen Göttergestalten und die Gestalten des arischen Mythos nicht in Betracht kommen, weil diese Gestalten viel älter sind als das Babyloniertum. Die Rückwärtsfüßler sind nicht zu trennen von den nach rückwärts gewandten Fußspuren und allen anderen Arten der Rückläufigkeit im Mythos überhaupt, im Zauberwesen (z. B. Rückwärts-Zählen, Rückwärts-Singen, Entknoten) usw. Eben so wenig ist das

Einbein vom Halben zu trennen, und dieser ist nicht bloß eine feste Gestalt des Mythos, sondern wird im Verlaufe der Erzählung zum Ganzen. Auch die Zwillinge und Zwitter des Mythos sind mit Eigenschaften behaftet, die aus den Mißgeburten sich durchaus nicht erklären lassen; so sind sie gegensätzliches Wesens und stehen am Anfange des Weltgeschehens. Wer ein Mal der Gestalt des Kentauros-Gandarwa-Gandharwa im Rahmen des Mythos nachgespürt hat, weiß, daß die Zeugnisse auf ein mischgestaltetes Kalenderwesen führen, in dem sich der Zeit Lauf ausdrückt: die Mischgestalt ist Zusammenfassung mehrerer sinnbildlicher Gestalten, die als ein Wesen angesprochen werden, weil sie aus einander hervor gehen und weil die Mythenbildner zeitliche Abfolgen sich als bildhafte Einheit (räumliches Nebeneinander) vorstellten (W. Schultz, Anschauung vom Monde, S. 18). Noch deutlicher wird W.'s Fehler bei den Sirenen, Fischjungfrauen usw. Die Sirenen sollen aus Sympus-Mißgeburten erschaut sein; aber die Fischjungfrauen stehen völlig den Schwanenjungfrauen und Werwölfen gleich, und für die Werwölfe hat W. die Erklärung vom Wolfe als Leichenfresser bereit. Also müßte auch das Fischweib in der Fischhülle vom Fische als Leichenfresser hergeleitet werden, und nicht vom Sympus. Nach W.'s Meinung mag es vielleicht ein Vorzug sein, mehrere Eisen im Feuer zu haben — wenn nur nicht eben alle diese Deutungen im Grunde unbeweisbar wären und den als alt erweisbaren Ausprägungen des Stoffes zuwider liefen! Und wenn W. betont, daß doch diese absonderlichen Gestalten eben ein Mal wirklich erschaut sein mußten und meint, daß daher nur die Mißgeburten die Vorbilder dafür gewesen sein konnten, so sieht man an dem Beispille der vielbrüstigen Artemis, wie schwach dieser Beweisgrund ist. Viele Brüste bezeichnen genau ebenso gesteigerte Mutterkraft, wie viele Hände gesteigerte Wirksamkeit, viele Beine große Geschwindigkeit, und die Frage, ob man, als man das Bild der vielbrüstigen Göttin schuf, an Weibern schon 3 oder mehr Brüste beobachtet haben mochte, tritt dem und der Beziehung der dann angewandten Zahlen zu den alten Kalendern gegenüber völlig zurück.

Die Beziehungen des Mythos zum „Drama", zu Tanz, Masken und scenischer Darstellung hat W. ebenfalls wenig heraus gearbeitet. Auf Tänze kömmt er nur an zwei Stellen zu sprechen: S. 5, wo er das Ballspiel erwähnt, ohne von der Ballade auch nur den Namen zu nennen; er begnügt sich „emanistische" Grundlagen für allen „Bewegungszauber" anzusetzen — und S. 233 f., wo er einige dürftige Hinweise auf alte Tänze gibt. Mit der „Erkenntnis": Alles Emanismus, Alles Bewegungszauber, ist hier die wirkliche Kenntnis vom reichhaltigen Brauchtume der alten Arier bei Seite geschoben, das wir doch lieber mit allen seinen Besonderheiten vor uns entfaltet, als mit der psychologisierenden „Erklärung" seiner vorarischen, allgemein menschlichen, hypothetischen Vorstufe in Bausch und Bogen „erledigt" gesehen hätten. Hängt doch an diesen Fragen u. A. auch die Deutung der Labyrinthe (vgl. Magdalinski, Die Windelbahn von Stolp in Pommern, Mannus 3, S. 197 ff.), und was noch wichtiger ist, die Auffassung eines großen Teiles des Opferwesens.

Das Opferwesen hat W. S. 217 ff. zu allgemein behandelt. Seine Aufzählung, daß es Beschwörungs-, Bitt-, Dank-, Sühne-, Reinigungs-Opfer gibt und daß man Speisen, allerhand Tiere und Menschen opferte, ist am besten dadurch gekennzeichnet, daß er das Sōma-Hōma-Opfer dabei gerade nur erwähnt. Zwar hat er S. 8 eine Bemerkung über den Kesselwagen als Trankbehältnis, und S. 169 folgt er K. v. Spieß in der Auslegung der zu-

gehörigen Gefäßformen, aber die Bedeutung des Rauschtrankes für die arischen Völker (man denke z. B. an den Wein als Spiegel der Seele, an Sōma als den Brunnen des Rechtes usw.) würdigt er nicht im Geringsten. Gerade beim Opferwesen wäre auch zu untersuchen gewesen, welch volklich verschiedne Denkweisen sich in ihm ausdrücken und wie viel davon arisch ist. So sehen wir im Awesta einem metrischen Bestande, der die Heldensage erzählt und von Opfern nichts enthält, priesterliche Prosa-Glossen angefügt, welche angeben, wie viel Rinder, Schafe usw. geopfert wurden. Deutlicher können unsere Quellen das späte Eindringen solches Opferwesens in die iranische Überlieferung kaum zum Ausdrucke bringen. Aber auf Beobachtungen solcher Art scheint W. nicht eingestellt, und die Frage nach Zeugnissen für ein Opferwesen, das sich als wirklich arisch durch Vergleichung erhärten und auch hinreichend früh belegen läßt, beschäftigt ihn nicht. Um so wichtiger ist es ihm, das Opfer zu erklären oder zu deuten; auch hier greift er auf den Emanismus.

Dieser Emanismus der Urzeit des Menschengeschlechtes, der auch für die Arier gelten soll, ist nach Karutz der Glaube, daß von jedem Belebten und Unbelebten Sonderkräfte ausstrahlen, wie von der Blume der Duft oder vom Radium seine Emanation. W. erklärt damit auch das heraus Strecken der Zunge (Abb. 25—28) oder das Zeigen des entblößten Gesäßes (Abb. 29, 30), das Letztere kann er bereits aus der Altsteinzeit belegen. Aber Fletschen der Zähne und Vorstrecken der Zunge sind auch schon tierische Ausdrucks- und Abwehr-Bewegungen, und schwerlich wird man meinen, wenn der Kater fauche und die Haare sträube, sei das Emanismus, und von Religion kann dabei doch so wenig die Rede sein wie beim Aufrecken der Arme, das freilich auch da und dort zur Gebetstellung wird. Dann ist aber die religiöse Geltung ein Späteres, noch hinzu Kommendes, das nicht schon in der Ausdrucks- oder Abwehr-Bewegung selbst liegt; diese verhält sich zum daraus gestalteten Religiösen wie die Bäume im Walde zum Blockhause. Die Beispille heraus gestreckter Zunge, die W. gibt, betreffen das Gorgonen-Haupt und verwandte Gestalten, und wir wissen, welche „Kraft" davon „ausstrahlen" sollte: diese Fratze wirkt versteinend, wie das böse Stirn- und Basilisken-Auge, oder später auch die „Sonne". Daneben steht als gleichwertige Spielform die Verwandlung in Affen (und andere Tiere) und das Schwarz Werden. Hat man erst diese ganze Gruppe offen sichtlich zusammen gehörender Vorstellungen frei gelegt — eine Betrachtungsweise, die W. gar nicht versucht — dann kömmt man mit dem Emanismus nicht mehr zu recht; denn es gibt keinen irdischen Gegenstand, der als Quelle dieser Kräfte in Betracht käme. Das Zeigen des Gesäßes ist nicht vom Zeigen der Geschlechtsteile zu trennen, und wenn die Weiber dabei die fliehenden Krieger fragen, ob sie vor ihren Feinden in den Mutterleib zurück kriechen wollen, oder wenn sie damit die Flut (Bellerophontes) oder den Vernichtung drohenden Helden (Kuchullin) zurück scheuchen, so erhalten solche Angaben sogleich eine andere Bedeutung, wenn wir damit vergleichen, daß auch die Flut (Harn, Regel) vom Geschlechtsteile des Weibes ihren Ausgang nimmt. Ob man aber die Entleerung, das Harnen, die Regel, als Emanismus bezeichnen kann, ist doch sehr zweifelhaft. Und wie die Fabel sich den „Schreck" zurecht legt, den der Geschlechtsteil des Weibes sogar dem Teufel einflößen soll, lese man bei Rh. Köhler, Kl. Schr. I, 77ff. (zu Rablais).

Nach W. (S. 46, Anm. 1) sind es animistische Vorstellungen, die den Glauben erklären, daß Äpfel (Früchte) Frauen befruchten; träfe dies zu, dann

wäre dieser Glaube für eine gewisse Stufe der selbstverständliche, und die Befruchtung durch einen Apfel könnte nicht als etwas Außergewöhnliches empfunden werden. In allen Erzählungen aber, in denen dergleichen vorkömmt, gilt die „jungfräuliche Empfängnis" als etwas Wunderbares, nur dieses eine Mal Vorgekommenes, und alle Bräuche, in denen die Äpfel befruchten sollen, setzen schon Erzählungen solch wunderbares Inhaltes als bekannt voraus und bringen zum Ausdrucke, daß das Unmögliche, das in einem vorbildlichen Falle doch möglich war, sich wiederholen solle.

Für W.'s Verfahren sehr kennzeichnend ist die Art, wie er S. 36f. die Leber als Sitz „der Seele" behandelt. Er muß selbst dabei erklären: „Allerdings tritt uns diese Anschauung weniger bei den Indogermanen als bei den Etruskern und namentlich den Babyloniern entgegen". Nun ist aber die Leberschau ein Teil der Eingeweideschau, und religionsgeschichtlich wäre hier ein Doppeltes zu beachten gewesen: einerseits durfte W. die Leberschau nicht aus der zugehörigen Gruppe anderer religiöser Erscheinungen heraus greifen und einer, übrigens wenig einleuchtenden, Sonderdeutung unterwerfen; denn zum Vorstellungskreise der Eingeweideschau gehört z. B. auch das Labyrinth, dessen Windungen die Innerei des Minotauros wieder geben, und erst Erklärungen, die solch ausgebreiteten Zusammenhängen gerecht werden, können als einiger Maaßen brauchbar gelten — und andrerseits ist die Eingeweideschau bloß eine der vielen Formen des babilonischen Wahrsagewesens, das als Ganzes genommen einen tiefen Einblick in die seelische Verfassung der zugehörigen Völker gestattet. Statt nach der Ursache zu fahnden, gingen sie von irgend etwas ihnen Auffallendem aus und verglichen das nächstfolgende Auffallende, nicht die Wirkung. Sie stellten willkürlich Beziehungen zwischen auffallenden Vorgängen her und verfielen so in eine Art Beziehungswahn, der geradezu ein Ausdruck ihres Schwachsinnes ist, mit dem sie sich erwarteten, daß auf dasselbe Vorzeichen (erste Auffallende, mißverstandene Ursache) hin auch ein ander Mal dasselbe Ereignis (zweites Auffallende, mißverstandene Wirkung) folgen werde. Sieht man in solch geistigem Versagen eine primitive Denkweise, die alle Völker ein Mal durchlaufen haben müssen, dann wird man sie natürlich auch bei den Ariern suchen und wird zugleich auch das sumerisch-babilonische Wahrsage-Wesen allgemein-menschlich verstanden zu haben glauben, indeß man in Wahrheit das Tümlich-Volkliche, das darin zu Tage tritt, auf diese Art wegphilosophiert. Hat man aber den Blick für das Tümlich-Volkliche an solchen und anderen Fällen geschult, dann tritt die geschichtliche Denkweise in ihr Recht; wir fragen uns nicht mehr: wie muß es nach unseren Theorien gewesen sein? sondern: was lehren uns die übereinstimmenden Zeugnisse? Und diesen Zeugnissen gegenüber gewinnt dann auch die Frage Bedeutung: Was ist Eigengut und was Lehngut? In vielen Fällen, wie im oben angeführten von der Opferleber, liegt die Entlehnung klar zu Tage; oft treten sogar ausdrückliche Berichte über sie hinzu. In anderen Fällen ist man auf Schlüsse und Erfahrungen angewiesen.

Möchte man meinen, Religion als etwas Allerpersönlichstes müsse gerade auch bei den Ariern deren innerstes, sie als Gesammtvolk kennzeichnendes und von anderen Völkern klar unterscheidendes Wesen ausgedrückt haben, so erscheinen bei W. die Arier in ihren religiösen Äußerungen von den anderen Völkern nicht im mindesten verschieden; alles der Art bei allen Völkern und also auch bei ihnen, ist von einem allgemein Menschlichen, ja schier schon auch allgemein-Tierischen hergeleitet. Über das Ziel, die Darlegung arisches Wesens an Hand arischer Religiosität, die uns zu tiefst fesseln würde, schießt W. weit

hinaus ins Land grauer Theorie vom primitiven Menschen; und jeden, der nicht mit eignem Urteile im Stoffe wurzelt, muß diese Darstellung an der Hauptsache irre machen, weil sie von den im engeren Sinne arischen Religionsdenkmälern nur sehr wenig bringt und auch nicht versucht, den Begriff Religion aus der Eigenart arischer Überlieferung zu klären. Trotzdem hat das Buch seinen Nutzen und seine Verdienste. Es geht großen kulturgeschichtlichen Zusammenhängen an Hand eines reichen Stoffes und vieler wertvoller Bilder nach, und wo die Einstellung des Verfassers dies nicht hindert, behandelt er schwierige Fragen mit gesundem Urteile. In welch ruhiger, besonnener Weise er das kann, hat er z. B. in der Kossinna-Festschrift mit seiner Arbeit über die Dreizehn erwiesen, in der er, wenn ich von dem wenig überzeugenden Abschnitte über die Steinkreise absehe, nicht bloß das Unzureichende von Böcklens, denselben Stoff behandelnder Arbeit (vgl. jetzt hierüber meine Neuen Beiträge zu den Gesetzen der Zahlenverschiebung in den Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien 1923) sogleich erkannt, sondern auch den Zusammenhang der 13 mit der Sonnenrechnung richtig heraus gestellt hat. Das Selbe gilt für seine Stellungnahme zur Frage nach Ursprung und Bedeutung des Hakenkreuzes (s. auch seinen Bericht in Mannus 15, S. 130 ff. Neuere Arbeiten über das Hakenkreuz) und der Spirale, und für seine klugen Antworten auf J. Bings Fragen S. 8, Anm. 2. Er reizt also nicht bloß zum Widerspruche und dadurch zu klarerer, eindringlicherer Fassung eigener Ansichten, sondern bringt auch an vielen Stellen fördernden Ertrag, so daß der Leser, wenn auch in anderer Richtung, als er erwarten mochte, aber doch nachdrücklich angeregt und bereichert sein Buch aus der Hand legen und für zahlreiche Einzelfragen gerne immer wieder zu Rate ziehen wird.

5.

Blicken wir auf die vier eben besprochenen Bücher und die Lage der Forschung, die dabei aufzurollen war, zurück, so sehen wir, daß die Frage: Was ist Religion? noch lange nicht so stoffnahe und zuverlässig beantwortet ist, wie die andere Frage: Was ist Mythos? Während ich zur letzteren auf den Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung 1914—1920 verweisen konnte, auf mein Buch: Zeitrechnung und Weltordnung bei den Ariern (Mannus-Bibliothek Nr. 35), und auf das ausführliche zugehörige Schrifttum der vergleichenden Mythenforschung in den Bänden der Mythologischen Bibliothek (J. C. Hinrichs, Leipzig), steht trotz der Religionswissenschaftlichen Versuche und Vorarbeiten und der reichen religionswissenschaftlichen Abhandlungen im Archiv f. vgl. Religionswissenschaft jener Überblick der religiösen Formenlehre, wie er schon Hermann Usener vorschwebte, noch aus, und auch philosophische Begriffsbestimmungen wie die L. v. Schroeders helfen uns nicht weiter, da wir doch nicht fertige Begriffe an die Tatsachen heran bringen, sondern aus den Tatsachen selbst unsere Begriffe gewinnen wollen.

Von drei Kerngebieten her ist der bisherige Gebrauch des Wortes Religion bestimmt: erstens von den hohen und weitläufigen dogmatischen Lehrgebäuden der Weltreligionen her, unter denen freilich die geschichtlich wichtigste und lehrreichste, der Mazdaismus, bis vor kurzem so gut wie unberücksichtigt geblieben ist, zweitens vom heutigen Religionsunterrichte her, in dem man den Kindern die sumerisch-semitischen Religionsvorstellungen als etwas allgemein-menschlich Verpflichtendes einprägt (die Juden das „klassische" Volk der Religion), und deren Geist auch im römischen, d. h.

etruskischen, und hellenischen, d. h. vorarisch-pelasgischen Sakralwesen waltet, drittens von der philosophisch-ethnologisch gerichteten Religionsforschung her, die vor allem die „primitivsten" Formen des Aberglaubens, Zauberwesens, Geisterspukes usw. heran zieht. Hier hat, das kann man wohl sagen, eine mißverständliche Anwendung philosophisch-psychologisches Denkens immer wieder alle Erkenntnis schon im Keime erstickt. Am deutlichsten wird das vielleicht in einem Werke wie W. Wundts Völkerpsychologie. Das Scherzwort, daß sie eine Völkerpsychologie ohne Völker ist, hat seine tiefere Berechtigung. Das psychologisch Wahrscheinliche stellt sie als das kulturgeschichtlich Wirkliche hin und setzt dabei einen theoretischen Urmenschen ohne völkerpsychologische Individualität voraus. Ein stark Teil flacher Engländerei wirkt sich in etlichen der beliebtesten religionswissenschaftlich-ethnologischen Werken der letzten Zeit aus, eine Vorliebe, das vermeintlich Ursprüngliche und Einfache mit rein konstruktiver Phantasie an die Anfänge der Kulturen zu stellen und die Einrichtungen der heutigen sogenannten Naturvölker möglichst als noch auf dieser Stufe stehend und für sie zeugend aufzufassen, ohne vorher zu untersuchen, wie weit sie nicht, wie dies doch offenbar viel häufiger der Fall ist, bloß aus höheren Vorstellungen mißverstanden, rückgebildet, verkümmert sind. So häuft man dann den Stoff in scheingelehrten Aufzählungen aus dem Zettelkasten, der für die These nur demjenigen etwas beweist, der ihr schon im voraus beigepflichtet hat. In wie fern Religion statt überall Elementargedanken entsproßt, aus verschiednen Völkergedanken gespeist sein könnte, in wie fern das, was wir unter dem Worte Religion zusammen fassen, nur eine Scheineinheit sein mag, in wie fern äußerlich Gleiches hier seinem Ursprunge nach oft äußerst verschieden und auch verschiedenen Ursprungsgebieten zuzuweisen sein mag, — das sind Fragen, die man noch kaum hie und da erfaßt hat, geschweige denn daß man ihnen schon ernsthaft an der Hand größeres Stoffes zu Leibe gegangen wäre.

Der Anstoß zur neuen Betrachtungsweise geht nach der ganzen Lage der Dinge von der vergleichenden Mythenforschung aus. Schon gegen Siecks Buch habe ich darauf hingewiesen, daß hier Folgendes gelungen ist: 1. Der Nachweis der Wanderwege des Mythengutes und der Umgestaltungen, die es im Laufe der Zeiten durch verschiedene Einflüsse erfahren hat. 2. Der Nachweis, daß der Mythos Völkergedanke und welchen Gebieten er entstammt ist. 3. Der Nachweis seiner Verwurzelung in sonstiger arischer Überlieferung und seiner alten Formen (Einheit von Tanz, Darstellung, Gesang usw.). Die Folgen für die Religionsforschung sind außerordentlich tief greifende. Vor allem fragen wir uns: kann denn der Mythos noch als Religion bezeichnet werden? Mancher wird darauf mit Ja antworten wollen, wohl vor allem aus dem Gefühle heraus, wie weit der Begriff Religion ist, und wie sich doch schon Vieles als ihm einordenbar erwiesen hat, woran man zunächst gar nicht gedacht hätte. Es gibt da eine Richtung, für die schließlich schier alles zur Religion gehört, auch die Arbeit, auch das Handwerk, auch die Jagd, der Geschlechtsverkehr usw. Solchen Grenzverschiebungen und Grenzverwischungen muß man aber entgegen treten; ersprießliche Forschung ist nicht mehr möglich, wenn man sich, noch bevor man festen Fuß gefaßt hat, gleich in die Unendlichkeit verliert. Der Mythos ist ganz gewiß etwas wesentlich Anderes als Religion. Prüfen wir das ein Mal an den drei Kernbedeutungen des Wortes Religion, die wir oben hinstellten! Der Mythos ist nicht „primitiv", sondern das Ergebnis einer verhältnismäßig hohen und eigenartigen Kultur (3); er wurzelt nicht in sumerisch-semitischer sondern in arischer Denkart (2), und er ist auch nicht

dogmatisch; denn nirgends verpflichtet er zum Glauben (1). Hier sehe ich Menschen auf einer Bergwiese zum Feste versammelt, bei dem sie ein erschautes himmlisch-kalendarisches Geschehen am Monde in Masken, Tanz, Gesang als Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit darstellen, die sie der Sehnsucht ihrer eignen Seele entnommen haben — und dort sehe ich ein Kind mit gefalteten Händen vor seinem Bettchen knien, oder eine Frau einige Weizenkörner für die Ahnen in die Herdflamme spenden, oder einen Zauberer eine Krankheit bannen, oder wieder eine Menschenmenge in einem Tempel vor dem Altare einen Stier in der Erwartung opfern, die Gottheit werde ihnen dafür gnädig sein. Der Unterschied des ersten Bildes von den späteren ist klar; er vertieft sich, wenn wir erwägen, wie das Religiöse auf die Abfolge einiger weniger, aber starker, die Seele beherrschender Gefühle und Begehrungen beschränkt ist, indeß der Mythos eine lange Handlung hat, die schließlich in einer Erzählung wieder gegeben werden muß. Geburt, Taten und Tod des Herakles oder Sigfrid oder Krsaaspa oder Trētāna sind von Grund auf etwas Anderes als eine Segnung, ein Eid, ein Tempelbau, ein Rosenkranz, eine Totenmaske, ein Grab. Es ist also dringend geboten, Religion und Mythos aus einander zu halten, d. h. zuerst ein Mal den Mythos aus dem großen Sammelbecken so vieler Ströme verschiednes Ursprunges, das da Religion heißt, auszuscheiden. Beziehungen, die sich außerdem heraus stellen werden, können an der Notwendigkeit, so zu sondern, nicht rütteln, so wenig, wie wir etwa den Vogel als Fisch auffassen dürfen, weil die meisten seiner Glieder sich auf die des Fisches beziehen lassen und der Fisch ähnlich im Meere schwimmt wie der Vogel in der Luft fliegt. Man könnte sich also darauf berufen wollen, auch das Opfer sei eine Handlung, auch das Begräbnis habe seinen gegliederten Verlauf, vielleicht auch seine Masken und seinen Gesang, usw. Aber sogleich jetzt abgesehen von den im Gleichnisse Fisch-Vogel schon angedeuteten, trotz aller entfernten Entsprechungen eben doch entscheidenden Wesensunterschiede noch ein Weiteres ein, das für die Religionsforschung folgenschwer ist: eine noch kaum übersehbare Fülle religiöser Erscheinungen wird erst vom Mythos her verständlich und erweist sich als angewandter, umgebogener, mißverstandener, rückgebildeter oder verkümmerter Mythos, so daß die Aufgabe erwächst, erst ein Mal aus dem Formenschatze des Religiösen das mythisch Bestimmte oder Mitbestimmte auszusondern, den mythischen Einschlag darin klar zu stellen und dann zuzusehen, was als Nichtmythisch-Religiöses übrig bleibt; es ist klar, daß sich erst so die verschiedenen Ursprünge des eigentlich Religiösen werden heraus lösen lassen. Im Ganzen dürfte sich dabei der Eindruck ergeben, daß Religion am Mythos gemessen etwas gleichsam Materialistisches ist, das sich in der Religion selbst zu überwinden und über sich empor zu heben sucht, ohne das doch aus sich heraus und ohne neue Einschläge je recht zu können. Das Verhältnis des Menschen zum Außermenschlichen, Übermenschlichen oder Unmenschlichen, u. z. dieses Verhältnis nach der Seite der Begehrungen und Gefühle, der Furcht, der Gefahr, der Hoffnung, des Wunsches macht die Religion aus, indeß den Mythos eine Reihe geschauter Bilder von fest geregeltem Aufbaue bestimmen; in ihm steht das Vorstellungsleben im Gleichgewichte mit dem Sehnen und Fühlen, und es hat wohl dabei die Führung. Endgültiges sagen läßt sich hier noch lange nicht; bloß andeuten wollte ich, in welche Richtung das bisher Erkannte weist.

Einige Beispille für die enge Verbindung, die Religion und Mythos mit einander offenbar schon sehr früh eingegangen sind, werden am besten verdeutlichen, was ich meine. Eine religiöse Umbiegung des Mythos ist das

Mysterienspiel (man denke etwa an Eleusis), die Kultlegende und später die Heiligenlegende oder, nach einer völlig anderen Richtung und meist viel stärker verstümmelnd in den Bestand des Mythos eingreifend, die Spukgeschichte (etwa — noch mythennahe! — das Märchen vom Gruseln lernen, KHM. Nr. 4; oder der dankbare Tote und die Princessin im Sarge). Es lassen sich lange und lehrreiche Reihen solcher Umgestaltungen des Mythos aufstellen, und es ist wahrscheinlich, daß dadurch mit der Zeit die Entstehung des Götterglaubens, Dämonenglaubens, Gespensterglaubens in völlig neues Licht rücken wird. Sehr viel, das man bisher geneigt war, für ganz ursprünglich und einfach zu halten, ist bloß schier bis zur Unkenntlichkeit verschrumpft und verkümmert aus reicheren, mythennäheren Beständen. Begriffe wie Animismus, Emanismus, Präanimismus usw. erfahren hiedurch unerwartete Klärung; sie sind Erfindungen einer gewissen Philosophie und Psychologie, die sich, eben weil man unterschiedslos allen Stoff für sie anführen kann, als völlig tatsachenfremd erweisen. Man denke etwa an die „Baumseele". Die Belege lassen sich, wie Frazer gezeigt hat, durch Bände häufen; aber wo man irgend eines davon heraus greift und in seine kulturgeschichtlichen Zusammenhänge verfolgt, schwindet das animistische Trugbild dahin, aller Lei Einzelheiten gehen über den scheinbar „einfachen" und „ursprünglichen" Bestand hinaus und führen auf immer reichere Vorstellungen und schließlich mitten in den Mythos. Schon ein erster Blick auf die Bezeugung des „beseelten Baumes" in den Mythen der arischen Einzelvölker lehrt, daß der arische Mythos vom Manne oder Weibe im Baume, im Holze, im Fruchtgehäuse usw. (s. Mitra Sp. 273 u. 286 ff.) ganz unvergleichlich älter ist als die wenigen wirklichen oder die vielen vermeinten Zeugnisse für beseelte Bäume, die auch bloß dann Schlüsse auf die Urzeit der Menschheit rechtfertigen, wenn man davon philosophisch überzeugt ist. Man muß sich erst daran gewöhnen, die Erkenntnis von Alter und weltweiter Wanderung des Mythos wirklich in Rechnung zu stellen. Menschen, in deren Köpfen wir den Mythos als Erinnerungsgut wirksam voraus setzen dürfen und an denen wir beobachten können, wie sie der Eigenart ihres Volkstumes und ihrer Rasse entsprechend ihn von ihrem Gefühlsleben her umgestalten und verstalten, sind etwas ganz Anderes als der primitive Naturmensch der ersonnenen animistischen oder präanimistischen Stufe, und Manches, das man jetzt als einfachste Seelenäußerung betrachtet und zur Erklärung ausnützt, wie z. B. der Traum, erweist sich von den in der betreffenden Bevölkerung durch Sprache, Mythos, Brauchtum usw. vermittelten Überlieferungen ganz wesentlich mitbestimmt. Der Animismus oder der vermeintlich aller urtümlichste Emanismus hascht nach Zeiten, von denen wir nichts wissen, und bringt sich dadurch um das, was wir wissen können und was uns auch in der von jenen Spekulationen erstrebten Richtung zunächst allein weiter führen kann, nämlich um den Mythos und um das Verständnis der zahllosen Erscheinungen menschliches Geisteslebens, die an ihm hangen. Hier suche man ein Mal einzusetzen, und dann wollen wir sehen, wie viel von Animismus und Emanismus und wie sie sonst heißen mögen, noch übrig bleiben wird. Wahrscheinlich immerhin noch genug; doch werden wir es in anderem Lichte sehen und dabei im Stoffe wurzeln statt im Gedanken.

Natürlich kann ich die Anwendungen vom Mythos her auf das Religiöse hier nicht erschöpfen, zumal ihrer unerwartet viele im Laufe der Zeit hinzu kommen dürften. Aber einige große Gruppen von Erscheinungen umfassende Beispille will ich doch hinzu fügen, bei denen ich, während ich vorhin vom Mythos zur Religion weiter ging, vom Religiösen auf den Mythos zurück greife.

Zahlreiche Zauberformeln, z. B. die Merseburger Sprüche, deren erster bis Indien seine Gegenstücke hat, setzen ein mythisches Geschehen als bekannt voraus und knüpfen daran ihr: wie einst, so sei es jetzt wieder. Hier sehen wir ein Stück Zauberwesen auf Grund des Mythos entwickelt. Woher kam der Anstoß dazu, und ist das Zaubern etwas allgemein Menschliches oder etwas volklich Bestimmtes? Auf diese Frage wird man gut vorbereitet sein, wenn man z. B. ein Mal erwogen hat, daß im germanischen Norden der Sinne der anerkannte und vorbildliche Träger des Zauberwesens ist.

Wie beim Zauber wird der Mythos auch oft beim Opfer umgebogen. Man verstehe mich recht: ich behaupte nicht, daß jeder Zauber oder jedes Opfer aus dem Mythos herzuleiten ist, sondern ich weise bloß darauf hin, daß der Mythos in sehr viele Zauber- und Opfer-Handlungen hinein ragt und meine, daß fest gestellt werden muß, wie weit dieser Einfluß sich verfolgen läßt. Daß die betreffenden religiösen Erscheinungen außer diesem mythischen auch noch einen sie kennzeichnenden religiösen Einschlag haben, ist mir dabei besonders wichtig, und eben weil ich ihn klarer erfassen möchte, will ich ihn aus der Verbindung so zu sagen „fällen". Aber zurück zum Opfer. Wenn König Soma, der himmlische Rauschtrank in der Schale des Mondes, hier auf Erden im Verlaufe einer Art Drama, dessen Inhalt der Mythos ist, eingeholt, gekeltert und von den Teilnehmern in Nachahmung des himmlischen Geschehens verzehrt wird, wobei man wahrscheinlich die verjüngende Kraft, die der Mond bewährt, in sich aufzunehmen meint, so wird der Religionsforscher hier noch kaum von einem Opfer, wahrscheinlich auch nicht von einem Zauber, vielleicht von einem Gott Essen reden dürfen — aber Keim und Möglichkeit einer ganzen Reihe kultischer Handlungen liegt hier vor, und es bedarf geringer Umbiegungen und Verschiebungen in der seelischen Einstellung der „Gemeinde", und sie sind alsbald verwirklicht, gleichsam von außen, aus abweichender Übung, erlöschendem Verständnisse, neuer, fremder Gesinnung mit neuem Glaubensinhalte. Opfer im strengen Sinne des Wortes, Götterbildnisse, Altäre und Gotteshäuser (Tempel) haben die arischen Völker nach dem sehr deutlichen Zeugnisse der verschiedensten Quellen ursprünglich nicht gekannt, während bei den Sumerern das ganze Leben darauf aufgebaut ist. Auch hier muß die Forschung ihren Blick für das innere Wesen, das sich in den Kulturwerten der Völker ausdrückt, erst noch schulen. Ist es ein Opfer, wenn man einen Menschen tötet, damit er als Bote in die Außenwelt (das Jenseits) gehe? Und ist es ein Opfer, wenn man ihn im Verlaufe einer dramatischen Darstellung tötet, weil das im Mythos erschaute Geschehen seinen Tod verlangt? Der alte Spruch: wenn zwei das Selbe tun, ist es nicht das Selbe — er kann hier neue Anwendung finden; die „Menschenopfer" sind unter einander so verschieden wie das sch in Schlange und in Schiff. Wie das Opferwesen, das im Awesta vorkömmt, erst den späten, nicht metrischen Glossen angehört, indeß die alten metrischen Teile nichts davon enthalten, wurde schon erwähnt. So taucht die Frage auf: Gibt es ein als urtümlich arisch erhärtbares Opferwesen? Man kann sagen, daß eine starke Wahrscheinlichkeit dagegen spricht. Eine genauere Untersuchung dieser Frage, die nicht einfach die Arier schon als primitive Menschen zu einem richtigen (sumerischen) Opferwesen verknackt, sondern sich an den Stand der Überlieferung und die erkennbaren Einschläge der Entlehnung hält, würde dabei gewiß auch klären, in welch grundsätzlich und innerlich verschiedener Weise rassisch und nach Kulturstufe verschiedene Völker etwas tun können, das nur ein oberflächlicher Beobachter dadurch für erledigt halten dürfte, daß er es in einen Sammelbegriff „Opfer" steckt.

An weiteren Beispillen der Anwendungen, die sich vom Mythos her für das Religiöse ergeben, nenne ich den Totemismus (Clan-Totemismus), dessen Herkunft aus dem Kalenderwesen und Weltbilde Fritz Röck erkannt hat. Alsbald bestättigte Ferdinand Bork diese Einsicht, und die sogenannte „astrale Theorie" des Totemismus rückt ein wichtiges Gebiet der Religionsforschung, das sich nahe mit der Gesellschaftswissenschaft berührt, in ein unerwartetes neues Licht. Ebenso wird die Lehre von der Seelenwanderung vom Mythos her verständlich; die ältesten Quellen zu ihrer Geschichte handeln von der Wanderung der Seele durch die Tiergestalten der 3 Reiche (Erde, Luft, Wasser — 4bein, 2bein, Keinbein — Landtier, Vogel, Fisch). Aber noch kein Religionsforscher hat das bisher gesehen, während es für den Mythenforscher im Rahmen seiner Kenntnis von den Gestalten des Sphinxrätsels oder den zu den Lebensaltern gehörigen Tieren her so selbstverständlich ist, daß ich kaum ein Sonderverdienst darin sehe, wenn ich diesen Gedanken hier zum ersten Male ausspreche. Ihn, oder die Herleitung des Totemismus aus verwandten Reihen zu belegen und ausführlicher zu begründen, ist hier freilich der Platz nicht. Es sei aber betont, daß die Reise der Seele in die Außenwelt auch zu alten Vorstellungen vom Tode, ihre Rückkehr in die Binnenwelt zu den Vorstellungen von der Begattung und der Geburt hinüber leitet. Tod und Leben wurden unter den Bildern des Gestaltenwechsels des Mondes erfaßt (appercipirt s. o. S. 212), und diese Auffassungen (Apperceptionen) sind weit gewandert und mannigfach umgestaltet worden.

In vielen der eben angeführten Fälle, vor allem im Zauberwesen und beim Opfer, aber auch beim Gebete und in den Vorstellungen von Wesen und Wirksamkeit der Seele spielt der Begriff Kraft oder Macht eine wichtige Rolle. Der Gottesbegriff ist ganz wesentlich von ihm bestimmt, aber er reicht auch weiter; man kann ihn noch für die Vorstufen der Religion in Anspruch nehmen (vgl. den Emanismus, Orenda, Mana u. dgl.). Handelt es sich dabei nun immer um geistige (geistleibliche) übernatürliche Kräfte, oder im Grunde um natürliche? Für die Antwort kann unser eigenes Urteil, was wir als natürlich oder übernatürlich gelten lassen, gewiß nicht entscheidend sein, sondern nur die Auffassung der betreffenden Gläubigen. Ob diese überhaupt zwischen natürlich und unnatürlich in unserem Sinne zu unterscheiden pflegen, ist jeweils vor allem Anderen klar zu stellen. Wahrscheinlich werden wir dann finden, daß das Übernatürliche, besonders in den einfacheren Religionen, eigentlich gar keine Rolle spielt (wie auch zur Abgrenzung des Mythischen vom Geschichtlichen der Begriff „wunderbar" nicht zu gebrauchen ist), daß aber in ihnen sehr verschiedene, auch volklich verschiedene Auffassungen von „Kraft" und „Macht" vorherrschen. Was wir natürlich nennen, ist das dem Laufe der Welt Gemäße, den wir als unveränderlich gesetzmäßigen erkannt haben: die Abfolge von Ursache und Wirkung (Kausalität) gilt allgemein und notwendig. Das ist ein hoher, philosophisch geklärter Begriff, der nur einer bestimmten Völkergruppe, der arischen, eignet, freilich aber von anderen Völkern auch erlernt und entlehnt werden konnte. Jedoch auch die Vorstufen zu ihm, die sich in der arischen Überlieferung nachweisen lassen und deren urtümlichste wohl das im arischen verbum finitum ausgedrückte Streben ist, jeden Vorgang als Tathandlung aufzufassen, die einen Anfang und ein Ziel hat, sind nicht allgemein-menschliche sondern auf die arische Völkergruppe beschränkt, und in anderen Völkergruppen finden sich wieder ganz andere Ansätze. Von der Unfähigkeit des Sumerertumes, Ursache und Wirkung zu unterscheiden, war schon vorhin die Rede; wir bezeichneten den „sumerischen" Seelenzustand, von

unserem Standpunkte aus gesehen, als Beziehungswahn. Es wird nun wohl deutlich sein, daß das meiste auf Religion Bezügliche durch seine Einstellung zur Ursächlichkeit (Kausal-Problem) grundsätzlich gekennzeichnet ist: man könnte die Religionen von hier aus beinahe als lauter abwegige Einstellungen zur Ursächlichkeit betrachten, bei denen der Anteil des Fühlens und Begehrens zu groß und der Anteil des Erkennens und Verstehens zu klein ist. Daß diese Auffassung zu eng wäre, wird erst deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Erfassen der Ursächlichkeit nie ein annähernd vollständiges sein kann und daß der über die Grenzen des Wissens ins Unbekannte und Unendliche hinaus tastende und sich daran hingebende Glaube inneren Wahrheiten Ausdruck verleihen kann, von denen aus die äußere Wirklichkeit erst Sinn und Wert erhält. Trotzdem wird es gerade bei niederen Religionsformen unerläßlich sein, ihr Verhältnis zum Ursächlichen zu bestimmen. Das ist einer der wichtigsten Schlüssel zum Verstehen des religiösen Verhaltens der Völker.

Die steinzeitliche Siedlung bei Treben, Kreis Weißenfels, nebst einem Beitrag zur Kenntnis des bandkeramischen Hauses.

Von Nils Niklasson, Halle.

Mit 10 Abbildungen im Text.

Die Wüstung Treben (Gemarkung Lösau), durch ihre altertümliche, hoch über der Saale liegende Kirche schon von weitem sichtbar, war eine schon in vorgeschichtlicher Zeit bevorzugte Siedlungsstätte. Von ihrer früheren Bedeutung zeugt vor allem der den Ort im Süden und Westen umgebende Wall mit Graben, ursprünglich verstärkt durch einen äußeren, jetzt eingeebneten Wall [1]). Im Norden und Osten machte schon der zur Saale steil herabfallende Abhang den Ort schwer zugänglich. Auf den Feldern innerhalb des Walles sind zahlreiche Scherben aufgelesen worden. Darunter sind mittelalterliche, bronzezeitliche und einige steinzeitliche. Außerdem haben sich einige Steinbeile gefunden.

Bei der ersten Untersuchung, die im Jahre 1919 stattfand, wurde dicht an der Kirche ein spätslawischer Friedhof ausgegraben [2]). In der Deckerde der Gräber fand sich nebst zahlreichen bronzezeitlichen Scherben eine Rollenkopfnadel aus Bronze. In einem bei derselben Gelegenheit gemachten Durchschnitt durch den Wall wurde unterhalb desselben eine steinzeitliche Wohngrube mit spiralverzierten Tonscherben angetroffen.

Im folgenden Jahre wurde die Untersuchung fortgesetzt, diesmal aber außerhalb des jetzigen Friedhofs. Von der Mitte des westlichen Friedhofzaunes ausgehend wurde zunächst ein Versuchsgraben etwa in ostwestlicher Richtung gezogen. Später sind kleinere Probegrabungen an verschiedenen anderen Stellen gemacht worden. Im ersten (Haupt-)Graben hatte der Humus eine Mächtigkeit von 1—1,25 m, nach Westen zu etwas abnehmend. In einem zweiten Versuchsgraben etwa 55 m nördlich von jenem war der

[1]) Zu welcher Zeit der Wall errichtet worden ist, hat sich noch nicht feststellen lassen. Meistens wird er für slawisch gehalten. Belegt ist jedoch diese Annahme nicht. Bei den zwei Durchschnitten, die im Jahre 1919 gemacht wurden, wurden keine slawische Scherben gefunden, wohl aber einige aus der jüngeren Steinzeit — Spiralkeramik — und aus der jüngeren Bronzezeit. Diese besagen aber nur, daß der Wall nicht vor dieser Zeit angelegt worden sein kann („Mannus" Bd. 11/12, S. 338, 1919/20. Albrecht, Beitr. z. Kenntn. d. slaw. Keramik auf Grund d. Burgwallforschung im mittl. Saalegeb. Mannusbibl. Nr. 33, S. 37, 1923).

[2]) Niklasson, Ein slaw. Friedhof d. 12. Jahrh. Mannus Bd. 11/12, S. 338 u. f. 1919/20.

Humus jedoch viel geringer. Etwa durch die Mitte der Humusschicht zog sich ein ungefähr 5 cm breiter, kiesvermengter Streifen. Der unter dem Humus anstehende Boden bestand aus sandigem Kies.

Schon im oberen Teile des Humus im ersten Versuchsgraben wurden Scherben und Tierknochen gefunden. In einer Tiefe von 70—100 cm vermehrten sich die Funde und bildeten stellenweise deutlich erkennbare Anhäufungen. Die Mehrzahl der in dieser Tiefe gefundenen Scherben sind bronzezeitlich. Die Anhäufungen dürften den üblichen Wohn- oder Abfallgruben der in der Gegend um Halle herum zahlreich vertretenen spätbronzezeitlichen Kulturen entsprechen. Die Gruben selbst waren aber von dem umgebenden Humus kaum zu unterscheiden. Einzeln kamen auch steinzeitliche Scherben vor, die anscheinend aus einer tieferen Lage stammten. 30—40 cm über dem gewachsenen Boden hörten die Funde meistens auf. Die mittelalterlichen Funde reichten nur ausnahmsweise bis in diese Tiefe hinein; sie fanden sich meistens mehr oberflächlich, allerdings gemischt mit den bronzezeitlichen. Es lassen sich also hier drei verschiedene Kulturschichten unterscheiden — eine mittelalterliche, eine spät bronzezeitliche und eine steinzeitliche. Funde aus der älteren Bronzezeit und der vormittelalterlichen Eisenzeit sind nicht angetroffen worden, weder in diesem noch in den übrigen Probegraben. Es ist deshalb für Treben eine Unterbrechung in der Besiedelung für jene Perioden anzunehmen.

Hier soll nur die steinzeitliche Besiedelung behandelt werden.

An vier verschiedenen Stellen innerhalb des Walles wurden Wohngruben der jüngeren Steinzeit angetroffen. Gräber dieser Zeit sind nicht beobachtet worden. Drei von den Wohngruben waren einfache muldenförmige Vertiefungen von 3—4 m Durchmesser, die vierte — zugleich die zuerst angetroffene — bestand aus einem Komplex von kleineren Gruben und Aushöhlungen, die zusammen den unregelmäßigen Grundriß einer größeren Wohnanlage bildeten.

Die Wohnanlage (Wohngrube 1).

Wie schon hervorgehoben, hörten die Funde im ersten Versuchsgraben ein Stück über dem gewachsenen Boden auf. Nur an einer Stelle, etwa 10 m vom Friedhofszaun entfernt, war eine deutliche Störung im Kies zu erkennen. Der Graben wurde deshalb hier nach beiden Seiten erweitert. In der südlichen Erweiterung wurden zunächst keine besonderen Funde gemacht mit Ausnahme der fast überall vorkommenden vereinzelten Scherben und Tierknochen; die nördliche Erweiterung dagegen wies einen großen Reichtum an Scherben, Tierknochen und Lehmbrocken auf. In einer Tiefe von 60 cm unter der Oberfläche stieß man nach Osten zu auf eine kleine Lehmbrockenschicht. Die einzelnen Lehmstücke hatten eine ebene, fast glatte Oberfläche und bestanden aus festgestampftem, mit größeren und kleineren Steinchen durchmengtem Lehm. Vermutlich sind diese Lehmstücke Reste eines Hüttenbodens und gehören der jüngeren Bronzezeit an. Denn vereinzelte Tonscherben dieser Periode fanden sich in fast derselben Tiefe und traten besonders nach Westen zu immer zahlreicher auf. Zu einer deutlichen Anhäufung brachten es diese Scherben an der westlichen Ecke des Einschnittes, wo die mit ihnen vergesellschaftete Erde durch ihre lockere, fast aschige Beschaffenheit von dem allseits anschließenden Humus abstach. Etwa 80 cm unter der Oberfläche hörten hier die Funde auf. Dann folgte eine fast fundleere Schicht von etwa 20 cm Mächtigkeit. Darunter kamen wieder vereinzelte gebrannte Lehmstücke

zum Vorschein, die in einer Tiefe von 1,25 m eine fest zusammengeballte Schicht bildeten. Auch wurden in dieser Tiefe einige steinzeitliche Scherben angetroffen. Die Stelle wurde deshalb vorläufig unberührt gelassen, bis die ganze durch gemischte Erde gekennzeichnete Fläche bloßgelegt worden war.

Zuerst traten die Umrisse dieser Fläche nur undeutlich hervor. Es zeigten sich mehrere dunkle Flecken und Streifen, die bei einer näheren Nachprüfung nur oberflächlich waren und durch das Einsickern des Humus in den lockeren Kies zu erklären sind. Zuletzt gelang es jedoch eine deutlich erkennbare Umrißlinie festzustellen, außerhalb deren der Kies völlig unberührt war, während der Boden innerhalb derselben hauptsächlich aus dunkler etwas mit Kies und Sand vermengter Erde bestand. Die auf diese Weise durch ihre dunklere Färbung hervortretende Fläche zeigte, wie es sich später noch herausstellte, den unregelmäßigen Grundriß eines Hauses oder einer Wohnstelle von etwa 10 m Länge und 3 m Breite (Abb. 1). Die südliche Kurzseite lief in zwei Zungen aus; in der nordwestlichen Ecke befand sich an der Stelle, wo man auf die Lehmbrockenschicht gestoßen war, eine beulenförmige Ausbuchtung, die einer tieferen Grube innerhalb des Umrisses entsprach (A). An der Ostseite, im unmittelbaren Anschluß an den Umriß, war eine durch ihre Füllung aus reinem fettigem Humus fast kreisrunde Grube eingeschnitten (C). Eine ähnliche Grube war auch in der Mitte des bloßgelegten Grundrisses zu erkennen (B).

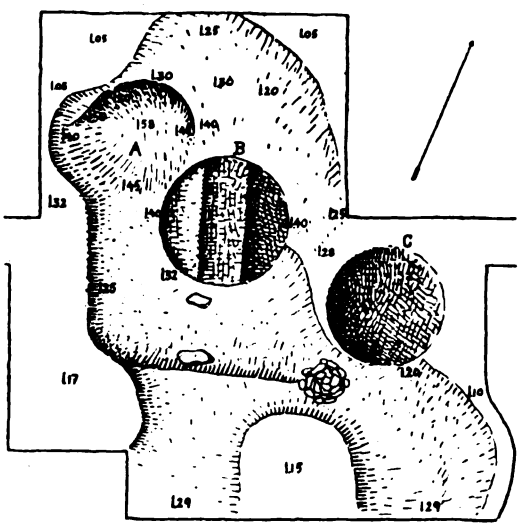


Abb. 1. Aufsicht der steinzeitlichen Wohnanlage (1). Die Zahlen geben die Tiefe unter der Oberfläche an. Maßstab 1:80.

Pfosten- und Zeltstablöcher wurden nirgends beobachtet, obwohl die Aufmerksamkeit darauf gerichtet war.

Die Abdeckung ging von den Rändern aus, wobei die dunklere Erde vorsichtig entfernt wurde, bis der Kies zum Vorschein kam. Die auf diese Weise freigelegte Kiessohle lag, abgesehen von den besonders eingeschnittenen Gruben A, B und C, 20—40 cm tiefer als die Oberfläche des ungestörten Kieses. Im südlichen Teil befand sich eine rundliche, flache Anhäufung festgestampften, gebrannten Lehmes. Von diesem bis zur Westwand ging eine niedrige Stufe. Zwischen dieser Stufe und der Grube B lagen zwei größere Bruchstücke einer Reibplatte. Östlich der Grube B stieg die Sohle des inneren, etwas tiefer gelegenen Raumes ganz allmählich empor, ohne daß sich der sonst vorhandene scharfe Übergang zum angrenzenden Boden beobachten ließ. An verschiedenen Stellen in der abgetragenen Erde wurden einige bandverzierte Scherben, der Nackenteil eines Steinbeiles, eine kleine, flache Steinhacke und ein kleines Knochengerät gefunden. Die Scherben lagen zerstreut über den ganzen Raum, die Steingeräte in der Nähe der Grube A.

Erst nach Freilegung der Wohnstelle konnte die Aushebung der Einzelgruben erfolgen.

Grube A. Die vorhin erwähnte Lehmschicht bestand aus größeren, durch versinterte Asche fest aneinander geballten Brocken. Der Lehm war stark gebrannt und zeigte Abdrücke von groben, runden Hölzern. Zwischen den Lehmbrocken steckte der Unterteil eines verkohlten, 3,5 cm starken Holzstabes. Teils unter, teils im Lehm eingepackt fanden sich eine Anzahl Tonscherben, zwei kleinere Bruchstücke einer Reibplatte, Feuersteinabschläge und mehrere Knochengeräte; weiter kamen zerschlagene Tierknochen in großer Menge vor. Die Tonscherben waren meist klein und rührten von verschiedenen Gefäßen her; mehrere trugen Bandverzierung, andere lassen ihre Zugehörigkeit zur Bernburger Keramik erkennen. Ganz unten wurden einige größere zusammengehörige Gefäßbruchstücke angetroffen, die sich nachträglich zu einem Hängegefäß und einer Trichterschale des Bernburger Stils ergänzen ließen. Die beiden Gefäße hatten ursprünglich ineinander gestanden und waren anscheinend unversehrt in die Grube gestellt worden; durch den Druck der überliegenden Erdschichten sind sie nachher zusammengedrückt worden. Die auf Abb. 7 abgebildeten Geräte lagen unmittelbar über der Trichterschale, zusammen mit einigen Stücken Kiefernharzes, durch welche sie fast aneinander gekittet waren.

Nach der völligen Entleerung der Grube zeigte es sich, daß sie nur an ihrer Nordseite in den Kies scharf eingeschnitten war, während sie nach Süden in allmählichem Aufsteigen in die gewöhnliche Fußbodenhöhe einmündete.

Grube B war von oben bis unten mit dunkler Erde gefüllt ohne Beimischung von Scherben oder anderen Funden. Nur ganz unten in der Mitte stand ein kleines, fast unversehrtes bandverziertes Gefäß. Eigentümlichkeiten wies das senkrechte Profil der Grube insofern auf, als die Sohle von Westen nach Osten stufenweise abfiel; die östliche Wand zeigte in ihrem unteren Teile eine Ausbuchtung.

Grube C. Unter einer Schicht von ungemischter dunkler Erde lag ein großer, scharfkantiger Stein. Um und unter ihm fanden sich größere gebrannte Lehmbrocken mit deutlichen Abdrücken von starken Rundhölzern und vierkantigen, groben Balken. Dann folgte aschige graue Erde. In ihr bzw. unter dem Steine und zwischen den Lehmstücken kamen eine große Menge Scherben und Tierknochen sowie einige Flußmuscheln (Unio) zutage. Die Scherben gehören sämtlich der Bernburger Keramik an. Zwei Tassen ließen sich nachträglich ergänzen. Die Grube erweiterte sich kesselförmig nach unten.

Die Funde.

In der äußerlich scheinbar einheitlichen Anlage waren zwei verschiedene Kulturgruppen vertreten — die bandkeramische und die Bernburger.

Von der ersteren sind, mit Ausnahme des kleinen Gefäßes aus der Grube B, nur Scherben und eine kleine Steinhacke vorhanden; möglicherweise gehören auch einige der Knochengeräte dieser Kultur an.

Der Bernburger Kultur zuzurechnen sind die Gefäße Abb. 2—5, einige Scherben, die Mehrzahl der Knochengeräte und ein dicknackiges Steinbeil.

Die bandkeramischen Scherben gehören sämtlich der Spiralkeramik an, und zwar der jüngeren Ausbildung derselben, dem sog. Wormser [1]) oder Plaidter [2]) Stil. Sowohl bei dem unversehrtem Gefäß als bei den vor-

[1]) Nach Koehl, Mannus Bd. 6, S. 53 u. f. 1914.
[2]) Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte[3], S. 38, 1921.

handenen Randscherben ist der Rand etwas eingezogen. Einige haben ein durch nebeneinandergestellte Nägeleindrücke oder durch eine wagerechte Linie angedeutetes Randornament. Im übrigen besteht die Verzierung aus einfachen oder doppelten Bogenlinien. Das Gefäß ist durch ein fortlaufendes Spiralornament verziert, wobei das Band stellenweise mit Querstrichen versehen ist. Bei mehreren Scherben kommen kleine Buckeln oder warzenartige Erhöhungen vor. An zwei kleinen Scherben sind die Bänder durch Striche oder Stiche gefüllt; bei zwei anderen ist die Verzierung plastisch aufgelegt.

Außer Scherben kleiner, verzierter Gefäße kommen solche von größeren vor, die mit Grifflappen oder kräftigen Henkeln versehen sind. Ein paar Scherben gehören einem Gefäße an, von dem hier nur ein paar ganz kleine Bruchstücke vorhanden sind, das aber dieselbe Form und Verzierung gehabt hat, wie das Gefäß Abb. 9.

Die Bernburger Keramik. Das Gefäß Abb. 5 gehört dem doppelkonischen Typus der Vorratsgefäße an, wie sie auf den meisten Siedlungen und Wohnplätzen des nordischen Kulturkreises vorhanden sind [1]). Die Höhe beträgt 21,5 cm. Der Rand ist gerade abgeschnitten ohne umgelegt zu sein, der Umbruch ziemlich scharf. Die Zahl der Grifflnöpfe ist nicht mehr festzustellen.

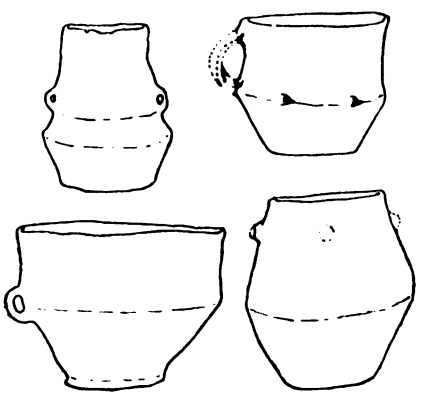


Abb. 2—5. Gefäße der Bernburger Keramik. 2, 4 u. 5 1/8 u. 3 in 1/4 d. n. Gr.

Die Trichterschale Abb. 4 ist 18 cm hoch mit einem Randdurchmesser von 25 cm. An der einen Seite befindet sich am Umbruch ein kleiner Bandhenkel.

Das Hängegefäß Abb. 2 hat eine, wenn auch undeutlich erkennbare Schulter, oberhalb deren zwei kleine gegenständige Henkel angebracht sind. Die Höhe beträgt 19 cm. Die Formgebung sowohl bei diesem wie bei der Trichterschale ist sehr vernachlässigt, wodurch sie sich von den Grabgefäßen derselben Art unterscheiden.

Diese drei Gefäße stammen aus der Grube A. In derselben wurde außerdem eine große Anzahl Scherben und Bruchstücke von gleichartigen Gefäßen gefunden, darunter der Unterteil einer Tasse mit scharfem Bauchknick und breitem Bandhenkel, eine Umbruchscherbe mit warzenartigen Ansätzen am Umbruch und eine mit Dreieckverzierung versehene Scherbe.

Die beiden Tassen aus der Grube C haben einen scharfkantigen Umbruch und breiten Bandhenkel; eine (Abb. 3) trägt am Umbruch kleine Warzen.

Zeitlich gehören die hier beschriebenen Funde der Bernburger Keramik in die ältere [2]) Stufe dieses Stiles.

[1]) Mannus Bd. 11/12, S. 317, Abb. 11 u. 12, 1919/20; Mannus, Erg.-Bd. 3, S. 26, 1923.

[2]) In einer in Vorbereitung befindlichen Untersuchung über die Walternienburg-Bernburger Kultur wird die dazugehörige Keramik in 5 aufeinanderfolgenden Entwicklungsstufen aufgeteilt, die mit Walternienburg I u. II und Bernburg I, II u. III bezeichnet werden. Nach dieser Einteilung gehören die Trebener Funde der Bernburger Keramik der Stufe Bernburg I an.

Unter den Knochengeräten, die in auffallend großer Zahl vorhanden waren, kommen die verschiedensten Typen vor. Meist handelt es sich um zugespitzte, pfriemartige Geräte, wie sie Abb. 6 b, c, d und h—k zeigen. Das Gerät e kann als Dolch angesprochen werden. Fraglich bleibt der Zweck, dem das auf Abb. 6a veranschaulichte, an der Spitze abgerundete Geweihstück, wahrscheinlich von Hirsch, gedient hat. Die breite scharfe Schneide der Geräte l, m und o läßt in ihnen Meißel vermuten. Eine weitere Gattung von Werkzeugen sind mit runder flacher Schneide versehen — g, p, q und Abb. 7 a, c und d, von denen das größte wahrscheinlich ein Falzbein für Töpfergebrauch darstellt. Von einzigartiger Form ist das Gerät Abb. 7 b mit seinem völlig vierkantigen Querschnitt. Beide Enden sind zugespitzt; das

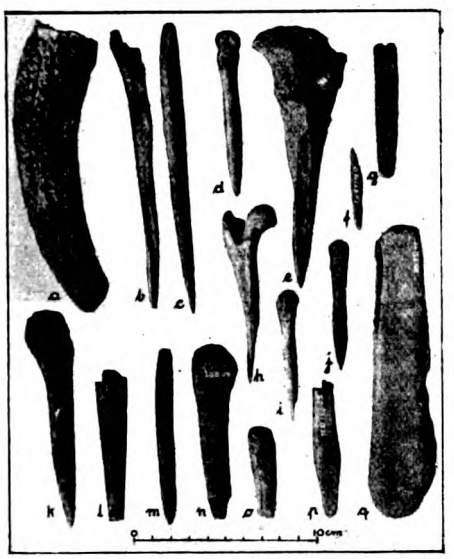


Abb. 6. Knochengeräte aus der Grube A oder aus deren nächster Umgebung. Gr. 1:4.

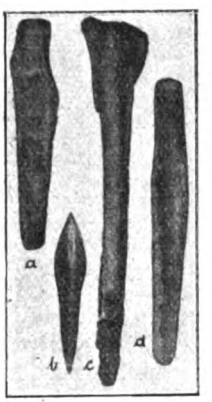


Abb. 7. Knochengeräte aus der Grube A. Gr. 1:4.

dickere ist sorgfältig geglättet; das schmalere, das wahrscheinlich in einem Stiel gesessen hat, greift sich etwas rauh an.

Eine Verteilung der Knochengeräte auf die beiden in der Wohnanlage vertretenen Kulturgruppen läßt sich nicht durchführen. Dazu waren die Fundverhältnisse zu unsicher. Eine Ausnahme machen nur die auf Abb. 7 wiedergegebenen, die unter solchen Verhältnissen gefunden wurden, daß sie mit dem Hängegefäß und der Trichterschale zusammen als ein Fund zu betrachten sind (s. oben S. 229).

Von den innerhalb der Wohnanlage gefundenen Steingeräten kann nur ein einziges der Bernburgerkultur zugerechnet werden, und zwar der Nackenteil eines Beiles aus grünlichem, dichtem Gestein. Der Nacken ist verhältnismäßig schmal, Breit- und Schmalseiten sind schwach gewölbt. Die Länge des vorhandenen Stückes ist 78 mm; die ursprüngliche Länge wird auf etwa 11—12 cm geschätzt.

Aus Feuerstein waren nur einige lamellenartige Abschläge vorhanden.

Wohngrube 2.

4 m weiter nach Westen in demselben Graben und etwa in derselben Tiefe wie die Wohnanlage fand sich eine flache muldenförmige Grube von 3—4 m Durchmesser, die aber sichtlich in keinem Zusammenhang mit jener stand. Auch diese war reich an Funden — Gefäßscherben, Feuersteinabschlägen, Tierknochen, eine kleine Steinhacke und eine Muschel.

Die Mehrzahl der hier gefundenen Scherben sind unverzierte Mittelscherben und lassen sich in bezug auf ihre kulturelle Zugehörigkeit schwer bestimmen. Die übrigen gehören mit wenigen Ausnahmen der Spiralkeramik an und sind von derselben Art und Verzierung wie die in der Wohnanlage gefundenen.

Scherben, die nicht der Spiralkeramik zugerechnet werden können, sind: ein Bruchstück eines breiten Henkels, eine Randscherbe mit Grifflappen, wahrscheinlich von einem Gefäße wie Abb. 5 stammend, eine Umbruchscherbe mit Gruppen von senkrechten, eingeritzten Linien, die unmittelbar unter dem Umbruch aufhören und ein Mittelstück einer Fußschale. Am nächstliegenden wäre es vielleicht diese Scherben der Bernburger Keramik zuzuschreiben. Das Henkelstück und die Randscherbe mit Grifflappen sprechen dafür, wenn auch nicht unbedingt, da die Gefäßform, von welcher die letztere Scherbe stammt, auch in

Abb. 8 und 9. Tonscherben aus der Wohngrube 2. Gr. 1:4.

der „nordischen" Keramik vorhanden ist. Die Scherbe Abb. 9 mit dem senkrechten Schulterornament gehört wahrscheinlich zu einer Henkelkanne von demselben Typus wie die aus der Opperschöner Mark[1]). Der Umbruch ist nämlich zu scharf für die entsprechenden Formen der Bernburger Keramik; auch kommt bei diesen das senkrechte Schulterornament nicht vor.

Fußschalen von dem Typus, zu welcher das Bruchstück Abb. 8 gehört, sind nur aus der ostdeutschen Jordansmühler Kultur und ihren Ausläufern bekannt. Aus Mitteldeutschland kenne ich nur zwei solche Gefäße — eins aus Rössen [2]) und eins aus Mittelhausen [3]), Kr. Weimar. Das erstere ist von mir dem mitteldeutschen Zweig der Jordansmühler Kultur zugesprochen worden [4]), das zweite dürfte auch demselben zugerechnet werden können. Wie früher gezeigt, haben die Henkelkannen viele Beziehungen zur „nordischen" Kultur [5]), sowie diese zur Jordansmühler [6]). Ob aber die fraglichen Scherben als die Überreste einer Niederlassung der „nordischen" oder der Jordansmühler Kultur aufzufassen ist, läßt sich aus diesen spärlichen Funden kaum entscheiden.

[1]) Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 1, Taf. 3, 1902 u. Mannus Bd. 11/12, S. 319, Abb. 19, 1919/20.
[2]) Mannus Bd. 11/12, S. 321, Abb. 23, 1919/20.
[3]) Dieses Stück ist noch nicht veröffentlicht. Es ist mit der Sammlung Zschiesche in das Mus. zu Halle gekommen (Nr. 19: 1717).
[4]) Mannus Bd. 11/12, S. 327, 1919/20.
[5]) Mannus Bd. 11/12, S. 330 u. f., 1919/20.
[6]) Mannus, Bd. 13, S. 38 (Kossinna).

Wohngrube 3.

Etwa 55 m nördlich von dem Hauptversuchsgraben war eine zweite Stelle, die sich durch zahlreiche, oberflächlich liegende Scherben auszeichnete. Bei den Probestichen mit der Sonde wurde auch auf Steine gestoßen, weshalb hier ein zweiter Versuchsgraben angelegt wurde. Die Steine erwiesen sich als die Reste einer Mauer, wahrscheinlich aus dem Mittelalter. In der Mauer selbst sowie rings herum in der umgebenden Erde wurde eine große Anzahl slawische Scherben und andere Funde angetroffen. Diese lagen sämtlich in der Humusschicht, die hier nur etwa 40—50 cm stark war. Nur der untere Teil der Mauer reichte etwas in den Kies hinein. Unter den slawischen Scherben fanden sich auch einige bandkeramische. Es zeigte sich auch bald, daß das mittelalterliche Haus, von welchem die Mauerreste und die Scherben stammten, über eine Wohngrube der jüngeren Steinzeit errichtet worden war.

Die Funde daraus bestanden hauptsächlich aus Gefäßscherben, verzierten und unverzierten. Weiter wurden gefunden: ein Pfriemen aus dem Unterschenkelknochen eines Rehes, ein zweites Gerät aus einem zugespitzten Rippenknochen, ein Messer oder Stichel aus Feuerstein und zwei kleinere Feuersteinabschläge.

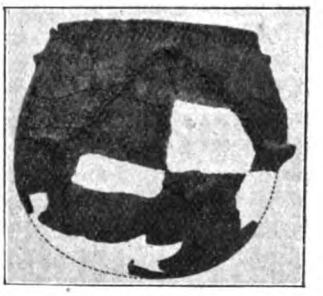


Abb. 10. Tongefäß aus der Wohngrube 3. Gr. 1:8,5.

Unter den Scherben befinden sich große, kräftige Henkel, die Randscherbe einer Schale mit lappenartigen Fortsätzen auf dem gekerbten Rande und Scherben mit Buckeln oder Knöpfen. Die verzierten Scherben, die sämtlich der Spiralkeramik angehören, zeigen denselben Charakter wie die aus der Wohnanlage. Besonders hervorzuheben ist das aus Bruchstücken ergänzte Vorratsgefäß Abb. 10. Es hat die übliche kugelige Form, ist aber bedeutend größer mit einer Höhe von 30 cm und einem Bauchdurchmesser von 35 cm. Der Rand ist oben durch Fingertupfeneindrücke gekerbt. In einem kleinen Abstande vom Rande läuft parallel zu ihm eine einfache Tupfenreihe, an die sich unmittelbar darunter 4 Knöpfe mit jeweils gleicher Entfernung anschließen. Dasselbe gilt auch von den Grifflappen, die am weitesten Bauchumfang, wechselständig zu den oberen Knöpfen, angebracht sind. Eine doppelte Tupfenreihe in Zickzackführung verbindet die plastischen Ansätze untereinander.

Wohngrube 4.

Hier sei auch die Grube erwähnt, die 1919 beim Walddurchschnitt angetroffen wurde. Auch diese war nur eine einfache Mulde von etwa 2—3 m Durchmesser. Der Inhalt bestand aus gebrannten Steinen und Lehmbewurf, zerschlagenen Tierknochen, z. T. angekohlt, ein paar Flußmuscheln, Feuersteinabschlägen und Gefäßscherben. Von Knochengeräten war nur die Spitze eines Pfriemes vorhanden. Die Scherben stimmen mit denen aus den übrigen Wohngruben überein. Bemerkenswert sind einige größere Bruchstücke eines kugeligen Gefäßes, das durch erhabene Bogenleisten verziert ist.

Zu diesen Wohngrubenfunden kommen noch einige wenige Lesefunde. Von diesen sind besonders zu erwähnen ein Steinbeil oder Hacke und eine verzierte Bernburger Scherbe.

Die Besiedlung Trebens in der jüngeren Steinzeit ist durch die Träger zweier verschiedener Kulturen erfolgt — durch die der bandkeramischen- und die der Bernburger Kultur. Die Zeit, in der jede einzelne dieser Kulturen hier geherrscht hat, kann nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen sein. Dieses zeigt sich besonders darin, daß die entsprechenden keramischen Funde ziemlich einheitlich sind, d. h. sie gehören hauptsächlich zu ein und derselben Entwicklungsstufe der betreffenden Keramikgruppen; so sind, wie oben S. 229 f. schon angedeutet wurde, sämtliche bandkeramische Scherben der Wormser- oder Plaidter Stufe und sämtliche Funde der Bernburger Keramik der älteren Stufe dieser Keramik zuzurechnen.

Durch das örtliche Zusammentreffen dieser beiden Keramikgruppen in Treben wird aber die Frage aufgeworfen, in welchen zeitlichen Verhältnissen sie zueinander gestanden haben.

Die Zeitstellung der Spiralkeramik in Mitteldeutschland ist immer noch ziemlich unklar. Im allgemeinen wird sie wohl für gleichzeitig oder wenigstens teilweise gleichzeitig mit der Bernburger Keramik gehalten. So von Götze, der auf Grund einer angeblichen gemeinsamen Einwirkung der Bernburger- und Bandkeramik auf die Rössener Keramik einen gleichzeitigen Endtermin für die beiden ersteren annimmt [1]). Dieselbe Behauptung wird auch von Höfer ausgesprochen; als Grund hierfür gibt er das Massengrab von Hornsömmern an, wo bandkeramische Scherben zusammen mit Bernburger Keramik gefunden worden sind [2]). Für ein späteres Ansetzen der Bernburger Keramik spricht sich Kossinna aus, der in seiner Tabelle zur Chronologie der jüngeren Steinzeit Deutschlands die gesamte Spiralkeramik Südwest- und Ostdeutschlands in seine 3. Stufe setzt, die der Zeit der jüngeren Ganggräber Nordwestdeutschlands entspricht, die Bernburger Keramik Mitteldeutschlands („Anhalter Stil") aber erst in die 4. — die Zeit der jüngsten nordischen Ganggräber [3]).

Wir wollen uns nun den Verhältnissen in Treben zuwenden. Für eine chronologische Untersuchung kommt nur die Wohnanlage (1) in Betracht, weil nur hier Spiral- und Bernburger Keramik zusammen vorkamen. Die Wohngruben 3 und 4 hatten einen rein spiralkeramischen Inhalt, und die wenigen nicht spiralkeramischen Scherben aus der Wohngrube 2 erlauben kaum irgendwelche diesbezügliche Schlußfolgerungen zu ziehen.

Es muß zuerst untersucht werden, ob in der äußeren Gestalt der Wohnanlage Anhaltspunkte für ihre Zugehörigkeit zu der einen oder anderen Kultur vorhanden sind.

Die meisten bandkeramischen Siedelungsfunde aus Mitteldeutschland sind in unregelmäßigen Wohngruben oder Grubenkomplexen ohne näher angegebene Form gemacht worden, so z. B. die aus Halberstadt [4]), Tröbsdorf im Kreise Querfurt [5]) (Spiral- und Stichbandkeramik nebst einzelnen Rössener Scherben), Ammern bei Mühlhausen [6]) und Eckolstädt in der Grafschaft Camburg [7]). In den großen Siedlungen des altenburgischen Ostkreises —

[1]) Zeitschr. f. Ethn. Verh. S. 265, 1900.
[2]) Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. 4, S. 96, Anm. 1. 1905.
[3]) Die deutsche Vorgeschichte[3] S. 20—22.
[4]) Präh. Zeitschr. Bd. 4, S. 374 u. f., 1912 (Bärthold).
[5]) Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 3, S. 118 u. f., 1904 (Größler).
[6]) Mühlhäuser Gesch. Blätter. Bd. 4, S. 38 u. f., 1914 (Sellmann).
[7]) Zeitschr. d. Ver. f. thür. Gesch. u. Altert.-Kunde. Bd. 20, S. 655, 1901 (Verworn).

Molbitz, Rositz-Gorma, Wilchwitz, Tautenhain bei Eurenhain und Groß-Mecka [1]), die größtenteils Spiral- aber außerdem noch Stichbandkeramik enthielten, sind auch nur größere und kleinere Wohngruben mit unregelmäßigem Grundriß festgestellt worden. Dasselbe Bild zeigten auch die z. T. spiralkeramischen Siedlungen der Leipziger Gegend — Günthersdorf und Leipzig-Eutritzsch [2]). Eine Ausnahme bildet nur die Siedlung von Lißdorf, Kr. Eckartsberga [3]), wo tatsächlich viereckige Pfostenhäuser gefunden zu sein scheinen. Sehen wir aber von den Pfostenlöchern ab und berücksichtigen wir nur das innere Grubenkomplex, so ergibt sich unzweifelhaft gewisse Übereinstimmungen mit der Wohnanlage in Treben. Ähnliche Verhältnisse bestehen auch bei den Wohnanlagen in Eberstadt [4]). Aber weder die Siedlungen von Lißdorf noch von Eberstadt sind der spiralkeramischen Kultur zuzuschreiben. In Lißdorf sind allerdings Scherben dieser Keramik gefunden worden, aber nur „wenige"; die Hauptmasse bilden Scherben der Stichband- oder Winkelsteinkeramik; außerdem fanden sich hier auch „Rössener- und andere Scherben". Die Keramik aus Eberstadt, die eine mit der Rössener Keramik verwandte Sondergruppe darstellt, ist von der Spiralkeramik gänzlich verschieden.

Siedlungen mit einem dem von Treben übereinstimmenden Inhalt sind dagegen die von Diemarden bei Göttingen [5]) und Plaidt a. d. Nette [6]); beide enthielten Gefäße und Scherben der jüngeren Spiralkeramik. Der Grundriß von Diemarden stimmt auch in der Größe fast mit dem von Treben überein; auch fanden sich hier zwei zungenartige Ausbuchtungen an der einen Seite. Die Plaidter Siedlung wies Ähnlichkeiten mit der Trebener insofern auf, als hier neben einem größeren Hüttengrundriß kleinere Gruben vorkamen. Dagegen scheint der Fußboden der Plaidter Hütte flach gewesen zu sein, während er in den Hütten der übrigen Siedlungen eine oder mehrere eingeschnittene Gruben und Vertiefungen hatte. Einen unregelmäßigen Grundriß mit unebenem Fußboden hatten auch die Wohngruben bei Hanau in Hessen [7]), die ebenfalls Spiralkeramik oder Keramik des Großgartacher Stils enthielten. Ebenso verhalten sich die spiralkeramischen Siedlungen bei Worms [8]). Eine Siedlung bei Heidelberg [9]) mit Scherben der Rössener- und Spiralkeramik (Plaidter Stil) ergab auch unregelmäßige, „nierenförmige" Grundrisse mit „Kellergruben", nebenher aber auch viereckige. In zwei Fällen befand sich unter den viereckigen Grundrissen je ein nierenförmiger. In der großen Siedlung bei Sarmsheim a. d. Nahe [10]), die ausschließlich in die Kultur der jüngeren Spiralkeramik gehört, fanden sich neben Wohngruben verschiedener Form auch viereckige Pfostenhäuser z. T. mit Schwellenkonstruktion. Regelmäßige Hausgrundrisse mit mehrräumiger Einteilung sind

---

[1]) Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsforsch. Ges. d. Osterlandes. Bd. 13, S. 29—61, 1919 (Amende).

[2]) Näbe, Die steinzeitliche Besiedlung der Leipziger Gegend (Veröff. d. städt. Mus. f. Völkerk. z. Leipzig. H. 3, 1908).

[3]) Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 293 u. f., 1914 (Schuchhardt).

[4]) Präh. Zeitschr. Bd. 5, S. 366 u. f., 1913 (Bremer).

[5]) Korrspbl. f. Anthr. 1911, S. 46 u. f. (Verworn). Abbildung des Hausgrundrisses in Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 298, 1914.

[6]) Röm.-germ. Korrespbl. Bd. 4, S. 33, 1911 u. Bd. 5, S. 53, 1912. Bonner Jahrb. H. 122, S. 271 u. f., 1912 (Lehner).

[7]) Präh. Zeitschr. Bd. 3, S. 32 u. f., 1911 (Wolff).

[8]) Festschr. zur 34. allg. Vers. d. D. Anthrop. Ges. in Worms 1903, S. 25 (Koehl).

[9]) Röm.-germ. Korrspbl. Bd. 9, S. 10 u. f., 1916 (Wahle).

[10]) Bonner Jahrb. H. 124, S. 104 u. f., 1917 (Lehner).

in der Steinzeitsiedlung bei Großgartach [1]) beobachtet worden, und zwar sowohl solche mit Großgartacher- als solche mit Spiralkeramik. Weiter ist das viereckige Pfostenhaus in der spiralkeramischen Kultur Schlesiens festgestellt worden [2]).

Sind also eine ganze Reihe z. T. gut untersuchter Siedlungen der bandkeramischen Kultur, im engeren Sinne der spiralkeramischen Gruppe bekannt, so fehlen solche der Bernburger Kultur fast gänzlich. Es ist eigentlich nur eine einzige, die allgemeiner bekannt ist — die Siedlung bei Nägelstedt, Kr. Langensalza [3]). Aber auch bei dieser sind wir über die Art der einzelnen Wohngruben nicht näher unterrichtet. Eine zweite Siedlung ist bei Schraplau im Mansfelder Seekreis [4]) gefunden worden. Hier wurde ein rektangulärer Grundriß von 3 × 4,2 m Umkreis festgestellt. Die flache Sohle lag 60—90 cm unter der jetzigen Oberfläche; an der einen Kurzseite befand sich eine kleine Grube — wohl eine Abfallgrube — mit Gefäßscherben, Feuerstein- und Knochengeräten, darunter eine vierkantige Knochenspitze wie Abb. 7b. Die Gefäßscherben gehören in dieselbe Stufe der Bernburger Keramik wie die aus Treben.

Gehen wir aber außerhalb der Bernburger Kultur und wenden wir uns dem nordischen Kulturkreis in seiner Gesamtheit zu, so werden wir mehrere Siedlungen verwandter und etwa gleichalterlicher Kulturgruppen finden. Solche sind: Brandberge bei Halle, Leipzig-Eutritzsch und Rössen [5]). Aber auch diese besagen nichts über die Art der einzelnen Wohnstellen. Einzelgruben verschiedener Form sind wohl festgestellt worden aber keine Hausgrundrisse.

Dagegen sind solche gefunden worden in den Siedlungen von Trebus in der Mark Brandenburg [6]) und von Roßwitz in Schlesien [7]). In beiden Fällen werden die Grundrisse durch Pfostenlöcher eingerahmt, die in verschobenen Vierecken angeordnet sind. Neben diesen kommen rundliche Wohngruben vor. Die keramischen Funde aus Trebus werden der nordischen „Tiefstichkeramik" zugeschrieben; die Funde aus Roßwitz gehören einer lokalen Sondergruppe der in Ost- und Mitteldeutschland vorkommenden „nordischen" Keramik an.

Wenn wir aus der Form der Trebener Wohnanlage Rückschlüsse auf ihre kulturelle Zugehörigkeit schließen dürfen, so ergibt sich aus den vorhergehenden Zusammenstellungen, daß sie den Grubenkomplexen der bandkeramischen Häuser am nächsten steht. Sehen wir nämlich von den einfachen Wohn- oder Abfallgruben ab, so scheinen die Häuser im nordischen Kulturkreise im allgemeinen nicht in die Erde vertieft zu sein, oder wenn sie das mitunter sind, so ist ihr Boden nur flach eingetieft (Schraplau). Nun sind aber innerhalb des Grundrisses der Trebener Wohnanlage nicht nur bandkeramische sondern auch Bernburger Funde vorhanden. Da es nicht anzunehmen ist, daß die Bewohner zweierlei Tonware gleichzeitig im Gebrauch gehabt haben, sondern daß die zweierlei Tonware zwei zeitlich getrennten Besiedlungsperioden ent-

[1]) Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. 1901, Abb. 4—8; Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien. Bd. 33, S. 301 u. f. Abb. 102; Präh. Zeitschr. Bd. 2, S. 105 u. f. Abb. 15 u. 30, 1910; Festschr. z. 42. Vers. d. D. Anthrop. Ges. in Heilbronn a. N. 1911, Taf. 1—3. (Die Beobachtungen von Schliz sind von Koehl bestritten worden. Mannus, Bd. 4, S. 56, Anm. 1910.)

[2]) Schlesiens Vorzeit N. F. Bd. 7, S. 13, Abb. 29, 1916 (Seger).

[3]) Götze, Höfer, Zschiesche, Die vor- u. frühgesch. Altert. Thüringens. S. 167.

[4]) Untersucht vom Lehrer Fügemann in Alberstädt, aber noch nicht veröffentlicht.

[5]) Mannus, Erg.-Bd. 3, S. 24 u. f., 1923.

[6]) Präh. Zeitschr. Bd. 5, S. 340 u. f., 1913 (Kiekebusch).

[7]) Schlesiens Vorzeit N. F. Bd. 7, S. 28, Abb. 88 (Seger).

spricht, so ergibt sich bezüglich ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, daß die bandkeramische Besiedlung die jüngere ist und daß die Träger dieser Kultur sich auf eine verlassene Wohnstätte der Bernburger Kultur niedergelassen und diese nach ihrer Art umgeändert haben. Im entgegengesetzten Falle müßte eine Störung zu beobachten gewesen sein.

Es gibt aber noch einige Einzelheiten in der Wohnanlage selbst, die zu erklären sind und die zur Stütze dieser Annahme beitragen können.

Innerhalb des Grundrisses fanden sich die drei Einzelgruben A, B und C. Unter sich waren die Gruben voneinander getrennt; ein Übergreifen einer Grube auf eine andere oder eine Überschneidung war also nicht möglich. Auch die Lage der einzelnen Gruben im Verhältnis zum Gesamtgrundriß geben keine Aufschlüsse in bezug auf ihre zeitliche Stellung untereinander. Äußerlich können alle drei mit dem Gesamtgrundriß zusammengehören.

Ergiebiger ist aber ein Studium, das sich auf den Inhalt bezieht. Demzufolge gehört die Grube A in seinem unteren Teil zur Bernburger Kultur; in dem oberen, der von jenem durch eine feste Lehmbrockenschicht getrennt war, fanden sich Scherben der Bernburger- und der Spiralkeramik miteinander gemischt vor. In der Grube B lag nur ein spiralverziertes Gefäß, während die Grube C wiederum nur Bernburger Keramik enthielt; auch hier waren die Funde von einer Lehmbrockenschicht bedeckt. Die Gruben A und C, die also inhaltlich gleichartig sind, müssen denn auch gleichalterlich sein, während die Grube B zeitlich mit dem oberen Teil der Grube A zusammenfällt. Hieraus ergibt sich weiter, daß die Gruben A und C älter sein müssen als die Grube B und somit auch, daß die jüngere Spiralkeramik, was die Siedlung in Treben betrifft, später anzusetzen ist als die ältere Bernburger Keramik. Daß die Gruben A und C in der Zeit der späteren Besiedlung nicht zerstört worden sind, findet seine Erklärung dadurch, daß sie von der Lehmbrockenschicht geschützt waren.

Da dieser meines Wissens der einzige Fall ist, wo die Aufeinanderfolge der Bernburger- und der Spiralkeramik stratigraphisch belegt ist, darf er nicht vorerst verallgemeinert werden. Erstens muß nämlich festgehalten werden, daß es sich nur um zwei Unterstufen der betreffenden Keramikgruppen handelt und also die Zeit der Besiedlung in jedem Falle nur von verhältnismäßig kurzer Dauer gewesen sein kann, und zweitens besagen die Fundverhältnisse nichts darüber, wie lang die Zeit ist, die zwischen den beiden Besiedlungsperioden verflossen ist. Ebensogut wie längere Zeiträume dazwischen liegen können, können sie unmittelbar aufeinander gefolgt sein. Die stratigraphischen Verhältnisse in Treben schließen nicht einmal eine gänzliche oder teilweise Gleichzeitigkeit der beiden hier vertretenen Kulturgruppen aus, wobei wir in diesem Falle nur mit einer rein lokalen Erscheinung zu tun hätten.

Aus der oben S. 234f. gemachten Zusammenstellung der bandkeramischen Siedlungen geht hervor, daß in dieser Kultur, nach den erhaltenen Grundrissen zu urteilen, Hütten verschiedener Form vorkommen. Die Mehrzahl der Hüttenböden sind einfache, muldenförmige Vertiefungen von runder oder ovaler Form mit einem Durchmesser von durchschnittlich 2—4 m. Daneben sind größere Gruben und unregelmäßige „nierenförmige" Grubenkomplexe vorhanden mit seitlichen Ausbuchtungen und Vorsprüngen und mit einer oder mehreren tief eingeschnittenen kreisrunden Gruben in der Mitte, die als Keller- oder Kochgruben gedeutet werden. Zuletzt sind auch viereckige Pfosten-

häuser z. T. mit Schwellenkonstruktion nachgewiesen worden (Lißdorf, Sarmsheim).

Bei den Grubenkomplexen sind mehrfach auch Pfostenlöcher beobachtet worden, die in Viereck angeordnet sind und somit auch für diese einen viereckigen Grundriß vermuten lassen (Plaidt, Diemarden, Hönheim [1]).

Zwischen den viereckigen Pfostenhäusern und den Grubenkomplexen besteht also ein gewisser Zusammenhang. Wo bei den letzteren keine Pfostenlöcher beobachtet worden sind, könnte man trotzdem solche annehmen, wenn sie auch heute aus irgendwelcher Veranlassung verschwunden sind oder sich nicht mehr auffinden lassen. Einen Grund hierzu sehe ich darin, daß die unregelmäßigen Grundrisse der Grubenkomplexe mit ihren tiefen Gruben und Aushöhlungen nicht den eigentlichen Fußboden des Hauses darstellen, sondern eine Art unterirdisches Kellergeschoß oder Kellerraum, der von einem Fußboden aus Holz oder anderem Material, z. B. Holz und Lehm zusammen, überdeckt war [2]). Die Wände des eigentlichen Hauses können dann sehr wohl etwas höher angesetzt worden sein, vielleicht im Niveau der damaligen Erdoberfläche, wobei die Stützpfähle auch nicht bis in die Tiefe der Sohle des Kellerraumes eingetrieben zu sein brauchten. Eine Stütze für die Annahme eines Hauses mit besonderem Kellergeschoß und einem höher liegenden Wohnraum finde ich in den Beobachtungen Wahles bei einer Siedlung in der Nähe von Heidelberg [3]). Hier fand sich über dem tieferen unregelmäßigen Grundriß auch ein rechteckiger, beide mit demselben keramischen Inhalt. Wahle glaubt in diesem Befund zwei verschiedene Bauperioden zu erkennen, wobei der obere viereckige Grundriß der jüngeren, in der Bauweise mehr entwickelten entsprechen würde. Eine andere Deutungsmöglichkeit besteht aber meines Erachtens darin, daß man den oberen Grundriß als den des Wohnraumes und den unteren als den des Kellerraumes annimmt. Weiter hat Amende in einer größeren Wohngrube der Siedlung Molbitz im altenburgischen Ostkreise zwei übereinanderliegende, durch eine etwa einen Spatenstich mächtige Erdschicht getrennte Fußböden aus „Lehmziegel" beobachtet [4]). Auch dieser Befund spricht meines Erachtens für die Annahme eines besonderen unterirdischen Kellerraumes.

Aus diesen Befunden sehe ich den vorhin angenommenen Zusammenhang zwischen den Grubenkomplexen und den viereckigen, durch Pfostenlöcher gekennzeichneten Hausgrundrissen bestätigt, und zwar in der Weise, daß der viereckige Grundriß die Form des eigentlichen Hauses wiedergibt und der Grubenkomplex die Kellergruben darstellt. Das bandkeramische Haus, in erster Linie das Haus der spiralkeramischen Kultur ist also ein viereckiges Pfostenhaus gewesen. Aus der senkrechten Stellung der Pfosten ergibt sich weiter, daß die Wände auch senkrecht gestanden haben. Aus dem Vorhandensein von liegenden Balken oder Schwellen im Verein mit senkrechten Pfosten, z. B. in Sarmsheim und Lißdorf, könnte man für die Bauweise der Häuser, wenigstens in diesen zwei Fällen, auf eine Art Fachwerkkonstruktion schließen. Auf eine Einteilung des Hauses in mehreren Räumen deuten die quergestellten Pfostenreihen in zwei Häusern von Sarmsheim.

---

[1]) Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 298, Abb. 5. 1914.
[2]) Auch von Schuchhardt behauptet (Präh. Zeitschr. Bd. 6, S. 297, 1914).
[3]) Röm.-germ. Korrspbl. Bd. 9, S. 10, 1916.
[4]) Mitt. d. Gesch.- u. Altertumsforsch. Ges. d. Osterlandes. Bd. 13, S. 34. 1919.

In dem viereckigen Pfostenhaus sehe ich das eigentliche Wohnhaus. Außerdem hat es auch Nebengebäude gegeben. Fast in sämtlichen der oben angeführten Siedlungen kommen neben den viereckigen Grundrissen und den Grubenkomplexen auch kleinere muldenförmige, runde oder ovale Gruben vor, die nicht zu größeren Komplexen vereinigt sind. Diese möchte ich für die Nebengebäude in Anspruch nehmen. Auch bei diesen sind Pfostenlöcher beobachtet worden, die aber im Gegensatz zu der senkrechten Stellung bei den Wohnhäusern nach innen geneigt sind, wodurch die Nebenhütten ein zeltartiges Aussehen bekommen haben müssen (Sarmsheim, Eberstadt, Praunheim und Frauenberg bei Marburg[1]).

[1]) Schumacher, Siedlungs- u. Kulturgesch. d. Rheinlande. Mainz 1921, S. 38; Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit. Abb. 2 u. 3 (Kulturgesch. Wegweiser durch d. Röm.-germ. Zentralmuseum Nr. 2. Mainz 1922).

Beiträge zur Moorleichenforschung.

Von J. Martin in Oldenburg.

Mit 2 Abbildungen im Text.

I. Der Moorleichenfund von Kayhausen bei Zwischenahn in Oldenburg.

Am Abend des 3. Juli 1922 benachrichtigte mich unser bekannter Lichenenforscher H. Sandstede, dem die Vorgeschichtsforschung schon manchen wertvollen Dienst verdankt, daß in der Nähe von Zwischenahn eine Moorleiche gefunden sei. Gleich am folgenden Morgen begab ich mich unter Führung des Herrn Sandstede zu der im Kayhauser Moor belegenen Fundstelle.

Die Leiche war bei unserer Ankunft bereits vollkommen bloßgelegt; sie lag mit dem Kopf nach Westen in einer 1,20 m tiefen, 50—80 cm breiten und etwa 1 m langen, nach Osten offenen Ausschachtung auf einer 10 cm mächtigen Schicht „Moorfleisch", einer aus Wollgras bestehenden Torfart, die wegen ihrer Zähigkeit von den Torfarbeitern „Bullenfleesch" genannt zu werden pflegt. Das Profil dieser Schicht, die sich zu beiden Seiten der Fundstelle in horizontaler Richtung in dem Sphagnetum (Moostorf) fortsetzt, ließ an der Lagerstelle der Leiche eine geringe muldenförmige Vertiefung deutlich erkennen. In dem überlagernden Moostorf waren Schichtenstörungen, die auf Vergraben oder Einsinken der Leiche schließen lassen konnten, nicht bemerkbar. Der gänzliche Mangel an Schichtenstörungen trat mir besonders deutlich entgegen, als ich im Oktober desselben Jahres eine nochmalige Untersuchung der Fundstelle vornahm. Die Wände der Grube, besonders die der Sonnenbestrahlung am meisten ausgesetzte Nordseite, waren soweit ausgetrocknet, daß die Anwesenheit von Schichtenstörungen mir nicht hätte verborgen bleiben können. Ihr Fehlen beweist, daß das Sphagnetum, von dem die Leiche bedeckt war, erst nach deren Niederlegung entstanden ist. Andererseits aber läßt der treffliche Erhaltungszustand der Leiche darauf schließen, daß sie von vornherein dauernd unter völligem Luftabschluß gelegen haben muß. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Während der Rumpf der Leiche mitsamt den Armen und Beinen frei auf der Moorfleischschicht lag, war von den Händen und Füßen zunächst nichts zu bemerken gewesen; sie staken in dem Moorfleisch.

Die einzig mögliche Erklärung für diesen Befund ist, daß die Leiche in einen Wassertümpel („Kolk" oder „Meer") versenkt wurde, dessen Boden mit

Wollgras bestanden war, das während einer voraufgehenden Trockenperiode auf dem Moor sich angesiedelt hatte. Indem sich die Hände und Füße in dieses Wollgras verstrickten, wurde die Leiche am Boden des Gewässers festgehalten, so daß sie infolge des Luftabschlusses und der konservierenden Einwirkung des an Humussäuren reichen moorigen Wassers vor dem Zerfall, den ein Wiederauftreiben der Leiche zur Folge gehabt haben würde, bewahrt blieb. Indem der Kolk sodann allmählich zuwuchs, entstand der Moostorf, von dem die Leiche bei ihrer Bloßlegung bedeckt war[1]).

So sorgsam der Entdecker der Leiche, der Torfarbeiter Fr. Roggemann, bei deren Freilegung zu Werke gegangen war, so hatte er doch der Versuchung nicht widerstehen können, sie aus der Rückenlage auf die Seite zu drehen, hatte sie aber auf Veranlassung von Herrn Sandstede im weiteren unberührt gelassen.

Bei unserer Ankunft lag die Leiche auf der linken Seite. Dabei zeigte es sich, daß die Unterarme auf dem Rücken zusammengebunden waren; die Hände fehlten. Sie waren beim Umdrehen des Körpers an den Handgelenken abgerissen, indem sie in dem unterlagernden Wollgrastorf stecken geblieben waren. Roggemann hatte gleich versucht, sie aus dem Torf herauszugraben und hatte auch nach seiner Aussage eine größere Zahl von Knochen zutage gefördert. In unserer Gegenwart holte er noch einen Handwurzelknochen hervor. Von den übrigen Knochen, die er auf den Rand der Grube gelegt hatte, fanden sich noch einige Handwurzelknochen und Mittelhandknochen vor; außerdem waren zwei gut erhaltene Fingernägel vorhanden. Die Mehrzahl der Knöchelchen waren wohl am Abend vorher im Torf vertreten oder zum Teil wohl auch als „Andenken" von unberufener Seite mitgenommen worden, da auf die Kunde von dem Fund die Menschen aus der Nachbarschaft scharenweise herbeigeströmt waren.

Roggemann war auf die Anwesenheit der Leiche dadurch aufmerksam geworden, daß er beim Torfgraben auf unerwarteten Widerstand stieß und Knochen und größere und kleinere Fetzen von Pelz zutage kommen sah. Erstere erwiesen sich bei der späteren Untersuchung als Unterschenkelknochen, letztere als Teile eines Kragens[2]) aus Kalbfell, der beim Graben zerstochen war. Einer der größeren Lappen, der einen Teil des Halsausschnittes darstellt, ist am inneren Rand mit einer fortlaufenden Reihe von Ösen versehen, einer Vorrichtung, die augenscheinlich zum Durchziehen einer Schnirre gedient hat. Letztere ist nicht mehr vorhanden. An der letzten jener Ösen befindet sich aber ein kurzes, mit einem Knoten versehenes Ende eines schmalen Lederstreifens, der möglicherweise einen Teil der Schnirre ausgemacht hat.

Wie Roggemann sagte, sind die Unterschenkel und Füße mit diesem Kragen zusammengebunden gewesen. Ich halte diese Angabe für durchaus glaubwürdig; brauchte doch nur der Halsausschnitt des Kragens um die Unter-

[1]) Wie der Vorgang der Vermoorung eines Kolks sich vollzieht, kann man bei dem im Kayhauser Moor, nicht fern von der Fundstelle der Leiche belegenen „großen Engelsmeer" beobachten, in das von der Nordseite her eine Moosdecke sich vorschiebt.

[2]) Aus den vorgefundenen größeren Stücken läßt sich der Kragen noch ziemlich vollständig zusammensetzen. Nach einem Versuch von Herrn Professor Dr. Hahne, der auf meine Mitteilung von dem Fund sofort herbeigeeilt war, hat der Kragen eine Breite gehabt, die zum Bedecken der Schultern ausreichend war. Leider war Herrn Hahnes Zeit so kurz bemessen, daß er eine nähere Untersuchung des Gesamtbefundes hier an Ort und Stelle nicht vornehmen konnte. Seinem Wunsche, ihm die Leiche nach Halle zur Untersuchung nachzusenden, glaubte ich nicht stattgeben zu dürfen, da nach meiner Überzeugung die Leiche den Hin- und Rücktransport ohne schwere Schädigungen nicht überstanden haben würde.

ſchenkel gelegt und die Schnirrenvorrichtung feſt zugezogen zu werden, um die Feſſelung zu bewerkſtelligen. Zudem fand ich in einem größeren Plaggen von „Moorfleiſch“ in ziemlicher Vollzähligkeit die Knochen beider Füße, ſo die beiden leicht kenntlichen Fersenbeine, dicht beieinanderliegend nebſt 3 Fußnägeln und dazwiſchen zahlreiche kleine Pelzfetzen. Ich ſchließe aus dieſem Befund, daß letztere von dem unteren um die Füße gewickeltem Ende des Pelzkragens herrühren, das beim Torfgraben einen ſtarken Widerſtand entgegenſetzte und daher im Eifer kurz und klein geſtochen wurde.

Bevor wir die Leiche aus der Torfgrube heraushoben, ließ ich ſie in ihre urſprüngliche Rückenlage zurückbringen, um ſie von oben her in situ zu photographieren. Infolge der ſehr ungleichen Lichtverteilung in der Ausſchachtung iſt das Bild, das erzielt wurde, zwar nur mäßig ausgefallen, doch läßt es das, worauf es mir zunächſt ankam, mit hinreichender Deutlichkeit erkennen:

Der nackte Körper hebt ſich durch ſeine helle Farbe von der dunklen Umgebung ſcharf ab. Der rechte Arm iſt bis zum Ellenbogengelenk ſichtbar; der nach rückwärts gebogene Unterarm iſt vom Körper verdeckt. Undeutlicher iſt die Lage des linken Armes. Von den gerade ausgeſtreckten Beinen ſind nur die Oberſchenkel erhalten. Von der unteren Hälfte des rechten Oberſchenkels haben ſich die Weichteile losgelöſt, ſo daß hier der Oberſchenkelknochen frei zutage liegt.

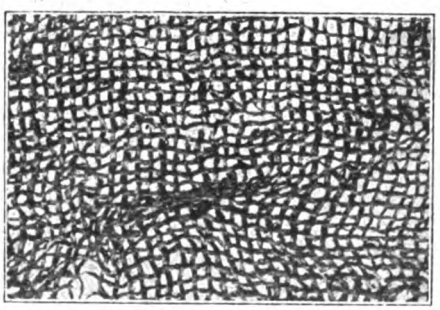


Abb. 1. Kayhauſen, Oldenburg.

Zwei undeutliche Knäuel, die wir an der linken Rumpfſeite bemerken, ſind Zeugreſte, die ſich beim Auseinanderwirren als ein ſehr grobes und ein etwas feineres Wollgewebe von ſackleinenartigem Ausſehen erwieſen (Abb. 1). Beide Gewebe ſind in Leinwandbindung hergeſtellt. Ein größeres Stück des feineren Gewebes ſcheint von einem Kittel herzurühren, worauf ein durch Beſchlängen hergeſtellter Wulſt hindeutet, der eine Art Taille darſtellt. Die Säume ſind ebenfalls durch Beſchlängen hergeſtellt. Das gröbere Gewebe iſt mit einem großen, ungemein groben Stopf verſehen, der den Hoſenboden geziert haben mag; im übrigen läßt es nicht erkennen, zu welcher Art Kleidungsſtück es gedient hat.

Das gröbere Gewebe hat, wie Roggemann berichtete, zuſammengeknäuelt im Nacken der Leiche gelegen.

Das andere war bei der Beſichtigung teilweiſe ſchalartig zuſammengefaltet. Ein Stück Gewebe von derſelben Beſchaffenheit iſt, wie in der Photographie erkennbar iſt, wie ein Schal um den Hals geſchlungen. Von hier ſoll der ſchalartig zuſammengefaltete Teil des Gewebes über die Vorderſeite des Körpers durch die Beine hindurch und wieder über den Rücken zurück nach der Halsumwicklung hinauf geführt geweſen ſein. Beim Hantieren mit der Leiche war dieſer Gewebeſtreifen beiderſeits, vorn und hinten, nahe am Hals abgeriſſen. Von den beiden übriggebliebenen Zeugenden hängt das eine in der Mitte über den Rücken herab, während das andere, das vordere, in der Photographie nach rechts zur Seite hin abſteht (Abb. 2). Der Befund iſt jedenfalls ein ſolcher, daß kein Grund vorliegt, die Angaben Roggemanns in Zweifel zu ziehen. Man könnte verſucht ſein, dieſe Vorrichtung mit der

obenerwähnten Feſſelung der Arme in Zuſammenhang zu bringen; doch iſt ſie von dieſer vollkommen unabhängig. Ihr offenſichtlicher Zweck iſt es geweſen, beim Fortſchaffen der Leiche als Handhabe zu dienen.

Die Feſſelung iſt in der Weiſe bewerkſtelligt, daß aus einem Teil des feineren Gewebes ein Strick gedreht worden iſt, der zum Zuſammenbinden der auf den Rücken gelegten Unterarme benutzt und mittels ſeiner beiden freien Enden am Hals befeſtigt wurde. In der Photographie iſt letzteres nicht zu erkennen, da die Feſſel am Hals durch die darüber liegende ſchalartige Umwicklung verdeckt iſt. —

Abb. 2. Kayhauſen, Oldenburg.

Um nichts zu verſäumen, was zur wiſſenſchaftlichen Auswertung unſeres ſeltenen Fundes mir dienlich erſchien, bat ich Herrn Landesarzt Obermedizinalrat Dr. Schläger, eine Beſichtigung der Leiche vorzunehmen. Herr Schläger kam meinem Wunſche bereitwilligſt entgegen und ließ mir zudem über den Leichenbefund einen eingehenden Bericht zukommen. Ferner wandte ich mich an Herrn Regierungsrat Dr. Ephraim mit der Bitte um ſein fachmänniſches Urteil über die Herſtellungsart des bei der Leiche vorgefundenen Wollgewebes. Herr Ephraim hat ſich dazu in dankenswerter Weiſe in einem eingehenden Bericht geäußert, dem ich folgendes entnehme:

„Das Gewebe der Moorleiche ſtellt ſich bei der Unterſuchung der Abbindung von Kette und Schuß als das einfachſte Gewebe dar, das möglich iſt und das man in der heutigen Weberei-Lehre in der Regel als „Leinwandgewebe“ bezeichnet.

Auffallend bei den vorliegenden Stoffen iſt, daß die Kettfäden viel ſtärker geſponnen und ſchärfer (alſo dauerhafter) gedreht ſind, als die Schußfäden. Das läßt darauf ſchließen, daß man bereits der Erfahrung Rechnung trug, daß die Kette beim Weben mehr auszuhalten hat, als der Schuß.“

Dieſe verſchiedene Spinnbehandlung von Kette und Schuß läßt Ephraim die Benutzung des wagerechten Webſtuhls vermuten. —

Daß für den Aufzug der Moorleichenkleider in der Regel ein ſtärker gezwirntes Garn verwandt wurde, betont auch Meſtorf (Moorleichen 1900, S. 32).

Aus dem Bericht des Herrn Dr. Schläger iſt zu erſehen, daß die Leiche eines Knaben vorliegt, der, wie die mitgeteilten Einzelmaße ergeben, etwa 1,20 m groß geweſen iſt. Dies entſpricht der Größe eines 8—9jährigen Knaben.

Der naheliegende Gedanke, daß der Junge bei der Feſſelung erdroſſelt wurde, iſt nach Herrn Dr. Schlägers Meinung wegen des Fehlens einer Strangulationsfurche unbedingt von der Hand zu weiſen. Wie Herr Schläger

mündlich sich äußerte, müßte in Anbetracht des trefflichen Erhaltungszustandes der Haut eine solche Marke deutlich erkennbar sein, falls der Tod durch Erdrosselung herbeigeführt worden wäre. Die gänzliche Abwesenheit von Zeichen der Strangulation lasse vielmehr darauf schließen, daß das Leben bereits erloschen war, als die Zeugschlinge um den Hals gelegt wurde. Überdies lassen drei am Hals befindliche, dicht nebeneinander liegende Wunden nahe am Schlüsselbein keine Zweifel aufkommen, daß der Junge erstochen worden ist. Herr Schläger machte den Vorschlag, eine mikroskopische Untersuchung der Wundränder vorzunehmen, um festzustellen, ob ein Bluterguß in die umliegenden Gewebe stattgefunden habe. Hiermit würde der unanfechtbare Beweis geliefert sein, daß die Verletzungen bei Lebzeiten erfolgt sind. Der Fall liegt indessen so sonnenklar zutage, daß von einer solchen Untersuchung abgesehen werden darf. Da die Wunden von der Zeugschlinge völlig verdeckt sind, diese aber keine von Messerstichen herrührende Beschädigungen aufweist, so erhellt, daß die Fesselung erst nach der Ermordung, erfolgt sein kann.

Der Bericht sei noch dahin ergänzt, daß die Haut der Bauchdecke eine Beschädigung, wie von einem Stoß herrührend, aufweist, die nach ihrer Beschaffenheit schon vorhanden gewesen sein muß, bevor die Leiche aufgedeckt wurde. Ferner ist zu beachten, daß der rechte Oberarmknochen mitten durchgebrochen ist, und daß die zersplitterten Enden der beiden Bruchstücke durch die Haut hindurch gedrungen sind. Da die Knochen in ihrem jetzigen Erhaltungszustand zu weich sind, um die noch recht feste, widerstandsfähige Haut durchbohren zu können, so muß der Knochenbruch schon vor der Versenkung der Leiche entstanden sein. — Das Gehirn ist in eine feinkörnige, gelblichweiße Masse umgewandelt.

Um die Leiche in einem für spätere Untersuchungen brauchbaren Zustand zu erhalten, wurde sie nach einem von Herrn Professor Dr. C. A. Weber mitgeteilten Rezept (1 l reines Glyzerin und ¼ l 40%iges Formaldehyd auf 10 l Wasser) als Naßpräparat konserviert.

Die ursprünglich nahezu weiße Haut hat im Laufe der wenigen Tage, die zum Transport und zur Untersuchung der Leiche erforderlich waren, eine dunkelbraune Farbe angenommen. Zur Erhaltung der ursprünglichen Hautfarbe wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, die Leiche, um sie gegen die Einwirkung der Luft zu schützen, bis zur Beschaffung der Konservierungsflüssigkeit in Moorwasser aufzubewahren. Der ausgezeichnete Erhaltungszustand der inneren Organe wird aufs beste durch eine Photographie veranschaulicht, auf deren Wiedergabe hier leider aus Sparsamkeitsrücksichten verzichtet werden muß. Sie stellt einen Teil des Dickdarmes und des Gekröses dar, worin im durchscheinenden Licht die Blutgefäße mit größter Deutlichkeit hervortreten. Für histologische Untersuchungen und für Untersuchungen des Magen- und Darminhalts dürfte die Leiche ein recht brauchbares Objekt abgeben. Der Verdauungstraktus ist in seiner ganzen Länge erhalten und durch den Druck der die Leiche überlagernden Torfmassen völlig plattgedrückt, so daß er wie gebügelt aussieht. Äußerlich erscheint der Körper nur wenig zusammengedrückt. Ein von oben nach unten an der Vorderseite des Körpers herablaufender Riß, durch den die Brust- und Bauchhöhle wie durch einen „unregelmäßigen Sektionsschnitt" freigelegt sind, ist offenbar durch den Druck der im Körperinnern sich entwickelnden Gase verursacht worden.

Beachten wir noch die Lage und den Verlauf einer Stichwunde am linken Oberarm, die augenscheinlich von einem breiten Messer herrührt, so gewinnen wir von dem Mord ein anschauliches Bild. Die Wunde sitzt hinten im

Deltamuskel, durch den das Heben des Armes bewirkt wird. An ihrem Verlauf „von außen oben nach innen unten" erkennen wir, daß der Arm in gehobener Stellung sich befand, als er den Messerstich erhielt; denn bei hängender Armstellung müßte, falls der Mörder den Stoß mit der rechten Hand ausführte, die Wunde in umgekehrter Richtung — von innen oben nach außen unten — verlaufen. Die nach dem Hals gerichteten Stiche müssen sehr schnell aufeinander gefolgt sein; sonst könnten sie nicht so dicht beieinander liegen.

In dem Leichenfund spiegelt sich der Mord in seinen einzelnen Phasen so getreu wieder, als hätte der ganze Vorgang sich vor unseren Augen abgespielt. Aus der Lage und dem Verlauf der Armwunde schließe ich, daß der Angegriffene mit dem hochgehobenen linken Arm Gesicht und Hals zu schützen suchte und die tödlichen Stiche in den Hals in dem Augenblick erhielt, als der verwundete Arm kraftlos niedersank.

Nun die unselige Tat geschehen, packt den Mörder das Grauen vor der Rache seines Opfers. Er reißt demselben das Zeug vom Leibe, um den Toten damit zu fesseln, damit er nicht wiederkehre und ihn nachhole. Größerer Sicherheit halber bricht er ihm obendrein den rechten Oberarmknochen, um ihm so das Lösen seiner Fesseln unmöglich zu machen. Um den Ermordeten zu bannen, schleppt der Verbrecher die Leiche mit Hilfe der oben beschriebenen Tragvorrichtung ins Moor hinaus, wirft sie in einen Wassertümpel und drückt sie, wie die Verletzung der Haut der Bauchdecke vermuten läßt, mittels einer Stange in das den Boden des Gewässers bedeckende Wollgras hinein, so daß sie sich mit Händen und Füßen darin verstrickt und ihrem Wiederauftreiben vorgebeugt ist. Die an der Lagerstelle der Leiche bemerkte schwachmuldenförmige Vertiefung in dem Wollgrastorf deutet ebenfalls darauf hin, daß die Leiche gewaltsam zu Boden gedrückt wurde. Das zur Fesselung und Herstellung der Tragvorrichtung nicht benutzte Zeug, das im Nacken der Leiche angetroffen wurde, mag unter den nur lose um den Hals gelegten schalartigen Streifen gestopft gewesen sein, um zugleich mit der Leiche beseitigt zu werden, damit es dem Mörder nicht zum Verräter werden könnte.

Sicher datierbare Begleitfunde, die zur Altersbestimmung der Leiche dienen könnten, wurden nicht angetroffen. Die aus Schafwolle bestehenden sackleinenartigen Gewebe sind von derselben einfachen Herstellungsart, wie sie von jeher bis auf den heutigen Tag in der Leinwandfabrikation üblich gewesen ist.

Herr Professor Weber äußert sich über die zeitliche Stellung der Leiche auf meine diesbezügliche Anfrage:

„Die Zwischenahnsche Moorleiche befand sich 1,20 m unter der jetzigen durch Brandbau um 50—60 cm erniedrigten Oberfläche des seit Jahren entwässerten jüngeren Bleichmoostorfes, 30 cm über dem Grenzhorizont. Die Zeit der Einbettung der Leiche in dem Moore liegt nach der sich ergebenden Berechnung 1700—1800 Jahre zurück, fand also zwischen den Jahren 100 bis 300 nach Chr. statt."

Aus den von mir geschilderten Fundumständen glaube ich schließen zu dürfen, daß die Leiche in einem Wassertümpel gelegen hat, der nach einer kürzeren Trockenperiode infolge erneuter stärkerer Niederschläge auf dem mit Wollgras bedeckten Moor sich gebildet hatte und hinterher vermoorte. Die Versenkung der Leiche muß demnach in der Zwischenzeit erfolgt sein, die zwischen der Bildung der Wollgrasschicht und des diesem auflagernden Moostorfes gelegen ist. Nehmen wir an, daß die Vermoorung des Gewässers alsbald

nach der Versenkung der Leiche ihren Anfang nahm, so würden obiger Berechnung gemäß 1700—1800 Jahre als das Mindestalter unserer Moorleiche anzusehen sein.

Die Versenkung kann aber auch sehr viel früher stattgefunden haben; denn wie die in den Mooren noch heutigentags vorhandenen „Meere" Überreste von Wasseransammlungen aus mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeiten darstellen, so kann auch das „Meer", worin der Ermordete versenkt wurde, schon lange Zeit bestanden haben, bevor die Vermoorung einsetzte.

Wenn es sich feststellen ließe, wann die Grenzhorizontzeit endete, brauchten wir nur die Zahl der Jahre, die zur Bildung des Torfes von der Oberkante des Grenzhorizontes bis zur Oberkante des Wollgrastorfes erforderlich war, von der Zahl der Jahre, die das Ende der Grenzhorizontzeit zurückliegt, abzuziehen, um das Höchstalter der Leiche zu ermitteln.

Einen Fingerzeig für die Altersbestimmung der Oberkante des Grenzhorizontes bietet uns im Verein mit dem Bohlweg IV Prejawas der Moorleichenfund von Obenaltendorf [1]).

Zwei bei dieser Leiche gefundene Silberkapseln lassen schließen, daß die Versenkung frühestens um 200 nach Chr. erfolgt sein kann.

Wie C. A. Weber nachgewiesen hat, „ist der Horizont jenes Bohlweges derselbe, von dem aus die Moorleiche von Obenaltendorf eingegraben ist [2])". Mithin gehört wie diese, auch der Bohlweg dem 3. Jahrh. nach Chr. an.

Der Bohlweg „liegt noch im unteren Drittel des jüngeren Torfes, aber bereits 0,80 m über dem Grenzhorizont".

In der oben mitgeteilten Berechnung von Weber bezüglich des Alters der Kayhauser Leiche ist die Zeitdauer für das Heranwachsen einer 10 cm mächtigen Moostorfschicht auf 100 Jahre veranschlagt. Da nun die Mächtigkeit des Torfes zwischen Bohlweg und Grenzhorizont 80 cm beträgt, so würde das Ende der Grenzhorizontzeit 800 Jahre hinter der Erbauung des Bohlweges zurückliegen, und da dieser dem 3. Jahrh. nach Chr. angehört, so würde die Grenzhorizontzeit im 5. Jahrh. vor Chr., also vor etwa 2500 Jahren, ihr Ende erreicht haben. Wenn des weiteren die Zeitdauer, die zur Bildung der 30 cm mächtigen Moostorfschicht einschließlich des 10 cm mächtigen Wollgrastorfes im Liegenden der Kayhauser Leiche auf 400 Jahre veranschlagt werden darf, so beträgt das Höchstalter der Leiche 2500—400 = 2100 Jahre, während das Mindestalter auf 1700—1800 Jahre geschätzt werden konnte. Im Mittel ergibt sich also ein Alter von annähernd 2000 Jahren. Eine genauere Berechnung ist nicht möglich. Nur so viel dürfen wir mit einiger Sicherheit aus den Fundumständen entnehmen, daß der Mord um die christliche Zeitwende, vielleicht auch etwas früher oder später begangen worden ist.

II. Wann endete die Grenzhorizontzeit?

Um das Höchstalter der Kayhauser Leiche — d. h. den Zeitpunkt zu ermitteln, wann frühestens ihre Versenkung erfolgte, mußten wir uns zunächst über die Frage klar werden, wann die säkulare Trockenperiode, die dem Grenz-

[1]) H. Hahne, Die Moorleiche von Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. O. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. VI. Lief. 4/5.

[2]) H. Hahne, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken als Beitrag zur Erforschung erdgeschichtlicher Vorgänge der Nacheiszeit. Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle. Bd. 1, Heft 1, Halle 1918. S. 16.

horizont sein Gepräge verliehen hat, endete. Wir fanden, daß dieser Fall vor etwa 2500 Jahren eintrat; sonach würde das Ende der Grenzhorizontzeit mit dem der Bronzezeit zusammenfallen.

Dagegen folgert Hahne[1]) aus dem Leichenbefund von Obenaltendorf auf Grund besonderer „Gleichungen", die er zwischen Hochmoor und Flachmoor glaubt aufstellen zu können, daß jene Trockenperiode noch jahrhundertelang während der Eisenzeit bestanden hat und erst gegen das 3. Jahrhundert nach Chr. zum Abschluß gelangte.

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die „Gleichungen", worauf Hahne fußt, unzulässig sind.

Der Übergangstorf im Liegenden der Leiche und der darunter lagernde Schilftorf sollen den unteren Schichten des oberen Hochmoortorfes, die in Begleitung des Schilftorfes vorkommenden Holzreste einem Teil des Grenzhorizontes der Hochmoore gleichzustellen sein.

Der Verfasser hat übersehen, daß im Gegensatz zum Grenzhorizont, der seine Entstehung einer einmaligen säkularen Trockenperiode verdankt, die Bildung von Übergangstorf und Schilftorf mit Holzresten bei den verschiedenaltrigen Mooren zu verschiedenen Zeiten sich vollzogen hat und bei den im Werden begriffenen Flachmooren unter unseren Augen noch ständig vor sich geht.

Hahnes Zeitbestimmung sind also falsche Voraussetzungen zugrunde gelegt, so daß sich von vornherein schwere Bedenken dagegen geltend machen.

Der beste Beweis, daß die von Hahne versuchte Datierung nicht richtig sein kann, ist die Unhaltbarkeit der Schlußfolgerungen, zu denen sie folgerichtig hinführt.

Nach Tacitus war es bekanntlich altgermanischer Rechtsbrauch, gewisse Verbrechen, wie Feigheit und Sittenlosigkeit damit zu bestrafen, daß der Schuldige im Sumpf oder Moor versenkt wurde.

Wenn aber, wie Hahne meint, die Trockenperiode noch zu Beginn unserer Zeitrechnung bestanden hat, so müßten wir jene Angabe von Tacitus als irrig verwerfen; denn wenn infolge einer langandauernden Trockenheit die Moore derzeit ausgedörrt gewesen wären und wenn anstelle der zugrunde gegangenen Torfmoose eine dichte Decke von Wollgras und Heide sie bekleidet hätte, so wäre eine Versenkung menschlicher Körper in der von Tacitus geschilderten Weise nicht möglich gewesen. Die säkulare Trockenperiode kann mithin nicht bis in den Beginn der christlichen Zeitrechnung angedauert haben; sie muß vielmehr Jahrhunderte vorher schon vorüber gewesen sein, damit der Moostorf von neuem zu einer solchen Mächtigkeit anwachsen konnte, wie sie zur Ausübung jenes Strafverfahrens Vorbedingung war. Überdies hat sich, wie es bei Mestorf heißt, die Kunde von jenem Rechtsbrauch in alten Liedern und Sagen bis auf den heutigen Tag erhalten „selbst in Ländern, wo noch kein solches Opfer aus dem Moore zutage gekommen ist." Es liegt also kein Grund vor, die Angabe des Tacitus, die von verschiedenen Seiten bestätigt wird, irgendwie in Zweifel zu ziehen, wozu wir genötigt sein würden, wenn wir uns zu der Auffassung Hahnes bekennen wollten.

Vollends unvereinbar mit dieser ist die Bekanntschaft der Römer mit unseren Bohlwegen, durch die unsere Moore überbrückt wurden.

Die Moorbrücken des älteren Sphagnetums konnten den Römern nicht bekannt sein, da sie zur Zeit der Römerkriege von dem heranwachsenden Moor schon längst überwuchert waren, so daß sie nicht mehr sichtbar, geschweige denn

[1]) Die Moorleiche von Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. O. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. VI. Lieferung 4/5, S. 41.

passierbar waren. Vom Standpunkt Hahnes also müßten die pontes longi von denen Tacitus spricht, dem Grenzhorizont angehören. In diesem aber sind Moorbrücken nicht zu erwarten, weil ein Moor, das mit einer festen, aus Wollgras und Heide bestehenden Pflanzendecke versehen ist, ohne Gefahr betreten werden kann, folglich auch nicht überbrückt zu werden braucht.

Moorbrücken, die im älteren sowohl wie im jüngeren Moostorf in Form von Knüppeldämmen und Bohlwegen in den verschiedensten Tiefenlagen vorkommen, fehlen im Grenzhorizont, wie Hahne auch selbst feststellt. Sobald aber mit dem Eintritt des Klimawechsels die Moore aufs neue zu versumpfen begannen, wurde der Bau von Moorbrücken wieder aufgenommen, und zwar zunächst, wie im Aschener Moor bei Bohlweg II [1]) unter Benutzung der aus dem Sumpfe noch hervortretenden Bodenerhebungen, zwischen denen sie die Verbindung herstellten. Wenn sie an solchen Stellen hie und da dem Grenztorf eingebettet sein sollten, so kann diese Lagerung sowohl absichtlich zum Ausgleich größerer Steigungen veranlaßt worden, wie auch auf natürlichem Wege zustande gekommen sein, indem die Grenzvegetation, die an den höher gelegenen, verhältnismäßig trockenen Stellen weiter gedeihen konnte, die Brücke überwucherte. Vollständig vom Grenztorf eingeschlossene Moorbrücken gibt es nicht.

Die pontes longi, die zur Zeit der Römerkriege in Gebrauch waren, können demnach nur dem oberen Sphagnetum angehört haben, und sie liefern somit den unumstößlichen Beweis, daß zu Beginn unserer Zeitrechnung ein oberes Sphagnetum bereits vorhanden, die Grenzhorizontzeit also vorüber war.

Nach den Untersuchungen Sernanders [2]) erfolgte zu Beginn der Eisenzeit ein derartiger Klimasturz, daß dadurch der Weizenbau in Skandinavien vernichtet wurde. Das Ende der Grenzhorizontzeit fällt also hiernach — in vollster Übereinstimmung mit dem Ergebnis meiner Berechnung — mit dem der Bronzezeit zusammen.

III. Rätsel des Moorleichenproblems.

Bei den Moorleichenfunden ist eine Reihe von Erscheinungen zutage getreten, die Johanna Mestorf [3]) als „rätselhaft" bezeichnet, weil „plausible" Erklärungen dafür bislang nicht gefunden werden konnten. Wir wollen versuchen, auf Grund unserer bei der Kayhauser Leiche gemachten Wahrnehmungen und des Befundes einer anderen Moorleiche, die im April 1920 im Dehner Moor in Oldenburg aufgedeckt wurde, die Rätsel des Moorleichenproblems nach Möglichkeit zu lösen.

Leider habe ich den letzterwähnten Fund nicht bergen können, weil ich zu spät Kunde davon erhielt.

Die Leiche ist von den Torfarbeitern beim Suchen nach Wertgegenständen, die man dabei vermutete, völlig zerstückelt worden. Auf Veranlassung der Gendarmerie wurden sodann die Überreste in einer Kiste auf dem Kirchhof von Altenoythe vergraben. Die Stelle konnte mir nicht genau genug

[1]) Prejawa, Die pontes longi im Aschener Moor und in Wellinghausen. Mitt. d. Ver. f. Gesch. u. Landesk. von Osnabrück. XIX. 1894.

[2]) R. Sernander, Die geologische Entwicklung des Nordens nach der Eiszeit. Bericht von G. Kossinna, Mannus IV, S. 417.

[3]) Moorleichen. 42. und 44. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel 1900 und 1907.

bezeichnet werden, so daß ein Versuch, die Kiste wieder auszugraben, keinen Erfolg hatte. Nach dem Gendarmeriebericht und den übereinstimmenden Aussagen mehrerer Augenzeugen, die ich getrennt voneinander ausgefragt habe, stellt sich der Befund folgendermaßen dar:

Es handelte sich um die Leiche eines Mannes von auffälliger Größe (über 2 m). Die Fundstelle liegt auf halbem Wege zwischen Edewecht und Altenoythe. Die Leiche lag im oberen Sphagnetum in einer Tiefe von etwa 1 m, die Füße lagen etwa 20 cm tiefer als der Kopf. Dieser war nach Süden, nach Altenoythe zu gerichtet, das Gesicht war nach unten gekehrt, die Beine waren gerade ausgestreckt, während die Arme seitwärts nach vorn hin ausgebreitet waren. Beide Hände hielten ein Büschel blühender Heide umklammert. Die Leiche war unbekleidet; Begleitfunde wurden trotz allen Suchens nicht angetroffen, „nicht ein einziger Knopf".

Beachtenswert ist die Wahrnehmung, daß das Gebiß sich in besonders gutem Erhaltungszustand befand. Während bei der Kayhauser Leiche vom Gebiß nur noch ein Backenzahn übriggeblieben ist, und dieser sich so weich anfühlt wie Kautschuk, fehlt bei der Dehner Leiche nur ein einziger Zahn, der schon zu Lebzeiten gefehlt haben muß, weil sonst die übrigen Zähne nicht so gut hätten erhalten sein können. Im Gegensatz zu den Zähnen sind bei der Kayhauser Leiche die Ober- und Unterkieferknochen noch so gut erhalten, daß die Alveolen scharf umrissene Knochenränder aufweisen, während die Zähne vollständig aus ihnen verschwunden sind.

Daraus ist ersichtlich, daß die Zahnsubstanz gegen die auflösende Einwirkung der Moorsäuren wenig widerstandsfähig ist. Der gute Erhaltungszustand der Zähne der Dehner Leiche läßt daher darauf schließen, daß diese bei weitem nicht so lange wie die Kayhauser Leiche im Moor gelegen hat. Wenn ferner im Gegensatz zu letzterer bei der Dehner Leiche die Gesichtszüge besonders gut zu erkennen waren, so spricht dies dafür, daß der Zeitpunkt des Versinkens nicht sehr weit zurückliegen kann. Die Gesichtszüge sollen so deutlich erkennbar gewesen sein, daß man hiernach das Alter des Mannes auf 40 bis höchstens 60 Jahre glaubte schätzen zu können. Der zugestutzte Bart war von einer Form, die hierzulande als Schifferbart oder Zimmermannsbart bezeichnet zu werden pflegt. Wie bei allen Moorleichen war das Haar von der bekannten rötlichen Farbe, die der Einwirkung der Moorfeuchtigkeit zuzuschreiben ist. Am Hinterkopf war infolge des Schwindens der Knochen das Gehirn sichtbar. Nach der Beschreibung zu urteilen, war der Erhaltungszustand des Gehirns, der Haut, der Knochen und Weichteile derselbe, wie bei der Kayhauser Leiche. Haut und Weichteile waren aber nur an der Vorderseite des Körpers noch vorhanden, an der Rückenseite fehlten sie vollständig, so daß hier die Knochen freilagen und man in das Körperinnere hineinsehen konnte. Ein „dicker Klumpen" in der Körperhöhle wurde verschieden gedeutet — als Herz oder Leber. Sonst war von Eingeweiden nichts zu bemerken gewesen.

Aus dem Leichenbefund ist mit Sicherheit zu schließen, daß der Mann verunglückt ist. Als er mit dem einen Fuß einsank, zog er den anderen nach, und als er trotzdem tiefer sank, warf er sich nach vorn über, um einen tragfähigen „Bult" zu erreichen. Er griff mit beiden Händen nach der auf dem Bult wachsenden Heide und versuchte, sich an dieser an den Bult heranzuziehen. Der Versuch mißlang, weil die Heidebüschel in dem losen Boden nicht fest genug wurzelten, um solch starkem Zuge standhalten zu können. Sie wurden aus dem Boden herausgerissen, und der Unglückliche war rettungslos verloren. Tagelang noch blieb die mit der Bauchseite in den Morast eingesunkene Leiche

an der Oberfläche liegen. Die freiliegende Rückenseite fiel der Verwesung anheim, während an der Vorderseite, die durch das sie umhüllende Moor der Einwirkung der Luft entzogen war, Haut und Weichteile erhalten blieben.

Es ist gesagt worden[1]), daß unter den Moorleichen Verunglückte nicht vertreten sein könnten, weil deren Leichen wieder auftreiben und an der Luft zerfallen müßten. Es könnten demnach nur Bestattete, Hingerichtete oder Ermordete in Frage kommen, deren Wiederauftreiben durch besondere Maßnahmen verhütet wurde, indem die Leiche mit Steinen beschwert oder durch eingerammte Pfähle am Boden des Moores festgehalten wurde. Bei der Dehner Leiche wurde nichts dergleichen angetroffen. Trotzdem kann keinerlei Zweifel obwalten, daß hier die Leiche eines Verunglückten vorliegt.

Da sie vor ihrem vollständigen Versinken teilweise verwest war, so daß die Leibeshöhle keinen nach außen geschlossenen Hohlraum mehr bildete, worin eine Ansammlung von Zersetzungsgasen hätte stattfinden können, so fehlte die erste Vorbedingung für ihr Wiederhochkommen.

Daß aber auch „wohlerhaltene" Leichen aus der Tiefe des Moores nicht wieder an die Oberfläche kommen, dafür bietet einen Beleg Nr. 41 des Mestorfschen Verzeichnisses.

Neben dieser Leiche lagen drei Steine im Gewicht von 25 Pfund. Vermutlich ist die Leiche mit diesen Steinen beschwert gewesen, um ihr Versinken zu beschleunigen; aber obwohl die Steine von der Leiche heruntergeglitten sind, ist diese nicht wieder hochgetrieben. Daraus folgt, daß das Moor selbst dem Wiederauftreiben der Leichen genügenden Widerstand entgegensetzt.

Wer in eine Moosdecke einbricht, wie sie am „großen Meer" im Kayhauser Moor entwickelt ist, dessen Leiche kommt sicherlich nicht wieder an die Oberfläche. So ist nach Familienüberlieferung vor einer längeren Reihe von Jahrzehnten im Moor bei Altenoythe in der Nähe eines „Meeres" ein Schäfer bei dem Versuch, ein in Gefahr geratenes Schaf in Sicherheit zu bringen, vor den Augen eines anderen Schäfers versunken und spurlos verschwunden geblieben, trotzdem man die Stelle, wo der Unglücksfall sich ereignete, genau kannte. Und wie die bei der Dehner Leiche festgestellten Fundumstände unzweideutig erkennen lassen, daß es sich um einen Verunglückten handelt, so läßt auch die Kinderleiche, die im Mögelmoor bei Jeeling in Jütland (Mestorf Nr. 24) in fast aufrechter Stellung dicht unter der Oberfläche aufgefunden wurde, schwerlich eine andere Deutung zu.

Mestorf rechnet das Vorkommen von Kinderleichen zu den „rätselhaften Erscheinungen". Ich kann nichts „Rätselhaftes" darin finden. Sie können wie die Kayhauser Kinderleiche entweder absichtlich beseitigt worden sein, oder das Kind ist im Moor verunglückt.

„Rätselhaft" ist für Mestorf „die bisher unerklärte" Erscheinung — für die auch Hahne keine Deutung gibt, — daß die Moorleichen mitunter nackt sind, während andere in voller Bekleidung angetroffen werden. Die Lösung dieses Rätsels liegt meines Erachtens sehr nahe.

Die erhalten gebliebenen Kleidungsstücke bestehen aus Wolle oder Fell. Leinen wurde niemals angetroffen. Ich folgere hieraus, daß die nackten Moorleichen ursprünglich in Leinen gekleidet waren und daß dieses im Laufe der Zeit von dem säurehaltigen Moorwasser zerstört wurde.

Bei der Wollkleidung der Moorleichen von Damendorf und von Mooslund waren, wie Mestorf berichtet, die Nähfäden nicht mehr vorhanden; im erst-

[1]) H. Hahne, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken. Veröff. d. Prov.-Mus. zu Halle Bd. I, H. 1, 1918, S. 10.

genannten Falle war aber noch „jeder Stich deutlich sichtbar". Die Verfasserin mutmaßt daher, daß das Nähgarn von einer anderen Substanz gewesen (etwa von Flachs?), die von der Moorsäure aufgelöst wurde.

An einem der Torsberger Mäntel gewahrte Mestorf „in durchaus regelmäßiger Wiederholung nach je 2 Einschußfäden eine Lücke. Daß diese einst ausgefüllt gewesen, sieht man an den Eindrücken, welche die jetzt nicht mehr vorhandenen Fäden auf der Kette hinterlassen." Mestorf nimmt an, „daß je 2 Wollfäden und 2 Fäden von Leinengarn wechselten, das von dem Moorwasser zerstört wurde, wie das Nähgarn an dem Damendorfer Beinkleid".

Daß durch diese Beobachtungen die Verwendung von Leinenfäden zum Weben, wie zum Nähen in hohem Grade wahrscheinlich gemacht wird, dürfen wir ohne Bedenken annehmen.

Aus den Pfahlbaufunden der Schweiz wissen wir, daß dort schon in der jüngeren Steinzeit Leinwand hergestellt wurde und daß bereits in der Bronzezeit die Leinenweberei zu hoher Blüte gelangt war. Da nun der Norden mit dem Süden schon sehr frühzeitig in regem Verkehr gestanden hat, so ist es doch nicht gut denkbar, daß hierzulande Leinen noch bis spät in die Eisenzeit hinein nicht allgemein in Gebrauch gewesen sein sollte.

Daß Leinen tatsächlich im Norden bekannt war, und zwar schon in der jüngeren Bronzezeit, ist durch den Fund von Doldtofte auf Fünen verbürgt, über den C. Engelhardt in den Aarb. f. nord. Oldk. 1868, S. 240 berichtet. Wenn bislang nicht mehr solcher Funde zutage gekommen sind, so ist das keineswegs ein Beweis, daß Leinen im nordischen Kulturkreis wenig benutzt wurde, sondern die große Seltenheit seines Vorkommens ist mir nach Obigem ein Zeichen, daß dieser Stoff, der im säurefreien Wasser der Schweizer Seen so trefflich sich gehalten hat, im Erdboden leicht vergeht und nur unter besonders günstigen Bedingungen vor gänzlicher Zerstörung bewahrt bleibt. In dem vorerwähnten Falle wurde das Leinen in einem Bronzeeimer gefunden, so daß der Gedanke nahe liegt, seine Erhaltung dem Einfluß der Bronze zuzuschreiben, wie diese ja auch auf Knochen einen konservierenden Einfluß ausübt. Auf einem etwa 1000—1500 Jahre alten Gräberfeld in Ostpreußen beobachtete A. Götze[1]), „daß die Skelette spurlos verschwunden waren mit Ausnahme derjenigen Knochenteilchen, welche unmittelbar neben Bronze gelegen hatten und so konserviert wurden; so waren z. B. Teile vom Unterarmknochen genau so weit erhalten, als sich die umschließenden manschettenartigen Spiralarmringe erstreckten."

Wollten wir aus jenem nur vereinzelten Fund schließen, daß Leinen hier im Norden so gut wie gar nicht benutzt wurde, so könnte man mit demselben Recht behaupten, daß im Süden trotz der dort betriebenen Schafzucht Wollzeug nicht getragen wurde, weil solches unter den Pfahlbaufunden nicht vertreten ist. Der Gegensatz erklärt sich durch das verschiedenartige Verhalten der Stoffe zum säurefreien und säurehaltigen Wasser.

In unseren Hochmooren sind Hornscheiden vom Hausrind ungemein häufig; die Knochenzapfen jedoch sind niemals erhalten[2]).

Die auflösende Wirkung, die von den Moorsäuren auf Knochen ausgeübt wird, läßt sich bei den Hochmoorleichen Schritt für Schritt verfolgen. Dagegen hat das Haar — abgesehen von der Farbe — keine Änderung erlitten.

[1]) Neolithische Hügelgräber im Berlach bei Gotha. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1899. Berlin 1900. S. 9—16.

[2]) C. F. Wiepken, Über Säugetiere der Vorzeit. Bericht über die Tätigkeit des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde IV, 1883, S. 129.

Umgekehrt sind unter den Pfahlbaufunden Tierknochen in großen Mengen vertreten, während von hornigen Substanzen nichts angetroffen wird. Wollzeug dürfen wir hier also gar nicht erwarten. Wenn auch im rauhen Norden im Gegensatz zum Süden naturgemäß die Wollkleidung bevorzugt wurde, so lassen uns doch die wiederholten Funde nackter Moorleichen vermuten, daß hierzulande Leinen ebenfalls getragen wurde.

Bei Verurteilten wäre es zwar denkbar, daß sie, wie Mestorf annimmt, vor der Hinrichtung entkleidet wurden; dieser Erklärungsversuch ist aber auf die weibliche Leiche von Bunsoh nicht anwendbar.

Bei dieser nämlich befand sich „nur ein 59 cm langes Stück einer kunstvoll geflochtenen Wollschnur oder eines Zierbandes, welches in der Nähe des Halses lag[1])". Mestorf weiß hierfür keine „plausible" Erklärung zu geben. Zum Erdrosseln wäre die zierliche Schnur nicht verwendbar gewesen. „Denkbar" ist es der Verfasserin, daß die Delinquentin daran an die Grube geführt worden sei. Wahrscheinlicher deucht es mir, daß das „Zierband" den Schulterabschluß[2]) eines Leinenkleides gebildet hat, das im Moor vergangen ist.

Meiner Auffassung, daß die nackten Moorleichen bei ihrer Versenkung in Leinen gekleidet waren, könnte man das Fehlen von Schuhen und Knöpfen entgegenhalten, weil solcherlei im Gegensatz zum Leinen einer gänzlichen Zerstörung nicht anheimgefallen sein könnte. Indessen bei den mehr oder weniger vollständig gekleideten Leichen hat man in den wenigsten Fällen Schuhe angetroffen, so daß das Barfußgehen Regel gewesen zu sein scheint. Zumal bei der sommerlichen Leinentracht ist daher das Fehlen von Schuhen ganz erklärlich. Die Büschel blühender Heide in den Händen der Dehner Moorleiche bekunden, daß der Verunglückte zur Zeit der Heideblüte das Moor zu überschreiten versucht hat. Da nicht anzunehmen ist, daß er sich nackt auf den Weg gemacht hat, so muß er in Leinen gekleidet gewesen sein.

Knöpfe sind bei keiner einzigen Leiche angetroffen worden. Die Leiche von Neuenwalde (Nr. 37) war „bekleidet mit einem Gewand ohne Knöpfe und Knopflöcher". Bei der Leiche von Mooslund (Nr. 25) war ebenfalls „von Knöpfen und Knopflöchern" keine Spur vorhanden. Ohne Knöpfe ist auch die Hose der Leiche von Etzel (Nr. 17), sie ist „nur mit einem Zuge von Riemen versehen, um sie an den Hüften festzuhalten". Bei Nr. 1, 3 und 8 erwähnt Mestorf einen „Ledergurt", bei 9 und 36 einen „Hüftgurt", bei 42 einen „Gürtel". Eine Jacke aus Lammfell, die bei der weiblichen Leiche von Huldremoor in Jütland (Nr. 26) angetroffen wurde, „war auf der linken Schulter durch einen kunstvoll geknoteten Lederriemen zusammengehalten".

Wie Lederriemen, so wird man statt Knöpfe ur Befestigung der Kleider auch Leinenbänder benutzt haben.

Die Abwesenheit von Knöpfen sowohl, wie von Schuhen kann uns demnach nicht hindern, das Vorkommen nackter Moorleichen mit der leichten Vergänglichkeit des Leinens in Verbindung zu bringen.

Das Vorkommen von Moorleichen mit ärmlicher Gewandung veranlaßt Mestorf zu der Frage: „Warum nahm man den zum Tode Verurteilten ihre guten Gewänder und ersetzte diese durch zerfetzte und geflickte, auf Armut und Elend hindeutende Kleider? War dies etwa eine Beschämung, eine Strafe, die altem Rechtsbrauch gemäß vollzogen werden mußte?" — Aber, möchte ich dagegen fragen, bedarf es denn solcher Annahme? Liegt es nicht näher, daß die Hingerichteten nichts Besseres besaßen als die Lumpen, die sie

[1]) a. a. O. Ber. 44, S. 20.
[2]) Vgl. unten Nr. 26.

auf dem Wege zur Richtstätte oder bei ihrer Ermordung am Leibe trugen? Wie ja auch bei der Kayhauser Knabenleiche das ungemein grobe, aus schlecht gesponnenen, knotigen Wollfäden gewebte Zeug, das der Junge bei seiner Ermordung anhatte, auf bittere Armut hindeutet.

Wenn dagegen bei den Kleidern anderer Moorleichen nach Mestorfs Beschreibung die Gewebefäden so fein, glatt und stark gezwirnt sind, daß sie wie Seide glänzen, so offenbart sich hier ein Kontrast, der die Klassengegensätze der vorgeschichtlichen Bevölkerung grell beleuchtet und erkennen läßt, daß Arm und Reich durch eine weite Kluft voneinander getrennt waren.

Im Zweifel ist sich Mestorf über die Bedeutung der Schädelzertrümmerungen bei Nr. 1, 19 und 22 und der Verletzungen in der Herzgegend bei Nr. 8, 50 und 51, die vielleicht als Stichwunden aufzufassen seien. Solcherlei Verletzungen „wecken ihr den Gedanken, ob man etwa durch einen Schlag über den Kopf, einen Stich ins Herz oder durch Betäubung dem Delinquenten die Qual eines langsamen Todes hat ersparen wollen". Ich glaube eher, daß die Verwundungen, wie bei der Kayhauser Leiche auf Mord hindeuten. Die Leiche von Rendswühren in Holstein (Nr. 1) wies am Kopfe eine Wunde auf, war aber sonst so vortrefflich erhalten, daß man, an einen rezenten Totschlag glaubend, eine gerichtliche Untersuchung und Sezierung der Leiche vornehmen ließ.

Auch über andere Erscheinungen noch, wofür man bisher eine annehmbare Erklärung nicht gefunden hat, wird durch den Kayhauser Moorleichenbefund Licht verbreitet:

Wir sahen, daß der Mörder aus dem Zeug seines Opfers eine Tragvorrichtung angefertigt hatte, um die Leiche zu beseitigen. Genügte bei der Kinderleiche ein Zeuggurt und war ein Einzelner imstande, mittels einer solchen Handhabe den leichten Körper fortzuschaffen, so bedurfte es bei der Leiche eines Erwachsenen, für deren Fortschaffung die Kraft eines Einzelnen nicht genügte, einer festeren Tragvorrichtung, die so eingerichtet sein mußte, daß zwei oder mehr Personen zum Forttragen der Leiche daran Platz fanden. Als eine solche Tragvorrichtung betrachte ich die Knüppel und Stäbe, die man mehrfach auf und neben der Leiche einzeln oder paarweise angetroffen hat, indem ich annehme, daß die Leiche mittels Stricken hieran festgebunden war und daß die über den Körper hinausgehenden Enden der Pfähle zum Anfassen für 2 oder 4 Personen dienten.

Derartige Tragvorrichtungen sind nach R. Andree[1]) noch in der Gegenwart auf den Philippinen in Gebrauch, wie durch Figur 12 auf Tafel XII der unten zitierten Abhandlung veranschaulicht wird. Das Bild stellt einen enthaupteten Hocker dar, der an einen zum Tragen dienenden Pfahl festgebunden ist.

Zu dem Leichenfund von Hingstmoor (41) bemerkt Mestorf: „Neben der Leiche fand man zusammengedrehte Weidenruten und 2 Stäbe von Eichenholz. Es schien, als seien mit diesen Ruten Arme und Knie zusammengefesselt gewesen.

Ich glaube, aus diesem Befund entnehmen zu dürfen, daß die Leiche — etwa nach Art der Hocker — fest zusammengeschnürt gewesen ist und daß die bei ihr liegenden Eichenstäbe als Tragvorrichtung gedient haben.

Bei der Leiche von Landegge (Nr. 19) ist an den tiefen Eindrücken, welche die beiden auf ihr liegenden Knüppel auf dem Rücken und am linken

[1]) R. Andree, Ethnologische Betrachtung über Hocker-Bestattung. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. 6.

Arm hinterlassen haben, deutlich erkennbar, daß diese mittels eines Strickes an der Leiche befestigt gewesen sind; denn die Eindrücke können nicht anders als durch kräftiges Anziehen eines an die Knüppel befestigten Strickes hervorgerufen sein. Der eine der beiden 4,8 cm dicken Knüppel hatte zudem an beiden Enden eine „ziemlich breite, deutlich eingeschnittene Kerbe", die offenbar als Befestigungsstelle der beiden Strickenden gedient hat. Da nichts von Tauwerk bei der Leiche gefunden wurde, so muß angenommen werden, daß der Strick von den Moorsäuren aufgelöst worden ist. — Es sei hier daran erinnert, wie in den Hockergräbern die Skelette oft mit so übermäßig hochgezogenen Knien angetroffen werden, daß die Beine nur durch festes Verschnüren in ihrer unnatürlichen Lage festgehalten werden konnten. Wenn von der Fesselung in den Hockergräbern ebenso wie bei den Moorleichen niemals die geringste Spur vorgefunden wurde, so ist uns dies verständlich in der Annahme, daß Hanf ebensowenig wie Leinen der auflösenden Einwirkung der Humussäuren standzuhalten vermag.

Bei der Kayhauser Leiche konnte ferner mit Sicherheit festgestellt werden, daß die Fesselung der Hände und Füße erst nach der Ermordung vorgenommen worden ist. Welchen Zweck aber konnte es haben, eine Leiche zu fesseln? Doch nur den einen, die Wiederkehr des Toten zu verhüten. Die Fesselung ist also lediglich als ein Bannmittel anzusehen.

Im sächsischen Vogtlande (Würschnitz) herrscht noch heutigentags die Sitte, dem Toten im Sarge die Hände mit einem Tuch zusammenzubinden, damit er nicht wiederkehren kann und bald aus der Familie jemanden nachholt [1]).

Wie die Fesselung der Kayhauser Leiche, so geschah nach meiner Auffassung ebenfalls das Einwickeln und Verschnüren der Moorleichen in eine Decke (Nr. 13), einen Mantel (Nr. 3 und 15) oder ein Tierfell (Nr. 5 und 11) zum Zweck des Bannens. Auch das einfache Zudecken der Leiche mit einem Mantel (Nr. 8, Bericht 44, S. 46) mag schon als genügender Schutz gegen die Wiederkehr des Toten angesehen worden sein. Bei Nr. 3 war der Pelzmantel „durch lederne Riemen um den Körper zusammengehalten"; Nr. 15 war in einen wollenen Mantel eingehüllt, der mit einer runden wollenen Schnur und geflochtenen Bändern an den Körper gebunden war. Bei den in ein Tierfell eingehüllten Leichen Nr. 5 und 11 mögen zum Verschnüren Stricke verwendet worden sein, die im Laufe der Zeit im Moor zergangen sind.

Der Leiche Nr. 26 war der rechte Arm gebrochen, während der linke über die Brust gebogen und mittels eines starken, 1 cm breiten Lederriemens unter dem Mantel an den Körper gebunden war. Wie bei der Kayhauser Leiche so ist auch hier der Tote durch Fesselung und Brechen des Arms des Gebrauchs seiner Hände beraubt worden.

„Ein 1,40 m langes, 50 cm breites Zeugstück hüllte den Kopf oder die Schultern der Leiche ein und wurde durch eine aus einem Vogelknochen hergestellte 8 cm lange Nadel festgehalten." Dieser nicht ganz klare Satz wird sofort verständlich, wenn wir das Wort „oder" durch „und" ersetzen. Alsdann ergibt sich, daß die beiden Enden des um die Schultern gelegten Zeugstücks von vorn unter die Arme durchgezogen, über den Kopf hochgezogen und hier mittels der Nadel zusammengesteckt waren. Indem so dem Toten die Augen verhüllt wurden, sollte er den Weg, den er gekommen, nicht wieder zurückfinden können.

[1]) Andree, a. a. O., S. 306.

Den gleichen Zweck wird es gehabt haben, wenn bei der Leiche Nr. 1 „die Kleider über den Kopf gestreift waren".

Als eine besondere Art des Bannens möchte ich das Pfahlwerk und das Reisiglager bei der Leiche Nr. 22 betrachtet wissen.

„Am Kopfende und am Fußende der Leiche waren je 3 zugespitzte Birkenpfähle von 6,5 cm Durchmesser eingeschlagen. Auf diesen ruhten parallel mit der Leiche 3 andere Pfähle von gleichem Durchmesser und ebensolche Pfähle standen zu beiden Seiten der Leiche. Innerhalb dieser „Kammer" von 1,90—2 m Durchmesser ruhte auf einem Lager von Birkenreisern die Leiche" (Ber. 44, S. 15).

Als „schützende" Grabkammer, wofür Mestorf das Pfahlgerüst anspricht, kann dieses wegen der weiten Zwischenräume zwischen den Pfählen nicht aufgefaßt werden, ebensowenig wie das Reisiglager geeignet gewesen sein dürfte, einen Toten „sanft" darauf zu betten.

Wie aus der Beschreibung des Pfahlwerkes hervorgeht, war die Leiche darin wie in einen Käfig eingeschlossen, so daß ihr ein Entweichen in körperlicher Gestalt unmöglich gemacht war. Um auch die Seele festzubannen, damit sie nicht als Geist wiederkehre, wurde die Leiche auf ein Reisiglager gebettet. „Das Festbannen der Seelen in Sumpf und Gesträuch" ist — wie es bei E. Maaß[1]) heißt — „überhaupt als deutsch verbürgt."

Wenn nach Tacitus das Versenken von Verbrechern unter einer Decke von Flechtwerk vorgenommen wurde, so ließ man sich hierbei von derselben Vorstellung leiten, welche die Australier veranlaßt, die Gräber mit Reisig zu bedecken, um die Geister am Heraussteigen zu hindern[2]). Indem die Decke von Flechtwerk mit Steinen beschwert wurde, sank sie mit dem unter ihr liegenden Verurteilten auf den Grund des Moores nieder, so daß der Tote hier festgebannt ist.

Das Bedecken des Toten mit Baumzweigen (Nr. 13) geschah wohl ebenfalls in der Absicht, ihn am „Umgehen" zu hindern.

Nun wird es uns auch verständlich, weshalb in anderen Fällen, wie mehrfach beobachtet wurde, die Leiche mit Steinen beschwert oder mittels starker Pfähle im Untergrund des Moores festgehalten war. Die eine wie die andere Maßnahme sollte dazu dienen, den Toten in der Tiefe festzubannen.

Daß im besonderen das Pfählen der Leichen noch in späteren Zeiten als Bannmittel galt, wird durch die Wormser Bußordnung des Bischofs Burchard bestätigt.

Nach E. Maaß[3]) heißt es hier:

„Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent diaboli audacia repletae: cum aliqua femina parere debet et non potest, in ipso dolore si mortem obierit, in ipso sepulcro matrem cum infante palo in terra transfigunt? Si fecisti vel consensisti, duos annos debes paenitere."

„Fecisti, quod quaedam mulieres facere solent instinctu diaboli: cum aliquis infans sine baptismo mortuus fuerit, tollunt cadaver parvuli et ponunt in aliquo secreto loco et palo corpusculum ejus transfigunt dicentes, si sic non fecissent, quod infantulus surgeret et multos laedere posset? Si fecisti ant consensisti ant credidisti, quinque dies paeniteas."

---

[1]) Die Lebenden und die Toten. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. 1922, S. 207.

[2]) Fr. Ratzel, Völkerkunde II. 1886, S. 76.

[3]) a. a. O. S. 205.

Wir ersehen hieraus, daß das Pfählen der Leichen im Grabe vorgenommen wurde und in der Absicht geschah, ein Wiederaufstehen der Toten zu verhüten, damit sie niemandem Schaden zufügen könnten.

Das Pfählen ist also keineswegs auf das Moor beschränkt, so daß es nicht lediglich als ein Mittel betrachtet werden kann, wodurch ein Wiederauftreiben der Leiche im Moor verhütet werden sollte.

So mannigfaltig die bei den Moorleichen beobachteten Fundumstände sein mögen, und so rätselhaft sie uns auf den ersten Blick erscheinen, so lassen sie doch in den meisten Fällen ohne Zweifel die einheitliche Erklärung des Bannens zu.

Hierbei ist es nebensächlich, ob etwa in dem einen oder anderen Fall, wie Mestorf mutmaßt, eine liebevolle Fürsorge vorliegt, den Toten sanft zu betten; denn die abergläubischen, als Bannmittel dienenden Bräuche, denen man als Überlebsel aus heidnischer Zeit noch jetzt vielerorts bei Beerdigungen begegenet [1]), werden ungeachtet aller Familien- und Freundschaftsbande, die den Toten mit den Überlebenden verknüpfen, ängstlich befolgt, weil gerade die Nahestehenden am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, von dem Toten „nachgeholt" zu werden.

Die mit Moos ausgekleidete Grube, in der die Leiche Nr. 42 lag, könnte allenfalls auf eine pietätvolle Bestattung schließen lassen; indessen kann eine solche Grube einfach dadurch zustande gekommen sein, daß die Leiche in die noch nicht tragfähige Moosdecke eines in der Vermoorung begriffenen Wassertümpels einsank, infolgedessen sie von Moos umhüllt wurde. Überdies war die Moosschicht, auf der die Leiche lag, nur 1 cm dick [2]), so daß von einer beabsichtigten Polsterung nicht die Rede sein kann.

Untrügliche Anzeichen einer liebevollen Bestattung sind noch bei keiner einzigen Moorleiche wahrgenommen worden.

Bei der Leiche von Obenaltendorf ist freilich durch C. A. Weber einwandfrei festgestellt worden, daß im überlagernden Sphagnetum Schichtenstörungen vorhanden waren, die erkennen ließen, daß die Leiche eingegraben war. Das aber ist auch alles. Ob die Leiche in liebloser Weise verscharrt wurde, oder ob man ihr eine sorgfältige Bestattung hat zuteil werden lassen, muß dahingestellt bleiben. Allenfalls könnten die beiden Silberkapseln, die bei der Leiche gefunden wurden, zu der letzteren Annahme berechtigen. Schmucksachen nämlich dürfen wir bei Hingerichteten und Ermordeten kaum erwarten, da man sie diesen vor ihrer Beseitigung genommen haben wird. Die Leiche von Corselitze (Nr. 15), bei der eine Bronzefibel und Glasperlen gefunden wurden, war in einen Wollmantel eingehüllt, der mit einer wollenen Schnur und geflochtenen Bändern an den Körper gebunden war, so daß hier an eine Bestattung unter gleichzeitiger Bedachtnahme auf das Bannen des Toten gedacht werden kann.

Die auffallende Erscheinung, daß bei den Moorleichen überaus selten Schmucksachen angetroffen werden, ließe sich also daraus erklären, daß die große Mehrzahl zu den Hingerichteten und Ermordeten gehört.

Zu den Moorleichenfunden zählt Mestorf auch „die ohne jegliche Spur von dazugehörenden menschlichen Gebeinen gefundenen Kleiderbündel", „wenn, wie dies z. B. bei den Kleidern von Dätjen (23) der Fall ist, diese in Form, Schnitt, Gewebe, Näherei vollständig mit denjenigen übereinstimmen,

[1]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860.

[2]) H. Hahne, Die Moorleiche aus dem Hochmoor „Hogehahn" bei Bernuthsfeld, Kr. Aurich. Vorzeitfunde aus Niedersachsen VI, S. 49.

die neben oder gar an den Körpern der Leichen gefunden und als für sie kennzeichnend erkannt sind."

In dem Kleiderbündel von Dätjen waren „Sand und kleine Steine" enthalten, die offenbar zum Beschweren des Bündels gedient haben, um es zum Versinken zu bringen. Obschon die Kleider mit denen von Moorleichen übereinstimmen, so möchte ich doch, anstatt sie für einen Moorleichenfund gelten zu lassen, die Frage aufwerfen, ob es nicht denkbar wäre, daß die Kleider aus Gründen der Hygiene versenkt worden sind.

Von einem Volk, das schon in der jüngeren Steinzeit in der Chirurgie soweit vorgeschritten war, daß seine Ärzte es verstanden, Schädel nach allen Regeln der Kunst mit einem einfachen Feuersteinsplitter[1]) zu trepanieren, von dem darf man erwarten, daß es auch auf hygienischem Gebiet genügend Erfahrung gesammelt hatte, um zu wissen, daß durch Kleider ansteckende Krankheiten übertragen werden können.

Möglich ist also, daß die Kleider von Dätjen im Moor beseitigt wurden, weil sie von einer mit einer ansteckenden Krankheit behafteten Person getragen worden waren. Denkbar auch ist es, daß es sich um gestohlenes Gut handelt, dessen der Dieb aus Furcht vor Entdeckung sich hat entledigen wollen.

Aus dem Herzogtum Oldenburg führt Mestorf von Seefeld in Butjadingen (Nr. 46) einen noch zweifelhafteren Fund an. Nach Hahne[2]) soll die Leiche verloren sein. Bei Mestorf ist jedoch von einer Leiche überhaupt nicht die Rede. Gefunden wurde nur „ein Netz, darin ein 4—5 cm langes Stück von einem Kuhhorn, an der Spitze abgeschnitten und durchbohrt und ein Stück Schwefelkies. Ferner Fetzen von wollenem Körpergewebe, mehrere Enden von einem Strick, eines 40 cm lang und 1,05 cm dick. Viele Ballen von Tierhaaren; Fellreste; an einem Stück kurzes schwarzes Haar, wie Pferdehaar;" — also lauter wertloser Plunder, der vermutlich einfach weggeworfen ist, unmöglich aber als Moorleichenfund durchgehen kann.

Zudem konnten die Sachen noch nicht lange im Moor gelegen haben; denn sonst hätten die Strickenden und das Netz nicht mehr vorhanden sein können; es sei denn, daß beides aus Bast oder Wolle hergestellt war. Das aber hätte ein so guter Beobachter wie Dr. Bohls in seinem von Mestorf mitgeteilten Bericht nicht unerwähnt gelassen. Wenn er kurzweg von Stricken spricht, so kann es sich nur um Hanfstricke handeln; solche aber vermögen, wie ich aus den Befund der Landegger Leiche folgerte, auf die Dauer der auflösenden Einwirkung der Moorsäuren nicht standzuhalten.

Die Fetzen wollenen Köpergewebes besagen nichts zugunsten des Mestorfschen Standpunktes.

Wenn wir uns nicht notgedrungen mit Mutmaßungen begnügen wollen, so müssen solche Funde wie die beiden letzterwähnten als das bezeichnet werden, was sie wirklich sind und dürfen nicht den Moorleichen beigerechnet werden, sondern nur im Anschluß an diese, ebenso wie Mestorf es mit den „Moorschuhen" gehalten hat, als eine besondere Fundgruppe behandelt werden.

Wie groß die Zahl der wirklichen Moorleichenfunde ist, läßt sich aus dem Mestorfschen Verzeichnis von 1900 und 1907 nicht entnehmen. Einschließlich

[1]) Die Bewohner der zu Neupommern gehörenden Gazellen-Halbinsel bedienen sich zum Trepanieren eines Obsidiansplitters, einer geschärften Muschelschale oder eines scharfen Haifischzahnes. (R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907. S. 108—127.)

[2]) Einführung in die Moorleichenforschung. Vorzeitfunde aus Niedersachsen. Lief. 1, S. 6.

der vier weiteren Moorleichen, die Hahne[1]) seitdem aus der Provinz Hannover bekannt geworden sind und der beiden hier behandelten oldenburgischen Funde mögen es annähernd 50 sein.

Aus dem Herzogtum Oldenburg ist sonst nur noch eine weibliche Moorleiche, die Mestorf unter Nr. 47 erwähnt, bekannt geworden. Nach einem Bericht von Pitiscus[2]) wurde sie 1784 beim Torfgraben im Bareler Moor bei Hatten gefunden[3]). Sie lag in einer Tiefe von $2^1/_2$ Fuß im „braunen" oder „bunten" Torf. Die „stückweise" zutage geförderten Körperteile wurden an „Liebhaber" abgegeben. Der Hinterkopf mit den besonders gut erhaltenen Haaren wurde an die Königliche Kunstkammer in Kopenhagen überwiesen. Verschiedene getrocknete Hautstücke gelangten nach Petersburg, Göttingen, Hamburg und Clausthal.

Die in Oldenburg verbliebenen Leichenteile wurden in der Apotheke der Frau Dr. Dugend und bei dem Physikus Dr. Kelp aufbewahrt, wo Pitiscus sie erst nach Ablauf von nahezu sieben Jahren gesehen hat. Über den Erhaltungszustand dieser Stücke schreibt er, daß sie sich „in allen ihren Teilen völlig wie eine Mumie" verhalten.

Ein noch jetzt sehr gut erhaltenes Hautstück, das aus dem Nachlaß der Frau Dr. Dugend stammt, befindet sich in der vorgeschichtlichen Abteilung des hiesigen Museums. Es ist augenscheinlich die linke Hälfte des „merkwürdigen Bruststückes", das „beinahe wie eine Schnürbrust" aussieht.

Hat also dieses Stück allen Einflüssen der Luft schon an die 140 Jahre widerstanden, so geraten andere mumifizierte Moorleichen mit der Zeit in Zerfall.

In anderen Fällen hat eine Mumifizierung der Moorleichen überhaupt nicht stattgefunden, sondern diese sind, sobald sie mit der Luft in Berührung kamen, der Verwesung anheimgefallen.

Ist es das eine Mal ein „wohlerhaltener menschlicher Körper", der aus dem Moor zutage kommt, dessen Knochen jedoch mehr oder weniger entkalkt und zum größeren oder geringeren Teil aufgelöst sind, so ist ein ander Mal gerade umgekehrt das Skelett gut erhalten, während die Weichteile nur noch unvollständig vorhanden sind. Wenn die Eingeweide „meist bis zur Unkenntlichkeit geschrumpft, oft ganz verschwunden[4])" sind, so befinden sich dementgegen bei der Kayhauser Leiche Magen, Darm und Gekröse in so vortrefflichem Erhaltungszustand, daß die Blutgefäße im durchscheinendem Licht scharf sich abheben.

Wie solche Gegensätze zu erklären sind, gehört ebenfalls zu den Rätseln des Moorleichenproblems. Aufgabe der Moorgeologie ist es zunächst, zwischen „Flachmoor- und Hochmoorleichen" zu unterscheiden[5]) und bei letzteren festzustellen, ob sie im unteren oder oberen Sphagnetum gefunden wurden; denn es liegt auf der Hand, daß der so überaus verschiedene Erhaltungszustand der Moorleichen von der Beschaffenheit der Moore, insbesondere die mehr oder weniger weit vorgeschrittene Entkalkung und Auflösung der Knochen von dem

[1]) a. a. O., S. 1.
[2]) Blätter vermischten Inhalts IV. Oldenburg 1791, S. 52—72.
[3]) Mestorf gibt irrtümlich 1704 als Fundjahr an.
[4]) Hahne, Einführung usw., a. a. O. S. 9.
[5]) Nach Tacitus erfolgte die Versenkung von Verbrechern ebensowohl im Sumpf, wie im Moor; doch ist zu erwarten, daß unter den wieder zutage geförderten Leichen die Hochmoorleichen weitaus überwiegen, weil im Vergleich zum Hochmoortorf der minderwertige Torf der Flachmoore nur in sehr geringem Maße Verwendung findet und dementsprechend wenig gegraben wird.

größeren oder geringeren Säuregehalt des Moorwassers abhängig ist. Es handelt sich also um ein Rätsel, dessen Lösung letzten Endes der Chemie vorbehalten bleiben muß.

Die Kayhauser und die Dehner Leiche wurden im oberen Sphagnetum gefunden. Daß die Bareler Leiche ebenfalls im jüngeren Moostorf gelegen hat, ergibt sich aus ihrer geringen Tiefenlage, und wenn der Berichterstatter schreibt, daß sie im „bunten" Torf angetroffen wurde, so kann mit dieser Bezeichnung nur der weiße, mit braunen Bultlagen durchsetzte jüngere Moostorf gemeint sein.

Das Vorkommen von Moorleichen im älteren Moostorf halte ich ganz allgemein für ausgeschlossen. Im Verein mit der tiefgehenden Verwitterung, der infolge der andauernden Trockenheit und Wärme während der Grenzhorizontzeit der ältere Moostorf ausgesetzt war, muß die Einwirkung der Moorsäuren im Laufe der Jahrtausende zu einer völligen Auflösung menschlicher Leichen geführt haben. Daß aber Leichen aus späterer Zeit durch allmähliches Tiefersinken aus dem oberen in den unteren Moostorf gelangten, ist aus dem Grunde nicht möglich, weil der festere Grenztorf ihrem weiteren Versinken ein Ziel setzen mußte.

Hahne [1]) führt zwar eine Reihe von Moorleichen auf, die mehr oder weniger tief unter dem Grenztorf im älteren Moostorf gefunden sein sollen. So soll die Landegger Leiche 1 m unter dem Grenzhorizont gelegen haben. Indessen, worauf Hahne seine Angaben begründet, habe ich nicht ermitteln können. Daß einige Leichen in „schwarzen Torf". angetroffen wurden, ist noch kein Beweis, daß sie, wie Hahne meint [2]), dem unteren Sphagnetum zugerechnet werden müssen; denn von mehr oder weniger tiefdunkler, schwarzer Farbe pflegen auch die tieferen Lagen des oberen Sphagnetums zu sein, wie auch der Torf der Flachmoore [3]). In Fällen, wo wirklich Hochmoorleichen vorliegen, können diese aus den oben dargelegten Gründen nur dem oberen Sphagnetum entstammen.

Nach den Untersuchungen Sernanders liegen, wie es in Kossinnas Bericht [4]) heißt, „die germanischen Moorleichen der späten Kaiserzeit durchweg im oberen Sphagnetumtorf". Insoweit nicht Flachmoorleichen in Betracht kommen, stimmt dies mit meiner Auffassung betreffs der Hochmoorleichen vollkommen überein. Die Gründe, die Sernander für seinen Standpunkt geltend macht, kann ich leider nicht anführen, weil mir seine Arbeiten zur Zeit nicht zugänglich sind. Die gegenwärtige Schwierigkeit der Literaturbeschaffung zwingt mich, zu schließen.

[1]) Die geologische Lagerung der Moorleichen usw., a. a. O. S. 34, Taf. IIb, 6.
[2]) Die Moorleiche aus den Hochmoor „Hogehahn" usw., a. a. O. S. 50.
[3]) C. A Weber, Über die Moore. Jahresber. d. Männer vom Morgenstern H. 3, S. 13.
[4]) a. a. O.

Oldenburg, im Herbst 1923.

Alte und neue Funde bei und in Frankfurt a. Oder.

Von M. M. Lienau, Frankfurt a. d. Oder.

Mit 4 Textbildern.

A. Eine seltene Grabform der Aurither Periode

(Schluß der Bronzezeit)

von einem Urnenfelde bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf, Kreis Weststernberg (nahe Fso.).

Im Sommer 1904 — kurz vor Beginn meines Studiums bei Oscar Montelius — hielt ich eine Nachlese auf einem bereits vielfach durchgrabenen Urnenfelde der Aurither Periode bei der Kleinen Mühle. Insbesondere hatte ein Pastor Seehausen dort viele Urnen, über deren Verbleib nichts bekannt ist, herausgenommen, aber auch die Besitzer der Kleinen Mühle — Schönfeld und später Gräber — haben bei der Ackerbestellung manche Urne zerpflügt. Die Kleine Mühle liegt am Fahrwege von Frankfurt nach Bischofssee am Rande der Oderwiesen-Niederung zwischen dieser und dem Nordhange eines Höhenzuges, der von der Oder — im Zuge West-Ost — nach Kunersdorf streicht und als eine Endmoräne angesprochen wird. Unmittelbar hinter der Mühle liegt der Mühlenteich, südlich desselben auf der Höhe das Gehöft Marienheim. Das Urnenfeld füllt, am Hange nach den Oderwiesen liegend, ein Dreieck aus, das begrenzt wird von dem Wege, der von der Fahrstraße Frankfurt-Bischofssee nach Marienheim abgabelt, von dieser Fahrstraße und einer Linie, die den Mühlenteich und Marienheim verbindet. Das Areal des Urnenfeldes umfaßt etwa 2½ preußische Morgen (1 h = etwa 4 Morgen).

Ich konnte damals noch außer dem nachstehend zu beschreibenden Grabe (Grab IV) sieben weitere Bestattungsanlagen, sämtlich ohne oder ohne nennenswerte Steinpackungen, untersuchen, von denen Grab II und III viele Gefäße in ovaler Anordnung enthielten, nämlich Grab II 7 Leichenbrand-Urnen mit im ganzen etwa 33 Beigefäßen (2—12 bei der einzelnen Urne) und Grab III 4 Leichenbrand-Urnen mit gleichfalls vielen Beigefäßen, die sämtlich (in Grab II und III) gestülpt standen, während die Leichenbrandgefäße — soweit dies, da gerade sie stark zerpflügt waren, feststellbar war — aufrecht standen.

Unser Grab IV stellt nun eine ganz eigenartige Grabanlage dar (Abb. 1) — eigenartig wenigstens wegen ihrer Seltenheit innerhalb der Mark Brandenburg für uns Epigonen, da im Laufe der Jahrtausende bei immer fortschreitender Ackerkultur ja ungezählte derartige Anlagen der Acker-Steinbereinigung halber entfernt (zerstört) sein können, zumal mir Jahn-Breslau mitteilt, daß die gleiche Grabform aus etwa gleicher Zeit in Schlesien — wenn auch

im allgemeinen nicht in so imposanter Aufmachung — wohl bekannt ist. Die Abb. 1 zeigt eine große Steinpackung, die 0,40 m unter der Oberfläche angetroffen wurde; darunter, nur durch eine dünne Erdschicht getrennt, lagen nahe beieinander 2 gänzlich zertrümmerte Urnennester mit Auritzer Ware, und zwar führte das eine (Grab 1) eine Leichenbrandurne mit 4 Beigefäßen, das andere (Grab 2) 3—4 Leichenbrandurnen mit etwa 9 Beigefäßen. Sämtliche Gefäße standen, soweit dies bei der gänzlichen Zerscherbung feststellbar war, aufrecht und die Beigefäße waren z. T. in die Leichenbrandurnen hineingestellt. In Grab 1 lag eine „flächig geschliffene" Steinscheibe (Abb. 2, Nr. 1) von 5 cm Durchmesser bei 2 cm Dicke mit oberer und unterer Delle und einer in der Mitte herumlaufenden Einschnürung, wie Kossinna „Flächig geschliffene Steinscheiben" Mannus VIII, S. 77/78" (Abb. 48, Brieskow), auf dessen eingehendere Ausführungen ich hinweise. In Grab 2 lag ein drahtförmiger Miniatur-Bronzering von 1 cm Durchmesser (mit Wandung), dessen eine Hälfte glatt, während die andere gedreht ist (Abb. 2, Nr. 2). Aus allen Gefäßscherben ließ sich nur eine Schüssel zusammensetzen (Abb. 2, Nr. 3), wie sie, — übrigens auch in Schlesien (Martin Jahn, Mannus, Erg.-Bd. III, Taf. I, Stufe B, Abb. 2, dazu S. 34) —, für die Bronzestufe V, in welche die Auritzer Kultur fällt, typisch sind.

Abb. 1. Kunersdorf, Kr. Weststernberg.

Die Schüssel ist innen grau, außen braungelb. Sie ist 7 cm hoch, der Durchmesser ihrer Mündung beträgt 18 cm, der des Bodens 6½ cm. Ihr Rand ist vierfach gegliedert so, daß zwei mit schrägen Querfurchen versehene Bahnen von je etwa 10 cm Länge durch zwei glatte Bahnen von je etwa 8 cm Länge unterbrochen werden. Diese glatten Bahnen verdicken sich nach der Mitte zu und sind nach innen fazettiert, so daß sie zwei breite untergriffige Handhaben darstellen. Auf diese Weise trägt sich die Schüssel sehr bequem und sicher.

Die große Steinpackung, die wohl als ein Denk-(Ehren-)mal für die darunter Bestatteten aufzufassen ist, bestand aus einem nach Osten offenen Oval von 1,90 m Länge bei 1,50 m größter Breite, dessen Saum von 11 etwa „4 kopf"-großen Steinen gebildet wurde, während das Ovalinnere von etwa 80 „kopf"- bis „2 faust"-großen Steinen bedeckt war. Die 11 Randsteine hatten eine durchschnittliche Höhe von etwa 0,30 m. Im Osten rechts und links von der Eingangsöffnung liegen zwei Steine mit zwei Fußsohleindrücken (Naturspielen); die Spitze der rechten Fußsohle zeigt nach Westen in das Grab hinein, diejenige der linken nach Osten aus dem Grabe heraus. Dies führe ich an, ohne weitere Hypothesen daran zu knüpfen, als die Vermutung, daß diese beiden Steine mit ihren Naturspielen (die Fußsohle ist ja ein bekanntes Hilfsmittel vorgeschichtlicher Magie) absichtlich als Flügel des offenen Tores niedergelegt wurden.

Die Funde befinden ſich im Muſeum-Lienauhaus.

Dieſe gänzlich ungermaniſche Grabform (zu vgl. Lienau, Grabformen uſw., Mannusbibl. Nr. 13) iſt für denjenigen, nebenbei großen, Forſcherkreis, der längſt von dem ungermaniſchen Charakter der ſogenannten Lauſitzer

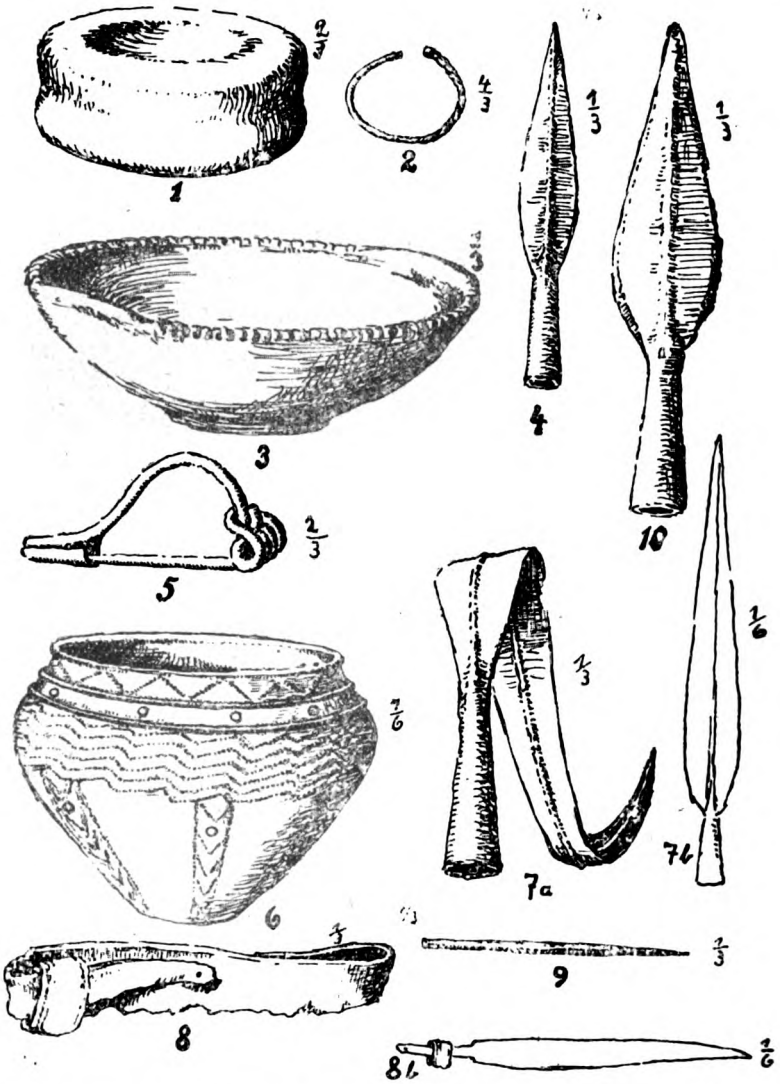


Abb. 2. Nr. 1, 2. Kunersdorf, Kr. Weſtſternberg. — Nr. 3—10. Lebus.

Kultur überzeugt iſt, eine neue Beſtätigung dafür, daß der völkiſche Charakter dieſer Kultur nicht beſtimmt werden kann durch eine herausgegriffene Einzelheit, wie z. B. durch die Buckelurne, ſondern bedingt wird durch eine Summe von Erſcheinungen im Grabritus und im Handwerksbetrieb, die insbeſondere

für denjenigen auffällig ist, der längere Zeit in „unbestritten germanischen" Gebieten und im „Lausitzer" Gebiet grabend, forschend und schauend tätig gewesen ist.

B. West- und Ostgermanische neuere Funde.

I. Westgermanische Funde in Lebus (Kreis Lebus).

(Lebus liegt 8 km nördlich Frankfurt auf dem linken [1]) Oderufer.)

In den Jahren 1921/22 wurden durch die Eigentümer beim Rigolen 3 westgermanische Urnengräber aufgedeckt auf benachbarten Grundstücken, die, links der Kirschenallee Lebus-Lebuser-Unterkrug, auf dem das linke (westliche) Oderufer begleitenden Hochplateau liegen, welches bei dem alten Bischofsstädtchen Lebus dicht an die Oder herantritt.

Bei allen drei Gräbern handelt es sich um Gelegenheitsfunde, nicht um Ausgrabungen.

Grab 1.

(2 Urnen mit Leichenbrand in 15—20 cm Abstand voneinander.)

Im Garten (unweit des Wohnhauses) des Herrn Lehrer Zeppner.

A. Urne I.

a) Gänzlich zertrümmerte Urne, von der mir keine Scherben vorliegen. An Beigaben enthielt diese Urne:

b) Lanzenspitze (Eisen), (Abb. 2, Nr. 4) 15½ cm lang, wovon 6 cm auf die Tülle fallen. Die größte Breite des Blattes beträgt 2,6 cm. Soweit der Rost es erkennen läßt, ist die noch gut ausgeprägte Mittelrippe mehr scharfkantig als halbrund. Im Übergang vom Blatt zur Tülle macht das Stück einen „stark eingeschnürten" Eindruck (die „Tülle mit Wandung" hat am Blattansatz 1,50 cm, an der Öffnung 2,20 cm Durchmesser) und bekommt dadurch, wie auch im ganzen mit einer „Körchower" Lanzenspitze (Beltz, Urnenfeld Körchow, Taf. XI, Abb. 55), die etwa 14 cm lang ist, große Ähnlichkeit.

c) Fibel (Eisen) (Abb. 2, Nr. 5), es handelt sich um die „Geschweifte Drahtfibel" mit unterer Sehne (eine späte Latèneform). Auch hier bietet „Körchow" ein gutes Seitenstück (Beltz, a. a. O. Taf. XII, Abb. 96), wie denn auch die oben erwähnte Körchower Lanzenspitze mit einer Latèneformfibel (Beltz, Taf. XII, 98) zusammen gefunden wurde.

B. Urne II (ohne Beigaben).

Schwarz. Reich in Rädchentechnik verziert. Kein scharf absetzender Hals (Abb. 2, Nr. 6). Höhe 21 cm, Durchmesser der Mündung 21½ cm, des Bodens 7½ cm. Die rund um die Schulter umlaufenden Leisten, zwischen denen die Kreise stehen, sind erhaben (en relief). Der wulstige Rand quillt nach außen etwas über. Man vergleiche Schulter, Hals und Rand eines westgermanischen Latènegefäßes Kossinna, „Deutsche Vorgeschichte" Taf. XXVI, 332.

Grab 2.

Im benachbarten Garten (unweit des Wohnhauses nach der Oder zu) des Herrn Studienrat Dr. Luhmann.

a) Die Hälfte einer schlecht geglätteten (rauhen) graubraunen Urne ohne Oberteil. Form etwa wie Beltz (a. a. O.) Taf. II, 8.

---

[1]) Auch Frankfurt liegt bis auf die (durch Deich geschützte) Damm-Vorstadt auf dem linken Ufer.

Beigaben:

b) Lanzenspitze (Eisen) mit umgebogener Spitze und Knick oberhalb der Tülle, 26 cm lang, wovon 7 cm auf die Tülle fallen (Abb. 2, Nr. 7). Auch hier ist der Durchmesser der Tülle (mit Wandung) an der Öffnung erheblich größer als am Blattansatz, 2,5 bzw. 1,5 cm (vgl. dazu Jahn, „Bewaffnung der Germanen" Abb. 88). Größte Breite des Blattes (etwa 7 cm oberhalb des Tüllenansatzes) 5,60 cm.

Der Grat (die Mittelrippe) ist, wie Jahn (a. a. O.) es beschreibt, zu einer niedrigen, breiten und rundlichen Erhebung zusammengeschrumpft, welche nur noch ganz verwaschene, undeutliche Konturen hat (Jahn, a. a. O., Abb. 68).

c) Ein grades Messer (Eisen) (Abb. 2, Nr. 8) 31 cm, lang, wovon auf den Griff 9½ cm fallen, mit einer größten Klingenbreite (5½ cm unterhalb des Griffansatzes) von 3,1 cm; die Griffangel ist beiderseitig — vom Rücken, wie von der Schneide — abgesetzt, 1 cm unterhalb ihres Abschlusses befindet sich ein kleines rundes Loch (wohl Nietloch), ihr unterer Teil (beim Klingenansatz) wird von einem gut 2 cm breiten Eisenband (Griffessel) umfaßt (Parallelen dazu z. B. Körchow Urne 95 und Rondsen, Abb. 163 (Kostrzewski, a. a. O.)).

Die Angel ist vierkantig und spitz zulaufend. Die Schneide ist zwischen Mitte und Griff etwa eingezogen. Das Messer ist an zwei Stellen umgebogen (geknickt), nämlich am Schneidenende und am Griffansatz.

d) Ein Pfriemen (Abb. 2, Nr. 9) (Eisen) Länge 10 cm. Der obere spitz zulaufende Teil (Länge 5 cm) ist vierflächig (vierkantig), der untere Teil (Länge 5 cm) ist rundlich (vielkantig). Die größte Stärke (Dicke) weist das Gerät in der Mitte mit 0,80 cm auf, während es am unteren Ende 0,40 cm und an der (Arbeits-)Spitze 0,15 cm Durchmesser hat. In der Form (vorausgesetzt, daß die Abbildung bei Beltz, a. a. O., Taf. XI, 87, was aus dem Text nicht klar hervorgeht, das Gerät ohne Holzgriff darstellen soll) hätten wir auch in Kröchow einen ähnlichen Pfriemen.

Grab 3.

a) Größere Stücke einer graubraunen Urne (ohne Rand und Halsstücke), deren glatte Wandung durch 2 cm breite (gelbliche) gerauhte Streifen, die z. T. im Winkel zusammenlaufen, unterbrochen wird. Über der Schulter läuft eine schmale Hohlkehlleiste um.

Beigaben:

b) Lanzenspitze (Eisen), (Abb. 2, Nr. 10), 19 cm lang, wovon 6½ cm auf die Tülle fallen. Die größte Breite des Blattes beträgt 4½ cm. Der Mittelgrat ist noch gut ausgeprägt, wenn auch nicht mehr stark scharfkantig. Auch dieses Stück ist am Tüllenansatz stark eingeschnürt. Die Tülle (mit Wandung) hat am Ansatz 1,60 cm, an der Öffnung 2,50 cm Durchmesser. In der Öffnung sitzt noch der Querniet. Das Blatt ist nach oben (wie vielfach bei keltischen Stücken) etwas eingezogen, so daß die Ränder des Blattes eine schön geschwungene Linie bilden. Im ganzen betrachtet ähnelt diese Spitze derjenigen von Camin (Beltz, a. a. O. Taf. IX, Abb. 4), nur daß bei letzterer der Tüllenansatz ausgeprägt „kaiserzeitlich" gestaltet ist.

c) Ein fragmentarisches, stark zerrostetes halbmondförmiges (Rasier-) Messer (Eisen).

Nach Angabe der Herren Dr. Luhmann und Zeppner, denen für die Überweisung der Funde in unser Museum herzlich zu danken ist, standen die

Urnen, die sämtlich Leichenbrand ohne Beimengung von Holzkohle oder kohliger Erde enthielten, ohne Steinsetzungen etwa 22 cm unter der Oberfläche in reiner, brandfreier Erde. Der Abstand von Grab 1 und der Gräber $^1/_3$ beträgt einige 40 m, derjenige von Grab 2 und Grab 3 etwa 6 m. Bei Grab 2 und 3 lagen die Beigaben auf, lediglich der Pfriemen (Grab 2) im Leichenbrand. Bei Grab 1 liegen genauere Angaben über die Lage der Beigaben nicht vor.

Zweifelsohne haben wir es mit Westgermanen zu tun; zu dieser Feststellung genügt ein Blick auf die Keramik, die einmal Dekoration in „Rädchentechnik", das andere Mal Unterbrechung der Wandrauhung durch vertikal herunterlaufende breite „geglättete" Streifen aufweist, beides keramische Erscheinungen, die bei den Ostgermanen zu den größten Seltenheiten gehören, was für die „Rauhung" (und zumal Wechsel zwischen Rauhung und Glättung) freilich auf die Spätlatènezeit einzuschränken ist (Kostrzewski, a. a. O. S. 187, Anm. 4 — hingegen für die Kaiserzeit Blume, „Die germanischen Stämme usw." S. 128, Abs. 2). Zeitlich setzen wir die Lebuser Funde wohl am richtigsten in die Wende der Spätlatènezeit zur Kaiserzeit, so daß unsere Westgermanen um Christi Geburt herum ihren Einzug in den damals menschenarmen Kreis Lebus gehalten haben werden, um sich als „Märker" (Grenzmänner) auf den Lebuser Höhen hart an der Oder niederzulassen, die ja in ihrem Unterlauf bis um Chr. Geburt noch Grenzstrom zwischen Ost- und Westgermanen[1]) war. In dieser Zeit sind westgermanische Parallelen lediglich westlich der Oder zu suchen und wenn ich wiederholt auf „Körchow" bzw. „Camin" zurückgriff, so geschah dies nur deshalb, weil ich mich kurz vor Niederschrift dieses Berichtes eingehend mit „Beltz, Das Urnenfeld von Körchow" (bei Wittenburg in Mecklenburg) beschäftigt hatte, dessen älteste Belegung Beltz in die Zeit um Chr. Geburt setzt. Insbesondere möchte ich noch auf unsere rädchenverzierte Urne (Abb. 2, Nr. 6) hinweisen, die einen ausgesprochenen Übergangscharakter von der Spätlatènezeit zur frühen Kaiserzeit zeigt, insbesondere trifft dies für Schulter, Hals und Rand zu. Die um die Schulter laufenden erhabenden Leisten, die einen Ornamentrahmen bilden, finden ihre Parallelen bei westgermanischen gedrehten Latènegefäßen in Mitteldeutschland (vgl. noch Jacob, „Leipziger Latène-Funde" Abb. 151, wo als Einfassung Leiste und Furche auftreten).

II. Ostgermanische Funde aus der Spätlatènezeit bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf (Kreis Weststernberg).

Westlich anschließend an den zur Kleinen Mühle (Eigentümer Gräber) gehörigen Garten hat der Schwiegersohn des Eigentümers, Lehrer Paul Rettig, im Frühjahr 1922 ein Haus gebaut. Dabei, sowie bei Gartenarbeiten wurden 5 Gräber angetroffen, die ich, da ich leider nicht rechtzeitig benachrichtigt wurde, nur nach den Angaben des Herrn Rettig beschreiben kann: danach handelt es sich um 5 Brandschüttungsgräber, von denen 4 einen übereinstimmenden Charakter aufwiesen: Brandstellen von etwa 1 m:0,50 m bei einer Tiefe (Mächtigkeit) von etwa 0,25 m; darin Scherben und gebrannte Knochen. Beigaben sind nicht beobachtet worden, auch über die Lage der Scherben und Knochen liegen feinere Beobachtungen nicht vor. Von den Scherben sind etliche aufbewahrt worden, darunter auch 4 Randstücke (Abb. 3,

[1]) Vgl. hierzu die Doppellinie auf der Karte von Jahn, Mannus V, Taf. IX, wo diese Grenzlinie zwischen ost- und westgermanischen Waffenfunden erst südlich Frankfurts auf das linke Oderufer tritt.

Nr. 1—4). Einige Scherben zeigen Verschlackung. Die fünfte Grabanlage wich ab: hier stand in einem Brandfleck von etwa 0,75 : 0,40 m eine wohlerhaltene Urne mit Leichenbrand ohne Beigaben. Auch über der Urne lag Branderde von etwa 10 cm Mächtigkeit, darin Gefäßscherben, vielleicht von einer Deck-

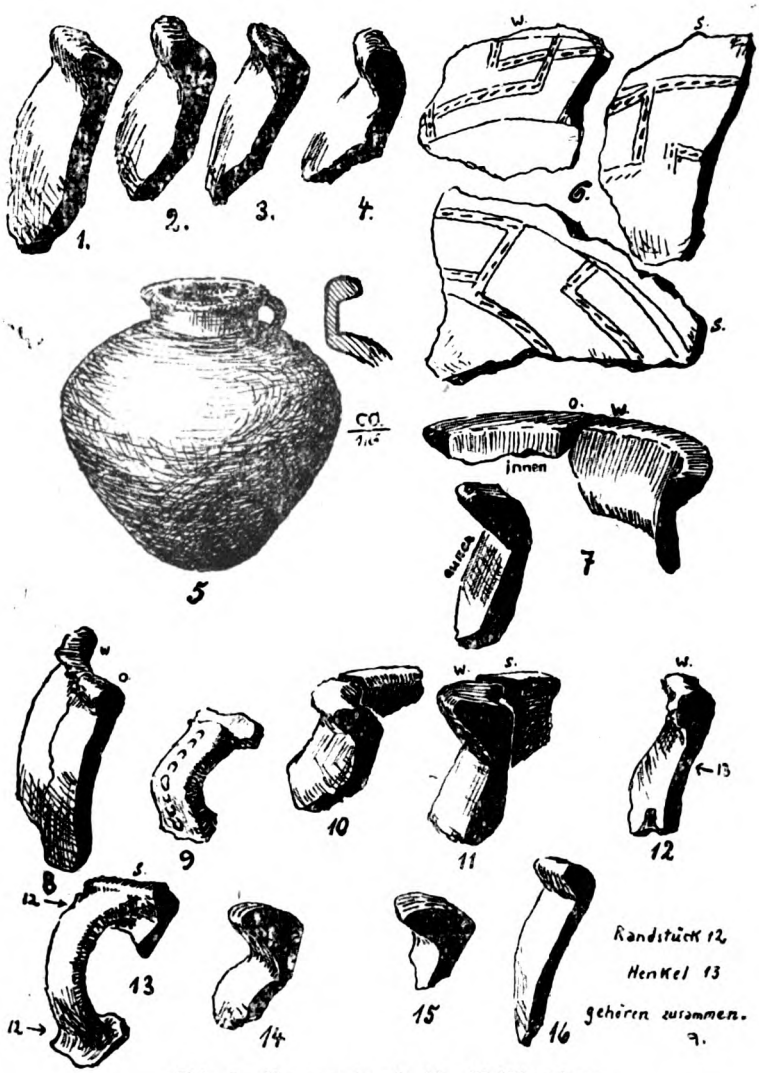


Abb. 3. Kunersdorf, Kr. Weststernberg.

schale; der Brandfleck hatte etwa 30 cm Mächtigkeit (Tiefe). Das wenig geglättete (aber nicht etwa gerauhte) unverzierte Gefäß ist von grauer Farbe und zeigt an Schulter, Hals und Rand deutliche Spuren von Verschlackung durch Feuer. Das Gefäß ist eine typische „Wandalische Krause" (Abb. 3, Nr. 5), zu vergleichen auch „Kostrzewski"[1]): Die Ostgermanische Kultur der

[1]) Kzi. = „Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit".

Spätlatènezeit, S. 182, dazu die Abb. 197 (S. 181), die unserer Krause genau gleicht bis auf den Hals, der bei uns senkrecht (nicht schräg nach innen) aufsteigt. Die Höhe unserer Krause beträgt 21 cm, die größte Breite der Gefäßwandung 23 cm, der Durchmesser der Mündung mit Rand beträgt 10 cm, derjenige des Bodens 9½ cm. Mit dem nachstehend zu besprechenden (6.) Grabe hätten wir also auf einer Fläche von etwa 200 qm 6 Grabanlagen.

Da Herr Rettig das westlich an sein Haus angrenzende lange schmale Gartenland zu rigolen beabsichtigte, so bat ich darum, mir sofort Auffälliges zu melden. So wurde im Januar 1923 noch eine Grabanlage (Grab 6) gesichtet (etwa 15 m westlich des Urnenfundes) wenige Meter westlich der westlichen Haus-Schmalseite. Es handelt sich um eine 0,60 m unter der Oberfläche liegende tief schwarze ovale Brandstelle von 1,20 m Länge West-Ost zu 0,80 m größte Breite Nord-Süd bei 0,36 m Mächtigkeit (Tiefe), an deren Rand 3 — eine im Osten, die zweite im Süden, die dritte im Westen — Gefäßtrümmeransammlungen, zwischen denen Beigaben lagen, gefunden wurden. Im ganzen muß wohl die Grabanlage als ein „Brandschüttungsgrab" (vgl. Kzi., Kapitel VII) aufgefaßt werden, da auch sonst in dem Brandfleck Gefäßscherben und einige gebrannte Knochen gesichtet wurden, insbesondere an seiner Peripherie in der Süd-Ostecke eine kleine Scherbenansammlung mit dem Bruchstück eines eisernen Gegenstandes; im besonderen stellt, wie sich zeigen wird, unsere Grabanlage eine Phase der Übergänge vom Brandschüttungsgrab zum reinen Brandgrubengrab dar (vgl. Kzi., Kap. VII, S. 218/19), wie sie bisher anscheinend noch nicht beobachtet worden ist. Die 3 Gefäßscherbenansammlungen waren nämlich mit einer gewissen Sorgfalt um und bei den Beigaben gruppiert, so daß man im ersten Augenblick je eine Graburne aufzudecken glaubte; so waren Randscherben ganz nach oben gestellt, so daß man z. B. bei dem West-Scherbennest den Eindruck hatte, es seien die rechtwinklig zueinander liegenden Schwertklinge und -scheide obenauf in eine Urne gelegt, während in dem Süd-Nest die große Feile und die Raspel, mit ihren Griffen in stumpfen nach Süden geöffnetem Winkel aneinander gelegt, am südlichen Bodenrande einer Urne zu ruhen schienen. Andererseits waren mehrmals Scherben ein- und desselben Gefäßes (ich werde diese Tatsache später ausführlich nachweisen, indem ich mich absichtlich erst über das Allgemeine, dann über das Besondere verbreite) über verschiedene der 5 Fundstellen, Ost-, Süd-, West-, Südost-Ecke, -Brandfleck (wild), verteilt, wie auch die nur in ganz geringer Menge erhaltenen gebrannten Knochen, während die Beigaben (mit einer Ausnahme sämtlich aus Eisen) folgendermaßen verteilt waren: Scherbennest/West: zusammengerollte Schwertscheide und Schwertklinge, Bruchstück eines flachhalbkugeligen Schildbuckels und ein unbestimmbares stabförmiges Bruchstück; Scherbennest/Süd: 1 Fibel, 2 Feilen, 1 Raspel; Scherben/Südostecke: Bruchstück aus Eisen; Scherbennest/Ost: 1 Feile, 1 Locher, 2 Knochenstücke mit um ein zentrales Grübchen eingetieften Kreisen. Hier möchte ich gleich die Frage stellen: handelt es sich um einen oder um 3 verbrannte Tote? und ich möchte diese Frage stellen mit Goethe'schen Worten (West-Östlicher Divan, Gingo biloba) (mutandis mutatis)

„Ist es Ein lebendig Wesen?
Das sich in sich selbst getrennt,
Sind es Zwei? die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt."

Ich möchte mich dafür entscheiden, daß es sich um die Bestattung einer Person handelt; die Annahme, es könnten 3 Personen (Sippe eines Waffen-

Anzahl der Tongefäße	Anzahl der Scherben						Farbe	Bemerkungen	Abbildungen
	W.	S.	O.	So.	Brf.	Sa.			
Nr. 1	13	4	7	—	8	32	gelbbraun	Stufen-Ornament (W. S. O. Brf.), 2 Randstücke (W. O.)	Abb. 3, Nr. 6/7
Nr. 2	6	8	16	2	11	43	rötlichbraun		
Nr. 3	6	—	—	1	—	7	gelbbraun	2 Bodenstücke (W.) 1 Bodenstück (So.)	
Nr. 4	1	—	11	—	1	13	grauschwarz		
Nr. 5	1	—	3	—	—	4	graubraun	1 Schulter-Randstück (W.) 1 desgl. (O.) — Kleines Gefäß	Abb. 3, Nr. 8
Nr. 6	1	—	—	—	—	1	rötlichbraun	1 ornam. Henkel	Abb. 3, Nr. 9
Nr. 7	2	—	—	—	—	2	gelbbraun	2 Randstücke	Abb. 3, Nr. 10
Nr. 8	1	13	—	—	—	14	gelbbraun	1 Randstück (W.), 1 desgl. (S.)	Abb. 3, Nr. 11
Nr. 9	1	1	—	—	—	2	rötlichbraun	1 Randstück (W.), 1 Henkel (S.). — Kleines Gefäß	Abb. 3, Nr. 12/13
Nr. 10	1	—	—	—	—	1	gelbbraun	1 Randstück (W.). — Kleines Gefäß	Abb. 3, Nr. 14
Nr. 11	1	—	—	2	—	3	rötlichbraun	1 Bodenstück (W.), 2 desgl. (So.)	
Nr. 12	1	—	—	2	—	3	gelbbraun	großer Scherben	
Nr. 0[1]	2	—	—	—	—	2	—	kleine indifferente Scherben	
Nr. 13	—	5	1	—	1	7	grau- bis rötlichbraun	flache umlaufende Furchen (Kannelüren), 1 Randansatz	
Nr. 14	—	1	—	—	—	1	gelbbraun	Randstück. Kleines Gefäß	Abb. 3, Nr. 15
Nr. 0[2]	—	11	—	—	—	11	—	kleine indifferente Scherben	
Nr. 15	—	—	1	—	—	1	gelbbraun	Hals- und Randstück	
Nr. 16	—	—	4	—	—	4	rötlichbraun		
Nr. 0[3]	—	—	8	—	—	8	—	kleine indifferente Scherben	
Nr. 17	—	—	—	2	—	2	gelbbraun	2 Bodenstücke von kleinem Gefäß	
Nr. 18	—	—	—	2	—	2	gelbbraun	2 Bodenstücke	
Nr. 19	—	—	—	1	—	1	grauschwarz		
Nr. 20	—	—	—	—	1	1	gelbbraun	1 Randstück von kleinem Gefäß	Abb. 3, Nr. 16
Nr. 21	—	—	—	—	1	1	graubraun		
Scherben:	37	43	51	12	23	166			
Beigaben:	1 Schwertklinge 1 Schwertscheide 1 ? Schildbuckel-Fragment? 1 Fragment Eisen	1 Fibel 2 Feilen 1 Raspel Eisen	1 Feile 1 Locher Eisen 2 ornament. Knochenstücke	1 Werkzeug-Bruchstück					

schmiedes) gleichzeitig oder gleich nacheinander verbrannt sein (eine mit Schwert usw., die zweite mit Fibel, Feilen und Raspel, die dritte mit Feile usw.) und die mitgegebenen Gefäße könnten auf die drei Grabstellen in Bruchstücken verteilt worden sein: liegt nicht jenseits des Möglichen, wäre aber meines Erachtens sehr gesucht.

Nun wende ich mich zu den Einzelheiten, und zwar

A.

zuerst zu den **Tonscherbenfunden,** deren Verteilung auf die einzelnen Fundstellen tabellarisch dargestellt ist.

Zu der Tabelle ist zu bemerken, daß bedeuten: W. S. O. So. = Scherbennester West, bzw. Süd, bzw. Ost, bzw. Südostecke; Brf. = Brandfleck.

Als Resultat ergibt sich, daß ein Scherbenmaterial von insgesamt etwa 21 Gefäßen vorliegt — sagen wir vorsichtig höchstens 21 Gefäßen: wenn wir mit der Möglichkeit kleiner Fehler rechnen in bezug auf einzelne oder wenige Scherben, wie z. B. Nr. 12, 16, 19, 21. Solche Fehler sind aber ausgeschlossen, wo es sich um einzelne Rand- und Bodenstücke handelt, deren Auseinanderhaltung keine Schwierigkeiten machte. Annähernd ein ganzes Gefäß könnte ergeben Nr. 2 (bei der besonders gründlichen Zerscherbung scheiterte jedoch der Versuch der Zusammensetzung, zumal Randstücke fehlen) dann Nr. 1 — alle anderen Gefäße sind noch mehr Stückwerk bis hinunter auf einzelne Rand- und Bodenstücke. Für einen solchen Scherbenbefund liegen zwei Möglichkeiten vor: entweder sind bei der Bestattungszeremonie nur Gefäßtrümmer und -trümmerchen absichtlich verwandt worden (also beschädigte Gefäße oder nur einzelne Teile von Gefäßen), oder aber man hat den Scheiterhaufen nur teilweise zur Brandschüttung verwandt. Letztere Annahme wird aber fast beseitigt durch die Tatsache, daß das gesamte Scherbenmaterial keinerlei Verschlackung oder starke Feuereinwirkung aufweist, somit nicht aus dem Scheiterhaufen selber, sondern nur von dessen Peripherie stammen könnte. Setzen wir dem Scherbenmaterial die zusammengerollten Schwertteile (Klinge und Scheide), sowie die drei Eisenreste, von denen einer wahrscheinlich von einem Schildbuckel, ein anderer von einem Werkzeug herrührt, zur Seite, so kommen wir zu der Überzeugung, daß diese Verbiegung der Waffen, diese Mitgabe von Eisen- und Gefäßresten oder nur einzelnen Stücken (insbesondere Henkeln, Rändern, Böden) von Gefäßen in erster Linie mit religiösen Vorstellungen zusammenhängen, worüber sich meines Erachtens durchaus zutreffend Martin Jahn (Die Bewaffnung der Germanen, Mannusbibl. Nr. 16, S. 19) wie folgt äußert: „Völker, welche in höherem Maße als der Kulturmensch unserer Tage in und mit der sie umgebenden Natur leben, sehen ihre Umgebung mit kindlicheren, phantasievolleren Augen an. Sie hauchen allen Dingen, welche sie kennen lernen, den Gegenständen, welche sie täglich benutzen [so auch den Koch-, Speise- und Trinkgefäßen][1]), besonders aber den Besitztümern, welche sie am höchsten schätzen, Leben ein. So sind ihnen ihre Waffen [und Werkzeuge] treue Gefährten, welche ihr Leben schützen [bzw. ihren Lebensunterhalt vermitteln]. Am teuersten aber ist ihnen das Schwert. Ist nun ein Krieger gestorben, so steigt seine Seele, von irdischer Hülle [bei den Germanen schneller durch Feuerbestattung] befreit, ins Jenseits, dann zerstört oder tötet man auch seine Lieblingswaffe, welche für ihn im Leben so oft gestritten hat [oder deren Anfertigung, wie wahrscheinlich in unserem Falle, sein Handwerksberuf gewesen ist], damit auch ihre Seele

[1]) Das eckig Eingeklammerte ist Zusatz des Berichterstatters.

sich aus dem gebrochenen Körper aufschwingen und der ihres Herrn folgen könne, um ihm im Jenseits weiter dienstbar zu sein. Für einen solchen symbolischen Akt genügt auch ein einmaliges Knicken der Waffe [oder aber das Abbrechen der Spitze, wie bei unserer „Raspel" und einer „Feile"]. Ähnlich äußert sich Lippert, „Christentum, Volksglaube usw. S. 395": „Bei vielen Völkern werden sogar die Gefäße, deren sich ein Verstorbener bei Lebzeiten bedient hat, absichtlich zerbrochen, damit seine Seele sich nicht darin festsetze."

Zu diesem Abschnitt „Scherbenmaterial" ist noch nachzutragen, daß die obersten Scherben 0,10 m unter der Oberfläche der 0,36 m tiefen Brandschicht gesichtet wurden, während die untersten auf deren Grundfläche lagen, so daß die Scherbennester eine Tiefe von 0,26 m hatten. Ferner wäre noch zu bemerken, daß über das Scherbennest/West ein Gefäßbodenstück deckelartig gestülpt war.

B. Die Beigaben
(mit einer Ausnahme aus Eisen).

1. Scherbennest/West.

a) Die zusammengefaltete Schwertklinge (in 4 Teile zerbrochen (Abb. 4, Nr. 1—3).

Die Klinge ist zweischneidig bei einer Länge von 98 cm und einer Breite von 5 cm. Ob die Klinge dachförmig oder flach ist, läßt sich bei der starken Verrostung schwer sagen. Der oben abgebrochene, im Querschnitt ovale nietlose Griff (die Griffangel) hat noch eine Länge von 13 cm — an dem abgebrochenen oberen Ende von 4½ cm Länge (Gesamtlänge des Griffes also 17½ cm) sitzt die, nach Feuervernichtung der Griffumkleidung, nach oben gerutschte Parierstange (Abb. 4, Nr. 2c/d) (wie Kzi., Abb. 69a/b (Mittelform zwischen a/b)). Demnach ist das Schwert (und mit ihm auch wohl die sämtlichen anderen Eisenbeigaben) dem Feuer des Scheiterhaufens ausgesetzt gewesen. Das obere kleinere Stück der Griffangel trägt einen Endknopf (Abb. 4, Nr. 2b), der das gänzliche Abrutschen der Parierstange verhinderte. Die Spitze des Schwertes gleicht der Abb. 68c (Kzi.). Wir haben es demnach mit einer Klingenform zu tun, die als allgemein-germanischer von den Kelten übernommener Typ der Spätlatènezeit bezeichnet werden muß.

b) Die zusammengefaltete Schwertscheide (Abb. 4, Nr. 4—5).

Die gleichfalls stark verrostete zusammengefaltete Scheide hat eine Breite von gut 5½ cm. Sie liegt vor in mehreren größeren und kleineren Stücken von zusammen 90 cm Länge. Sie besteht aus 2 dünnen Platten, von denen die eine um einige Millimeter über die andere an beiden Seiten übergreift und der Länge nach um dieselbe gebogen ist. Querstege fehlen. Auch über Scheidenmund bzw. -ende (nebst Ortband) sind keine Bemerkungen zu machen, da diese Teile fehlen oder zerrostet sind, ebenso nicht über Schwertschlaufe und sonstige Aufhängungsvorrichtungen. Dagegen ist unsere Scheide, wie an zwei Stellen trotz der starken Verrostung und dadurch bedingter Abblätterung, einwandfrei zu beobachten ist, verziert, und zwar durch ein netzförmiges Tupfenmuster aus (eingepunzten) Punkten (zu vgl. Jahn, a. a. O. S. 124, Abb. 142, Kzi., S. 94, Abb. 83f. und 84). Am meisten ähnelt die Abb. 142 bei Jahn, Weißenhöhe, Kr. Wirsitz. Auch unsere Scheide mit ihrer Verzierung ist typisch ostgermanisch.

c) Ein flach gewölbtes Bruchstück, vermutlich ein Stück eines flachhalbkugeligen Schildbuckels (Jahn, a. a. O., Taf. III, Abb. 1).

d) Ein rundstabiges Eisenfragment von 9 cm Länge (Abb. 4, Nr. 6).

2. Scherbenneſt/Süd.

a) 1 große Feile; Länge (oben fehlt ein Stückchen vom Klingenabſchluß) 21,3 cm, wovon auf die Griffangel, in die das Werkzeug, ſich dornartig verjüngend, nach unten ausläuft (auch von dem Griff fehlt ein Stückchen), 4 cm

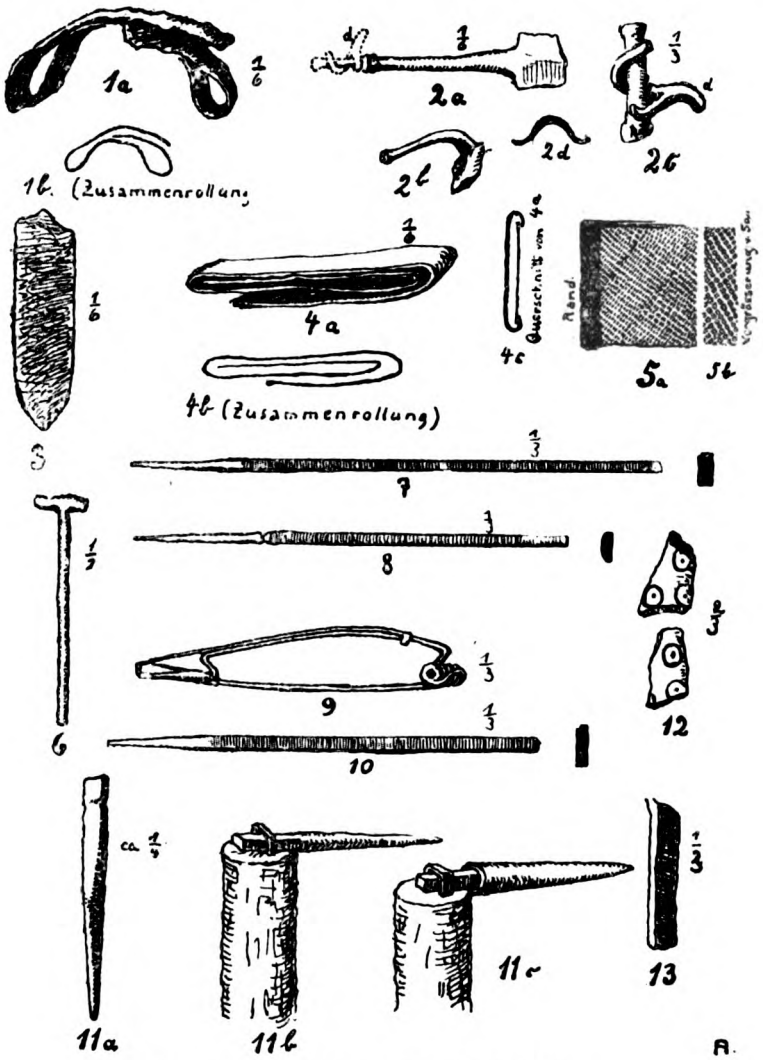


Abb. 4. Kunersdorf, Kr. Weſtſternberg.

fallen. Breite 1 cm, Dicke (Schmalſeiten) 0,80 cm. Im Querſchnitt iſt die Feile vierkantig; ſie weiſt auf allen vier Flächen „Hiebe“ auf (Abb. 4, Nr. 7).

b) 1 kleine Feile, die, ſoweit es die ſtarke Verroſtung in bezug auf den Klingenabſchluß erkennen läßt, vollkommen erhalten iſt; ſie iſt in zwei Teile zerbrochen, die zuſammen 15½ cm Länge ergeben, wovon auf den dornartigen

kurzen Griff 2,3 cm entfallen; Breite 0,90 cm, Dicke 0,65 cm. Querschnitt vierkantig; „Hiebe" auf allen vier Flächen.

c) 1 Raspel, deren oberer Teil mit Klingenabschluß fehlt. Länge des Fragments 17 cm, wovon 6½ cm auf den von der Klinge durch eine Einkerbung geschiedenen, vierkantigen sich dornartig verjüngenden Griff fallen. Breite 1,10 cm, größte Dicke in der Mitte 0,48 cm. Der Querschnitt der Klinge ist plankonvex, so daß Schmalseiten nicht gebildet werden, sondern nur scharfe Kanten. „Hiebe" auf beiden Flächen (Abb. 4, Nr. 8); vgl. Kzi., Abb. 191.

Zu a, b, c wäre zu bemerken, daß die bei Kzi. Abb. 190 abgebildete Feile etwa 15 cm Länge, die Raspel Abb. 191 etwa 19 cm Länge hat und daß, wie bei unseren Stücken, der Griff bei der Feile länger und in seinem Abschluß weniger spitzig ist.

d) 1 Fibel von 12 cm Länge (Abb. 4, Nr. 9), von Mittellatèneschema, fast gleich der Abb. 3 (Var. C, Beilage 3) bei Kzi. Es handelt sich um den Typ der schlanken durchweg ziemlich langen Fibeln mit vollentwickelter Stützfalte, und zwar ist unser Exemplar mit seinen 12 cm besonders lang, da Kzi. eine durchschnittliche Länge von 9—10 cm angibt. Die Rolle besteht aus 4 Windungen (im allgemeinen 4—6 Windungen) mit oberer Sehne. Kleine Unterschiede zwischen unserer Fibel und der Abb. 3 bei Kzi. bestehen darin, daß bei unserem Stück der Mittelsteg (der Fußteil des Bügels), der bei den Exemplaren mit Stützfalte regelmäßig eingebogen ist, mehr S-förmig gestaltet ist, wie etwa bei Kzi., Abb. 6, und daß der zurückgebogene (zurücklaufende) Fuß mit dem Nadelhalter keinen spitzen, sondern annähernd einen rechten Winkel bildet.

3. Scherbenneſt/Oſt.

a) 1 Feile (Abb. 4, Nr. 10); Länge (oben fehlt ein Stück vom Klingenabschluß) 16,5 cm, wovon etwa 4 cm auf die dornartige Griffangel fallen; Breite 1,25 cm; Dicke 0,65 cm; Querschnitt: vierkantig. „Hiebe" auf allen vier Flächen.

b) 1 Gerät, das ich, bevor ich mich über seine Verwendung äußere, zuerst lediglich beschreibe (Abb. 4, Nr. 11a/c). Das Gerät ist 14½ cm lang; es ist in seinem oberen mit einer rundlichen Spitze endigenden Teile, und zwar bis 6 cm von der Spitze nach unten hin rundlich, in seinem unteren, 8½ cm langen Teil geht der runde Querschnitt in einen viereckigen über; er wird vierkantig. Von seiner rechteckigen Basis (1,90 cm Länge : 0,90 cm Höhe) verjüngt es sich allmählich bis auf 0,50 cm Durchmesser der rundlichen Spitze. An der Stelle, wo das Gerät aufhört, rundlich zu sein, hat es einen Durchmesser von 1,40 cm, es nimmt also von der Spitze bis zu diesem Punkte (6 cm von der Spitze) um 0,90 cm an Durchmesser (Dicke) zu. Das sehr massive Stück wiegt 140 g. 3 cm von der Basis scheint es eine kleine Einschnürung aufzuzeigen.

Nach Ansicht von Fachleuten einschlägiger Betriebe (Schlossereien, Schmieden usw.) kann es sich um 2 Verwendungsmöglichkeiten handeln: erstlich als „Durchschlag" zum Einschlagen von Löchern in Eisenblech, wenn man die rechteckige Basis als Schlagfläche für einen Hammer auffaßt. Hiergegen spricht vielleicht die etwas schmale Basis, während die heute gebrauchten „Durchschläge" eine quadratische (breitere) Schlagfläche aufweisen. Auch fehlen Schlagspuren, die sich durch Überquellen (Breitschlagen) der Schlagfläche = Ränder, die bei unserem Gerät scharfkantig sind, bemerkbar machen müßten; zweitens als „Sperrhorn" (Abb. 4, Nr. 11b/c) also als ein Gerät das mit der Basis eingespannt war (etwa mit Eisenkrammen an einem aufrecht stehenden kräftigen Holzpfahl), wofür auch die vorerwähnte Einschnürung sprechen würde,

und das dazu diente, dütenförmige Gebilde aus Eisenblech herzustellen (auch kleine Ringe oder dgl. könnten darauf gearbeitet werden). Nun haben wir einen dütenförmigen Gegenstand, zu dessen Herstellung unser Gerät vorzüglich gepaßt haben würde: Den Lanzenschuh. Vom Lanzenschuh sagt Kzi. S. 110, dazu Abb. 101: „Das untere Ende des Holzschaftes war bisweilen mit einem Beschlag aus konisch zusammengebogenem, an der Verbindungsstelle verschweißtem starkem Eisenblech, dem Lanzenschuh, versehen, der mit einem Niet an dem Schaft befestigt war (Beilage 47). Diese Beschläge sind gewöhnlich kurz (meist 4—8 cm) und haben nur einen kleinen Durchmesser (von 1—2 cm); der Schaft scheint also, wenigstens in seinen unteren Teil, recht dünn gewesen zu sein.....". Auf unserem „Sperrhorn", das bis 6 cm von der Spitze an gerechnet rundlich ist und bei 6 cm (Übergang zur vierkantigen Form) einen Durchmesser von 1,40 cm zeigt, hätten also Lanzenschuhe bis zu 6 cm Länge und 1,40 cm Durchmesser hergestellt werden können (Abb. 4, Nr. 11 b/c).

c) 2 ornamentierte Knochenstückchen (Abb. 4, Nr. 12).

Das Ornament besteht aus eingetieften Kreisen, so daß ein kreisrunder erhabener Ausschnitt entsteht, in dessen Mitte ein Punkt eingetieft ist. Dem Anschein nach rühren diese Knochenfragmente von einem röhrenartigen Gegenstande (etwa einer runden Griffangelfassung) her.

3. Scherbenstelle/Südostecke.

Ein Fragment (Eisen), Abb. 4, Nr. 13), das wohl eher ein Materialstück, als ein Gerät darstellt.

Die ostgermanischen Fundstellen liegen in der Niederung dem Aurither Urnenfeld (vgl. A) benachbart, von dem sie nur durch die am Fuße der Anhöhe entlang laufenden Fahrstraße getrennt sind.

Zum Schlusse wende ich mich der **„Völkischen Frage"** zu. Daß wir es bei zwei von unseren Grabanlagen bestimmt mit „wandalischen" zu tun haben, steht wohl außer Zweifel durch die aufgefundene Keramik: Wir haben einmal eine vollständig erhaltene „wandalische Krause" aus dem Urnengrab (Abb. 3, Nr. 5), sodann für solche Krausen typische Hals- und Randteile aus unserm Grab 6, nämlich Tabelle Nr. 1: 2 Hals- und Randstücke von einem Gefäß (Krause) aus Scherbennest-West bzw. Ost (Abb. 3, Nr. 7), ferner Tabelle Nr. 8: 2 Hals- und Randstücke von einem Gefäß (Krause) aus Scherbennest-West bzw. Süd (Abb. 3, Nr. 11).

Sodann sind den Wandalen nach Kzi. S. 195 der Mäander und mäanderähnliche Zeichnungen (Stufen-, Zinnenmuster usw. S. 196/197) vorwiegend eigentümlich: „Mäander- und mänderähnliche Zeichnungen kommen in der Spätlatènezeit bei den Burgundern wohl ab und zu als Teile größerer Ornamentgruppen (vgl. Kzi., Abb. 209), nicht aber als selbständiges Ziermuster vor (mit einer einzigen Ausnahme)". Wir haben nun aus unserm Grab 6 ein mäanderähnliches selbständig auftretendes Stufenmuster (Abb. 4, Nr. 6), zu vgl. Tab. Nr. 1, und zwar nach Kossinna (Mannus 11/12, S. 405) ein „echt wandalisches" Stufenmuster. Drittens spricht die große Zahl (vgl. Tabelle) der bei der Bestattungszeremonie (Grab 6) verwandten Gefäße und Beigefäße eindrücklich dafür, daß wir es bei Grab 6 mit einer wandalischen Grabanlage zu tun haben.

Bleibt jetzt noch die Frage übrig, ob wir unsere als wandalisch anzusprechenden Gräber dem „Wandalischen Hauptgebiet" der Spätlatènezeit — Südlicher Teil der Provinz Posen (nordwärts bis zur Warthe bzw. dem westwärts gerichteten unteren und mittleren Lauf der Netze), Mittelschlesien, Nordostzipfel Niederschlesiens (zu beiden Seiten der Oder), ostwärts Ausdehnung bis nach Polen und Westgalizien — oder der „Lokalen Gruppe" im südöstlichen Brandenburg „zu beiden Seiten der Lausitzer Neiße" anzugliedern haben? Im letzteren Falle hätten wir es nach Jahn[1]) mit den um 100 vor Chr. von den Dänischen Inseln abwandernden wandalischen Silingen zu tun, die auf ihrer Wanderung längs des Oderstroms um oder bald nach 100 vor Chr. an der Mündung der Lausitzer Neiße Halt machten, um sich keilförmig an ihren beiden Seiten in die westlich der Oder sitzenden Westgermanen (mit einem ostwärts greifenden Auslauf in den angrenzenden links der Oder gelegenen Teil Niederschlesiens) einzuschieben. Als Erster hat Kzi. (a. a. O.) diese wandalische Sondergruppe klar herausgearbeitet.

Unter dem Eindruck des Urnenfundes (durch Lehrer Rettig beim Hausbau, Frühjahr 1922, ohne daß ich damals schon von 4 anderen Brandflecken unterrichtet war — während das Brandschüttungsgrab Nr. 6 erst Januar 1923 von mir untersucht wurde), nämlich der mit Leichenbrand gefüllten „Wandalischen Krause" (Abb. 3, Nr. 5) ließ ich mich zu einer Notiz in der Frankfurter Oderzeitung (Nr. 143, 21. Juni 1922) verführen, die diesen Fund in Verbindung zu setzen sucht mit dem Zuge der Silingen längs der Oder in das Gebiet der Lausitzer Neiße, insbesondere mit den wandalischen Spätlatènefunden von Rampitz (rechts der Oder), Kr. Weststernberg. Diese voreilige, wie ich selbst sie bezeichnen muß, Annahme wird nun hinfällig durch die spätere Aufdeckung des sechsten Brandschüttungsgrabes und die eingehende Beschäftigung mit den aus diesem stammenden Funden, die — Grabform und Funde — klar dafür sprechen, daß wir unsere ostgermanischen Funde nicht mit dem Süden (Lausitzer Neiße), sondern mit dem Osten in Verbindung zu setzen haben, nämlich mit dem wandalischen Hauptgebiet in der Provinz Posen bzw. mit daran angrenzenden Landstrichen. Die niederschlesisch-niederlausitzische Westgruppe (Lokalgruppe) der Wandalen kennt das Brandschüttungs- bzw. Brandgrubengrab nicht, sondern lediglich das freistehende einfache Urnengrab, ebensowenig die Mitgabe zahlreicher Beigefäße oder Scherben. Wo aber finden wir nun die besten Parallelen zu unseren Funden im wandalischen Hauptgebiet? Meines Erachtens nicht in diesem Gebiet selbst, wohl aber in angrenzenden Landstrichen, nämlich im Weichselknie und dem nördlichen rechten Uferrande der Netze, in Gebieten also, die politisch zu den Ostburgunden gehören, kulturell aber überwiegend wandalischen Einfluß zeigen. Für das Weichselknie hat das Kzi. (S. 227/28, 231/32) für die Kreise Thorn, Kulm, Graudenz überzeugend nachgewiesen, wobei er zusammenfassend (S. 228) sagt: „Wir werden daher diese Gräberfelder am Weichselknie und der oberen Netze wohl den Nachkommen des von der vordringenden (burgundischen) Brandgrubenbevölkerung unterworfenen (wandalischen) Steinkistenvolkes zuschreiben dürfen, die auch in den neuen Verhältnissen mit der stammverwandten südlichen Bevölkerung in regem Verkehr standen und besonders in der Keramik ihre Eigenart bewahrten".

Ähnliche kulturelle Verhältnisse, zum mindesten eine ostburgundisch-wandalische Mischkultur können wir nun nicht nur an der „oberen" Netze,

[1]) Jahn, Mannusbibl. Nr. 22, „Zur Herkunft der schlesischen Wandalen" (vgl. hierzu auch Almgren, „Zur Rugierfrage und Verwandtes", Mannus X, S. 1ff.).

sondern auch in ihrem weiteren westlich gerichteten Laufe an ihren Uferrändern erwarten: Weißenhöhe (Kr. Wirsitz) liegt nämlich nur 5 km nördlich der Netze und eine dort gefundene Schwertscheide (Jahn, a. a. O., Abb. 142) weist, wie schon oben erwähnt, die größte Ähnlichkeit mit der Verzierung unserer Scheide auf. Diese Scheide ist freilich in der Netze selbst[1]) bei Weißenhöhe gefunden worden und könnte doch auch vom südlichen, wandalischen Ufer stammen; ich verlasse mich aber auf Kzi. (II. Teil, Material, Beilage 42, S. 28), der sie dem „Burgundischen Gebiet" zuschreibt, dem auch die ähnlich verzierte von Bohlschau (Kr. Neustadt) angehört, während die dritte im Bunde von Skalitz (Kr. Nimptsch) dem „Wandalischen Gebiet" zueignet. Zu dieser Scheidenform (Beilage 42) bemerkt Kzi. im Teil I, S. 93/94: „Etwas seltener kommen Schwertscheiden mit schmaler, langgestreckter Schlaufe (Länge bis 20 cm) vor, deren oberes Ende immer an einem dicht unterhalb des Mundstückes sitzenden Scheidensteg befestigt ist (Abb. 78 (Weißenhöhe) und 83e (Weißenhöhe), 83f (Bohlschau)) (Typus II, Beilage 42) ... Ziemlich häufig ist dieser Typus (und nur dieser) mit vertieftem Ornament bedeckt (Bohlschau, Skalitz, Weißenhöhe), das aus netzartig verteilten Punkten oder kleinen Quadraten besteht." In der Aufzählung vorstehender Fundorte bezeichnet Jahn (a. a. O., S. 124) Weißenhöhe mit 2/3, Mus. Bromberg, Nr. 1914/1915, Abb. 142. Dies kann den Eindruck erwecken, als ob beide Schwertscheiden von Weißenhöhe verziert seien. Das ist aber nach Kzi. nur bei Nr. 1915 der Fall, während er die andere Scheide „Nr. 1914a (Bromberg)" unter Beilage 41 „Schwertscheiden mit kurzer Schlaufe usw. (Typus I)" aufführt.

Von den Scheiden Typus II (Beilage 42) gehören je 4 Fundorte dem burgundischen bzw. wandalischen Gebiete an, davon 2 mit vertieftem Ornament verzierte dem ersteren, 1 dem letzteren.

Die zweite Parallele zu unserem Grab 6 (Brandschüttung) finde ich im Weichselknie, nämlich in Rondsen (Kr. Graudenz), Grab 8 (1884) (Mus. Graudenz Nr. 342 und 461—477; Kzi., Teil II, S. 106 unter Nr. 52 der „Wichtigeren usw. Grabfunde der Spätlatènezeit"). Mit diesem Grab beschäftigt sich Kzi. eingehender in Teil I im Kap. IV „Toilettengeräte und Werkzeug" unter Abschnitt 8: „Anderes Werkzeug" S. 174—75, indem er u. a. sagt: daß es „die vollständige Ausstattung eines Eisenschmiedes enthielt" und später: „Das oben erwähnte Rondsener Grab enthielt auch [außer: 1 Hammer (Abb. 189), 2 Scheren, 2 halbmondförmigen Messern, 1 Pfriem, 1 Punze (Abb. 184)] 5 Feilen (Abb. 190) und 1 Raspel (Abb. 191): die einzigen ostdeutschen Exemplare aus so früher Zeit. Im Süden waren beide Geräte bereits in der frühesten Eisenzeit bekannt und häufig noch aus gehärteter Bronze hergestellt. Diese Feilen haben eine flache, vierkantige feingezähnte Klinge und eine etwas verschmälerte Griffangel; die Raspel unterscheidet sich von ihnen außer durch die gröbere Zähnung vor allem durch den plankonvexen Querschnitt und den spitz ovalen Klingenabschluß. Feilen und Raspeln kommen auch außerhalb des behandelten Gebietes in latènezeitlichen Funden nicht selten vor. Recht zahlreich sind sie auch aus der Kaiserzeit vertreten. Sie sind, wie Handwerkszeuge überhaupt, ein Kennzeichen von Männergräbern." Diese Beschreibung der Feilen und Raspeln paßt auch auf unseren Fund, nur daß bei unserer Raspel (der übrigens der Klingenabschluß fehlt)

[1]) Kzi. (Teil II, Material) „Verzeichnis der Fundorte S. 91": Weißenhöhe.... (aus der Netze bei W.).

die Griffangel von der Klinge abgeschnürt ist (vgl. Abb. 4, Nr. 8). Durch unseren Fund von 3 Feilen und 1 Kaspel tritt nun der entsprechende Fund von Rondsen heraus aus seiner Vereinsamung in Ostdeutschland. Während das Rondsener Handwerkszeug noch ergänzt wird durch einen Hammer, 2 Scheren, 1 Pfriemen, 1 Punze, tritt bei uns noch ein weiteres Gerät (Durchschlag oder Sperrhorn) hinzu, außerdem bei uns noch ein Schwert mit Scheide, ein Bruchstück (wahrscheinlich von einem Schildbuckel), ein unbestimmbares Bruchstück, eine Fibel und ein Materialstück. Auch unsere Grabausstattung ist demnach auf einen Waffenschmied (Schwertfeger) zu beziehen. Sollten meine vorstehenden Ausführungen über die völkisch-territorialen Beziehungen unseres Grabes keinen Beifall finden, so bleibt doch als ganz sicher die Einreihung unserer wandalischen Funde in die Kultur des östlich gelegenen wandalischen Hauptgebietes, insbesondere der Provinz Posen südlich Warthe bzw. Netze.

Nun bildet aber ein „Nord-Süd-Linie zwischen Birnbaum a. d. Warthe und Wollstein" nach Westen hin die Fundgrenze für wandalische Funde der Spätlatènezeit[1]) und diese Linie ist überall etwa 90 km von der Oder entfernt, so daß unser Fund von der Kleinen Mühle als ein abgesprengter bezeichnet werden muß, der wohl von einem wandalischen Wandertrupp herrührt, der nach Westen strebte und den wir vielleicht in Anlehnung an „Kossinna, Wandalen in der Wetterau (Mannus 11/12, S. 405/08)" über Thiessen (bei Wittenberg a. Elbe) bis nach Muschenheim a. d. Wetter (Kr. Gießen) weiter begleiten können. Ist es schon auffällig, daß Frankfurt a. d. Oder-Thiessen-Muschenheim eine gerade Linie von Nordost nach Südwest bilden, so wird unsere Hypothese eindringlicher gestützt durch die Grabform und die zahlreichen Gefäßreste von Muschenheim (außer einer Krause, 2 Henkeltassen, 1 Schüssel, 1 Töpfchen), ganz besonders aber durch das sehr ähnliche zweireihige, ständig durchlaufende echt wandalische Stufenmuster von Muschenheim (Abb. 3, Nr. 6). Nach der Beschreibung durch Kossinna (a. a.O., Abb. 3) muß es dem unsrigen sehr ähnlich sein: „nur daß bei den Wetterauer Tassen das zweireihige Stufenmuster nicht mit Metopen abwechselt...., sondern ständig durchläuft" (wie bei uns). Der Originalarbeit von K. Schumacher (Germania 1920, S. 76ff.) konnte ich leider nicht habhaft werden. Jedoch teilte mir Professor Helmke[2])-Gießen, an den mich K. Schumacher auf Anfrage verwies, freundlichst Näheres über die Grabanlage von Muschenheim mit, die große Ähnlichkeit aufweist mit der unsrigen. Unser Stufenmuster — eine eingeritzte mäanderähnliche Verzierung — gibt nun auch einen Anhalt für die genauere Chronologie der Grabanlage bei der „Kleinen Mühle"; sie kann erst aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. vor Chr. stammen, da nach Kossinna (a. a. O., S. 407) die eingeritzten Mäander und mäanderähnliche Verzierungen bei den Germanen erst um diese Zeit aufkommen. Der wandalische Wandertrupp, den wir vermuten möchten, — Kleine Mühle bei Frankfurta. d. Oder (unweit des rechten Oderufers) — Thiessen — Muschenheim, — würde sich also nach 50 vor Chr. in Bewegung gesetzt und bei Frank-

[1]) Der zur „Neiße-Lokalgruppe" gehörige Fund von Rampitz rechts der Oder scheidet für diese Betrachtung aus, die sich mit dem wandalischen Hauptgebiete beschäftigt.

[2]) Helmke bereitet, wie mir K. Schumacher mitteilt, eine ausführlichere Veröffentlichung der Funde von Muschenheim vor. Nach Abschluß des Manusskripts sendet mir Geheimrat Kossinna die Original-Notiz von K. Schumacher (Germania, 1920), auf deren Bildbeigabe Bild Nr. 1 Stufenmuster sehr dem unsrigen auf Abb. 3 ähnelt, auch eine Krause Bild Nr. 9 ist vorhanden, wie auch in Grab 5, Kl. Mühle, eine Krause mit Henkel (Abb. 3) gefunden wurde, die der Form Abb. 197 bei Kzi, fast gleicht, während sich die Muschenheimer (ohne Henkel) mehr der Form Abb. 198 bei Kzi. nähert.

furt a. d. Oder, bevor er die Oder überschritt, längere Zeit stationiert haben, in welcher Zeit er einige Mitglieder durch Tod verlor. Es können ja einige Jahre vergangen sein, bis man, nicht voll befriedigt durch die neuen Siedlungsbedingungen, weiter nach Westen aufbrach; auch könnte nur ein Teil dieser „Kleinen Mühle"-Wandalen weitergewandert sein. Und, wenn meine völkisch-territorialen Annahmen über die engere Heimat dieser Wanderer zutreffen, so würden wir auch ein Motiv für den Aufbruch dieses Trupps aus den alten Sitzen darin finden können, daß sich diese westwärts strebenden Wandalen nicht wohl fühlten unter der herrschenden Burgundischen Oberschicht. Die vorstehenden hypothetischen Ausführungen über ein weiteres Westwärtsstreben unserer Wandalen bei der „Kleinen Mühle" sollen sich nur wie Ranken um die Säule des Tatsächlichen legen: daß wir nämlich hier nahe dem rechten Ufer der Oder bei Frankfurt einen weit vorgeschobenen Außenposten der ostwärts sitzenden Hauptgruppe der Wandalen (bzw. der daran grenzenden Gebiete wandalischer Kultur unter burgundischer Oberhoheit) für die zweite Hälfte des 1. Jahrh. vor Chr. festgestellt haben.

Ich habe noch folgenden Herren meinen herzlichen Dank abzustatten: erstlich Herrn Lehrer Paul Rettig für die freundliche Hilfe bei und für gastliche Bewirtung während der Ausgrabung, sowie für die Überweisung der Funde an die Vorgeschichtliche Abteilung unseres Museums, ferner Herrn Maler Alisch für die gütige Anfertigung sämtlicher Abbildungen und schließlich dem Herrn Oberingenieur Höhne (von der Firma A. Gutmann) für Auskunft über die Werkzeuge und Einlieferung der Skizze zu Abb. 4, Nr. 11b/c und Herrn Ingenieur Paul Steffen gleichfalls für Begutachtung der gefundenen Werkzeuge.

Nachschrift.

Der Umstand, daß die Veröffentlichung meines Berichtes über Wandalische Gräber bei Frankfurt im ersten Doppelhefte von Mannus 16 noch nicht erfolgt ist, gibt mir willkommene Gelegenheit, noch einmal darauf hinzuweisen, daß die Anlage des eingehend untersuchten Grabes Nr. 6 eine Phase — meines Erachtens die letzte — der Übergänge der Brandschüttungsgräber zum reinen Brandgrubengrab darstellt (vgl. Kzi. I, S. 216ff.) und ich zweifle nicht daran, daß eine derartige Grabanlage, in älterer Zeit nach älterer Methode untersucht, vielfach als „reines Brandgrubengrab" aufgefaßt worden wäre: nämlich eine durch Zusammenfegen (-scharren) der Überreste des Scheiterhaufens entstandene (abfallgrubenähnliche) Vermengung von verbrannten Knochen, Beigaben, Kohle, Asche, Steinchen und verbrannten Erdklumpen. Dagegen habe ich in meiner „Studie über Brandgrubengräber" (Mannus 11/12) im allgemeinen polemisiert. Nun haben wir in unserer Grabanlage C ein gutes Beispiel dafür, wie der anscheinende Wirrwarr doch Methode hat: die 3 Haupt-Scherbennester, von denen das eine (im Westen) nur Waffenbeigaben, die beiden anderen (im Süden und Osten) außer einer Fibel nur Werkzeugsbeigaben enthielten, und zwar lagen (im Westen) Schwertklinge und -scheide, beide hochkant gestellt, rechtwinklig zueinander — die Klinge nach Süden, die Scheide nach Westen, während (im Süden) zwei Werkzeuge (Feile und Raspel) mit ihren aneinander gelegten Griffen einen stumpfen Winkel bildeten, der sich nach Süden öffnete, und (im Osten) 2 Werkzeuge (1 Feile, 1 Sperrhorn (Locher?)) senkrecht in der Brandschicht steckten. Leider ermöglichen es die an Zahl und Größe geringen Reste gebrannter Knochen nicht,

festzustellen, ob es sich hier, außer um menschlichem Leichenbrand, etwa um Tieropferung handelt, soweit die Knochen nicht in Beziehung zu den Scherbennestern standen.

Jedenfalls möchte ich erneut an die Fachgenossen, zumal im Osten, die Bitte richten, bei Untersuchung von sog. „reinen Brandgrubengräbern" darauf zu achten, ob und wie weit nicht auch bei ihnen von einer „Ordnung in der Unordnung" die Rede sein kann und, wenn irgend angängig, die gebrannten Knochen in „Aufsicht und Profil" getrennt zu sammeln und auf ihre Herkunft untersuchen zu lassen.

Meine angeführte Studie schließt mit den Worten: „Gewiß werden sich meine Beobachtungen an den Gartber Brandgrubengräbern nicht überall und für alle Zeitfolgen wiederholen, denn auch die Brandgrubengräber werden örtliche und zeitliche Abweichungen aufweisen", und wenn ich mir daraufhin heute, wo seitdem wiederum 4 Jahre des Forschens, des Zu- und Umlernens verstrichen sind, meine Spezial-Polemik (a. a. O., S. 92/93) gegen Kostrzewski und Stjerna ansehe, so empfinde ich, daß ich darin zu weit gegangen bin.

Frankfurt a. O., 13. IV. 1924.

Ein zweiter Bericht über neue Funde — hauptsächlich aus Frankfurt selbst — wird folgen.

Wandalische Vorposten am rechten Elbufer und an der Saale.

Von Gustaf Kossinna.

Da wir nun durch M. M. Lienau den westlichsten, unmittelbar an der Oder gelegenen Siedlungsort des Hauptstammes der Wandalen kennengelernt haben, benutze ich diese Gelegenheit, auf einige bis an die Elbe vorgeschobenen Außenposten dieses Stammes aufmerksam zu machen, die sich als Seitenstücke zu dem Funde von Thiessow nordöstlich von Wittenberg kund geben und die Brücke nach Oberhessen verbreitern.

In der Sammlung des Arztes Stimming in Groß-Wusterwitz entdeckte ich vor einigen Jahren eine rottonige „Krause" echt wandalischer Art, die aus Bücknitz nördlich von Ziesar Kr. Jerichow I stammt, jenem altbekannten Fundorte von Gräbern verschiedener Latènestufen.

Dann befindet sich im Zerbster Museum, wie mir Martin Jahn soeben mitteilt, eine erst neuerdings ausgestellte, daher mir unbekannt gebliebene wandalische „Krause" aus Mühro, Kr. Zerbst. Diese zeigt allerdings durch ihre Dreihenkligkeit, diese sonst so verbreitete ostgermanische Eigenheit, bereits eine kleine Entfernung von dem Urtypus der wandalischen Krause, der ja zweihenklig ist.

Drittens befindet sich in Privatbesitz, wie mir ebenfalls M. Jahn mitgeteilt hat, eine ostgermanische Henkeltasse aus Marxdorf, Kr. Liebenwerda.

Endlich besitzt das Hallische Provinzialmuseum neuerdings nach Mitteilungen von M. Jahn und W. Schulz die Ausbeute einiger wandalischer Gräber aus Gernstedt, Kr. Naumburg a. S. Hoffentlich kommt dieser Fund bald zur Veröffentlichung.

Münzfunde der vor- und frühgeschichtlichen Zeit aus dem Freistaat Sachsen.

(Mit 1 Karte.)

Von Dr. Georg Bierbaum, Dresden.

Im Auftrage des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung hatte der 1915 verstorbene Heinrich Willers es unternommen, eine umfassende Zusammenstellung der römischen Münzfunde in Nordwestdeutschland zu geben. Leider ist das Werk, dessen Weiterführung nach Willers Ableben der bekannte Numismatiker M. v. Bahrfeldt übernommen hat, auch heute, nach einer persönlichen Mitteilung v. Bahrfeldts an mich, noch nicht abgeschlossen. Dieser Umstand in Verbindung mit der bedauerlichen Tatsache, den heutigen Freistaat Sachsen ausgeschlossen zu sehen von der der Willers-Bahrfeldtschen Arbeit gegebenen Umgrenzung, läßt mich die hier folgende Zusammenstellung geben und damit zugleich eine Lücke ausfüllen, deren Vorhandensein, wenigstens für die römische Kaiserzeit, bereits von Alfred Hennig (11[1]), 97), der für Sachsens Vorgeschichtsforschung 1916 viel zu früh den Heldentod starb, störend empfunden wurde. Ich habe keinerlei Grund anzunehmen, einen Fehler zu machen, wenn ich die Abgrenzung meiner Arbeit in der Weise vornehme, daß ich einen Überblick gebe über die Zeit vom ersten bodenkundlich bezeugten Münzvorkommen bis etwa zum Tode des Markgrafen Eckart I. von Meißen (1002 nach Chr.), welchem von Kaiser Otto III. das Münzrecht verliehen worden war und von welchem daher die ersten im Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen geprägten Münzen stammen. Vorausgeschickt sei nur noch, daß ich mich innerhalb der einzelnen vorgeschichtlichen Abschnitte der leichteren Übersichtlichkeit halber einfach an die Zahlenfolge der Sektionen der topographischen Karte 1:25000 gehalten habe, deren Nummer jedem Fundort vorangestellt ist.

[1]) Diese Zahlen verweisen auf das Literaturverzeichnis am Schluß der Arbeit; dort auch die Zusammenstellung der gebrauchten Abkürzungen.

Latènezeit.

27. Oberholz: Schloßberg bei Threna nahe Grimma, Krhm. Leipzig: In dem von Wilke erforschten Innern des Ringwalles sind „2 Bronzen und 1 silbernes Stück" — offenbar Münzen — gefunden und angeblich einem Museum in Leipzig überwiesen worden. Über den Verbleib derselben war nichts in Erfahrung zu bringen.

Lit.: **12**, 208; **33**, (1901) 59.

Funde von Regenbogenschüsselchen sind aus dem Freistaat Sachsen nicht bekannt entgegen der Angabe von Julie Schlemm (**27**, 463f.), die Sachsen unter den Fundorten erwähnt. Auch in der von ihr angezogenen Literatur habe ich keinen Nachweis für die Richtigkeit ihrer Behauptung finden können.

Römische Kaiserzeit.

11. Leipzig-Mödern:

1 große AE (Sesterz) des Antoninus Pius (138—161); 3 cm Durchmesser, schlecht erhalten. **Gr.-M.** (Sammlung Jacob).

V. S.: Kopf des Kaisers nach rechts, (IMPER) (AN)TONI(NVS)...PM.

R. S.: Göttin in Gewand mit Mauerkrone nach links, vor ihr Altar; in rechter Hand Schale haltend, in der linken Hand Zepter. (PIETAS?) (A)VGVST Nicht bei Cohen.

Lit.: **7**, 64; **12**, 211.

11. Mölkau bei Leipzig, Krhm. Leipzig:

1 römische AE **Gr.-M.**: 1914 erworben, zur Zeit unauffindbar nach Erkundigung im Museum.

Lit.: **13**, VI, 1915, 20.

16. Zabeltitz bei Großenhain, Krhm. Dresden:

1 AV des Kaisers Probus (276—282) mit Konsekration, zum Anhängen durchbohrt gewesen. — Verschollen.

Lit.: **3**, 1834, 45 und 46; **11** (Karte); **25c**, 45.

17. Zeithain bei Großenhain, Krhm. Dresden:

Römische Münzen, angeblich in Urnen, auf einer sandigen Anhöhe beim Bau des bekannten großen Lagers, beim Schanzenaufwerfen 1730 gefunden. Verschollen.

Lit.: **23**, 33, 46; **25c**, 45, 202, 206f.; **29**, 31, 51.

18. Skäßchen bei Großenhain, Krhm. Dresden:

Auf einem Felde bei Skäßchen gefunden:

1 AV des Kaisers Vespasian (69—79), zum Anhängen durchbohrt, früher im Besitz des Dr. med. Reiniger-Großenhain gewesen; verschollen.

1 AR (Denar) desselben Kaisers: **Zw.**

V. S.: Brustbild rechts mit Lorbeerkranz, IMP CAESAR VESPASIANVS AVG.

R. S.: Sitzende Göttin nach links, rechts einen Zweig, links den Caduceus, den mit Schlangen umwundenen Stab, haltend, COS (ITER TR POT).

Cohen 1. Aufl. Nr. 36 (Nicht beschrieben in der 2. Auflage.)

Lit.: **4,** I, 1826, 106; **11** (Karte); **16,** 398; **20,** 1835, 71; **23,** 46; **25**b, 164, Tafel IV, Nr. 55.

25. Zwenkau bei Leipzig:

Auf Flur Knauthain am Wege nach Rehbach 1904 beim Sandgraben gefunden. Besitzer: Julius Bernhardt, Oberzollinspektor in Leipzig.

1 Groß-AE (Medaillon) aus der Zeit Constantin des Großen (323—337):

D. S.: Büste der Roma nach links, URBS ROMA.

R. S.: Die Wölfin nach links, den Romulus und Remus säugend. Oben zwei Sterne, darunter Angabe der Münzstätte I` SIS (= 3. Münzstätte in Siscium, Ungarn, das heutige Sissek in Kroatien-Slawonien).

Cohen VII, 330, 15 (bei Cohen haben nur die kleineren Stücke mit Roma und der Wölfin Zeichen der Münzstätten, nicht aber die großen Stücke, die Medaillons).

Lit.: **11** (Karte); sonst bisher nicht erwähnt.

26. Raschwitz bei Leipzig:

Beim Roden einer Eiche 1,5 m tief gefunden. Stadtmuseum Leipzig.

1 AR (Denar) nach dem Tode Faustinas der Älteren, Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius (138—161), Mutter der jüngeren Faustina, der Gemahlin Marc Aurels. Faustina die Ältere † 141 nach Chr.

D. S.: Kopf der Kaiserin in Schmuck nach rechts, DIVA FAVSTINA.

R. S.: Göttin stehend halblinks in langwallendem Gewande, in der rechten eine Lanze, in der linken Hand das Gewand haltend, AVG VSTA.

Cohen Nr. 104, aber mit Fackel.

Lit.: **7,** 64; **11** (Karte).

30. Oschatz, Krhm. Leipzig:

Von hier findet sich ein Fund römischer Münzen erwähnt bei Hennig (**11,** Karte), der aber für diese Arbeit als zu unsicher nicht in Betracht kommt, da mir Herr G. Dödisch-Oschatz darüber folgendes auf meine Anfrage mitteilte: „Zur Aufklärung über den Münzfund aus römischer Zeit gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß vor 15 Jahren (1907) Promenade 5 im Garten 2 römische Münzen, eine größere und eine kleinere gefunden wurden, letztere bezeichnet Constantinopolis. Ich halte diesen Fund für zufällig mit Bauschutt in den Garten der Villa gelangte Münzen. Dort befanden sich sumpfige Teiche, die zu Bauland aufgefüllt wurden. Herr Dr. Hennig hat die Münzen in unserer Sammlung gesehen, doch habe ich nicht mit ihm darüber gesprochen; sie liegen auch nicht in der Abteilung Urgeschichte der

Heimat, weil ich ihnen keine besondere Bedeutung zusprechen kann. Für Ihre Arbeit kommen die Münzen demnach wohl kaum in Betracht."

31. Stauchitz bei Oschatz, Krhm. Leipzig:

1902 beim Stöckeroden im Park des Rittergutes gefunden. Privatsammlung von Zehmen auf Stauchitz:

1 AR (Denar) des Kaisers Antoninus Pius (138—161).

V. S. Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, ANTONINVS AVG PIVS P(ater) P(atriae).

R. S. Aequitas nach links; in der rechten Hand eine Wage, in der linken das Zepter haltend; COS IIII.

Cohen Nr. 228.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

31. Stösitz bei Oschatz, Krhm. Leipzig:

1811 entdeckte man nahe beim Rittergut 2 römische Münzen:

1 AR (wahrscheinlich Denar) von C. Julius Caesar (100 bzw. 102 — 15. III. 44 vor Chr.) und

1 AV des Kaisers Aurelian (270—275):

Beide verschollen nebst den übrigen Grabungsergebnissen (Urnen); wenigstens in Dresden nichts davon in irgend einer Sammlung bekannt.

Lit.: 3, 12; 11 (Karte); 25c, 46, 138; 30, 81, Nr. 45 (238).

33. Kottewitz bei Prieschewitz nahe Großenhain, Krhm. Dresden:

Gefunden auf dem Acker des Gutsbesitzers Schade. Museum Großenhain, Nr. 944:

1 AR (Denar) des Kaisers Antoninus Pius (138—161):

V. S.: Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, ANTONINVS AVG(ustus) PIVS P(ater) P(atriae) TR(ibunicia) P(otestate) XVI. (Das war im Jahr 153 nach Chr.).

R. S.: Vesta nach links; in der rechten Hand das Simpulum, links das Palladium haltend, COS IIII.

Cohen Nr. 197.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

33. Großenhain, Krhm. Dresden:

In der Nähe von Gr. auf dem Felde gefunden; verschollen:

1 AV des Kaisers Gallien (260—268) mit Loch zum Anhängen:

V. S.: Brustbild mit strahlenbekröntem Helm, Schild und Speer, GALLIENVS AVG.

R. S.: VICTORIA AVG VII. Viktoria links stehend mit Kranz und Palmzweig, vor ihr Gefangener sitzend (zu ergänzen nach Cohen Nr. 1127).

Cohen Nr. 1127.

Lit.: 25b, 164, Taf. IV, Nr. 56; 25c, 40.

34. Radeburg bei Großenhain, Krhm. Dresden:

In der Gegend von Radeburg, namentlich auf einem Feld, das 1/4 Stunde von Radeburg entfernt an der nach Berbisdorf führenden Straße gelegen ist, Urnen und römische Münzfunde. Genaueres nicht bekannt.

Lit.: **4**, I, 1826, 102; **20**, I, 1835, 65; **23**, 44.

23/38. Burk bei Bautzen, Krhm. Bautzen:

a) Gefunden auf der Höhe von Burk; in Privatbesitz in Bautzen befindlich, jedoch etwas fraglich hinsichtlich der Herkunft:

6 römische AE des 4. Jahrh. nach Chr. (ungefähr Zeit der Constantinischen Dynastie); infolge mangelhafter Erhaltung nicht genauer zu bestimmen.

b) Gefunden am Abgott zwischen Scherben; von demselben Finder stammend und ebenfalls im Privatbesitz desselben; auch mit Fragezeichen zu versehen:

11 schlecht erhaltene und daher nicht weiter bestimmbare AE verschiedener griechischer Städte etwa aus dem 4. und 3. Jahrh. vor Chr.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

24/39/40. Gleina bei Bautzen, Krhm. Bautzen:

Auf dem Windmühlenberge in einer Sandgrube durch Kantor Krahl in Sokulahora gefunden; 1907 durch Geschenk seines Neffen, Lehrer Krahl in Saritsch, ans Museum in Bautzen gelangt: 25 römische Münzen.

Nach der Bestimmung durch Dr. Regling-Berlin handelt es sich dabei um:

1 Münze der Stadt Thessalonike (Zeit der römischen Republik),

1 Münze der Stadt Amphipolis (Thrazien),

1 Münze der Stadt Parium (in Mysien). (Zeit des Augustus 30 vor Chr. bis 14 nach Chr.),

1 Münze des Kaisers Trajan (98—117),

1 Münze von Antigonos II. (276—248) oder III. (232—220) von Mazedonien,

8 Münzen der Stadt Philippi (Zeit des Augustus 30 vor Chr.—14 nach Chr.),

1 römische Mittelbronze der frühen Kaiserzeit (wohl 2. Jahrhundert),

1 römisch-syrische Münze der Kaiserzeit,

1 „gilt als Kreuzfahrermünze aus der Zeit des byzantinischen Kaisers Alexius I. (1081—1118)",

9 Stück unbestimmbar.

Lit.: **11** (Karte); **14**, II, 343; **14**, III, 3—5.

46. Tronitz bei Döbeln, Krhm. Leipzig:

Gefunden auf dem Felde des Gutsbesitzers Wittig in Tronitz, früher im Besitz des Friseur Paul Voigtländer in Döbeln; verschollen nach Mitteilung des letzteren:

1 AE von Caesar Oktavianus Augustus (30 vor Chr. bis 14 nach Chr.).

Lit.: bisher nicht erwähnt außer **11** (Karte).

47. Lommatzsch bei Meißen, Krhm. Dresden:

Südlich Lommatzsch, und zwar auf dem Wege von L. entweder nach Mertitz oder nach Zöthain, wurde um 1894 nach Angabe des Gutsbesitzers und Gemeindevorstandes Wenke-Zöthain eine römische Münze (?, ob AE oder AR) gefunden; dieselbe war aber bereits damals, als Herr Wenke diese Mitteilung an Herrn Hofrat Deichmüller machte, verschollen. Hier lediglich der Vollständigkeit halber aufgeführt und wegen des Hinweises auf diesen Fund bei Hennig (**11**, Karte).

Im „Archiv urgeschichtlicher Funde" im **Zw.** ist noch folgende Angabe über einen Münzfund von Lommatzsch enthalten:

„Gegenstand: Römische Münze (Groß-AE, Sesterz?) des Kaisers Pupienus (10. III. bis 15. VII. 238).

Fundort usw.: Lommatzsch, näheres unbekannt.

Besitzer: Unbekannt (C. B. in L.).

Lit.: „Daheim", 39. Jahrg., 1903, Nr. 34 vom 24. V. 1903, S. 29. Dort heißt es: „C. B. in L. Ihre Münze ist eine Großbronze des Kaisers Pupienus mit Porträtkopf und der (gekürzten) Umschrift: Marcus Clodius Pupienus Maximus Caesar Augustus auf der Vorderseite und der sitzenden Concordia auf der Rückseite. Pupienus war zusammen mit Balbinus in dem kaiserreichen Jahr 238 vom Senat gewählt worden, wurde aber nach wenigen Monaten von den Prätorianern ermordet. Der Fundort Lommatzsch in Sachsen wird auch weitere Kreise interessieren".

49. Bosel bei Sörnewitz nahe Meißen, Krhm. Dresden:

Um 1900 beim Kartoffelgraben auf einem Felde an der Bosel gefunden und durch einen seiner Schüler in Privatbesitz von Oberlehrer A. Bergmann, Dresden-Löbtau gelangt und noch heute dort befindlich:

10 römische Münzen, nach Gleina der zweitgrößte geschlossene Fund dieser Periode der Vorgeschichte.

Die Südspitze des Spaargebirges hat neben einer „deutschen" auch eine „römische" Bosel nach der topographischen Karte 1:25000. Über die Entstehung des Namens ist nichts bekannt; römische Funde liegen bisher von dort nicht vor und leider kann auch von diesem Münzfund die genaue Fundstelle nicht mehr angegeben werden.

1.-1 AR (Denar) gut erhalten:

V. S.: Sonnengott, Kopf rechts mit Strahlenkrone.

R. S.: Mond und Sterne (angeblich Bild des großen Bären),

TRIO / LVCRETI(us) { Cn. Lucretius Trio, Münzmeister in Rom um 680 nach Gründung der Stadt Rom = 74 vor Chr.

Babelon II, 153, 2.

2. 1 AE (Sesterz oder As) des Kaisers Hadrian (117—138):

V. S.: Kopf rechts mit Lorbeerkranz, HADRIANVS AVGVSTVS.

R. S.: Apollo in Frauenkleidung, stehend rechts mit Plektrum und Lyra. Im Felde zu beiden Seiten: S(enatus) C(onsulto); COS III.

cf. Cohen Nr. 285.

3. 1 AE (Sesterz) von Antoninus Pius (138—161):

V. S.: Kopf (Büste) rechts. Inschrift verwischt.

R. S.: Göttin Spes nach links gehend, hält rechts eine Blume, rafft mit der Linken das Gewand. Zu den Seiten: S C. Umschrift undeutlich.

Cohen Nr. 754.

4. 1 AE (Sesterz) von Commodus (180—192):

V. S.: Kopf des Kaisers rechts mit Lorbeerkranz, M COMMODVS ANT P(ius) FELIX AVG BRIT (Britannicus genannt seit dem Jahre 185 nach Niederwerfung des britannischen Aufstandes durch Pertinax).

R. S. scheint: Sitzende Pax linksseitig mit Ölzweig und Füllhorn, Schrift unkenntlich, wahrscheinlich Aufzählung der Titel und Amtsjahre; im Felde das C von S C erkennbar.

Wie Cohen Nr. 453 Rückseite, aber mit anderer Umschrift, da die Amtsjahre anders lauten müssen.

5. 1 AR (Denar) von Gallienus (260—268):

V. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Jupiter links, nackt, wehender Mantel, Blitz schleudernd, IOVI PROPVGNAT(ori). Im Felde: XI.

Cohen Nr. 382.

6. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

V. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Centaur links gehend, hält rechts eine Kugel und links Pfeile, APOLLINI CONS(ervatori) AVG(usti); im Abschnitt: unleserliches Münzzeichen.

Cohen Nr. 73.

7. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

V. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Pax stehend links mit Zweig und Zepter, PAX AVG. Im Felde: V.

Cohen Nr. 753.

8. 1 AR (Denar) desselben Kaisers:

V. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R.S.: Hirsch links, DIANAE CONS(ervatrici) AVG(usti); im Abschnitt: X.

Cohen Nr. 158.

9. 1 AR (Denar) von Claudius Gothicus (268—270):

V. S.: Kopf rechts mit Strahlenkrone, IMP(erator) C(aius) CLAVDIVS AVG(ustus).

R. S.: Jupiter ſtehend links mit Blitzſtrahl in der Rechten; im Felde: unleſerliches Münzzeichen; IOVI VICTORI.

Cohen Nr. 129.

10. 1 AE (halber Centenionalis) nach dem Tode Conſtantin des Großen (323—337 nach Chr.). Sterbemünze.

D. S.: Kopf Conſtantin d. Gr. rechts mit Schleier, DV (Divus) CONST (antinus) (PT AVGG = Pater Augustorum).

R. S.: Verſchleierte Pietas rechts. Im Felde zu beiden Seiten: VN MR (Veneranda memoria). Im Abſchnitt: SMNT bzw. Γ (Sacra moneta Nicomediae tertia?). (Zu Γ vgl. „Germania", III, 13!)

Cohen Nr. 716.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

Vielleicht handelt es ſich bei dieſen 10 Münzen doch um einen Depotfund oder einen Teil eines ſolchen, der alſo dann in die zweite Hälfte des 4. Jahrh. nach Chr. gehören würde.

49. Schloß Hoflößnitz bei Dresden:

Kurz nach 1900 (vor etwa 20 Jahren) in der Erde bei Gartenarbeiten gefunden. Beſitzer: Herr Seiler, Ober-Löß nitz, Grundſtraße 23.

1 AE (Seſterz) von Gordian III. (238—244):

D. S.: Bruſtbild des Kaiſers rechts mit Lorbeerkranz, IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG.

R. S.: Sonnengott ſtehend linksſeitig mit Strahlenkranz, erhebt die Rechte und hält in der linken Hand eine Kugel, AETERNITATI AVG. Im Felde: S. C.

Cohen Nr. 43.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

51. Radeberg bei Dresden, Krhm. Dresden:

Hier wurden im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts am Schloßberg zahlreiche römiſche Münzen aufgefunden, von denen aber nur noch zwei, aus der Preuskerſchen Sammlung ſtammend, im Zwinger vorhanden ſind:

1. 1 AE (Seſterz) von Commodus (180—192):

D. S.: Kopf des Kaiſers rechts mit Diadem, (M COMMODVS A)NT P(ius) FEL(ix) BRIT(annicus).

R. S.: Stehende weibliche Figur mit einem Palmzweige in der Hand, HILARIT(as) AVG(usti) (P ontificis M aximi) TR(ibunicia) P(otestate) XII IMP (V)III (COS V P ater P atriae) S(enatus) C(onsulto); geſchlagen im J ahre 940 der Stadt Rom = 187 nach Chr.

Cohen Nr. 211ff.

2. 1 AE (Centenionalis) von Conſtantius II. (337—361):

D. S.: Bruſtbild rechts mit Diadem, CONSTANTIVS (P ius F elix AVG ustus).

R. S.: Zwei Viktorien einander gegenüberstehend, zwei Kränze haltend, VICTOR(IAE DD AVGG Q NN). Im Felde: ein ε; im Abschnitt: TRS (Treveris secunda = 2. Münzstätte in Trier).

Ähnlich Cohen Nr. 293.

Diese Münze wurde von Preuster infolge falscher Ergänzung der z. T. verwischten Schriftzeichen Constantin II. zugeschrieben (cf. **23**, 11, 12, Anm. 1 und **25**b, 164, Taf. IV, Nr. 54).

Außer diesen Stücken wurden noch Münzen von den Kaisern Augustus und Claudius (41—54) — falls nicht etwa Claudius Gothicus gemeint ist — aufgefunden. Preuster erwähnt davon (**23**, 12, Anm. 2) im Besitz des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums zu Naumburg befindlich noch:

a) „Erzmünze mittlerer Größe von Augustus, auf der Rückseite eine sitzende weibliche Figur mit einer Lanze nebst dem bekannten S(enatus) C(onsulto)";

b) „Münze vierter Größe:

V. S.: CONSTANTINVS IVN(ior) NOB(ilis) C(aesar) nebst dessen Kopfe.

R. S.: GLORIA EXECITVS nebst zwei zu beiden Seiten stehenden behelmten und geharnischten Kriegern, auf ihre Lanzen und Schilder sich stützend, und zwischen denselben 2 römische Kriegszeichen, im Abschnitt aber P(ercussa) L(ugduni?)"; es muß natürlich EXERCITVS heißen; im übrigen handelt es sich bei dieser Münze um

1 AE (Centenionalis) von Constantin II. (337—340).

Cohen Nr. 114.

c) „Erzmünze dritter Größe:

V. S.: FL(avius) IVL(ius) CONSTANTIVS NOB(ilis) C(aesar).

R. S.: wie bei vorigen; im Abschnitt CONST(antinopolis), die Münzstadt bedeutend." Preuster schreibt versehentlich EL(avius). Diese Münze ist

1 AE (Centenionalis) von Constantius II. (337—361).

Cohen Nr. 57.

Endlich gibt Preuster (**25**b, 164, Taf. IV, Nr. 52) als vom Schloßberg bei Radeberg stammend noch folgende Münze (AE) vom Kaiser Augustus an:

V. S.: DIVVS AVGVSTVS PATER mit dessen mit Strahlenkranz gekröntem Haupte links.

R. S.: Sitzende weibliche Figur, rechts, wahrscheinlich mit Schale in der rechten und Lanze in der linken Hand (zu ergänzen nach Cohen Nr. 244). Im Felde: S(enatus) C(onsulto).

Cohen Nr. 244, danach auch die übrigen Ergänzungen gegen Preuster.

Verschollen.

Lit.: **20**, 65, 71f.; **23**, 3, 6, 8, 11, 12; **24**, 81f.; **25**b, 164, Taf. IV, Nr. 52 bis 54; **25**c, 40, 45, 48; **26**, 22; **34**, 1870, 256.

54. Nadelwitz bei Bautzen, Krhm. Bautzen:

Hier wurden in der 2. Kiesgrube von Nadelwitz bzw. der Höhen von Niederkaina neben Scherben gefunden:

3 AE anscheinend ptolemäische, ägyptische Münzen. Adler? Sie stammen von demselben Finder (in dessen Privatbesitz in Bautzen sie sich auch befinden) wie die Münzen von Burk. Auch dieser Fund ist sehr zweifelhaft; nur der Vollständigkeit wegen sei er hier vermerkt.

54. Bautzen (Flur Seidau):

1830 in der Nähe des Protschenberges gefunden: 3? (Zahl infolge widersprechender Angaben nicht genau feststellbar!) römische Münzen; eine von Claudius Gothicus (268—270), eine von Gallien (260—268) und eine aus „einer früheren Periode" („aus den Zeiten der Antonine"). Über ihren Verbleib läßt sich nur mutmaßen, daß sie sich infolge Verkaufs im Britischen Museum in London befinden, nachdem sie aus dem Nachlaß des Finders, Advokaten Holtsch, ursprünglich in den Besitz des Altertumsforschers Gustav Klemm in Dresden gekommen waren.

Im Zwinger befindet sich aus der Preuskerschen Sammlung nur:

1 AE vom Kaiser Gallienus (260—268):

V. S.: Brustbild rechts mit Strahlenkrone, GALLIENVS AVG.

R. S.: Providentia mit schräggehaltenem Zepter und der Weltkugel, PROVID(entia) AVG(usti); im Abschnitt: MP (Moneta prima = 1. Münzstätte in Rom).

Cohen Nr. 859.

Lit.: **2**, I, H. 4, 2; **14**, I, 302, 306, 340; **14**, III, 5f.; **16**, 347; **25**b, 164, 207; **28**, Taf. 7, Fig. 13a und b (hier irrtümlich als „Römische Bronzemünze aus der Gegend von Großenhain" bezeichnet).

66. Dresden:

1. Aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts drei verschollene Münzfunde des damaligen Sekretärs des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer Dr. Wilhelm Schäfer:

a) 1 AE der Julia Mamaea (222—235), ziemlich gut erhalten, gefunden „beim Bau der böhmischen Eisenbahn im Durchstiche beim Blindeninstitute" (heute Falkenbrücke);

b) 1 AE von Claudius Gothicus (268—270) und

c) 1 AE von Tetricus (? ob I. oder II.; I.: = 268—273; II.: † 273), beide ziemlich gut erhalten und gefunden „unweit des Weiten Kirchhofs" (heutiger Trinitatisfriedhof) „vor dem Ziegelschlage in Dresden in der Sandgrube" (zwischen Arnold- und Stephanienstraße ehemals belegen).

Durch Geschenk Dr. Schäfers gelangten diese 3 Münzen in den Besitz des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer. In dessen Sammlung sind sie aber nicht mehr aufzufinden und leider

ist auch aus den Vereins-Akten im Staatsarchiv, deren Einsichtnahme mir gütigst gestattet wurde, nichts über ihren Verbleib zu ersehen.

Lit.: **20,** H. 4, 1847, 10; **25**c, 40 (?).

2. Beim Ausroden von Wurzeln am Olterstein hinter dem Hellerberge links von der Straße nach Radeburg gefunden, ehedem im Besitz des Porzellanmalers E. Fischer-Dresden gewesen, jetzt verschollen:

Nach der Bestimmung J. Friedlaenders, der den Abdruck der Münze gesehen hat, handelte es sich um „eine der kleinen schriftlosen AE von Carthago oder Panormus, auf der Vorderseite der Kopf der Demeter, auf der Kehrseite ein stehendes Pferd".

Um 300 vor Chr. geschlagen war dies die älteste auf sächsischem Gebiet gefundene Münze.

Lit.: **1**b, 1871, 137; **1**b, 1878, 19; **34,** 1872, 167.

3. Am 20. VIII. 1892 beim Ausbaggern beim Bau des Alberthafens im Ostragehege in Dresden-Friedrichstadt von Italienern gefunden und im Besitz von Oberlehrer A. Bergmann in Dresden-Löbtau befindlich:

1 AE (As) geprägt nach dem Tode des göttlich gesprochenen Kaisers Augustus (30 vor Chr. bis 14 nach Chr.):

V. S.: Kopf des Kaisers nach links, DIVVS AVGVSTVS PATER.

R. S.: Großer Altar, zu den Seiten S(enatus) C(onsulto); PROVIDENT (ia).

Cohen Nr. 228.

Lit.: **6,** 30; **11** (Karte).

66. Coschütz bei Dresden, Krhm. Dresden:

1895 von stud. jur. Teetzmann im Rasen auf dem Wallrest neben dem Durchschnitt desselben gefunden und an den Zwinger geschenkt:

1 griechische AR, nur halb erhalten und daher nicht genau zu bestimmen; auf der einen Seite: Delphin, auf der andern: Muschel (Pekten). Wahrscheinlich aus Unteritalien. Keine Nachbildung. Nur der Vollständigkeit halber erwähnt, da der Münze als Oberflächenfund kaum irgendwelche Bedeutung beizumessen ist.

Lit.: **10,** 17.

72. Herwigsdorf bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Von einem Einwohner auf dem Felde gefunden, ursprünglich im Besitz Preuskers, jetzt verschollen:

1 AR (Denar) des Münzmeisters Quintus Titius:

V. S.: Bärtiger Kopf mit Flügeldiadem (der Gott Mutinus Titinus).

R. S.: Pegasus rechtshin, Q TITI. Geprägt im Jahre 664 der Stadt Rom = 90 vor Chr.

Babelon II, 490, Nr. 1.

Lit.: **21,** 1827, 548, Taf. I, 4 und 1866, 51, 55; **25**a, 91; **25**b, 134, 164; **34,** 1872, 167.

73. Schönau a. d. Eigen bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Hier sollen griechische und römische Münzen gefunden worden sein, doch konnte Genaueres darüber nicht in Erfahrung gebracht werden.

Lit.: 9, 135.

73. Berzdorf a. d. Eigen bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Auch in der Gegend von Berzdorf sollen sich römische Münzen gefunden haben.

Lit.: 25a, 108.

81. Großopitz bei Dresden, Krhm. Dresden:

Gefunden 1896 auf Großopitzer Flur beim Pflügen auf dem Felde des Herrn Albert Donath, in dessen Privatbesitz sich die Münze noch heute befindet:

1 AE (Sesterz?) des Königs Antiochus IV. (Epiphanes) (38—72 nach Chr.) (Königreich Kommagene in Nordsyrien):

V. S.: Kopf des Königs nach rechts, ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΑΝΤΙΟΧΟΣ. Gegenstempel: X.

R. S.: Skorpion in einem Lorbeerkranz, ΚΟΜΜΑΓΗΝΩΝ.

Warwick Wroth: British Museum, Catalogue of the Greek coins of Galatia, Cappadocia and Syria. London 1899, S. 106, ähnlich Nr. 7.

Head, Barclay V.: Historia numorum. Oxford 1911, S. 775.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

83. Pirna bei Dresden, Krhm. Dresden:

Bei Pirna gefunden und vom Inspektor Petermann daselbst dem Museum des Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Altertümer in Dresden geschenkt und noch in dessen Sammlung im Palais des Großen Gartens unter Nr. 2349 aufbewahrt:

1 AR (Denar) des Kaisers Trajan (98—117):

V. S.: Kopf des Kaisers nach rechts, IMP CAES NERVA TRAIAN AVG GERM.

R. S.: Siegesgöttin auf einer Prora rechtsstehend mit Kranz und Palmzweig in den Händen, DACICVS COS IIII PP.

Cohen Nr. 128.

Lit.: bisher nicht erwähnt.

128. Marienberg, Krhm. Chemnitz:

Hier wurde eine Münze des Kaisers Nero gefunden, worüber aber nichts weiter bekannt geworden ist.

Lit.: 25c, 40, 45.

Nach diesen Ausführungen sind auf dem Gebiet des Freistaates Sachsen an antiken Münzen gefunden worden:

	AE	AR	AV
ägyptisch . . .	3	0	0
griechisch . . .	12	1	0
römisch. . . .	56+3?	13+1?	4

Davon sind noch in Museen oder in Privatbesitz befindlich:

	AE	AR	AV
ägyptisch . . .	3	0	0
griechisch . . .	12	1	0
römisch. . . .	42+1?	11	0

Die römischen Münzen (nur diese waren fast ausnahmslos gut bestimmbar und können daher hier berücksichtigt werden) verteilen sich auf die Zeit von 300 vor Chr. bis 361 nach Chr. nach ihrer Prägungszeit in folgender Weise:

a) Zeitalter der römischen Republik:

300 v. Chr. Carthago oder Panormus (Olterstein bei Dresden, AE, 66).
90 „ „ Münzmeister Titius (Herwigsdorf b. Löbau, AR, 72).
74 „ „ Münzmeister Trio (**Bosel,** AR, 49).
100 (102?) bis
44 v. Chr. C. Julius Cäsar (Stösitz, AR, 31).

b) Zeitalter der römischen Kaiser:

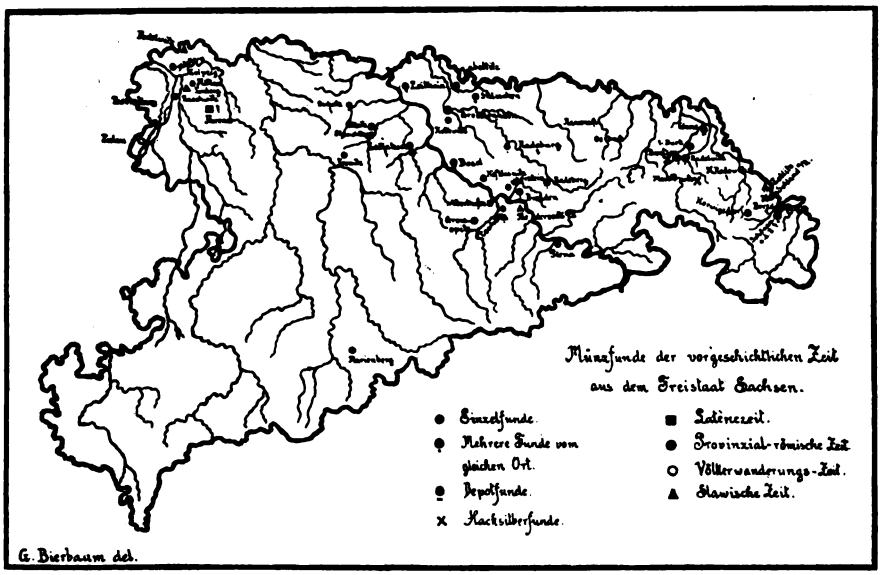
30 v. Chr. bis
14 n. Chr. Cäsar Octavianus Augustus (Tronitz, AE, 45); (Radeberg, ?, 51; (Radeberg, AE, 51); (Radeberg, AE, 51); (**Dresden-Albertshafen,** AE, 66).
41— 54 „ „ Claudius (?) (Radeberg, ?, 51).
54— 68 „ „ Nero (Marienberg, ?, 128).
69— 79 „ „ Vespasian (Skäßchen, AV, 18); (**Skäßchen,** AR, 18).
98—117 „ „ Trajan (**Gleina,** AE, 39); (**Pirna,** AR, 83).
117—138 „ „ Hadrian (**Bosel,** AE, 49).
138—161 „ „ Antoninus Pius (**Leipzig-Möckern,** AE, 11); (**Stauchitz,** AR, 31); (**Kottewitz,** AR, 33); (**Bosel,** AE, 49); (Bautzen, AE, 54).
†141 „ „ Faustina die Ältere (**Raschwitz,** AR, 26).
180—192 „ „ Commodus (**Radeberg,** AE, 51); (**Bosel,** AE, 49).

222—235 n. Chr.	Julia Mamaea	(Dresden, AE, 66).
238 „ „	M. Clodius Pupienus	(Lommatzsch, AE, 47).
238—244 „ „	Gordian III.	(**Schloß Hoflößnitz,** AE, 49).
260—268 „ „	Gallien	(Großenhain, AV, 33); (**Bosel,** 4 AR, 49); (Bautzen, AE, 54); (**Bautzen,** AE, 54).
268—270 „ „	Claudius Gothicus	(**Bosel,** AR, 49); (Bautzen, AE, 54); (Dresden, AE, 66).
268—273 „ „	Tetricus I. ?	(Dresden, AE, 66).
†273 „ „	Tetricus II. ?	
270—275 „ „	Aurelian	(Stösitz, AV, 31).
276—282 „ „	Probus	(Zabeltitz, AV, 16).
323—337 „ „	Constantin der Große	(**Zwenkau,** AE, 25); (**Bosel,** AE, 49).
337—340 „ „	Constantin II.	(Radeberg, AE, 51).
337—361 „ „	Constantius II.	(**Radeberg,** AE, 51); (Radeberg, AE, 51).

In diese Zusammenstellung konnten nicht eingeordnet werden die Funde von Mölkau, Oberholz, Burk (a) und Gleina (bis auf die AE von Trajan); ganz unberücksichtigt bleiben mußten mangels genauerer Nachrichten die Münzfunde von Zeithain, Radeburg, Schönau a. d. E. und Berzdorf a. d. E. Der Fettdruck der Fundorte gibt an, daß die betreffende Münze noch vorhanden ist.

Da es sich bei dem vorliegenden Material ausnahmslos um Zufallsfunde handelt, von denen noch in neuerer Zeit eine ganze Anzahl verschollen ist — wie viele in früheren Jahrhunderten gemacht und in den Schmelztiegel gewandert sein mögen, entzieht sich ohnehin ganz unserer Beurteilung! — wird man weiter keine Schlüsse daraus ziehen dürfen. Es wäre jedenfalls verkehrt, wenn man behaupten wollte, zu Galliens Zeiten sei der Handel mit Rom am intensivsten in unserem Heimatlande gewesen, weil von ihm 7 Münzfunde vorliegen. Dagegen spricht neben der Tatsache der Zufallsfunde noch die Beobachtung, daß von den 4 auf sächsischem Gebiet gefundenen Goldmünzen 3 (bei der vierten fehlt vielleicht zufällig nur die diesbezügliche Angabe in der Literatur, so daß die Möglichkeit der Durchbohrung nicht von der Hand zu weisen ist) durchbohrt waren, also als Schmuckstücke von den damaligen Bewohnern, wahrscheinlich am Hals, getragen worden sind. Und auch die silbernen und bronzenen Münzen werden weniger als Zahlungsmittel im direkten Handel etwa mit einzelnen im Lande herumreisenden römischen Kaufleuten (was ich überhaupt wenigstens in unserer Gegend für ganz un-

möglich halte) gedient haben, sondern ebenfalls als Schmuckstücke oder Amulette, die man bei sich trug. Denn der Handel war dazumal doch noch vollkommener Tauschverkehr. Soviel wird man allerdings sagen dürfen, wenn man noch einmal einen Blick zurückwirft auf die namentlich in der römischen Kaiserzeit ziemlich lückenlose Fundreihe der Münzen aus den Jahren 30 vor Chr. bis 361 nach Chr., daß dauernd Beziehungen auch unserer Heimat zu dem mächtigen Rom bestanden haben, Beziehungen, die sich auf den ganzen Abschnitt der Vorgeschichte unseres Sachsenlandes erstrecken, den wir als die römische Kaiserzeit zu bezeichnen pflegen.



Bedauerlicherweise liegen aus unseren frühkaiserzeitlichen Gräberfeldern und Einzelgräbern wie Piskowitz-Prositz, Hänichen und Gohlis bei Dresden, aber auch aus den Gräberfeldern und Einzelgräbern mit spätrömischen Funden (Litten, Kotitz, Luppa, Nimschütz, Radibor, Niedergurig, Dobra bei Radeburg und Pegau) keinerlei Münzfunde vor. Aus früheren Zeiten stammende Angaben aber über mit Urnen oder in solchen gefundene römische Münzen sind schon aus dem Grunde wertlos, weil das Material meist verloren gegangen ist (Zeithain, Stösitz, Radeburg), ganz abgesehen von den damals ja ganz unsystematisch vorgenommenen „Ausgrabungen". Die in neuerer Zeit für Burk (b) und Niederkaina gemeldete Auffindung von Münzen in Gemeinschaft mit Scherben glaubte ich aus den bereits oben angeführten Gründen besser unberücksichtigt lassen zu sollen.

Völkerwanderungszeit.

Nur ein einziger Fund ist hier zu verzeichnen, nämlich der von

41/57. Eulau bei Pegau, Krhm. Leipzig:

Hier fand sich in einem Skelettgrab eine goldene Schmuckmünze, und zwar „ein gehenkelter Goldbrakteat der Merowingerzeit wie sie L. Lindenschmit, Handb. d. deutschen Altertumskunde. I. Teil, Braunschweig 1880/89, S. 394 auf Taf. VII, Fig. 13—19 abbildet". Nach dem Stanniolabklatsch zu urteilen (Zw. und Gr.-M.) handelt es sich um die barbarische Nachbildung einer klassischen Vorlage. Das Original ist leider verschollen, wenigstens in Berlin (nach persönlicher Erkundigung bei Prof. A. Götze) nicht auffindbar.

Lit.: **1**b, 1913, 5; **7**, 51f., 53; **11**, 97; **12**, 215f., Fig. 263.

Slawische Zeit.

Nur aus dem 10. Jahrhundert sind einige Funde zu verzeichnen, zugleich die ersten **deutschen Münzen:**

36. Kamenz, Krhm. Bautzen:

Drei (?) Solidi, sog. Dickpfennige, aus der Zeit Otto des Großen (936—973) ohne nähere Angaben über die Fundumstände geschenkweise an die Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins im Palais des Großen Gartens gelangt und dort ursprünglich aufbewahrt; jetzt verschollen. Weder im Museum noch in den Vereinsakten im Staatsarchiv konnte ich etwas über ihren Verbleib feststellen.

Lit.: **20**, H. 5, 21; **21**, 1850, 86.

37. Ostro bei Kamenz, Krhm. Bautzen:

Hier fand sich bei den Untersuchungen des Walles durch Prof. Seyerabend 1 AR (Denar) Ludwig II., des Deutschen (840—876).

V. S.: + MOCONTIA, in der Mitte ⁜.

R. S.: Monogramm Ludwigs.

Vergl. dazu: Cappe, Heinrich Philipp: Beschreibung der Mainzer Münzen des Mittelalters. Dresden 1856, S. 8, Nr. 17, Tafel I, 7.

Lit.: bisher nicht erwähnt, da die Veröffentlichung Prof. Seyerabends über seine Untersuchungen noch aussteht. Bis zum Abschluß dieser Untersuchungen liegt die ins Bautzner Museum gehörende Münze in der Ruhmeshalle in Görlitz. Über die näheren Fundumstände der Münze wird Prof. Seyerabend selbst berichten. Für die Überlassung eines Stanniolabklatsches bin ich ihm zu Dank verpflichtet.

Etwas zahlreicher sind die hier sich anschließenden Funde von **Wendenpfennigen** im Gebiet des Freistaates Sachsen, in denen man wohl am besten barbarische Nachbildungen der kaiserlichen, und zwar speziell Magdeburger Denare Otto III. (983—1002) oder Heinrich II. (1002—1024) sieht (**5**, I, 4, 488ff. und III, 759). Wenigstens kann man die durch ihren erhabenen,

d. h. beiderseits vorstehenden reifenartigen Rand charakterisierten Silbermünzen mit ihrer verwirrten Schrift, welche auf der

V. S.: OTTO bzw. HENRICVS in den Winkeln eines Kreuzes, ringsum: + DI GR\A REX.

R. S.: + MAGADABVRG, Kirche

bedeuten soll, kaum anders auffassen. Es wiederholt sich damit für unser Gebiet ein Vorgang, wie er lange vor Chr. Geb. seitens der Nachbarn der Griechen sich mit deren Münzen abgespielt hatte.

11. Leipzig-Tonberg:

1 Wendenpfennig, gefunden 1808 beim Graben des Grundes zur Tonberg-Kirche bei Leipzig.

Universitäts-Münzsammlung IV, 1, 2, Zeile 9, Nr. 8.

(Vgl. Dannenberg II, 1894, Tafel 97, Nr. 1811 mit ähnlicher Umschrift aber anderen Kreuzen.)

Lit.: bisher nicht erwähnt.

11. Podelwitz bei Leipzig, Krhm. Leipzig:

1 Wendenpfennig. **Gr.-M.** Nähere Fundumstände nicht bekannt.

Lit.: **7**, 57, 66, Taf. VIII, 7 (cf. **5**, Nr. 1332).

56. Zoblitz bei Löbau, Krhm. Bautzen:

Hier wurde am 3. Osterfeiertage des Jahres 1800 von dem Bauer Wunderlich auf seinem über Menschengedenken pflugbaren, mehr als 1000 Schritte vom Dorfe Zoblitz gegen Reichenbach liegenden Acker ein eingegrabenes flaschenförmiges tönernes Geschirr mit einigen Hundert silbernen Münzen angefüllt entdeckt. Die Münzen wurden damals an allerhand Interessenten verkauft. Leider habe ich nichts darüber finden können, in welcher Sammlung noch heute Stücke aus diesem Zoblitzer Fund vorhanden sein mögen. Der Sächsische Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer zu Leipzig besaß ein Stück als Geschenk des damaligen Amtsinspektors Preusker in Großenhain, ein zweites als Geschenk von Dr. Stieglitz. Daß auch Preusker selbst Wendenpfennige von dort sein eigen nannte, geht aus seinen diesbezüglichen Angaben hervor, doch ist in die vorgeschichtliche Sammlung im Zwinger, welche die Preuskersche Sammlung auf Umwegen erhielt, kein Stück mehr davon gekommen.

Lit.: **4**, 1. Bericht 1825, 22f.; **8**, 18. Jahrg. Nr. 10, 157; **14**, II, 142, 211; **17a**, 72f.; **21**, 1827, 559 (im Sonderabdruck dieser Arbeit von Preusker S. 180); **22**, I. Teil, 1.—6. Stück, 180—184; **25b**, 134, 164, Taf. IV, Nr. 48, 49.

66. Heidenschanze bei Coschütz nahe Dresden, Krhm. Dresden:

Hier fanden sich in der obersten Kulturschicht 2 Wendenpfennige (nicht Hälblinge wie **10**, 17 angegeben), die 1874 durch Geschenk an die vor-

geſchichtliche Sammlung im Zwinger kamen, wo ſie ſich noch heute befinden. Sie entſprechen den Abbildungen bei Dannenberg (**5**, Nr. 1330 und 1332).

Lit.: 1b, 1891, 11; **10**, 17; **28**, Taf. VIII, 5.

66. Niederſedlitz bei Dresden, Krhm. Dresden:

Im März und April 1900 wurde hier bei der Vornahme von Bodenbewegungen zu einem Straßenbau in Niederſedlitz von den Arbeitern ein ſpätſlawiſches Skelettgräberfeld aufgefunden und leider zerſtört. Von den etwa 20—22 in 3 hintereinander gelegenen, in N—S Richtung verlaufenden Reihen angeordneten Gräbern konnten nur die Reſte eines Kindergrabes unterſucht werden, wo am Unterkiefer des Skelettes ein Wendenpfennig, und zwar ein ſog. Hälbling der ſpäteren Gruppe aus dem 11. Jahrhundert nach Chr. (nach Beſtimmung Erbſteins) gefunden wurde. Die Münze wird im Zwinger aufbewahrt.

Lit.: 1a, 1900, 25, Fig. 3; 1b, 1919, 10; **32**, 1900, Nr. 7 (269), 269.

Der nächſte Fund gehört wegen der mit ihm vergeſellſchafteten Wendenpfennige noch zu dieſem Abſchnitt, infolge ſeiner ſonſtigen Beſchaffenheit bildet er aber zugleich die Überleitung zu den letzten Münzfunden, die hier noch erwähnt werden ſollen, den **Hackſilberfunden:**

54. Bautzen:

Die genaue Fundſtelle und die Fundzeit iſt bedauerlicherweiſe nicht mehr feſtſtellbar; nur die Angabe findet ſich in der Literatur, daß der Fund „bei Bautzen" von einem Knecht vor oder im Jahre 1845 gemacht wurde. Wenigſtens wurde 1845 der Fund, ſoweit er heute überhaupt noch exiſtiert, für die Sammlung der Deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Altertümer in Leipzig angekauft, beſtehend aus zwei Ohrgehängen, einem Anhänger, fünf ovalen, verſchieden großen Gliedern einer Halskette und drei Wendenpfennigen (**5**, 490, Taf. 59, Nr. 1325). Mit hoher Wahrſcheinlichkeit gehörten zu dieſem Funde 3 Stücke: ein ovales Tönnchen, ein pfeilartiges und ein dreihügliges Gebilde, die Senf (**31**, Taf. II, a—c) als im Bautzner Muſeum befindlich abbildet und welche 1880 in Niesky beinahe in den Schmelztiegel gewandert wären wie die vom Finder anderwärtshin verſtreuten Fragmente. Leider war über den Verbleib dieſer 3 Stücke, die Senf allein von dem Funde kannte und nach denen er dieſen Fund als den reichſt gegliederten aller Hackſilberfunde der ſächſiſchen Oberlauſitz anſah, nichts mehr feſtzuſtellen. Im Muſeum zu Bautzen ſind ſie jedenfalls nicht mehr aufzufinden.

Lit.: **3**, 1845, 78; **18**, XI, H. 3, 1920, 4f., Taf. I; **19**, XIV, 1884, 48 (hier irrtümlich als von Dresden angeführt!); **31**, 72—76, Taf. II, a—c.

55. Meſchwitz bei Bautzen, Krhm. Bautzen:

Hier fanden ſich 1878 beim Sprengen eines Steinblocks auf einem flachen Hügel SW von Meſchwitz 2 Urnen, deren eine 206,5 g Schmuckſachen

in Form von Hacksilber (nur einzelne Stücke waren ganz erhalten), deren andere 272 g Münzen in lauter Bruchstücken (mit einer einzigen Ausnahme) umschloß. Ohne Frage bildet dieser Fund heute eine Hauptzierde der vorgeschichtlichen Sammlung in der Ruhmeshalle in Görlitz, wie er überhaupt unter den noch vorhandenen Funden dieser Art aus der sächsischen Oberlausitz als schönster und größter bewertet werden muß, weil ihn ein gütiges Geschick vor dem Zerrissenwerden bewahrte.

Nach der Bestimmung der Münzbruchstücke, die auch im zerhackten Zustande deutliche Spuren sehr häufigen Gebrauches erkennen lassen, seitens des Berliner Münzkabinetts wurden 16 verschiedene Münzarten festgestellt:

„1. Samanide Ismaîl ibn Ahmed	(892—907).	1 Bruchstück.
2. Samanide Ahmed ibn Ismael	(907—913).	4 Bruchstücke.
3. Samanide Nasr II. ibn Ahmed	(913—942).	16 Bruchstücke.
4. Samanide Nûh I. ibn Nasr	(942—954).	12 Bruchstücke.
5. Samanide Abdelmelik I. ibn Nûh	(954—961).	1 Bruchstück.
6. Samanide Mansûr I. (Dirhem)	(961—976).	Barbarische Nachprägung; einzige ganz erhaltene Münze. 1 Stück.
7. Bujide Imâd-eddaula	(932—949).	2 Bruchstücke.
8. Abbasside a-Râdi-billah	(934—940),	geprägt in Wâsith. 1 Bruchstück.
9. Otto I. (Pavia)	(936—973).	2 Bruchstücke.
10. Otto I.		3 italienische Bruchstücke.
11. Otto I. (Rom. Petrus)		1 Bruchstück.
12. Otto I. (Rom)		1 Bruchstück.
13. Eberhard von Baiern	(937—938).	1 Bruchstück.
14. Deutsche Denare usw.		18 Bruchstücke.
15. Sog. Wendenpfennig		1 Bruchstück.
16. England, Eadgar	(959—975).	1 Bruchstück.

Der Prägeort ist auf 16 Bruchstücken zu lesen: 12mal Samarkand, 2mal Buchârâ, 2mal esh-Shâsh.

Die übrige große Menge von Bruchstücken ist nicht zu bestimmen, doch zeigen sämtliche, mit Ausnahme der unter Nr. 9—16 speziell genannten, deutlich nur arabisches Gepräge. Völlig abgegriffen sind nur etwa 15 g kleine Fragmente, die jedoch auch meist arabischen Ursprungs zu sein scheinen.

Die Legenden der arabischen Münzen sind in kufischer Schrift gehalten, die ihren Namen von der ehemaligen Stadt Kufa am Euphrat, einst Sitz der Kalifen mit einer berühmten Schule, hat. Diese Schrift wurde hier für Koranhandschriften ausgebildet und blieb Münzschrift vom 7.—11. Jahrhundert. Die Inschrift des wohlerhaltenen Dirhems Mansûrs I. lautet in der Über-

setzung nach Senf (a. a. O.) folgendermaßen: Hauptseite: „Es ist kein Gott als Allah, er hat keinen Gottheitsgenossen". Randschrift: „Geschlagen wurde dieser Dirhem in Shâsh (Susa)" — alles übrige ist verwischt. Rückseite: „Muhammed ist der Gesandte Allahs"; darunter: „Nûh ibn Mansûr". Randschrift (Stelle aus dem Koran): „Muhammed ist der Gesandte Allahs; er hat ihn gesandt mit der rechten Leitung und der wahren Religion, auf daß er diese siegreich mache über jede andere Religion, mag es auch die Vielgötterer verdrießen.""

Lit.: **8,** XII. Jahrg. 1900, Nr. 2, 13f. (Sonderabdruck davon S. 3); **14,** I, 190, 219—228, Taf. IX; **14,** II, 72, 142 Anm., 211, 297; **14,** III, 52; **15,** 36; **19,** XIV, 1884, 48; **28,** Taf. VIII, 3; **31,** 59—61, 72—76, Taf. I und II; **33,** 1884, 63, 208 und 1886, 575; **35,** XXXIV, 1880, 176ff.

55. Rodewitz bei Hochkirch nahe Löbau, Krhm. Bautzen:

Lediglich der Vollständigkeit halber sei hier erwähnt, daß dort in einer unter einem Steinhaufen verborgen gewesenen zerbrochenen Urne einige wenige arabische Schmuckreste aufgefunden wurden, von denen aber nach Senfs Angabe (**31,** 59—61) nur eine einzige, taubeneigroße Hohlperle, oben mit fazettierten Würfeln besetzt und mit gedrehtem Draht umwunden, wohlerhalten war. Nach schriftlicher Auskunft beim Besitzer des dortigen Rittergutes, wo die Reste nach Senfs Bericht aufbewahrt wurden, ist diesem nichts davon bekannt. So muß also auch der Fund zu den verlorengegangenen gerechnet werden. Übrigens stammten sämtliche mitgefundenen Münzen von Barbarossa und seinen Zeitgenossen, orientalische und zerhackte fehlten völlig, so daß auch aus diesem Grunde der Fund außerhalb der dieser Arbeit zugedachten Umgrenzung steht.

Lit.: **19,** XIV, 1884, 48; **21,** 1849, II, 54 und 1850, 1; **31,** 59—61.

56. Sohland am Rotstein bei Löbau, Krhm. Bautzen:

1842 wurden hier beim Kartoffelaushacken auf einem Felde nahe beim Rotstein auf Bischdorfer Flur in einem zerbrochenen Gefäß ohne alle Glasur zwei Ohrgehänge und vier unbestimmbare Überreste orientalischer Schmucksachen (darunter zwei einfache gebogene Drähte) zusammen mit vier kufischen Münzen gefunden. Leider wurde auch dieser Hacksilberfund zerrissen; die Schmuckreste gelangten in das Museum des Sächsischen Altertumsvereins im Großen Garten, aus dem sie jetzt als Leihgabe der vorgeschichtlichen Sammlung im Zwinger überlassen wurden; die Münzen überwies man dem Münzkabinett, wo sie noch heute aufbewahrt werden.

Die vier Münzen sind silberne Dirhems mit dem Namen des abbasidischen Kalifen

Al-Muttakî-billah (329—333 der Hedschra = 940—944 n. Chr.) und

Al-Mustakfî-billah (333—334 „ „ = 944—946 „ „ und des Samaniden Nûh I. ibn Nasr, Fürsten von Chorasan 942—954 n. Chr.).

Als Prägeort wird genannt einmal esh-Shâsh mit der Jahreszahl 333 der Hedschra (= 944/5 n. Chr.) und dreimal Buchârâ (davon zweimal mit der Hedschrajahreszahl 338 = 949/50 n. Chr. und einmal mit der Jahreszahl der Hedschra 344 = 955/56 n. Chr.).

Lit.: **8**, XVIII. Jahrg. Nr. 10 vom 1. 10. 1906, 157; **14**, II, 141f., 211, 239, 297; **17**, 23, Nr. 22—25 (26) — das Münzkabinett besitzt nämlich noch einen fünften Dirhem, beschädigt, von Nûh I. ibn Nasr; da im Zugangskatalog nichts über Herkunft und Fundort der Münzen angegeben ist, kann nicht entschieden werden, welche vier von den im Münzkabinett vorhandenen fünf bei Sohland gefunden wurden —; **20**, 1852, H. 6, 40f., 50 Nr. 130—135, 1854, H. 7, 11 und 1855, H. 8, 44; **21**, XXVII, 1850, 73, LV, 1879, 310 f. Anm., LXI, 1885, 115; **25c**, 82, 87f., Taf. VIII, 76; **31**, 59—61, 72—76, Taf. I, a—f.

Zusammenfassend läßt sich über die Perioden der Völkerwanderungs- und der Slawenzeit, welche beide durch hinterlassene Münzdenkmale ausgezeichnet sind, aussagen, daß die Münzen für die erstere nur Bedeutung als Schmuckgegenstände hatten, wie der Fund von Eulau erkennen läßt, damit also kein Fortschritt über die Verhältnisse in der römischen Kaiserzeit gegeben ist, daß dagegen für die slawische Periode — und von da ab auch weiterhin, d. h. bis zum Auftreten des Papiergeldes — die Münzen als Zahlungsmittel im Handel dienten, wenn auch nur neben dem in dieser Zeit noch nicht vollkommen aufgegebenen Tauschhandel. In diesem Sinne ist weniger die größere Anzahl der Münzfunde in der Slawenzeit beweisend — denn auch hier handelt es sich ja lediglich um Zufallsfunde — sondern vielmehr die Tatsache, daß hier wie in Zobliz bereits wirkliche Schatzfunde vorliegen und daß die Hacksilberfunde mit ihren zerkleinerten Münzen und Schmuckstücken der offensichtlich bereits damals herrschenden „Geldknappheit" Abhilfe bringen sollten.

Abkürzungen:

AE = Bronze- bzw. Kupfermünze.
AR = Silbermünze.
AV = Goldmünze.
Babelon = Babelon, E., Monnaies de la république romaine. Paris 1886.
Cohen = Cohen, H., Déscription historique des monnaies frappées sous l'empire romaine. 2. Auflage. Paris 1886 (falls nicht ausdrücklich die erste Auflage angegeben ist).
Lit. = Literatur.
Gr.-M. = Vorgeschichtliche Abteilung des städtischen Museums für Völkerkunde in Leipzig (Grassi-Museum).
Zw. = Vorgeschichtliche Abteilung im Zwinger zu Dresden.

Literatur:

1a. Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden.
1b. Sitzungsberichte derselben.
2. Bautzener Geschichtshefte (Mitteilungen der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Geschichte für Bautzen und Umgegend).

3. Berichte an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig.
4. Berichte an die Mitglieder des sächsischen Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer zu Leipzig.
5. Dannenberg, H., Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Berlin. Bd. I, 1876; Bd. II, 1894; Bd. III, 1898.
6. Döring, Fr. H., Die vorgeschichtliche Besiedlung der Wilsdruffer Gegend, in: „Unsere Heimat", Zeitschr. f. Heimatforsch. u. Heimatpflege = Beilage zum Wilsdruffer Tageblatt, 9. Jahrg., Nr. 5—9, S. 17—36.
7. Führer, illustrierter, durch die prähist. Abt. d. städt. Mus. f. Völkerkunde zu Leipzig. Leipzig 1922.
8. „Gebirgsfreund" = Illustr. Zeitschr. f. Topographie, Gesch. u. Touristik des Riesen- u. Isergebirges, des Glatzer u. Eulengebirges, des Jeschken- u. Laus. Gebirges, Nordböhmens u. des Spreewaldes. Zittau i. Sa.
9. Graeve, H. G., Volkssagen und volkstümliche Denkmale der Lausitz. 3 Hefte. Bautzen 1839.
10. Gretschel, H., Geschichte der Gemeinde Coschütz bei Dresden. 1905.
11. Hennig, A., Boden und Siedelungen im Kgr. Sachsen. Leipzig 1912.
12. Jacob, K. H., Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens. Halle 1911.
13. Jahrbücher d. städt. Mus. f. Völkerkunde in Leipzig.
14. Jahreshefte d. Ges. f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz.
15. Jakob, G., Der nord.-balt. Handel der Araber im Mittelalter. Leipzig 1887.
16. Klemm, G., Handbuch der germanischen Altertumskunde. Dresden 1836.
17. Krehl, L., Commentatio de numis muhammadanis in Numophylacio regio Dresdensi asservatis. 1856.
17a. Mader, J., Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters. Prag 1803.
18. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig.
19. Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft.
20. Mitteilungen des Kgl. Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Altertümer. Dresden.
21. Neues Laus. Magazin.
22. Neue Laus. Monatsschrift.
23. Preusker, K., Beschreibung einiger bei Radeberg im Kgr. Sachsen aufgefundener Urnen mit unbekannten Charakteren. Halle 1828. = Kruse, Deutsche Altertümer, Bd. II, H. 6, Halle 1828, S. 1—52.
24. Derselbe, Nachtrag dazu: Rosenkranz, Neue Zeitschr. f. d. Gesch. d. germ. Völker, Bd. I, H. 3, 1832, S. 77—82.
25a. Derselbe, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Bd. I. 1841.
25b. Derselbe, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Bd. II. 1843.
25c. Derselbe, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Bd. III. 1844.
26. Derselbe, Übersicht der mit der Kgl. Antiken-Sammlung in Dresden vereinigten Preuskerschen Sammlung vaterländischer Altertümer. Leipzig und Großenhain 1856.
27. Schlemm, Julie, Wörterbuch zur Vorgeschichte. Berlin 1908.
28. Schmidt, O. E. und Sponsel, J. L., Bilder-Atlas zur sächs. Geschichte. Leipzig 1909.
29. Schulze, Chr. Fr., Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Totentöpfen und anderen heidnischen Altertümern. Friedrichstadt 1767.
30. Schuster, O., Die alten Heidenschanzen Deutschlands mit spezieller Beschreibung des Oberlaus. Schanzensystems. Dresden 1869.

31. Senf, F., Arabische Hacksilberfunde in der Oberlausitz (2 Tafeln); in: „Quellwasser fürs deutsche Haus", X. Jahrg. 1885/86, Leipzig, Verlag Georg Wigand, 1886, S. 59—61; 72—76.
32. „Über Berg und Tal", Organ des Gebirgsvereins f. d. Sächs. Schweiz.
33. Verhandlungen der Berliner Ges. f. Anthropologie, Ethnol. u. Urgesch.
34. Zeitschrift für Ethnologie.
35. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Am Schluß meiner Arbeit ist es mir eine angenehme Pflicht, allen den Herren zu danken, die mich durch Überlassung von Material oder durch Hinweise auf solches freundlichst unterstützten; mein ganz besonderer Dank aber gilt dem Kustos am Dresdner Münzkabinett, Herrn Dr. Walter Schwinkowski, für seine Liebenswürdigkeit, mit der er alle die Münzen, bei denen nichts anderes ausdrücklich erwähnt ist, bestimmt hat.

Dresden, im März 1923.

Nachtrag des Herausgebers.

Auf dem Gelände der Chemischen Fabrik Radebeul in Nünchritz, etwas oberhalb Riesa, ostelbisch, fand man 1922 beim Anstechen des Uferrandes eines alten Elbarmes 60 cm unter der obersten Humusschicht etwa 20 unverzierte Urnen der Latènezeit und 40 cm unter dieser Urnenschicht stieß man auf einen Brandfleck, aus dem beim Durchsieben eine Bronzemünze mit Ring und Öse von etwa 1 cm Dm. zum Vorschein kam. Diese Nachricht erhielt ich im März 1924 durch Dr. Klein in Radebeul. Dr. Schwinkowski hat die Münze folgendermaßen bestimmt: Barbarisierte Nachahmung arabischer Denare, die in Südfrankreich 720—732 oder 737 zu Lyon geprägt wurden, gewöhnlich in Gold, selten in Bronze. Vgl. A. de Belfort, Moanaies mérovingiennes II. Paris 1892—97, Nr. 32—33, Abb. — Bemerkenswert ist die tiefe Lage der mittelalterlichen Münze unterhalb der Latèneschicht.

G. Kossinna.

Zum Stand der Vorgeschichtsforschung in Posen und dem westlichen Kongreßpolen.

Von B. v. Richthofen, Breslau.

Die Posener Vorgeschichtsforschung hatte sich in den letzten Jahren vor dem Kriege, besonders durch die Tätigkeit E. Blumes, kräftig entwickelt[1]). Aus seiner Feder stammt auch eine erste, kurze, zusammenfassende Behandlung der posenschen Vorgeschichte, die dem Katalog der Ausstellung vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus dem Gebiete der Provinz Posen vom Jahre 1909 beigegeben ist. Das Jahr 1914 brachte dann eine ausführliche Darstellung der Vorgeschichte Posens von J. Kostrzewski[2]). Hiernach hat der gleiche Verfasser an zwei Stellen kurze Übersichten zu demselben Thema gegeben, 1916 in seinem Bericht über die Vorgeschichtsforschung in Posen während der letzten drei Jahre[3]) und 1918 im Führer durch die vorgeschichtlichen Sammlungen des Gräflich Mielżyńskischen Museum[4]). 1923 erschien die reich erweiterte und verbesserte zweite Auflage seiner „Vorgeschichte Posens"[5]). Äußerlich unterscheidet sich die Neuauflage von der ersten durch das etwas größere Format und die beträchtliche Vermehrung der Abbildungen. Außerdem sind an Stelle der Strichzeichnungen nach Möglichkeit Wiedergaben von Lichtbildern gewählt worden. Als Autotypien im Text lassen sie auf dem zeitgemäß schlechten Papier allerdings an Deutlichkeit oft recht zu wünschen übrig.

Die Art der Stoffbearbeitung ist gegenüber der ersten Auflage unverändert geblieben. Sie entspricht etwa der z. B. auch von Mertins für Schlesien gewählten Form[6]). Dagegen berücksichtigt Kostrzewski diesmal ein räumlich ausgedehnteres Gebiet. Unter Wielkopolska (= Großpolen) versteht er neuerdings nicht mehr nur, dem üblichen polnischen Sprachgebrauch entsprechend, Posen, sondern die einstigen Wojewodschaften: Posen, Gnesen, Łęczyca, Sieradz, Brześć-Kujawien und Hohensalza mit dem Dobrzyner Land. Von besonderem Werte sind für den Fachmann 832 Anmerkungen (S. 235

[1]) Vgl. Jahn, Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen. 1900—1920: Mannus XIV, S. 300—313.

[2]) Wielkopolska w czasach przedhistorycznych (Bd. 2—3 der Biblioteka Wielkopolska) m. 557 Abb. i. Text u. a. 8 Tafeln, S. 1—220. Posen, M. Niemierkiewicz.

[3]) Zapiski Muzealne I, Posen 1916, S. 22ff.

[4]) Kostrzewski, Przewodnik po zbiorach muz. im. mielżyńskich, Posen 1918.

[5]) 1923, mit 855 Abbildungen und einer Karte im Text und 16 Tafeln. S. 1—345. Posen; Zißer und Majewski. — Warschau, E. Wende u. Co. — Lodz, L. Fiszer. — Thorn, Verlagsgesellschaft Ignis. — (i. folgenden abgek.: „Wielkopolska II").

[6]) Mertins, Wegw. d. d. Urgesch. Schlesiens, Breslau 1906.

– 305), die neben einer Fundortliste für die abgebildeten Gegenstände (S. 306—332) und einem Fundortverzeichnis mit Seitennachweis [1]) (S. 344 —345) dem Texte beigegeben wurden. Sie bringen besonders für alle wichtigen Altertümertypen Zusammenstellungen über die bisher in den betreffenden Bezirken gefundenen Stücke mit Berücksichtigung der weiteren Verbreitung und auch sonst zahlreiche Einzelangaben und Nachweise. Das gründliche Werk von Kostrzewski wird künftig für jeden, der sich mit der Vorgeschichte des behandelten Gebietes näher befassen will, unentbehrlich sein. Auf den Inhalt soll im folgenden soweit näher eingegangen werden, als er Neues bringt oder aus anderen Gründen für den deutschen Leser von Bedeutung sein dürfte.

Außer den durch die Arbeiten Schultzes bekannt gewordenen Knochengeräten [2]) ist das Mesolithikum unter den Posener Funden durch eine Gruppe kleiner Feuersteinwerkzeuge vertreten [3]). Unter den ziemlich sicher ancyluszeitlichen Stücken sind zweischneidige Pfeilspitzen, die mitunter einen Griffdorn haben, typisch [4]). Mikrolithische Gegenstände, die auf die älteren zurückgehen, gibt es allerdings noch im reinen Neolithikum. Sie lassen sich jedoch von den mesolithischen unterscheiden. Die Behauung ist nicht mehr unregelmäßig, sondern sorgfältig, muschlig [5]). Für die Litorinazeit typische Beile fehlen bisher aus Posen [6]), aber vielleicht gehören einige andere Fundstücke dieser Stufe an, besonders gewisse querschneidige Pfeilspitzen, wie sie häufig in der Muschelhaufenkultur und nur selten noch später vorkommen [7]). Ausführlicher hat sich mit diesen kleinen Steingeräten Kozlowski in seiner Arbeit über die Steinzeit in Posen befaßt [8]). Seine Ansicht, daß die mesolithischen Mikrolithen gegenüber den Knochengeräten nördlichen Charakters einer anderen Kultur südlichen Ursprungs angehört hätten, hält Kostrzewski

[1]) Leider sind hierin die zahlreichen in den Anmerkungen erwähnten Fundorte nicht enthalten.

[2]) S. Jahn, a. a. O. — Ähnliche Knochenharpunen wie die frühen Posener sind auch aus Litauen bekannt, vgl. Wiadomości Archeol. Warschau, Bd. IV, S. 176—178 mit zwei Abb. und Materiały anthrop. archeol. i ethnogr. Krakau, Bd. X, Tafel 13, 30. In Kongreßpolen gehören in die gleiche Zeit der durchlochte Knochengriff von Woźnik, Kr. Konstantynowo (Vgl. B. Werner, Przyczynek do kultury Ancylusowej (Maglemose) w Polsce in: Sprawozdanie z pos. towarzystwa nauk. Warschau, Bd. X, H. 7, S. 107—111), ferner ein zweiter Hirschhorngriff aus der Gegend von Ostrolenka (s. Wiadomości Archeol. VI, S. 48 u. Tafel I, 1).

[3]) Funde einer entsprechenden mesolithischen Mikrolithenkultur sind u. a. auch aus Litauen, Südrußland und der Kirgisensteppe bekannt, vgl. Ailio, Fragen der russischen Steinzeit in: Suomen Muinaismuistoyhdistyksen Aikakauskirja, Bd. 29. Helsingfors 1922, S. 1—111 und Birkner, Steinzeitliche Funde aus Litauen unter Berücksichtigung gleichzeitiger Funde aus Bayern (m. 4 Tafeln), Beitr. z. Natur- u. Kulturgesch. Litauens u. angrenz. Gebiete. München 1923. (Abhandl. d. math.-phys. Klasse d. Bayer. Akad. d. Wissensch. Erg.-Bd., 2.—5. Abh.), hier auch neueste Zusammenfassung über die weitere Verbreitung der mesolithischen Mikrolithen.

[4]) Vgl. den entsprechenden ancyluszeitlichen Fund von Juderup in Dänemark: Aarbøger f. Nordisk Oldkyndighet 1906, S. 234, Abb. 3a—c.

[5]) Vgl. z. B. „Wielkopolska II", Abb. 19—20 mit Abb. 56—59.

[6]) Als Ergänzung zu den von Åberg, D. Nord. Kulturgeb.. S. 3—4 erwähnten führt Kostrzewski aus dem südlichen Kongreßpolen an: Flachbeile von Wojciechowice, Kr. Opatow; Borowno, Kr. Kielce (Wiadomości Archeol. VI, S. 163) und Borkow, Kr. Kielce sowie ein Kernbeil aus Dziesławice, Kr. Stopnica.

[7]) Wie „Wielkopolska II", Abb. 15 u. 16.

[8]) Teil I m. 3 Tafeln: Przegląd Archeol. Posen I, H. 3—4, S. 84ff. Teil II m. 8 Tafeln und drei Abb. im Text, a. a. O. II—III, H. 1—2, S. 1ff. (Kurze französische Inhaltsangaben zu den im Przegląd enthaltenen Arbeiten erscheinen als Sonderdrucke mit dem Titel: Revue Archeol. Polonaise, Resumé français.)

mit Recht für zum mindesten noch nicht genügend erwiesen. Wahrscheinlich stammt auch ein Teil der in Posen häufigen Hirschhornäxte aus der Litorinazeit. Die frühesten sicher schon dem Beginn des reinen Neolithikums angehörenden Funde aus Posen bilden drei Walzenbeile [1]). Dicknackige Beile aus den jüngeren nordischen Kulturgruppen des Neolithikums sind aus dem durch Kostrzewski behandelten Gebiete bereits etwa 200 bekannt. Ein besonders schönes Stück aus rotem Feuerstein, das in Zydowo, Kr. Wreschen gefunden wurde, ist „Wielkopolska II", S. 15 abgebildet.

Die älteste nordische Keramik führt in den in Frage kommenden Gegenden Trichterbecher und Kragenflaschen [2]). Zu den bereits von Kossinna für den letzten Typ angeführten Fundorten kommen noch folgende: Sierakowo I, Kr. Strelno (Przegląd Archeol. Posen, II—III, H. 1—2, Taf. 5 (7), Abb. 1); — Sierakowo III, Kr. Strelno (a. a. O. Abb. 4). — Wierzenica, Kr. Posen-Ost (a. a. O. Abb. 3), und Ruda, Kr. Rypin (Museum Wloclawek). Beträchtlich größer ist die Zahl der Trichterbecher. Die von Kossinna z. T. nicht angegebenen Trichterbecherscherben sind auch bei Kostrzewski nicht besonders angeführt. Mehrere bildet Kosłowski ab [3]). „Wielkopolska II", Abb. 29 zeigt den Randscherben eines Trichterbechers mit interessanter eingestempelter falscher Schnurverzierung aus Kokorzyn, Kr. Kosten. — Die Kossinnasche Fundliste für die gebänderten Feuersteinbeile [4]) läßt sich nach Kostrzewski durch folgende Fundorte vervollständigen: Bromberg. — Dziębakowo, Kr. Sierpce. — Kurähne (Koronowo), Kr. Bromberg. — Kornfelde (Krzekotowo), Kr. Mogilno. — Kunowo, Kr. Schrimm. — Łążyn, Kr. Lipnow. — Rogoźno. — Rudna, Kr. Wirsitz. — Rzadkowola, Kr. Włocławek. — Skępe, Kr. Lipnow. — Świętosław, Kr. Lipnow. — Tannhofen (Tarkowo), Kr. Hohensalza. — Usch, Kr. Kolmar. — Wólka Mała, Kr. Lipnow. — Zalesie, Kr. Schubin (2 Stück). — Außerdem gibt es noch andere Geräte aus derartigem Feuerstein, z. B. ein großes Messer aus Mniszek, Kr. Łęczyza und einen Schaber aus Lassek-Luban, Kr. Posen-West. Rohmaterialstücke fanden sich in Lissówki, Kr. Posen-West und Wilczak, Kr. Bromberg. Die Hauptmenge des gebänderten Feuersteins stammt wohl aus den Gegenden am oberen und mittleren Bug, ein Teil sicher aber auch aus dem Bezirk Kielce [5]). Einen ersten Versuch bei den Beilen aus gebändertem Feuerstein verschiedene Gesteinsarten zu unterscheiden, die ihrem geologischen Alter und der Herkunft nach nicht einheitlich seien, unternahm Krukowski [6]). Die regen Beziehungen zum Buggebiet beweist auch

[1]) Aus Spokojnik („Wielkopolska II", Abb. 21) und Grocholin, Kr. Schubin sowie der Gegend von Neutomischl (Blume, Posener Ausstell.-Katal. Nr. 2017).

[2]) Vgl. Kossinna, Mannus XIII, S. 13—40 u. 143—165.

[3]) Przegląd Archeol. II—III, Tafel 5 u. 6 (mit Fundortangaben).

[4]) Vgl. Mannus IX, 143 u. X, 202ff.

[5]) Eine Fundstelle von gebändertem Feuerstein liegt z. B. in Skarbec Dolny, Kr. Iłża, vgl. Wiadomości Archeol. VI, S. 162; eine andere in Chęcin bei Kielce. Vgl. Kozłowski, Przegląd Archeol. II—III, S. 9. Im Gegensatz zu Kozłowski kann man wohl nicht annehmen, daß ein — auf alle Fälle nur vereinzeltes — Vorkommen von gebändertem Feuerstein im Posener Moränenmaterial für die Herstellung der Beile von Bedeutung war.

Nachtrag: Während des Druckes dieser Abhandlung erschien der VIII. Bd. von Wiadomości Archeol. Dort veröffentlichte neue Forschungen von Krukowski und Samsonowicz (s. a. a. O. Heft 1, S. 2ff. und 65ff.) beweisen, daß eine beträchtliche Anzahl von Lagerstätten gebänderten Feuersteins in der schon oben erwähnten Gegend von Iłża, Bez. Kielce und zwar in den Juraschichten am Nordosthang der Höhen von Święty Krzyż vorhanden ist. Sicher festgestellt wurden solche neuerdings dort bei Błaziny, Krzemionki bei Magoń, Rudza Kościelna, Borowno, Śródborz, Karolowo und Wodąca.

[6]) Vgl. Wiadomości Archeol. V, S. 188—189 u. 199—203.

die Einfuhr von anderen dort einheimischen Typen in Posen und den kongreßpolnischen Nachbarbezirken [1]). Für die Kenntnis der kujawischen und verwandten Gräber der zweiten nordischen Kulturgruppe des behandelten Gebietes, aus denen auch ein Teil der gebänderten Feuersteinbeile herrührt, ist ein neuerer Fund von Szymborze, Kr. Hohensalza wichtig [2]). In einer großen unterirdischen Steinkiste lagen dort die Reste einer Kugelflasche und zweier Schüsseln sowie zwei dicknackige Feuersteinbeile. Die Grabform zeigt uns eine Abart der kujawischen Gräber, die bisher nur weiter östlich belegt war [3]). — Unter den Posener schnurkeramischen Gefäßfunden verdient eine zweihenklige Amphore von durchaus thüringischem Charakter aus einem Grabe von Grob, Kr. Birnbaum besonders Beachtung [4]). Neben dem bereits länger bekannten stichreihenverzierten Topfe von Iwno, Kr. Schubin [5]), sprechen noch weitere Funde für ein nordöstliches Vordringen bandkeramischer Volksteile. Ein teilweise erhaltenes stichreihenverziertes Gefäß wurde bei Kulm, Bez. Thorn, ausgegraben [6]). Die ältere, spiralmäanderverzierte Bandkeramik ist in Borucin, Kr. Nieszawa [7]) und Chocenie, Kr. Wloclawek [8]) vertreten. Wahrscheinlich bandkeramisch dürfte Kostrzewski zufolge ferner ein Gefäßbruchstück aus Czerniewice, Kr. Wloclawek sein. In dem Abschnitt über die steinzeitlichen Waffen und Geräte kommt Kostrzewski auch auf die steinernen Keulenköpfe aus dem behandelten Gebiete zu sprechen. Nach seiner Meinung sind sie sämtlich neolithisch. Dies bedarf jedenfalls noch der Nachprüfung. Zwei dem in „Wielkopolska II" abgebildeten sehr ähnliche stammen z. B. aus schlesischen Gräbern der Bronzezeit [9]).

Unter den Posener Funden der ersten Bronzezeitperiode verdienen die bisher noch wenig zahlreichen Gräber besondere Aufmerksamkeit [10]). Soweit sichere Beobachtungen vorliegen, handelt es sich um rechteckige Steinkisten mit Skeletten wie sie dort auch für einzelne Stufen des Neolithikums charakteristisch sind, aus dessen schnurkeramischer Endgruppe aber vorläufig fehlen [11]). Bisher sind bekannt: Vier Gräber von Gorszewice, Kr. Samter [12]), —

[1]) Vgl. z. B. die großen Feuersteinmesser des Typs „Wielkopolska II", Abb. 50.
[2]) Zapiski Muzealne I (Posen 1916) S. 26, Abb. der Funde S. 25.
[3]) S. Kossinna, Mannus II, S. 67.
[4]) Posen, Großpolnisches Museum (Muz. Wielkopolski) (= Ehem. Kaiser-Friedrich Mus.). Neuerdings wird eine Vereinigung der beiden vorzeitlichen Sammlungen Posens (des ehem. Kaiser-Friedrich Mus. u. des Mus. d. Ges. d. Fr. d. Wissensch.) in einem Museum vorbereitet.
[5]) Vgl. Mannus II, S. 60—61 m. Abb. 1.
[6]) Vgl. Rocznik tow. nauk Thorn XV, S. 175—176 m. Abb. u. bes. Kostrzewski, Przegląd Archeol. Jahrg. II—III, S. 67—68 m. Abb. Die Scherben fanden sich in einer von mehreren Wohngruben. Diese enthielten sonst nur nordische Keramik z. B. Reste eines Trichterbechers.
[7]) Prace i materiały anthrop., archeol. i. etnogr. II. Taf. VIII, 9.
[8]) Wiadomości Archeol. VI, S. 156—157.
[9]) S. Altschlesien I, 2, S. 63 (Richthofen).
[10]) 1916 veröffentlichte Kostrzewski im Rocznik towarzystwa przyjacioł nauk Posen eine auch als Sonderabdruck erschienene wichtige Arbeit über die Posener Skelettgräber der Perioden I und II (Groby grzebalne z początku epoki bronzowej w Wielkopolsce).
[11]) Kostrzewski betont allerdings den Zusammenhang mit der Steinzeit, sagt aber selbst, daß zur Zeit der Schnurkeramik an Stelle der Steinkisten einfachere nur steinumsetzte Gräber traten!
[12]) Grab I s. Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 195 u. 207, ferner ein Grab ohne Beigaben und zwei mit nur je einer einfachen Bronzenadel.

ein Grab von Skarbienice, Kr. Znin[1]), — ein Grab von Granówko, Kr. Kosten[2]). Die Stulpenarmbänder aus dem Grabe von Granówko hat Kossinna allerdings ebenso wie das vollkommen entsprechende aus Orchowo, Kr. Mogilno für hallstattzeitlich gehalten und mit dem sicher so jungen, niedrigeren meist vollkommen geschlossenen gerippten Armbandtyp in Verbindung gebracht[3]). Im Posener Album Bd. I ist auf Tafel XV das Armband von Orchowo mit einem späthallstattzeitlichen Verwahrfund zusammen abgebildet. Der erste Bericht über diesen Verwahrfund[4]) erwähnt jedoch das Armband nicht. Schon dies spricht dafür, daß es später irrtümlich unter die hallstattzeitlichen Stücke geraten ist. Auch Montelius rechnete das Armband zu den Funden aus der ersten Periode[5]). Wie gesagt entspricht es vollkommen zwei Stücken von Granówko, die beim Auffinden noch an den Armknochen eines Skelettes hafteten, bei dem ferner ein für Periode I typischer Halsring gefunden wurde[6]). Die Abbildung des Armbandes von Orchowo läßt deutlich die feinen Rand auch an den Querenden begleitende Seitenrippe erkennen, wie sie bei Stulpenarmbändern aus der ersten Periode häufig ist, bei dem hallstattzeitlichen Typ dagegen nicht vorkommt. Wenn Kostrzewski die übereinstimmenden Fundstücke von Orchowo und Granówko schon deshalb für sicher frühbronzezeitlich hält, weil in Granówko ein Skelettgrab vorliegt, so ist dieser Grund allerdings ohne die obigen nicht stichhaltig. Skelettgräber gibt es im fraglichen Kulturgebiet auch während der Hallstattzeit[7]). In Posen wurden solche allerdings bisher noch nicht beobachtet. Vielleicht gehören aber einige der angeblichen Kenotaphien aus dieser Zeit hierher und enthielten vollständig vergangene Skelette[8]). — Die Frage nach dem Verhältnis der Aunjetitzer Kultur zu Posen bedarf noch weiterer Aufklärung. An entsprechender Keramik liegt erst ein einzelnes Gefäß aus Nadziejewo, Kr. Schroda vor[9]). Ob die Aunjetitzer Kultur gegenüber einer einheimischen mit Steinkistengräbern in ganz Posen tatsächlich etwas Fremdes ist, wie Kostrzewski annimmt, erscheint noch unsicher. Im benachbarten Schlesien, wo wir einen allmählichen Übergang von der steinzeitlichen Keramik zu den frühaunjetitzer Formen erkennen können, ist die bodenständige Aunjetitzer Kultur auch im an Posen angrenzenden Teile vertreten[10]). Unter den wichtigen Typen der ersten Periode spielen im behandelten Gebiete auch die Stabdolche eine Rolle. Sie zeigen als offenbar landschaftliche Eigentümlichkeit eine flache — und nicht eine rundliche oder

---

[1]) Posener Album I, S. 15, Taf. XVII, 8—12. — Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit. S. 220.

[2]) Posener Album III, S. 10 u. 12, Taf. L, 44—46. (Unter Steinen bei Skelettresten gefunden!)

[3]) Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 191, Anm. 7 u. Mannus VII, S. 96, Anm. 4 u. S. 103. Seitdem die Fundverhältnisse von Granowo und Orchowo durch Kostrzewski geklärt worden waren, hat übrigens Kossinna seine frühere Ansicht alsbald aufgegeben und diese Armbänder ebenfalls der Periode I zugeteilt.

[4]) Katal. d. Prähist. Ausstellung. Berlin 1880, S. 375.

[5]) Montelius, a. a. O., S. 36, Anm. 2 u. 45, Anm. 5.

[6]) Posener Album III, Taf. L, 44.

[7]) Vgl. Schles. Vorz. V, 206—212, — Mertins, Wegweiser d. d. Urgesch. Schles. S. 75 u. Światowit Warschau III. S. 135.

[8]) Vgl. z. B. das eine Grab von Wojtostwo, Kr. Schrimm. Mannus VII, S. 158.

[9]) „Wielkopolska II", Abb. 101, Blume, Posener Ausstellungs-Katal. T. III, Nr. 983.

[10]) Vgl. z. B. den noch unveröffentlichten Grabfund von Gr. Osten, Kr. Guhrau. Mus. Breslau. — Auch die steinkistenartige Grabform ist für die Per. I Schlesiens belegt; vgl. das Grab von Schönau, Kr. Glogau, Schles. Vorz. N. F. IV, S. 7, Anm. 1.

dreieckige — Ausbildung des Nackens [1]). Zu den bereits von Montelius und Blume erwähnten Stücken [2]) kommt noch einer aus dem Verwahrfund von Granowo, Kr. Grätz [3]) und wahrscheinlich eine Klinge von Łuszczewo, Kr. Nieszawa [4]). Auch ein dicker, goldener Noppenring des für die Kenntnis der kulturellen Wechselbeziehungen mit dem Südosten bedeutsamen Typs wurde in Posen gefunden [5]).

Die Sitte der Steinkistenbestattung scheint sich in Posen bis in die zweite Periode gehalten zu haben. Ein Skelettgrab dieser Art aus Kochale, Kr. Krotoschin enthielt eine 25 cm lange Bronzenadel mit pilzförmigem Kopf und eine unverzierte Lanzenspitze mit langer Tülle [6]). Sonst stammen aus der zweiten Periode in Posen Gräber mit und ohne einfachere Steinsetzung. Mehrere Grabfunde der Periode II aus Posen sind bereits in der deutschen Literatur bekannt [7]). Nach ihrer Zusammensetzung muß man ferner einige Posener Fundgruppen von Bronzen der Periode II als Skelettgräberbeigaben auffassen, so die von Kunowo, Kr. Schrimm, Bronischewitz, Kr. Pleschen und Kujawien, Fundort unbekannt [8]); ferner wahrscheinlich weitere von Przyborowo, Kr. Gostyn [9]), außerdem noch zahlreiche Einzelfunde [10]). Ein Grab von Kletschau (Kleszczewo), Kr. Lissa, gehört in den Übergang von der Körper- zur Brandbestattung (Beigaben der II. Periode in großen steinumsetzten Gräbern mit Leichenbrand) [11]). Der Formenvorrat an Bronzen der zweiten Periode zeigt fast vollständige Übereinstimmung mit Schlesien, besonders die Ösennadeln des frühen Typs [12]), Spundkopfnadeln und Nadeln mit umrandetem Scheibenkopf sind hier zu nennen. Den letzteren Typ [13]) setzt Kostrzewski zum ersten Male mit Recht vollständig in die zweite Periode [14]), für Schlesien allerdings noch mit Vorbehalt. Nach Mertins fällt er hier in die späte Hallstattzeit [15]). Daß in Wirklichkeit nur die II. Periode in Frage kommt, hat sich jedoch unabhängig von Kostrzewski bei einer neueren Durcharbeitung der Funde auch in Schlesien ergeben. Bemerkenswert ist das vereinzelte Vorkommen eines geknickten Randbeiles vom hannöverschen Typ der Periode II in Blawaty, Kr. Strelno [16]).

Keramik der zweiten Periode Posens ist bisher mit Ausnahme einiger

[1]) Ein Stück dieser Art ist auch aus der Gegend von Kowno in Litauen bekannt: Tyszkiewicz, Badania archeologiczne... Wilna 1850, S. 60, T. I, Abb. 3. Über die 3 Nackenformen des Stabdolches vgl. Kossinna, Mannus III, 317f. u. IX, S. 157f.

[2]) Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 28 u. Blume, Posener Ausst. Katal. S. 74.

[3]) Mit dreieckigem Nacken s. „Wielkopolska II", Abb. 106.

[4]) Wiadomości Archeol. V, S. 57—58, Nr. 14.

[5]) Weronikopol, Kr. Kempen: „Wielkopolska II", S. 49, Abb. 129.

[6]) Posen, Großpoln. Mus. Noch nicht abgebildet.

[7]) S. Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 207 u. Schultze, Mannus VIII, S. 245—263 u. Kossinna, Mannus VIII, S. 254, Anm. 6.

[8]) Vgl. Kostrzewski, Groby grzebalne... S. 7ff., Abb. T. 1—7.

[9]) Armring, Armspirale und Fingerring, Posen, Großpoln. Mus.

[10]) Dolch von Strelno, Posen. Großpoln. Mus., Armring von Pierwoszewo, Kr. Samter. Posen, Mus. d. Fr. d. Wissensch. u. a.

[11]) Vgl. Zakrzewski, Groby przedhist. w Kleszczewie, Sonderdr. aus Wiadomości Numismat.-Archeol. Krakau, Bd. IV, Hier irrtümlich für hallstattzeitlich gehalten.

[12]) S. Seger, Präh. Zeitschr. I, S. 55ff.

[13]) Vgl. „Wielkopolska II", Abb. 135 u. Mertins, Wegw. d. d. Urg. Schlesiens S. 82 mit Abb. 198.

[14]) Im Gegensatz zu Schultze, der nur die Stücke mit nicht besonders gegossenem Kopfteil für so früh hält, s. Mannus VIII, S. 253 u. 259.

[15]) Mertins, a. a. O.

[16]) „Wielkopolska II", Abb. 164.

untypischer Scherben aus den erwähnten Gräbern aus Kletschau, Kr. Lissa, sowie den ebenfalls wenig charakteristischen von Grodnica, Kr. Gostyn und Woydahl, Kr. Hohensalza[1]), noch immer nicht bekannt[2]). Gerade solche Funde würden für die Frage nach der Entstehung der ältesten Urnenfelderkeramik und somit der ganzen „lausitzischen" Kultur überhaupt von größter Bedeutung sein. In Schlesien haben sich neuerdings unter Gefäßen, die der Urnenfelderzeit angehören, aus alten unsicheren Funden einige aussondern lassen, die auf Grund gewisser stilistischer Einzelheiten sicher in die zweite Periode zu setzen sind[3]). Vielleicht ist dies in Zukunft auch in Posen möglich, wo doch die zweite Periode ebenfalls durch Bronzen ziemlich reichhaltig vertreten ist. Bei Besprechung der Funde aus der dritten Periode äußert Kostrzewski die Meinung, die Ösennadeln mit walzen- oder scheibenförmiger Wulstöse seien aus dem häufigeren Typ mit einfacherer Öse entstanden. Dies ist jedoch nicht anzunehmen. Wie Seger hervorgehoben hat[4]), gehen sie auf eine ältere Sonderform zurück. Die ebenfalls für Schlesien und Posen typischen Tüllenkopfnadeln[5]) setzt Mertins in die älteste Eisenzeit, Kostrzewski dagegen in die dritte Periode der Bronzezeit, allerdings noch ohne nähere Begründung. Wir halten diese Meinung schon deshalb für wahrscheinlicher, weil die Tüllenkopfnadel als Weiterbildung der Form mit umrandeten Scheibenkopf der zweiten Periode anzusehen ist, wie schon Mertins erkannt hat[6]). Auch ihrem ganzen Charakter nach passen die Tüllenkopfnadeln nicht in den Formenvorrat der ältesten Eisenzeit. Die bisher bekannten schlesischen Stücke stammen nicht aus sicheren Funden, einige von Urnenfeldern, die vorwiegend der vierten Periode angehören. Vielleicht kommt auch diese Stufe für den Nadeltyp noch in Betracht. Die Griffzungenschwerter der Periode II und III hat Kossinna ausführlich behandelt[7]). Seiner Zusammenstellung sind noch die Posener Stücke aus Radzim[8]) und der Gegend des Goplosees[9]) hinzuzufügen.

Bei Behandlung der „lausitzischen" Keramik schließt sich Kostrzewski besonders eng an Blume an. Schon Jahn betonte[10]), daß Blume Gefäßtypen verschiedentlich zu früh datiert hat. Dies gilt auch von der durch Kostrzewski übernommenen Zuteilung der großen Urnen mit schräg abgedrehten Schultern[11]) zum Formenkreise der voll entwickelten Buckelkeramik. Nur selten finden sich zusammen mit solcher Ware noch ausgeprägte Buckelgefäße[12]). Die Buckelkeramik tritt in Posen fast nur im Westen der Provinz auf. Das bisher östlichste Posener Gefäß dieser Art stammt aus Kraplewo, Kr. Posen-West[13]). Die zeitliche Gliederung der Posener Urnenfelder hat Kostrzewski

[1]) S. Mannus VIII, S. 249, Abb. 6 u. 7 u. S. 267, Abb. 1.

[2]) Soeben wurden im Smoszewer Forst bei Krotoschin mehrere Gräber eines Hügelgräberfeldes der Periode II ausgegraben, die auch einige Gefäßreste lieferten. Eine Veröffentlichung der wichtigen Funde in Przegląd Archeol. steht bevor. Die Hügelgräber entsprechen solchen der gleichen Zeit aus Schlesien. Vgl. Schles. Vorzt. N. F. V, S. 29—35.

[3]) Eine Veröffentlichung dieser Gruppe wird vorbereitet.

[4]) Präh. Zeitschr. Bd. I, S. 63.

[5]) S. „Wielkopolska II", Abb. 195 u. Mertins, Wegw. d. d. Urg. Schles. Abb. 199.

[6]) S. Mertins, a. a. O.

[7]) Mannus IV, S. 275ff.

[8]) Posener Album II, T. XXVI, 4.

[9]) Wiadomości Archeol. I, 25, Abb. 2.

[10]) Mannus XIV, S. 302.

[11]) „Wielkopolska II", Abb. 159 = Mannus IV, T. VII, Abb. 8.

[12]) Z. B. Niederlausitzer Mitt. VIII, S. 77, Abb. 4—5.

[13]) Kostrzewski, Przewodnik po zbiorach przedhist. muz. im. Mielżyńskich. Posen 1918, T. IV, Abb. 2. — Noch nicht geklärt ist die Stellung der Buckelkeramik aus dem Bezirk

noch nicht weiter durchgeführt als Blume. Es wird sich dies in Zukunft in Posen gewiß ebenso erreichen lassen wie in Schlesien [1]). Die verschiedenen dort vorhandenen Lokalgruppen hat ebenfalls schon Blume herausgearbeitet. Im einzelnen bleibt allerdings noch näher nachzuweisen, wie weit die Abweichungen in der Tat nur örtliche und nicht zugleich, oder sogar nur, chronologische sind. Sicher nicht der gleichen Stufe entstammen, z. B. solche doppelkonischen Gefäße wie „Wielkopolska II", Abb. 203 (Periode IV [2])) und ähnliche aber mit weichem Profil und Griffleisten wie „Wielkopolska II", Abb. 223 (Periode V). Kostrzewski betont dagegen auch hier nur die Verschiedenheit des bisher in Posen festgestellten Verbreitungsgebietes. Bei der Einzelbehandlung der Urnenfelderkeramik liegt, vor allem für die jüngeren Stufen, die Möglichkeit nahe, Gefäße, die ihrem Typ nach ursprünglich sicher nichts miteinander zu tun haben, auf Grund von Zwischenformen zu einer Entwicklungsreihe zu vereinigen. So ist z. B. im Gegensatz zu Kostrzewski, der auch in dieser Einzelheit wieder Blume folgt, das kleine, eimerförmige, für die vierte Periode typische Gefäß [3]) sicher nicht aus dem gleichzeitigen zweihenkligen Topf mit Halsabsatz entstanden [4]). Unter den in „Wielkopolska II" als jungbronzezeitlich abgebildeten Gefäßen fällt ein Napf auf, der auf der Schulter mit Strichgruppen und eingeritzten Zeichnungen von Kämmen verziert ist [5]). Man würde dem ganzen Stil nach, eher an die frühe Eisenzeit und eine Beeinflussung durch die Keramik der Gesichtsurnenkultur denken [6]). Von den Posener Urnenfeldergefäßen mit Tierzeichnungen [7]) hält Kostrzewski zwei für noch jungbronzezeitlich. Wahrscheinlich dürften aber auch diese beiden [8]) bereits der frühen Eisenzeit angehören. Nähere Fundumstände sind nicht bekannt. Das eine stammt von dem Wilhelmshöher Urnenfelde, dort überwiegen allerdings die älteren Stufen, doch ist die beginnende Eisenzeit ebenfalls vertreten [9]). Maßgebend für die Datierung der Gefäße ohne Begleitfunde kann neben dem Verzierungsstil nur ihre Form sein, die entschieden für die

---

Kalisch zu den übrigen Gruppen. (Vgl. Światowit Warschau IX, S. 58 mit Abb. und T. I, — Funde von Trziniec, Kr. Pulaw —, und Materiały Krakau 1920, S. 88 und „Wielkopolska II", Anm. 218.) Die buckelverzierten Fußbecher von Trziniec —, ein ähnlicher weniger reich verzierter wurde in Zamborze, Kr. Sandomierz gefunden, — erinnern stark an Gefäße der ungarischen Gruppe. Vgl. Pič, Urnengräber Böhmens, S. 30, Abb. 15. Ein Napf aus Trziniec entspricht dagegen auch in Posen und Schlesien üblichen Formen, abgeb. Swiatowit, a. a. O.

[1]) S. Jahn, Zur Chronologie der Lausitzer Kultur. Mannus III, Erg.-Bd., S. 28—42.

[2]) Die doppelkegelförmigen Gefäße mit scharfkantigem Umbruch sind bereits zur Zeit der ausgeprägten Buckelkeramik, in der III. Periode, eine Hauptleitform, jedoch stellt Kostrzewski das eben erwähnte Stück mit Recht mit den Gefäßen der nächsten Stufe (Periode IV) zusammen, da die Verzierung derartiger großer doppelkegelförmiger Urnen durch mehrere umlaufende Parallelrillen über den Umbruch erst mit dem Ende der ausgeprägten Buckelkeramik aufkommt.

[3]) „Wielkopolska II", Abb. 200 u. Mannus IV, T. 8, Abb. 13.

[4]) „Wielkopolska II", Abb. 198 u. Mannus IV, T. 8, Abb. 11.

[5]) „Wielkopolska II", Abb. 217.

[6]) Vgl. das der Form nach ebenfalls früheisenzeitliche Gefäß aus Rudki, Kr. Obornik, Posener Album, Bd. III, T. 46, Abb. 9.

[7]) Vgl. die Gefäße von Blotnik, Kr. Bomst (Blume, Pos. Ausstell. Katal. Nr. 1575, Zaborowo, Kr. Bomst (Zeitschr. f. Ethn. 1875, S. (158) u. T. 1, Abb. 1 sowie a. a. O. S. (393) u. „Wielkopolska II", Abb. 215) und Kluczewo, Kr. Schmiegel (Zeitschr. f. Ethn. 1882, (S. 395).

[8]) Aus Wilhelmshöhe (Wilanowiec), Kr. Kolmar; „Wielkopolska II", Abb. 230, Mannus V, T. 27, Abb. 1 und der Gegend von Samter, „Wielkopolska II", Abb. 229 = Blume, Posener Ausstell. Katal. T. VII, Nr. 1766.

[9]) Mannus VI, T. 10, Abb. 7.

frühe Eisenzeit spricht [1]). Demgegenüber besagt es natürlich nichts, daß Tierzeichnungen bei der Keramik auf Gefäßen des germanischen Kulturgebietes bereits früher vorkommen, worauf Kostrzewski in diesem Zusammenhange hinweist [2]). Ferner dürfte unter den „Wielkopolska II", S. 73 als jungbronzezeitlich abgebildeten Tongegenständen eine Trennung zwischen älteren und schon eisenzeitlichen möglich zu sein [3]). Die zu frühe Datierung verschiedener Funde durch Kostrzewski erscheint um so auffallender, als er den Endabschnitt der Periode V bereits zur ältesten Eisenzeit rechnet.

Die in „Wielkopolska II" angeführten Fundstücke aus den Perioden IV, V und VI ergeben mehrfach Ergänzungen Kossinnascher Listen für einzelne Typen. Wir entnehmen den Anmerkungen Kostrzewskis hierzu folgende Angaben:

Mörigenschwerter (vgl. Mannus VIII, S. 73 und 119 und IX, S. 126—136): Wilamowo, Kr. Tureck („Wielkopolska II", Abb. 262).

Antennenschwerter (s. Mannus, a. a. O.): Stolentschin, Kr. Wongrowitz („Wielkopolska II", Abb. 262, Aus dem Posener Lande 1915, S. 572—573, Tafel a, S. 568, Abb. 3—4, S. 558, Abb.), Nieczajna, Kr. Dąbrowo („Wielkopolska I", Abb. 160, hier irrtümlich als aus der Gegend des Goplosees; — Przegląd Archeol. I, S. 39, Abb. 11) und Jazłowiec, Kr. Buczarsk in Galizien (Przegląd Archeol. I, Abb. 12).

Dünne gedrehte Halsringe mit glatten, vierkantig platt gehämmerten Enden und Schlußösen (vgl. Mannus VIII, S. 47—51): Kolnica, Kr. Koło; — Kempen in Posen; — Lutynia, Kr. Krotoschin; — Nadziejewo, Kr. Schroda (4 Stück); sämtlich in Posen Mus. d. Ges. d. Wiss. — Biernatki, Kr. Schrimm, — Wlostowo, Kr. Schroda; Posen, Großpoln. Mus. — Kl. Starolenka, Kr. Posen-Ost (2 Stück. Enden rundlich, Ösen abgebrochen, Posener Album II, T. 23, Abb. 8—9), — Zbylczyce, Kr. Kalisch (Mus. d. wiss. Ges. Plock), — Brudzew, Kr. Kalisch und Czieszęcin, Kr. Wielun (Mus. f. Landwirtsch. u. Industr. Warschau).

Ältere germanische Nierenarmbänder (vgl. Mannus IX, S. 186ff.): Stolentschin, Kr. Wongrowitz.

Große, starke, runde, geschlossene Halsringe, verzierte Art (vgl. Mannus VIII, S. 73—74) Stolentschin, Kr. Wongrowitz, s. aus dem Posener Lande 1915, S. 472 u. Taf. a, S. 568 (Verwahrfund).

Spitz zulaufende bandförmige Armspiralen (vgl. Mannus VII, S. 108): Luszkowo, Kr. Kosten, 2 Stück, unverziert, vgl. Pos. Album I, Taf. XX, Abb. 5—6), — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza (2 Stück Berlin, Mus. f. Völkerk.), — Palcyn, Kr. Wreschen (Bruchst. von 2 Stück, siehe Posener Album II, Taf. XL. 10), — Popowo, Kr. Samter (Privatbesitz), — Rzeszynek, Kr. Strelno (Bruchst. Posen, Mus. d. Freunde d. Wissensch.), — Wierzchozin, Kr. Samter (ebenda, Bruchst. eines verzierten), — Lupice, Kr. Slupce (Bruchst. Mus. f. Landw. u. Industr. Warschau), — Piaskow, Kr. Sieradz (Wiadomości Archeol. I, S. 129, Abb. 6).

Doppelspiralscheibennadeln (s. Mannus VII, S. 94, Anm. 7 die meisten der im folgenden vollständig angeführten Nadeln sind dort schon durch Angabe der Kreise berücksichtigt): Ilgen (Łgiń), Kr. Fraustadt, — Dluzyn, Kr. Schmiegel, — Kokorzyn, Kr. Kosten, — Schroda, — Budziszewo, Kr. Obornik, — Wszedzin, Kr. Mogilno, — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza, — Drzonek und Lubiatowo, Kr. Schrimm, — und Kujawki, Kr. Wongrowitz, — Sembzin in Mecklenburg (vgl. Beltz, Die vorgesch. Altert. Mecklenburg-Schwerins, Taf. XXXIX, Abb. 47). — Große Abart desselben Typs: Starkowo, Kr. Wollstein, — Orchowo, Kr. Mogilno und Stanomin, Kr. Hohensalza.

Vierspiralscheibennadeln (s. Mannus, a. a. O.): Budziszewo, Kr. Obornik (Posener Album II, Taf. XL, 27), — Drzonek, Kr. Schrimm, — Gegend von Schmiegel.

Gedrehte Halsringe mit verzierten plattgehämmerten Ösenenden (s. Mannus VII, S. 104): Gegend von Bromberg (Mus. Bromberg), — Kluczewo, Kr. Samter (s. Zapiski Archeol. Posen Taf. IV, 3), — Kl. Koluda, Kr. Hohensalza (3 Stücke, Berlin, Mus. f. Völkerk., schon Mannus, a. a. O. durch Angabe des Kreises berücksichtigt), —

[1]) Vgl. z. B. das dem Gefäße aus der Gegend von Samter sehr ähnliche ebenfalls mit Tierzeichnungen verzierte aus einem späthallstattzeitlichen Grabe von Beichau, Kr. Glogau (Mus. Breslau, noch unveröffentlicht).

[2]) S. Beltz, Montelius-Festschrift, S. 93 und auch den Bericht über einen Vortrag von Nordman, Oltiden, Tidskr. f. Norsk Forhist. Bd. VII, S. 195ff.

[3]) So macht das Trinkhorn „Wielkopolska II", Abb. 240 — auch nach der Art der Sparrenverzierung — und die Vogelklapper Abb. 231 einen jüngeren Eindruck, während z. B. die einfachen Klappern wie Abb. 239 sicher noch bronzezeitlich sind.

Nadziejewo, Kr. Schroda (Bruchst. Posener Album II, Taf. XXXIII, 16), — Orchowo, Kr. Mogilno (2 Stücke a. a. O., Taf. XV, 1—2, schon Mannus, a. a. O. durch Angabe des Kreises berücksichtigt), — Sobiechuch, Kr. Znin (Bruchst. Posen, Mus. d. Freunde d. Wissensch.) — und Lubin, Kr. Lipnow (Mus. f. Landw. u. Industrie, Warschau).

Unter den früheisenzeitlichen Funden aus der Urnenfeldergruppe des behandelten Gebietes ist eine Bronzefibel mit breitem, reichgegliedertem und durch Buckelchen und „Augen" verziertem Bügel ostalpinen Charakters aus Bogumiłowo, Kr. Zieradz besonders bemerkenswert [1]). Sie gehört zu der von Beltz als jüngere Abwandlung der Kahnfibel angesehenen Gruppe [2]). — Auch die bemalte Keramik reicht bis nach Kongreßpolen. Der bisher östlichste Fundort, Łupice, liegt im Kreise Zieradz. — Bei den späthallstattzeitlichen Funden der Urnenfelderkultur erwähnt Kostrzewski — allerdings mit Vorbehalt — die auch anderwärts vertretenen meist leicht konkaven Bronzearmbänder mit Strichgruppenverzierung [3]). Diese Art ist jedoch zweifellos jungbronzezeitlich und schließt sich typologisch an die ältere der längs und quer gestrichelten Armbänder an [4]). Dem bei Kostrzewski abgebildeten Armband des obigen Typs entspricht z. B. eins aus dem jungbronzezeitlichen Verwahrfunde von Nassenheide in Pommern [5]). — Als Fundstück aus der späthallstattzeitlichen Urnenfelderkultur ist in „Wielkopolska II", ferner auch ein bereits von Schwarz veröffentlichtes [6]) zweihenkliges Bronzedeckeldöschen abgebildet, das angeblich einem Grabe aus Gorszewice, Kr. Samter entstammt. Ob es tatsächlich vorgeschichtlich sein und in die genannte Zeit gehören kann, bleibt fraglich, solange keine Gegenstücke vorliegen [7]).

Mit besonderer Anteilnahme durfte bei dem Erscheinen eines neuen ausführlichen Werkes über die Vorgeschichte Posens die dem jetzigen Stande der Forschung entsprechende Behandlung der verschiedenen frühеisenzeitlichen Kulturen erwartet werden. Kostrzewski hat gerade den Funden aus diesen Gruppen in letzter Zeit seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wichtige Beiträge zur Kenntnis der Gesichtsurnenkultur (=Steinkistengräberkultur) veröffentlichte er im Przegląd Archeologiczny [8]). Schon Ossowski [9]) erkannte, daß diese Kultur sich auch über fast ganz Kongreßpolen erstreckte. Die Gesichtsurnen selbst sind allerdings in Polen selten [10]). Trotzdem kann kein Zweifel bestehen, daß eine große Anzahl von Funden aus Kongreß-

[1]) „Wielkopolska II", Abb. 375 = Album Wyst. Archeol. Kalisch 1900, Taf. XIII, Nr. 28.

[2]) Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 688.

[3]) „Wielkopolska II", Abb. 384.

[4]) S. Lissauer, Bronzen, Taf. IV, Abb. 2.

[5]) S. Baltische Studien, Bd. XXXV, Taf. IV u. a. a. O., N. F. Bd. VI, Taf. IV (Abb. d. Armb. undeutl., Orig. Mus. Stettin).

[6]) S. Schwarz, Materialien, 2. Nachtr., Taf. II, Abb. 3.

[7]) Auf die Ähnlichkeit der Form des Deckeldöschens von Gorscewice mit der gewisser bronzener Stockknöpfe aus geschichtlicher Zeit hat Kossinna hingewiesen. S. Mannus II, S. 192, Anm. 2.

[8]) Przyczynki do poznania kultury grobów skrzynkowych wczesnej epoki żelasnej. Teil I m. zahlr. Abb. Przegląd Archeol. I. Jahrg., H. 3—4, S. 112ff., Teil II m. 6. Abb. u. 1 Karte a. a. O. Bd. II, H. 1, S. 38ff.

[9]) Ossowski, Zabytki przedhist. ziem polskich Serja I. Prusy Królewskie. H. 3. Krakau 1885, S. 102ff. u. Karte zur Verbreitung der Gesichtsurnenkultur auf Taf. XXIX. — Entsprechende typische Funde aus Kongreßpolen sind hier allerdings nicht abgebildet, jedoch in der S. 107ff. nachgewiesenen Literatur.

[10]) Kostrzewski erwähnt als kongreßpolnische Fundorte, die von Kossinna nicht angeführt wurden (Herkunft der Germanen² Taf. I (Karte!)), Trębky u. Model, Kr. Gostyńin.

polen derselben Kulturgruppe angehören [1]). Die Grabformen beweisen dies ebenso wie die Gefäßtypen und die der übrigen Beigaben. (Birnförmige Anhänger, gekröpfte Nadeln, hierfür typische Scheibenkopfnadeln usw.) Östlich der Weichsel reichen die Funde bis zum Narew und Bug.

Gegenüber früheren Karten zur Ausdehnung der Gesichtsurnenkultur ist ferner hervorzuheben, daß zwischen dem Verbreitungsgebiet in Schlesien und dem posenschen kein fundleerer Raum besteht [2]) und die Grenzen der Kultur sich in Posen und Schlesien z. T. nicht unbeträchtlich verschieben [3]).

Zu der noch immer nicht restlos geklärten Frage nach der Entstehung der Gesichtsurnenkeramik [4]) ist von Bedeutung festzustellen, wieweit sich bei dieser im älteren, späthallstattzeitlichen Abschnitt bereits der Einfluß der Urnenfelderkeramik geltend macht. Darüber hinaus verdienen überhaupt die gesamten Wechselbeziehungen zwischen beiden Gruppen besondere Beachtung. Das bereits früher veröffentlichte „Räuchergefäß" eines späthallstattzeitlichen Grabes der Urnenfelderkultur aus Schroda zeigt durch die Darstellung von Ohren und Nase auf dem Unterteil deutlich den Einfluß des Gesichtsurnentyps [5]). Falls überhaupt ein Zusammenhang besteht, stammt möglicherweise auch die Technik der in einem Posener Lokalgebiet der Urnenfelder [6]) auftretende Verzierung durch eingeritzte weiß ausgefüllte Muster aus der Gesichtsurnenkultur, wo sie bei frühen Typen nicht selten vorkommen. Die umgekehrte Entwicklung nimmt Kostrzewski an. Sie dürfte jedoch weniger wahrscheinlich sein, weil die entsprechenden Verzierungen in der Gesichtsurnenkultur eine größere Rolle spielen und auch bei den frühesten Typen des westpreußischen Ausgangsgebietes dieser Kultur vertreten sind [7]). Sicher aus der Urnenfelderkeramik übernommen wurden jedoch von den germanischen Trägern der Gesichtsurnenkultur die flachen scheibenförmigen Teller, Zwillingsgefäße und vierfüßigen Schalen und die ferner bisher nur aus dem westpreußischen Gesichtsurnenkulturgebiet bekannten Klappern, Scheidewandgefäße und Fußbecher [8]). Unter den Schwanenhalsnadeln der Gesichtsurnenkultur überwiegen die dieser Gruppe eigentümlichen Formen [9]), während von den in der Urnenfelderkultur üblichen nur die mit kleinem kugligem oder

---

[1]) Nach Kostrzewski sind es bereits über hundert!

[2]) Vgl. hierzu unten Anm. 3.

[3]) Die für die Bestimmung der Grenzen der Gesichtsurnenkultur maßgebenden Fundorte hat Kostrzewski auf seiner Karte Przegląd. Archeol. Bd. II, H. 1, S. 40 bezeichnet, a. a. O. S. 40—47 sind die einzelnen Funde aus den betreffenden Orten in einer Liste genau angeführt. Alle in Frage kommenden schlesischen Funde sind übernommen von: Tackenberg, Neue schlesische Funde der frühgermanischen Zeit. Sonderdruck aus der Festschrift der Sängerschaft Leopoldina, Breslau 1922. Hierzu kommen an neuen a. a. O. noch nicht berücksichtigten Fundorten: Ober Ellguth, Kr. Guhrau, Fröschroggen, Kr. Wohlau und Dambitsch, Kr. Militsch.

[4]) Vgl. La Baume, Voraesch. v. Westpreußen, S. 51.

[5]) Posener Album III, Taf. XLVI, Abb. 19, deutlicher: „Wielkopolska II", Abb. 336.

[6]) Blume, Mannus IV, S. 84.

[7]) Vgl. La Baume a. a. O., Abb. 63 u. 64.

[8]) Zusammenstellungen hierfür s. „Wielkopolska II", Anm. 499 (Teller) — 504 (Fußbecher). Vgl. auch Kossinna, Mannus 14, S. 138ff.

[9]) Mit kegelförmigem meist oben ausgehöhltem Kopf, — „Wielkopolska II", Abb. 446, weitere angeführt a. a. O., Anm. 317 — starkem meist am Rande gekerbtem Scheibenkopf (a. a. O., Abb. 447 u. Anm. 519) oder mit großem schildförmigem meist bronze- oder goldblechbeschlagenem Kopf, vgl. a. a. O., Abb. 443 u. 444 sowie Anm. 220, (Stücke mit Bronzebeschlag) und Przegląd Archeol. I, S. 129, Anm. 22.

ösenförmig breit gehämmertem Kopfe auch in der Gesichtsurnenkultur eine Rolle spielen [1]). — Das bisher einzige Bronzegefäß dieser Gruppe, ein durch Reihen von innen eingestanzter Punkte verzierter Henkelbecher, stammt aus Parlin, Kr. Mogilno [2]). Die Heimat des Typs ist bei dem vorläufigen Fehlen vergleichbarer Stücke noch nicht näher zu bestimmen. Er gehört noch in die Späthallstattzeit, denn eine Reihe von Tonbechern aus der vorlatènezeitlichen Stufe der Gesichtsurnenkultur Posens ist offenbar durch Nachahmung dieser Bronzegefäßform entstanden [3]). Schon die allgemeine Ähnlichkeit spricht stark dafür. Beweisend sind verschiedene Einzelheiten an einigen der bisher gefundenen Tonbecher. So zeigt ein Stück von Wroblewo, Kr. Samter am Boden eine an die des Parliner erinnernde Verzierung aus Wellenlinien und Gruppen kleiner Striche. Ein von außen auf die Gefäßwand aufgesetzter Henkel (Becher von Stengosch, Kr. Jarotschin) erinnert ebenso wie der Absatz am Boden und die Schweifung am Mündungsrand (Becher von Kluczewo, Kr. Samter) an technisch bedingte Einzelheiten in der Form des Bronzevorbildes. Bei dem Becher von Kluczewo ist sogar durch eine senkrechte Tonleiste neben dem Henkel die Stelle nachgebildet worden, wo an dem Bronzegefäßtyp die beiden Querränder des verarbeiteten Blechstückes zusammentreffen. Alle bisher bekannten Tonbecher dieser Art wurden mit typischer Gesichtsurnenkulturkeramik zusammen gefunden [4]). Nur einer von Konty, Kr. Kosten stammt möglicherweise aus einem Urnenfeldergrabe der „lausitzischen" Gruppe. Zu der früher einzigartigen, eisernen hallstattzeitlichen Vierscheibenplattenfibel der Gesichtsurnenkultur aus Tlukom, Kr. Wirsitz [5]) liegt ein Gegenstück von Kurnatowitz, Kr. Birnbaum vor [6]). Die vier Platten sind hier im Gegensatz zu dem Tlukomer Fundstücke nicht mit Gold und Silber, sondern mit Bronze beschlagen. Die Fibel von Kurnatowitz entstammt der Urne eines Brandgrabes, über deren Aussehen leider nichts mehr bekannt ist. Unter den Beigaben des Grabes befinden sich mehrere birnförmige Anhänger von der für die Gesichtsurnenkultur typischen Art [7]). Man hat früher bei der Fibel von Tlukom nur an eine Beziehung zu dem nicht unähnlichen Tinsdahler Typ Nordwestdeutschlands [8]) gedacht. Kostrzewski lenkt demgegenüber die Aufmerksamkeit darauf, daß es auch in anderen Kulturgebieten ähnliche, den Posener Fibeln technisch noch näherstehende Stücke gibt. Die verschiedenen Formengruppen dieser Art sind, wie schon Beltz hervorhob [9]), unabhängig voneinander aus dem gleichen Urtyp nämlich der hallstattzeitlichen Brillen-

---

[1]) Vgl. „Wielkopolska II", Abb. 361 u. 445 mit Abb. 556 u. 516a.

[2]) „Wielkopolska II", Abb. 43, vgl. dazu Reinecke, Korrspbl. 1904, S. 24.

[3]) S. „Wielkopolska II", Abb. 423 (aus Kluczewo, Kr. Samter) u. Przegląd Archeol. I, H. 3—4, S. 121, Abb. 2 (aus Stengosch, Kr. Jarotschin).

[4]) Außer den schon erwähnten weitere von Popowo, Kr. Samter (2. St., s. Blume, Posener Ausstellkatal. S. 54, Nr. 438—441) Emaus, Kr. Łęczyca (2 Stück, Światowit IV, d. Freunde d. Wissensch., u. 337 (5) — Fundort unbekannt (Warschau, Mus. f. Landwirtsch. u. Industrie., Samml. Przuborowski).

[5]) Vgl. Mannus IX, S. 87ff. u. Zeitschr. f. Ethn. 1899, S. 142ff.

[6]) S. Przegląd Archeol. I, H. 3—4, S. 123ff.

[7]) Außerdem gehörten zu dem Grabe 5 längliche mehrfach durchlochte Eisenplättchen (s. „Wielkopolska II", Abb. 457) die sicher mit den Anhängern zusammen eine Halskette bildeten. Vgl. den entsprechenden Fund von Czechy, Kr. Broda in Ostgalizien: Teka Konservatorska Rocznik kola C. K. konserwatorów starożytnich pomników, Bd. II (Lemberg 1900, Taf. 3, Abb. 4—6.

[8]) S. Knorr, „Friedhöfe", Taf. V, Abb. 93 u. 94.

[9]) Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 683, wichtige Übergangstypen: Präh. Zeitschr. I, S. 145, Abb. 23 u. Much, Kunsthist. Atlas, Taf. LVIII, 3.

fibel entstanden. Bei den italischen und bosnischen Plattenfibeln dieser Form wurden die Platten aus einem Stücke hergestellt [1]). Die Posener sind demgegenüber typologisch früher. Ihre je vier Platten hat man einzeln auf einer gemeinsamen Achse angebracht. Der in Posen vertretene Typ läßt sich, was Kostrzewski mit Recht betont, aus einer besonders dort verbreiteten einheimischen Abart der Brillenfibel ableiten. Wie bei den Fibeln von Tlukom und Kurnatowitz ist bei diesen die Nadel aus einem besonderen angenieteten Bronzedrahtstück gebildet [2]), während bei der eigentlichen Hallstattform die Spiralwindung der einen Scheibe in die Nadel übergeht. Typologisch noch später als die italischen und bosnischen Stücke mit z. T. schon ziemlich vergrößerten Scheiben sind die mit vier gleich großen. Auch diese Art tritt an verschiedenen Stellen auf [3]).

Innerhalb der früheisenzeitlichen Kulturgruppen des von ihm behandelten Gebiets unterscheidet Kostrzewski zwischen späthallstattzeitlichen Erscheinungen und solchen, die der Früh- und Mittellatènezeit angehören sollen. Sicher als mittellatènezeitlich datierbare Fundstücke fehlen bisher hier aber noch immer so gut wie vollkommen. Der Trennung zwischen späthallstattzeitlicher und jüngerer Gesichtsurnenkultur (Steinkistengräberkultur) wird man in den Grundzügen mit Rücksicht auf das bisher veröffentlichte Material ohne weiteres zustimmen können. Die Stellungnahme zu den Einzelheiten würde natürlich nur auf Grund einer genauen Nachprüfung der gesamten einschlägigen Funde möglich sein. Erst dadurch ließe sich z. B. feststellen, wie weit die typologisch gegenüber der charakteristische Gesichtsurnen führenden Keramik jüngere Ware [4]) durch Beigaben als tatsächlich schon frühlatènezeitlich erwiesen wird. Als Schmuckstücke der jüngeren Stufe der Gesichtsurnenkultur führt Kostrzewski an: Junge Formen der Schwanenhalsnadeln [5]), gekröpfte Nadeln mit platt gehämmertem Öhrende [6]), Nadeln mit einem durch ein Furchenkreuz verzierten Scheibenkopf [7]) und langfedrige lokale Frühlatènefibeln, die z. T. in zwei Endköpfe auslaufen [8]), eine Abart der Kaulwitzer Fibel mit breitem Bügel [9]), einen verzierten, bandförmigen eisernen

[1]) Vgl. z. B. Przegląd Archeol. I, H. 2—4, S. 127, Abb. 5 (Fibel von Rusanowići in Bosnien) u. Abb. 6, S. 128, Fibel von Syrakus. Auch in der ostrussischen Ananinokultur zeigt sich die Entwicklung von der Brillen- zur Scheibenfibel in der frühen Eisenzeit, s. Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien. S. 115, Abb. 483 u. Finska Fornminnesföreningens Tidskr. XXI, S. 134, Abb. 103, Nr. 10—31.

[2]) Vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 787, Nr. 36, 38 u. 40. Weitere dieser Art aus Gorzyce, Kr. Dąbrowo in Galizien: Beyer, Album fotogr. wyst. staroż. Krakau 1858—1859, Taf. VII, 612 u. der Bukowina. S. Demetrykiewicz: Sprawozdanie akademji umiejętności, wydział filolog. Krakau Juni 1916, Sonderdr. S. 9.

[3]) Vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 789, Nr. 5, S. 788. — Červinka, Morava za pravěku Taf. XLII, 5 und Much, Kunsthist. Atlas, S. 171, Abb. 9.

[4]) „Wielkopolska II", Abb. 478—482, vgl. auch Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 387.

[5]) Als Beispiel sind die zwei Stücke mit plattenförmig verbreitetem Halse aus Rzeszunek, Kr. Strelno genannt. S. Posener Album, Taf. LV, Abb. 12—13 u. — deutlicher — „Wielkopolska II", Abb. 484. Entsprechende aus Gotland bei Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands, Taf. I. 6 u. 6a.

[6]) Vgl. „Wielkopolska II", Abb. 483 oder Posener Album III, Taf. LV, Abb. 2, weitere Stücke dieser Art s. „Wielkopolska II", Anm. 584.

[7]) S. „Wielkopolska II", Abb. 485; weitere Stücke dieser Art angeführt a. a. O., Anm. 585. Zwei Stück stammen auch von einem Urnenfelde der lausitzischen Kultur aus Separowo, Kr. Grätz. S. Blume, Posener Ausstell. Katal. Taf. XX.

[8]) S. „Wielkopolska II", Abb. 488.

[9]) S. Wielkopolska II„", Abb. 486. Vgl. Reinecke, Korrspbl. 1904, S. 24. Fundort unbekannt. Eine im Typenkartenbericht nicht enthaltene Kaulwitzer Fibel (vgl. Beltz, Zeitschr. f. Ethn. 1911, S. 682 u. 759) stammt aus einem Steinkistengrabe von Unislawa, Kr. Culm. Mus. Danzig.

Gürtelhaken mit zwei gleichseitig gebogenen Haken [1]) und einige gelbliche Glasperlen mit blauen und weißen Augen. Die — vor allem auf Grund westdeutscher Parallelen — sicher datierenden Gegenstände sind also noch immer wenig zahlreich. Außerdem handelt es sich z. T. um Einzelfunde, die für die genaue Zeitbestimmung der Keramik nicht weiterhelfen. Sicher mittellatènezeitlich ist nur der Gürtelhaken [2]).

Die Stellung der Gesichtsurnenkultur zu den beiden anderen gleichzeitig in Posen vertretenen germanischen Gruppen bietet ebenfalls noch ungelöste Fragen [3]). Innerhalb der Kultur mit steinumsetzten Gräbern von westgermanischem Charakter unterscheidet Kostrzewski ebenfalls zwischen spätHallstattzeitlichen und jüngeren Funden, ohne das hierfür nach Blume besonders wichtige Gräberfeld von Golencin, Kr. Posen-Ost [4]) heranzuziehen. Da Beigaben aus Gräbern der Kultur von vorwiegend westgermanischem Charakter bisher kaum bekannt sind, bleibt die genaue Zeitbestimmung der entsprechenden Funde unsicher. Als besterforschtes jüngeres Gräberfeld dieser Art bezeichnet Kostrzewski jetzt das von Wierzenica, Kr. Posen-Ost, während er 13 dort von ihm ausgegrabene Brandgräber mit z. T. kleiner Steinsetzung 1920 als wahrscheinlich der Gesichtsurnenkultur wenn nicht der lausitzischen angehörig veröffentlicht hat [5]). Wichtig ist, daß in Wierzenica ein zweihenkliger Topf des westgermanischen Typs vorkommt [6]). Zur gleichen Gruppe gehört auch wohl ein für Posen ungewöhnliches Gefäß aus der Gegend von Czarnikau [7]), ebenso mehrere einzelne Schmuckgegenstände, die vielleicht z. T. aus Verwahrfunden stammen, z. B. die frühen Posener Kronenhalsringe [8]) und holsteinische Nadeln [9]).

Die dritte germanische früheisenzeitliche Kultur Posens wird durch die Glockengräber charakterisiert. Diese treten z. T. zwischen Gräbern aus den beiden anderen germanischen Gruppen auf, vor allem in Verbindung mit solchen aus der Gesichtsurnenkultur. Kostrzewski setzt sie ebenfalls in die Frühlatènezeit. Wesentliche Metallbeigaben fehlen bisher. Vorläufig sind vom behandelten Gebiet über 30 Glockengräberfundorte bekannt [10]). Die meist schüsselbedeckten Urnen dieser Gräber sind bauchig, haben einen leicht geschweiften Hals und entsprechen ebenso wie die Deckschüsseln Formen aus dem jüngeren Abschnitt der Gesichtsurnenkultur. Unter den nicht zahlreichen Beigefäßen sind zweihenklige bauchige Töpfe mit hohem, verhältnismäßig engem, zylindrischem Halsteil am häufigsten [11]). Die Glockengräber verdienten

[1]) Aus Myszek, Kr. Gnesen, Verzierung schlecht erhalten s. „Wielkopolska II", Abb. 489.

[2]) Vgl. den ähnlichen aus einem Grabe mit zwei Mittellatènefibeln von Krielow, Kr. Zauch-Belzig: Voß-Stimming, Altertümer der Mark Brandenburg, Taf. IVa, 2; Abb. 5.

[3]) Vgl. Blume, Posener Ausstellungs-Katal. S. 14 und Jahn, Mannus XIV, S. 303.

[4]) Vgl. Mannus XIV, S. 302—303.

[5]) Zapiski Muzealne Posen H. 4—5, S. 30ff.

[6]) Vgl. über den Typus: Kossinna, Mannus XI/XII, S. 409. Zusammenstellung von 14 weiteren aus Posen und zwei westpreußischen; s. „Wielkopolska II", Anm. 596 u. Zapiski Muzealne, H. 4—5, S. 37, Anm. 1.

[7]) Mannus I. S. 304, Abb. 8. — Analogien s. z. B. Präh. Zeitschr. I, Taf. XVI, 14; Knorr, Friedhöfe, Taf. III, 49 u. Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe, Taf. XX, 14; XXIV, 7; XXVIII, 1.

[8]) S. „Wielkopolska II", Abb. 496 u. 497. Vgl. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Bd. I, S. 73—79.

[9]) Zapiski Archeol. Posen, Taf. XXI, 6 = „Wielkopolska II", Abb. 498 (Sobiejuch, Kr. Schubin) u. Zapiski Archeol. Taf. XXI, Abb. 6 (Łuszczewo, Kr. Słupca).

[10]) Über die „Glocken" s. Blume, Posener Ausstell. Katal. S. 14.

[11]) S. „Wielkopolska II", Abb. 501.

eine neue Gesamtbearbeitung. Sie finden sich außer in Posen und der Mark auch in Westpreußen, Kongreßpolen und Westgalizien. Östlich reicht ihr Verbreitungsgebiet bis zum Bug.

Von besonderer Wichtigkeit für die eisenzeitliche Forschung ist ferner, daß der Schlußabschnitt der Urnenfelderkultur genau heraus gearbeitet und sicher datiert wird. Die wesentlichsten keramischen Typen der jungen südposenschen Gruppe, die allmählich in der Gesichtsurnenkultur aufging, hat bereits Blume beschrieben [1]). Kostrzewski bringt auch mehrere Nadeln, Ringe und Gürtelhaken aus demselben Gebiet [2]). Aus seinen Nachweisen läßt sich aber nicht ersehen, wieweit die Stücke zu gesicherten Funden der obigen Keramik gehören. Bei der ganz allmählichen Angleichung der Urnenfelderkultur an die der Gesichtsurnen in den fraglichen Gegenden können Einzelfundstücke [3]) nicht für eine Datierung des Aufhörens einer noch nicht völlig germanisierten Kultur verwendet werden. — Irgend einen sicheren Beweis auf Grund dessen man die Urnenfelderkultur noch für die Mittellatènezeit annehmen könnte, gibt Kostrzewski nicht. Die Verbindung der Schlußstufe der Urnenfelder mit Frühlatèneformen ist dagegen auch anderwärts gesichert. Für Böhmen hat neuerdings Schránil einige entsprechende Funde zusammengestellt [4]). In Schlesien fehlt es ebenfalls nicht ganz an einzelnen nicht mehr hallstattzeitlichen Altsachen aus Urnenfeldern, auf denen die hier wohl zum größten Teile bereits der Frühlatènezeit angehörige Gesichtsurnenkultur oder eine Mischgruppe zwischen Gesichtsurnen- und Urnenfelderkultur [5]) nicht vertreten ist. Erwähnt seien ein eiserner Gürtelhaken ostalpinen Stils aus Gr. Tschansch, Kr. Breslau [6]) sowie zwei gekröpfte Bronzenadeln mit verziertem schaufelförmigem Kopfe von Woischwitz, Kr. Breslau [7]) und Lessendorf, Kr. Freystadt [8]). In der späten Gesichtsurnenkultur und der Mischgruppe mit der Urnenfelderkultur kommt in Schlesien und Posen ein Gürtelhakentyp vor [9]), der auf die hallstättische Form mit schwalbenschwanzförmigem Ende zurückgeht. Die in Schlesien vertretene abgeänderte lokale

---

[1]) S. Mannus IV, Taf. XIII, Abb. 71—73.

[2]) „Wielkopolska II", Abb. 467—477.

[3]) Besonders interessant sind von solchen Einzelfunden z. B. zwei aus dem keltischen Gebiet eingeführte Ringe aus Klonowko und Piwonice, Kr. Kalisch, „Wielkopolska II", Abb. 476 u. 477.

[4]) Schranil, Kultura latenská a její vlivy na popelnicová pole v Čechách, Obzor praehistorický I (Prag 1922), S. 15—24 m. Taf. IV.

[5]) Vgl. Schlesiens Vorzt., N. F. II, S. 24ff. u. Tackenberg, a. a. O., S. 37.

[6]) Przegląd Archeol. Bd. II, S. 49, Abb. 8. — Die Annahme Kostrzewskis, daß dies Stück aus einem Gesichtsurnenkulturgrabe stammt, erscheint uns bei dem rein „lausitzischen" Charakter des in weitem Umfange freigelegten Gräberfeldes nicht berechtigt. Ein ganz ähnlicher Gürtelhaken stammt aus einem Skelettgrabe von Kuffarn in Niederösterreich, Jahrb. f. Altertumsk. Wien 1907, S. 93 u. 94. Weitere verwandte Stücke s. Przegląd Archeol. Bd. II, S. 48—49, Abb. 1—7 u. 9. Der Ursprung des Typs ist in ähnlichen typologisch früheren Gürtelhaken aus Ostfrankreich zu suchen. Ein a. a. O. nicht erwähntes wichtiges Stück dieser Art stammt aus einem bedeutsamen Hügelgrabe von Courcelle en Montagne, Dep. Haute Marne mit eingeführtem Stamnos und Kantharos (Latène A). Déchelette, La collection Millon. Paris 1913, T. 30—31.

[7]) Kopfscheibe durchlocht. Mus. Breslau. Unveröffentlicht.

[8]) Mus. f. Völkerk. Berlin, s. „Merkbuch" 2. Aufl., Taf. VIII, Abb. 25. — Ähnliche frühlatènezeitliche Stücke aus Nordwestdeutschland s. Knorr, „Friedhöfe", Taf. IV, Abb. 74. Verwandte Typen kommen auch in der Gesichtsurnenkultur in Schlesien, Posen, Westpreußen und Kongreßpolen vor. Zusammenstellung mehrerer Stücke dieser Art s. „Wielkopolska II", Anm. 569. Aus „lausitzischen" Urnenfeldern stammen anscheinend auch die beiden von Grabonog, Kr. Gostyn u. Wloschakowitz, Kr. Krautstadt.

[9]) Przegląd Archeol. Bd. II, S. 50, Abb. 13.

Form dieses Typs [1]) wurde von der Gesichtsurnenkultur übernommen und bildete sich zu einer bisher nur aus Schlesien bekannten jüngeren dreieckigen Form um [2]).

Eine unmittelbare Herleitung der ostgermanischen Spätlatènekultur aus der der Gesichtsurnen ist bei dem großen zwischen beiden bestehenden Gegensatz schwer möglich. Beweise, daß in einzelnen Gebieten z. B. Westpreußen und Nordposen beträchtliche Teile der Nachkommen der Gesichtsurnenleute neben den von Norden her neu zugewanderten Germanen die Träger der Spätlatènekultur sind, wie dies Kostrzewski annimmt, fehlen bisher. Auffallend ist allerdings, daß gerade in diesem Gebiet in der Gesichtsurnenkultur halbkreis- und halbmondförmige Rasiermesser typisch sind, die eben dort ganz ähnlich in der Spätlatènezeit wiederkehren [3]). Die übrigen von Kostrzewski für seine Meinung angeführten Gründe sind meist so allgemeiner Natur, daß sie für einen Entscheid der Frage nicht ausreichen [4]). Weiter sagt Kostrzewski [5]), das von ihm früher selbst als wandalisch bezeichnete Gebiet [6]) sei in der Spätlatènezeit von den Nachkommen der alten Urnenfelderbevölkerung und einer schwächeren germanischen, von den Gesichtsurnenleuten herstammenden Schicht besiedelt gewesen. Diese Ansicht ist völlig unhaltbar. Die Neuzuwanderung germanischer Stämme von Norden her wurde auch für diese Gegenden einwandfrei bewiesen [7]). Ein Zusammenhang zwischen der wandalischen und der Urnenfelderkultur besteht nicht. Wenn überhaupt sichere „lausitzische" Einflüsse festzustellen sind, können sie nur auf dem Umwege über die Gesichtsurnenkultur erklärt werden [8]). — Unter den Abbildungen spätlatènezeitlicher Fundstücke aus „Wielkopolska II" sind als wichtige neue die der zwei durch eine Kette verbundenen Fibeln von Rosko, Kr. Filehne und der ungewöhnlich viel Griffnieten tragenden Schwertscheide von Tuczno, Kr. Hohensalza bemerkenswert [9]).

Für die Kaiserzeit bringt Kostrzewski ein zahlreicheres neues Material. Die Stellungnahme zu mancherlei Einzelheiten seiner darauf bezüglichen Ausführungen ist solange noch unmöglich als nicht eine genaue Bearbeitung der gesamten Kaiserzeitfunde Posens mit Fundnachweisen vorliegt.

An römischen bzw. provinzialrömischen Einfuhrstücken aus Posen und den Nachbargebieten, die bisher nicht abgebildet oder — zum mindesten in der deutschen Literatur — unbekannt waren, erwähnen wir folgende:

Prusinowo, Kr. Jarotschin, Bronzekanne mit Kleeblattmündung, „Wielkopolska II", Abb. 608; Zapiski Muzealne Posen 1916, S. 36, Abb. 53, — aus zerstörtem Grabe zusammen mit Gefäßresten darunter Scherben mit Rädchenmäander, s. a. a. O., Abb. 54 u. 55.

Karzec, Kr. Gostyn: Oberteil eines Bronzeeimers einfachen Typs, „Wielkopolska

---

[1]) S. Mertins, Wegw. d. d. Urgesch. Schlesiens, Abb. 223.

[2]) Vgl. die durch Kostrzewski, Przegląd Archeol. Bd. II, S. 50 abgebildete Entwicklungsreihe. — Die Enden des schwalbenschwanzförmigen Teils werden allmählich immer stärker umgebogen, so daß daraus ein an den Enden festgenieteter Ring entsteht. S. Tackenberg, a. a. O., S. 27. Den Beginn der Entwicklung zeigt z. B. der Schlesiens Vorz. U. S. II, S. 29, abgeb. Gürtelhaken.

[3]) Vgl. Przegląd Archeol. Bd. II, S. 54ff. m. mehreren Abb.

[4]) Vgl. Kostrzewski, Die ostgerm. Kult. d. Spätlatènezeit, Bd. I, S. 143, 202, 207, 228 usw.

[5]) „Wielkopolska II", S. 166.

[6]) S. Kostrzewski, Die ostgerm. Kult. d. Spätlatènezeit, Bd. I, S. 224ff.

[7]) S. Jahn, Zur Herkunft der schlesischen Wandalen in: 25 Jahre Siedelungsarchäologie (Mannusbibl. Nr. 22), S. 78ff.

[8]) S. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. (Im Druck.)

[9]) „Wielkopolska II", S. 156.

II", Abb. 609. Berlin, Mus. f. Völkerk., ferner Bruchstück eines gewellten Bronzekessels, „Wielkopolska II", Abb. 610.

Boruschin, Kr. Obornik: Bronzeschüssel, nur Wände und Henkelösenbeschlag („Wielkopolska II", Abb. 611) erhalten. Berlin, Mus. f. Völkerk.

Niegibalice, Kr. Nieszawa: Bruchstück eines gewellten Bronzekessels. (Pamiętnik Fizjograf. Warschau, Bd. XXI, Taf. V, Abb. 12, oben in der Mitte und rechts.)

Ciechomice, Kr. Płock (Mus. Płock): vgl. s. Przegląd Archeol. Bd. II—III, S. 89, Abb. 6 rechts.

Dębe, Kr. Kalisch: Kasserolle mit verziertem Griff und Glasschale. („Wielkopolska II", Taf. IX, und Zbior wiadomości do antrop. krajowej XVII, Tafel 1, vgl. auch Fredrich, Funde ant. Münzen i. d. Prov. Posen, S. 49, Nr. 8.)

Roschkow, Kr. Jarotschin: Bronzeschale aus Hügelgrab III („Wielkopolska II", Abb. 705), vgl. Mannus III, S. 297, Nr. 42 u. Fredrich, a. a. O., S. 39.

Kapalice, Kr. Jarotschin: Scherben eines Glasgefäßes aus Hügel VIII: „Wielkopolska II", Abb. 706.

Gonsiorowo, Kr. Jarotschin: Glasgefäßscherben, s. Fredrich, a. a. O.

Eichenhagen (Dębowiec), Kr. Schubin: Emaillierte Scheibenfibel („Wielkopolska II", Abb. 716, vgl. Fredrich, a. a. O., S. 39.

Goszczynno, Kr. Łęczyca: Verzierte Terrasigilataschale (s. „Wielkopolska II", Taf. XII).

Gościejewo, Kr. Obornik: Hippenförmiges Eisenmesser („Wielkopolska II", Abb. 751)[1]).

Topolno, Kr. Schwetz: Grautoniger Doppelgesichtsbecher vom Gräberfelde der Latène- und Kaiserzeit. (Ausführlich mit drei Abbildungen behandelt von Bieńkowski, Przegląd Archeol. I, S. 105ff.

Kołacinko, Kr. Brzeziny: Bronzene Merkurstatuette (s. Bieńkowski, a. a. O. mit Abb.)[2]).

Unter den Funden aus der frühen Kaiserzeit verdient die Siedlung von Kapalice, Kr. Jarotschin besonderes Interesse[3]). Die Grabungen wurden von Kostrzewski vorgenommen. Unter andern fanden sich die Reste einer Wohnanlage mit einem Eisenschmelzofen. Nach Kostrzewski handelt es sich um ein typisches Wohngrubenhaus. Die entsprechende Zeichnung in „Wielkopolska II" (Abb. 689) ist leider wenig klar und hätte nur durch Beigabe von Profilzeichnungen eine bessere Vorstellung geben können. — Unter den Abbildungen spätkaiserzeitlicher Funde fallen ein ungewöhnlicher bauchiger Topf (aus Bialokosch, Kr. Birnbaum) mit drei Spitzbuckeln und ein verzierter

---

[1]) Die Form ist in ihrem Heimatsgebiet frühkaiserzeitlich, vgl. z. B. v. Chlingensperg: Die römischen Brandgräber bei Reichenhall. Taf. XII. Kostrzewski setzt das Posener Stück in die späte Kaiserzeit. Ist diese Datierung durch Begleitfunde gesichert, läge also hier der gleiche Fall wie bei den gewellten Bronzekesseln vor. Auch diese gehören in ihrem Ursprungsland der frühen Kaiserzeit an, die Zeit der Vergrabung der ausgeführten Stücke fällt aber in Ostdeutschland und Polen in die späte Kaiserzeit. Kostrzewski äußert allerdings die irrige Meinung, daß der Typ auch in von ihm behandelten Gebiet im wesentlichen noch der frühen Kaiserzeit angehöre. Vgl. dazu Ebert, Ein römischer Bronzekessel von Lodehnen, Kr. Mohrungen, m. 3. Abb.: Elbinger Jahrb. 3, (1923) S. 144ff. Auf der hier gegebenen neuen Zusammenstellung der gewellten Bronzekessel sind auch die oben erwähnten Stücke bereits mit berücksichtigt.

[2]) Vielleicht ist auch die Bernsteinspindel von Kowanowko, Kr. Obornik, ein Importstück („Wielkopolska II", Taf. VIII, Abb. 3 und Blume, Pos. Ausstell. Katal. S. 42 u. Taf. 12, Abb. 1). Zweckbestimmung des Gegenstandes nach Blume fraglich. Über die Deutung des Typs als Spindel s. Sorrer, Reallexikon, S. 89. Als frühkaiserzeitlich erkannte sie zuerst Antoniewicz auf Grund eines entsprechenden durch Münzen datierten Fundes aus Aquileja, s. Przegląd Archeol. I, S. 45—49. Die Zeitansetzung ist außerdem noch durch die Form des einen Endknopfes gesichert, vgl. dazu z. B. „Wielkopolska II", Abb. 660a. — Analogien: Aquileja, zusammen gefunden mit Münzen von Vespasian, Titus und Domitian, s. Mitt. d. K. u. K. Centralk. Wien 1889, S. 102—106, 138—156 u. 244—251. — Ödenburg (ungar. Sopron). S. Sorrer, Reallex. S. 89, Abb. 87. — u. Pola, s. Jahresh. d. österreich. archäol. Inst. Wien, Bd. IV, S. 201.

[3]) Vom gleichen Fundort stammen die spätkaiserzeitlichen Hügelgräber, die mit der älteren Ansiedlung nichts zu tun haben.

gedrückt bauchiger Krug mit hohem Halse und langem kantigem Henkel auf [1]). Bei dem Buckelgefäß wäre ein näheres Begründen der Kostrzewskischen Datierung erwünscht. Die Krugform ist für die gotische Kultur am Schwarzen Meer charakteristisch [2]). Zu den bereits von Jahn behandelten verzierten Lanzenspitzen [3]) aus der späten Kaiserzeit kommt noch eine mit einfachen Verzierungen von Zbechy, Kr. Kosten [4]). — Für unsere Kenntnis der interessanten spätkaiserzeitlichen Hügelgräbergruppe Posens [5]) ist die Abbildung einer Steinpflasterung aus einem Hügel von Kapalice, Kr. Jarotschin wichtig. Sie gehört zu einem leider noch immer unveröffentlichten bedeutsamen Manuskript Blumes [6]).

Unter den spätkaiserzeitlichen Gefäßen Posens gibt es einige, die rein äußerlich an Formen aus der Urnenfelderkultur erinnern. Nach Kostrzewski dagegen zeigen sie tatsächlich eine Renaissance des lausitzischen Geschmackes. Sie sind ihm demnach einer der Beweisgründe dafür, daß die Urnenfelderbevölkerung unter einer starken germanischen Oberschicht in ihren Sitzen verblieben sei und daß sich nach dem Abwandern eines Teiles der Germanen ihr Volkstum wieder geltend gemacht habe. Diese angeblichen Nachkommen der Urnenfelderleute sollen die Vorfahren der geschichtlichen Westslawen gewesen sein. Da Kostrzewski die Urnenfelderbevölkerung für slawisch hält, muß er natürlich einen Zusammenhang zwischen der Urnenfelderkultur und der ersten sicher slawischen in der frühgeschichtlichen Zeit nachzuweisen suchen. Zunächst hat man seiner Ansicht nach ein selbständiges Fortbestehen der lausitzischen Kultur bis in die Mittellatènezeit anzunehmen. Wie oben erwähnt ist schon dies nicht bewiesen. Aber selbst wenn es zuträfe, würde das an dem Urteil über die völkische Zugehörigkeit der Urnenfelderleute nichts ändern. Für die Spätlatènezeit wird wohl außer Kostrzewski niemand, der sich eingehender mit dem Stoff befaßt hat, im Ernst an ein Fortbestehen der lausitzischen Kultur

[1]) „Wielkopolska II", S. 195: aus Leszno, Kr. Kutno. Ein weiterer dieser Art aus Ciążenie, Kr. Słupca.

[2]) Vgl. z. B. Mainzer Zeitschr. I, S. 45, Abb. 1 und die übrigen „Wielkopolska II", Anm. 720 angeführten Stücke.

[3]) Über die runenartigen Zeichen auf germanischen Lanzenspitzen schrieben neuerlich ausführlicher Antoniewicz, Przegląd Archeol. I, S. 99ff. u. Bd. II, S. 100—103, sowie Kostrzewski, Przegląd Archeol. II—III. Jahrg., S. 127—134. Kostrzewski gibt vor allem ausführliche Entwicklungsreihen für die verschiedenen vorgeschichtlichen Zeichen dieser Art. Er betont besonders die trotz der vielen Abwandlungen geringe Zahl der Grundformen. Ferner sollen seine Ausführungen nachweisen, daß die Zeichen nicht als eine Art Bilderschrift oder Eigentumsmarken aufzufassen sind, sondern nur als religiöse Symbole entsprechend den Darstellungen des Blitzgottes auf griechischen und römischen bleiernen Schleudergeschossen, auf die vielleicht sogar die gabelförmigen Zeichen der obigen Gruppe unmittelbar zurückgehen. (Vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1883, S. 521.) Antoniewicz hält dagegen die Bedeutung der Zeichen für im einzelnen noch nicht restlos erwiesen. Er hat besonders auf die Übereinstimmung mit solchen von Steindenkmälern der gotischen Kultur am schwarzen Meer hingewiesen (Löwendenkmal von Olbia u. a., s. Przegląd Archeol. I. Jahrg., S. 106—107 m. Abb.) Bei dem großen zeitlichen und z. T. auch örtlichen Abstand zwischen dem mehrfachen Vorkommen ähnlicher Zeichen scheinen ihm die Ursachen ihres Auftretens in der gotischen Kultur am Schwarzen Meer noch nicht geklärt.

[4]) Posen, Großpoln. Mus.

[5]) Als entsprechenden Fundort nennt Kostrzewski u. a. Blücherwald, Kr. Trebnitz in Schlesien. Dort gibt es jedoch nur frühbronzezeitliche Hügelgräber. Siehe Schlesiens Vorz. N. F. V, S. 32—33. Spätkaiserzeitliche Hügelgräber stammen nach Kostrzewski ferner aus Bussłowo, Kr. Bromberg, Gronsko, Kr. Neutomischl, Sadowa, Kr. Ostrowo, Bogoryja-Gorna, Kr. Łowicz und Łęgonice, Kr. Opoczno. Die ethnologische Stellung der Hügelgräbergruppe des Kreises Jarotschin erklärt Kostrzewski jetzt für fraglich, während er sie früher als slawisch ansah (s. Jahn, Mannus XIV, S. 310).

[6]) S. Jahn, Mannus XIV, S. 309.

„unter der Oberfläche" glauben. Die von Kostrzewski immer wieder betonten Übereinstimmungen sind anders zu erklären [1]), zufällig oder gar nicht vorhanden [2]). Kostrzewski legt in diesem Zusammenhang das Hauptgewicht auf das angebliche Vorherrschen der alten Urnengräberbestattung bei den Wandalen. Jedoch überwiegen auch im wandalischen Hauptgebiete die Brandgruben [3]). Die Spätlatènebesiedelung der hier in Frage kommenden Gegenden ist also rein germanisch. Damit fällt bereits die ganze Kostrzewskische Slawentheorie. Seine weiteren Gründe sind hauptsächlich noch folgende: Der Urnengräberritus hielt sich auch durch die Kaiserzeit. Typisch ungermanisch und demgegenüber für die Urnenfelderkultur und die slawische charakteristisch sei im Gegensatz zum pfostenlosen Wohngrubenhaus das Pfostenhaus mit Vorhalle. Die Formen und Verzierungsweisen der lausitzischen Keramik seien auch nach dem Verschwinden der Urnenfelderkultur immer wieder aufgelebt. Zwischen kaiserzeitlicher und spätslawischer Keramik der Ringwallzeit bestünden deutliche Übergänge. — Die durchaus noch nicht restlos klaren Hausbaufragen als Hauptstütze ethnographischer Theorien zu verwerten, ist von vornherein mißlich. Davon abgesehen erscheint ferner der von Kostrzewski immer wieder hervorgehobene Gegensatz zwischen nichtgermanischem Pfostenhaus und germanischem Wohngrubenhaus auch sonst zweifelhaft. Ob es sich bei solchen Anlagen wie bei der von Kostrzewski als Beispiel angeführten von Kapalice, Kr. Jarotschin um Schwellenbau handelt, bliebe noch zu beweisen. Die bloße Eintiefung des Hausgrundes würde nicht genügen, um einen ausgesprochenen nationalen Gegensatz zwischen zwei Bauweisen anzunehmen. Sie tritt überdies auch bei Pfostenhäusern auf [4]). Außerdem ist das Pfostenhaus mit Vorhalle längst auch auf reingermanischem Gebiete nachgewiesen worden [5]). Der Urnengräberritus besagt erst recht nichts, da er einer allgemeinen Kulturerscheinung ohne enge nationale Grenzen entspricht. Ebensowenig läßt sich mit dem angeblichen Wiederaufleben von Formen und Verzierungsweisen lausitzischer Art irgend etwas anfangen. Als Beispiel betrachten wir die sogenannte lausitzische Renaissance der späten Kaiserzeit. Buckel- und Dreiecksbandverzierung, Etagengefäße, Formen, die an die Posener Becher erinnern, „alles ist wieder vorhanden" [6]). — Die im Rahmen der kaiserzeitlichen Keramik vollständig erklärbaren Fußbecher [7]) mit den nicht einmal der jüngsten Urnenfelderkultur angehörigen über 1000 Jahre älteren Posener Bechern zusammenzubringen, ist so unwissenschaftlich, daß man keine weiteren Worte darüber

[1]) Vgl. oben S. 16 und Richthofen, Mannus XV, S. 295.

[2]) Vgl. Jahn, Mannus XIV, S. 311 u. besonders Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien. (Im Druck.)

[3]) S. Tackenberg, a. a. O. — Zur Frage des Auftretens der Urnengräber bei den Wandalen ferner Jahn, Mannus XIV, S. 311.

[4]) Vgl. das spätkaiserzeitliche Haus von Mertschütz, Kr. Liegnitz, Altschlesien, Bd. I, S. 13ff. m. Abb.

[5]) Vgl. z. B. Kiekebusch, „Brandenburgia". Berlin, XXII. Jahrg. (1915), S. 34ff. m. Abb. Siedelung von Wutzetz, Kr. Ruppin. So hat denn die Ansicht manches für sich, daß die Slawen das Vorhallenhaus gerade von den Germanen übernommen haben, entweder nach der Völkerwanderungszeit von den nicht mit abgezogenen Resten der Germanen, oder den germanischen Stämmen, die auf ihren Wanderzügen nach Südosten mit Slawen zusammentrafen. Jedoch ist die Frage der Ausbreitung des Vorhallenhauses noch nicht endgültig geklärt. Vgl. dazu Wahle, Vorgesch. d. deutschen Volkes. Leipzig 1924, S. 73 u. Schulz-Minden, Das germanische Haus (Mannusbibl. Nr. 11) S. 100ff.

[6]) Vgl. „Wielkopolska II", Abb. 693, 699 u. 698 (Dreiecksbandverzierung auf Abb. 698 undeutlich).

[7]) Vgl. z. B. die verwandten frühkaiserzeitlichen Formen in Jütland: Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. II, S. 60, Abb. 39.

zu verlieren braucht. Auch die anderen angeführten Erscheinungen sind durchaus nicht sonst nur der lausitzischen Urnenfelderkultur eigen. Oder will Kostrzewski vielleicht auch frühdeutsche [1]) oder gar amerikanische [2]) Etagengefäße als lausitzische Renaissance erklären? Bei dem zweimaligen Auftreten dieser Form in Posen [3]) handelt es sich natürlich ebenfalls nur um eine Konvergenzerscheinung, da jede Zwischenglieder fehlen. Dreieckbänder und andere ähnliche Verzierungsmotive kehren auch unabhängig voneinander in den verschiedensten Kulturkreisen und Zeiten wieder. Mit solchen Beweisführungen, wie sie hier Kostrzewski anwendet, kann man nur die ernste ethnographisch-archäologische Forschung in Mißkredit bringen, ohne sonst irgend etwas zu erreichen. Selbst wenn wirklich einmal eine einzelne Verzierungsart sich längere Zeit hindurch ununterbrochen gehalten hat, so ergibt dies zunächst für die nationale Übereinstimmung der fraglichen keramischen Gruppen gar nichts [4]), weil das Fortleben einer Verzierungsweise ebensogut auf Kulturübertragung beruhen kann. — In Ostpreußen scheinen tatsächlich in einem Teilgebiet lange ungermanische Stämme unter einer germanischen Herrenschicht gelebt zu haben, deren Kultur sie annahmen, ohne ihr Volkstum zu verlieren [5]), bis es sich allmählich wieder ganz durchsetzt. Diese Erscheinung führt Kostrzewski als Parallele für den von ihm angenommenen Verlauf der Besiedelung Posens an. Die Verhältnisse liegen jedoch in Ostpreußen durchaus anders. Trotz mancher Unklarheiten ist dort im fraglichen Gebiet die allmähliche Entgermanisierung der Kultur auf Grund der Entwicklung der Altertümertypen nachzuweisen, wovon in Posen keine Rede sein kann. Die völkerwanderungszeitliche Kultur ist hier rein germanisch. Die schon von tschechischen Forschern [6]) betonte Ähnlichkeit frühgeschichtlich slawischer und spätkaiserzeitlicher Keramik kann also höchstens beweisen, daß dabei gewisse Zusammenhänge vorliegen und nicht, daß die Slawen irgend etwas mit der Urnenfelderkultur zu tun haben. Jahrhunderte liegen aber auch zwischen der spätkaiserzeitlichen Kultur und der frühgeschichtlich slawischen, während Funde fehlen, die einen Übergang der Typen erwiesen [7]). Wahrscheinlich ist nur der Ursprung aus dem provinzialrömischen Stil beiden keramischen Gruppen gemeinsam. Wenn Kostrzewski Gefäße wie den spätslawischen Napf mit kantiger Schulter und niedrigem Halsrand („Wielkopolska II", Abb. 788) auf den frühkaiserzeitlichen Typ Abb. 593 zurückführt, so ist das dieselbe Art von Fehler wie das Annehmen eines Zusammenhangs zwischen Posener Bechern und spätkaiserzeitlichen Fußgefäßen. Den Nachweis, daß gerade die der spätslawischen am ähnlichsten aussehende Keramik mit Wellenlinien aus dem 4. und 5. Jahrhundert rein germanisch ist, wird demnächst Jahn in einer neuen Arbeit vorlegen. In Posen ist diese Gruppe, z. B. durch die wichtigen Funde von Latkowo, Kr. Hohensalza ver-

[1]) Ein Beispiel im Museum Heidelberg.
[2]) Vgl. Mötefindt, Wiener Präh. Zeitschr. 1923, S. 59.
[3]) Die Richtigkeit dieses Punktes in der Beweisführung Kostrzewskis erweist sich auch dadurch, daß „Etagengefäße" zur selben Zeit auch bei den Westgermanen erscheinen; ich nenne nur solche aus Böhmen (Pič, Starozitnosti II,3, Taf.72, 1), Finden bei Neuhaldensleben (unveröffentlicht, Allerverein), Meerdorf bei Braunschweig (Nachr. ü. d. Alt. 1903, S. 13), Rheindorf bei Opladen (Mannus 14, Taf. VIII, 23). G. K.
[4]) Vgl. auch Jahn, Mannus XIV, S. 31.
[5]) S. Kossinna, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 214f., berichtigt in: Das Weichselland (1919) S. 21; Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, S. 22 u. 130—131 usw.
[6]) S. z. B. Pič, Die Urnengräber Böhmens, Sp. 273.
[7]) Vgl. Jahn, Mannus XIV, S. 310.

treten [1]). Wie gesucht die Beweise Kostrzewskis für einen Zusammenhang der Urnenfelderkultur mit der spätslawischen sind zeigt auch, daß er hier sogar auf die Ringwälle hinweist. In „Wielkopolska II" heißt es darüber: „Vor den Einfällen der nördlichen kriegerischen Nachbarn suchte das lausitzische Volk in ähnlichen Festungen Schutz wie anderthalb Jahrtausende später die gesamten westslawischen Stämme aus Furcht vor den Einfällen der Deutschen. Die Übereinstimmung beider Kultur- und Volksgruppen, d. h. der „lausitzischen" und der slawischen der frühgeschichtlichen Zeit wird durch eine ganze Reihe von Einzelheiten bewiesen. Hier wie da haben wir es mit einer seßhaften ackerbauenden ausgesprochen friedlichen Bevölkerung zu tun, die sogar keine ihr eigentümlichen Waffentypen herauszubilden vermochte, sondern sich in den Gewerben besonders der Töpferei hervortat. Zum Kriege entschloß sie sich nur im äußersten Notfall zur Verteidigung ihrer Unabhängigkeit im Schutze von Ringwällen, deren Gebrauch der lausitzischen Kultur und frühgeschichtlich slawischen gemeinsam, anderen aber unbekannt ist."

Demgegenüber bedarf es an dieser Stelle kaum eines besonderen Nachweises, daß Ringwälle auch zu anderen Zeiten in verschiedenen Kulturen auftraten. In der lausitzischen Kultur gab es Ringwallbefestigungen bereits in einer Zeit, wo von Kämpfen mit den Germanen noch nicht die Rede sein konnte [2]). Die frühgeschichtlich slawischen Schanzen waren keineswegs nur gegen die Deutschen errichtet, sondern spielten vor allem in den dauernden Stammesfehden der Slawen selbst eine Rolle [3]). Kostrzewskis Bestreben, durchaus die Germanen herabzusetzen, zeigt sich auch sonst. So sagt er, in der Völkerwanderungszeit hätten sie sich wie gierige Raubvögel aus Sucht nach Beute und in der Hoffnung auf ein bequemes Leben auf das zerfallende römische Reich gestürzt. In Wahrheit zwang Übervölkerung und wohl auch ein Klimasturz die Germanen zum Vordringen, wobei sie zunächst nur den Erwerb von Ackerland wünschten, wie wir aus den römischen Quellen wissen. Kostrzewski sucht auch die Sprachforschung für seine verfehlten Theorien auszunützen. Die gotischen Lehnwörter im Altpolnischen und die Übernahme einiger germanischer Namen durch die Slawen (z. B. Silingergau = Slenzane) werden in diesem Zusammenhang hervorgehoben. Daß die Goten auf ihren schon im 2. Jahrhundert nach Chr. beginnenden Wanderzügen nach Südosten [4]) auch mit slawischen Stämmen in Berührung geraten sein müssen, ist selbstverständlich. Nur dadurch erklären sich die gotischen Worte im Polnischen. Hätten dagegen die Vorfahren der Polen wirklich jahrhundertelang unter verschiedenstämmigen Ostgermanen gelebt, so wäre ihre Sprache zweifellos so stark germanisiert worden, daß nicht nur noch einige überdies ausschließlich gotische Lehnwörter davon zeugen würden. Die Übernahme solcher Wortstämme wie Siling durch die Slawen

[1]) Vgl. Mannus VII, S. 162. — Die wichtigsten Scherbentypen von dort sind „Wielkopolska II", S. 210 abgebildet.

[2]) Dies beweisen z. B. die Funde von der Schwedenschanze von Oswitz bei Breslau (Periode V!). S. Seger, Die Schwedenschanze bei Oswitz, Zeitschr. d. Vereins f. d. Gesch. Schlesiens LIII, 2 (1919), S. 79—93.

[3]) S. Mertins, Wegweiser d. d. Urgesch. Schlesiens, S. 132.

[4]) Sie durchzogen dabei auch eine große Sumpfgegend, wahrscheinlich das Gebiet der Pripjetsümpfe, wo voraussichtlich damals schon Slawen gesessen haben. (Sichere archäologische Nachweise für die östliche Urheimat der Slawen fehlen allerdings infolge der ungenügenden wissenschaftlichen Durchforschung der betreffenden Gegenden noch immer.) Teile der Goten blieben längere Zeit in Gebieten, die südöstlich ihrer alten Heimat noch nördlich der Gegenden am Schwarzen Meer an einem großen Flusse (Dnjester?) lagen. Vgl. Ebert, Südrußland im Altertum. S. 359. Siehe auch a. a. O. S. 361.

beweisen ferner doch nur die bisher archäologisch noch nicht faßbare Tatsache, daß die einrückenden Slawen noch schwache Reste der Germanen vorfanden. Natürlich waren diese nicht bis auf den letzten Mann abgezogen. Prokop berichtet z. B. ausdrücklich von zurückgebliebenen Wandalen. Trotzdem braucht man nicht mit Kostrzewski zu verlangen, es müßten, wenn das zutrifft, Nachrichten über große Kämpfe zwischen Slawen und Germanen durch Geschichte oder Sage überliefert worden sein. Zu solchem ernsthaften Widerstand war die Anzahl der nicht ausgewanderten Germanen zweifellos viel zu gering. Ihr Volkstum ging daher bald im slawischen auf. Die Frage, inwieweit und wohin die Urnenfelderleute beim ersten Vordringen der Germanen abgewandert sind, bedarf allerdings noch der Klärung. — Im Anschluß hieran sei noch auf einen anderen Nachteil den Kostrzewskischen Arbeiten hingewiesen. Überall sind z. T. in der Fachliteratur allgemein bekannte Fundortnamen ohne weiteres durch zuweilen vollständig anders lautende polnische ersetzt. Da die Wissenschaft auf zwischenvolkliche Zusammenarbeit angewiesen ist, darf man billig von Arbeiten, die nicht in den Fachkreisen außerhalb ihres Landes unbeachtet bleiben wollen, eine gewisse Rücksicht hierauf verlangen. Die bekannten deutschen Namen in Klammern beizufügen, wo sie von den polnischen stark verschieden sind, darf hier als selbstverständliche Forderung gelten, da sonst in der internationalen Fachliteratur überaus störende Verwechselungen entstehen müssen [1]). Wenn Kostrzewski gelegentlich rein deutsche Gebiete als polnische Lande bezeichnet, so entspricht das nur seiner oben gekennzeichneten Einstellung [2]). In einem Werke, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, dürften solche Entgleisungen nicht vorkommen.

Für die frühgeschichtlich slawische Zeit Posens brachten die Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Libau (Łubowko), Kr. Gnesen, den Nachweis, daß der Einfluß der Wikingerkultur auch in diese Gegenden gelangt ist [3]).

Vielleicht aus Posen stammt ferner ein Wikingerschwert der Bromberger Museumssammlung. Der untere Scheidenbeschlag eines ebensolchen wurde in der Nähe der Stadt Kruschwitz am Goplosee gefunden [4]). Kruschwitz spielte ebenso wie Gnesen in der frühgeschichtlichen Zeit Posens eine besondere Rolle, gewiß auch für den Durchgangshandel. Einführstücke aus derselben Zeit sind auch die beiden von Kostrzewski, Przegląd Archeol. I, S. 42—44 genauer besprochenen bemalten, eiförmigen Steine von Czacz, Kr. Schmiegel. Wahrscheinlich rühren sie ebenfalls aus Skelettgräbern her wie entsprechende Funde aus der Ukraine, von woher auch die Czaczer stammen dürften. Die Frage, wieweit die silbernen Schmuckstücke der frühgeschichtlichen Zeit in den damals slawischen Landen, also auch die Posener, aus Arabien oder dem germanischen

[1]) Vgl. auch Mötefindt, Deutsche Ortsnamen in der tschechischen und polnischen Literatur, Wiener Präh. Zeitschr. X. 1923.

[2]) Vgl. z. B. „Wielkopolska II", S. 18 u. Anm. 41: Gräber aus diesem frühen Abschnitt des Neolithikums wurden bisher bei uns nicht entdeckt, obwohl wie sie aus den benachbarten polnischen Landen kennen, [Schlesien (Jordansmühl, Kr. Nimptsch), und den Bezirken Lublin und Łomża].

[3]) Siehe auch Jahn, Mannus XIV, S. 307. Die Libauer Lanzenspitze vom spätnordischen Typ mit eingelegten goldenen und kupfernen Verzierungen ist in „Wielkopolska II" auf Tafel XVI abgebildet. Den gesamten Fundstoff aus den Libauer Skelettgräbern hat Kostrzewski, Przegląd Archeol. II—III, S. 140ff. ausführlich behandelt. Besonders bemerkenswert ist darunter noch eine Art östlichen Typs, Parallelen s. bei Arne, La Suede et l'Orient (Upsala 1914) S. 202 und Świątowit, Warschau, Bd. VII, S. 24, Abb. 2 u. Taf. V.

[4]) Privatbesitz, — ähnliches Stück: Montelius-Festschrift 1913, S. 387, Abb. 36.

Kulturgebiet eingeführt oder einheimische Arbeiten sind, bedarf noch einer neuen zusammenfassenden Behandlung [1]). Jedenfalls aber scheint uns Kostrzewski zu weit zu gehen, wenn er die Mehrzahl für die Erzeugnisse eines ausgesprochen slawischen Stils hält, der sich durch Umbildung der übernommenen fremden Formen ebenso selbständig entwickelt habe wie etwa der Hallstattstil oder der Latèneстil [2]). Unter den „Wielkopolska II", S. 223 abgebildeten Schmuckgegenständen der slawischen Periode fallen einige seltenere Typen auf, z. B. das Bronzemedaillon mit Tierverzierung von Perkowo, Kr. Bomst [3]). Eine genauere Bearbeitung der slawischen Keramik gehört auch im von Kostrzewski behandelten Gebiet noch zu den Zukunftsnotwendigkeiten, ebenso die gründlichere Untersuchung der mehr als 300 Ringwälle [4]).

Nachtrag.

Während des Drucks dieser Abhandlung erschien im letzten Mannusheft Kossinnas Aufsatz: „Zu meiner Ostgermanenkarte". Er nimmt u. a. auch zur Frage der Umgrenzung der früheisenzeitlichen ostgermanischen Gesichtsurnen- und Steinkistenkultur Stellung. Im Gegensatz zu der oben dargelegten Ansicht vertritt Kossinna dort die Meinung, daß zur Zeit der Gesichtsurnenkultur zwischen dem schlesischen und westposenschen Siedlungsgebiet ein Streifen Landes unbewohnt gewesen sei. Hinsichtlich der Ausbreitung der gleichen Kultur über fast ganz Kongreßpolen deckt sich dagegen der jetzige Standpunkt Kossinnas mit den Ausführungen dieser Abhandlung. Einige der oben gegebenen Ergänzungen zu älteren Arbeiten Kossinnas sind dadurch nunmehr teilweise bereits überholt.

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. II, S. 286 und Kemke, Schrift. d. Physik.-ökonom. Gesellsch. Königsberg, Bd. XXVIII, S. 79.

[2]) Daß manche irrigen Annahmen Kostrzewskis durch seine Vorliebe für die slawische Kultur begründet sind, wird auch von sachlich denkenden polnischen Sachgenossen anerkannt. Dies beweist z. B. ein dem Verfasser dieser Abhandlung vorliegender Bericht über „Wielkopolska II" aus der polnischen Presse.

[3]) Entsprechendes Stück aus Galizien s. Teka konserwatorska, Lemberg, Bd. II, Taf. IX, Abb. 5.

[4]) Sicher aus der Urnenfelderkultur stammt nach Kostrzewski der Ringwall von Tarnowa, Kr. Słupca. Die entsprechenden Funde entdeckte man allerdings bisher nur in der umwallten Innenfläche (Späthallstattzeitliche Siedelung, „Wielkopolska II", Abb. 460 zeigt den Grundriß eines Pfostenhauses mit Vorhalle von dort. Am eigentlichen Wall fand sich vorläufig nur ein frühgeschichtlich-slawisches Tongefäß). Weitere Ringwälle aus den behandelten Gebiet, die nach in ihren Bereich gemachten Funden der Urnenfelderkultur angehören könnten, sind „Wielkopolska II", Anm. 562 zusammengestellt.

Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923.

Von Wolfgang La Baume.

1. Allgemeines.

Die einzige periodisch erscheinende Veröffentlichung, die seit 1880 alljährlich über Ausgrabungen und Funde in der Provinz Westpreußen berichtete, waren die „Amtlichen Berichte des Westpreußischen Provinzial-Museums" in Danzig, dessen Vorgeschichtliche Sammlung im Laufe der Jahre durch den ehemaligen Direktor Professor Dr. Conwentz zu einer Zentralsammelstelle für vorgeschichtliche Altertümer ausgebaut worden war. In diesen Berichten wurden seit 1884 alle Eingänge des Museums aufgeführt; von 1893 an enthalten sie auch Abbildungen bemerkenswerter Fundstücke sowie Beschreibungen wichtiger Funde und Ausgrabungen, auf die wir im einzelnen noch zu sprechen kommen werden. Unter Conwentz' Nachfolger erschienen die Berichte in wesentlich abgekürzter Form erst noch unregelmäßig (31/32, 1911; 33, 1912; 34—36, 1913—1915), dann schließlich garnicht mehr; die im Bericht für 1910/11 ausgesprochene Absicht, an Stelle der über den Rahmen eines Verwaltungsberichtes hinausgehenden wissenschaftlichen Darstellungen besondere „Mitteilungen" herauszugeben, ist nur insofern verwirklicht worden, als in der Folgezeit lediglich zwei Abhandlungen zoologischen Inhaltes veröffentlicht worden sind. Nachdem das Museum Ende 1922 unter der Bezeichnung: „Museum für Naturkunde und Vorgeschichte" in die Verwaltung der Freien Stadt Danzig übergegangen und der Referent zum Leiter des Museums ernannt worden ist, wird dafür Sorge getragen werden, daß sowohl Mitteilungen über wichtige Neueingänge wie überhaupt Abhandlungen vorgeschichtlichen Inhaltes, die vorgeschichtliches Material des Danziger Museums behandeln, nach Bedarf in Form von „Mitteilungen" an Stelle der früheren Jahresberichte veröffentlicht werden. Die erste dieser Veröffentlichungen, die eine Anzahl neuer Funde aus der Gegend von Danzig und die Ausgrabung einer vorgeschichtlichen Siedelung bei Oliva zum Gegenstand hat, liegt im Druck vor (s. unten).

Neben den Berichten des Westpreußischen Provinzial-Museums waren früher die Sitzungsberichte der Anthropologischen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig insofern von erheblicher Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung, als sich diese Sektion vorwiegend mit heimischer Vorgeschichte beschäftigte. Ausführliche Sitzungsberichte sind jedoch nur bis zum

Jahre 1888 veröffentlicht worden (Serie I, 1872—1876, Schr. Nat. Ges. Danzig IV, H. 1, 1876; Serie II, 1877—1880, ebendort V, H. 1/2, 1881, S. 1ff.; Serie III, 1880—1888, ebendort VII, H. 2, 1889, S. 1ff.); später beschränkten sich die Berichterstatter auf eine Aufzählung der in den Sitzungen behandelten Themata. Für den Prähistoriker sind diese abgekürzten Berichte ohne Belang; überdies ist die Anthropologische Sektion, die von 1902 bis 1910 überhaupt nicht und seitdem mit einer Ausnahme nur einmal jährlich zusammengetreten ist, für die westpreußische Vorgeschichtsforschung fast bedeutungslos geworden.

Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Provinzial-Museums hat Conwentz 1905 eine Festschrift herausgegeben (Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905, Danzig 1905). In dieser wird u. a. die Organisation der vorgeschichtlichen Landesforschung in Westpreußen seit 1880 behandelt; ferner werden S. 35ff. die wichtigsten prähistorischen Eingänge des Museums aufgeführt und S. 51ff. Maßregeln zur Sicherung vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler mitgeteilt. Für den Fachmann ist am wertvollsten in dieser Festschrift der Abbildungsteil, in dem auf Tafel 41—80 bemerkenswerte vorgeschichtliche Altertümer des Danziger Museums in guten Abbildungen wiedergegeben sind.

Conwentz' Bedeutung für die Vorgeschichtsforschung, die kürzlich vom Referenten gewürdigt worden ist (W. La Baume: Conwentz als Vorgeschichtsforscher. Beitr. z. Naturdenkmalpflege Bd. IX, H. 3, 1923), beruhte weniger auf seinen Veröffentlichungen vorgeschichtlichen Inhaltes als darauf, daß er unermüdlich weiteste Kreise für die Beschäftigung mit heimischer Vorgeschichte zu erwärmen und zum Sammeln von Altertümern anzuregen wußte. Ihm ist es zu danken, daß die Provinz Westpreußen 1897 als erste preußische Provinz gute Vorgeschichtliche Wandtafeln (I—VI) im Druck erscheinen ließ, die noch heute vielfach begehrt, aber längst vergriffen sind. Später hat sich P. Paschke dadurch verdient gemacht, daß er „Erläuterungen" zu den Wandtafeln herausgab (Danzig bei A. W. Kafemann, 1906), in denen photographische Wiedergaben der Wandtafeln und überdies ein Verzeichnis der westpreußischen Fundorte vorgeschichtlicher Altertümer enthalten sind. Allerdings ist die Benutzbarkeit dieses Verzeichnisses dadurch eingeschränkt, daß die Funde der eigentlichen Bronzezeit nicht von denen der frühen Eisenzeit, und ebenso die Funde der Latènezeit nicht von denen der römischen Kaiserzeit getrennt worden sind; indessen ist Paschke hieraus ebensowenig ein Vorwurf zu machen wie daraus, daß seine Angaben über die in Westpreußen vorkommenden Burg wälle zum Teil unrichtig sind (siehe Abschnitt: slawisch-preußische Zeit).

Veranlaßt durch oftmals wiederholte Nachfrage nach einem Buche, das den Leser in die westpreußische Vorgeschichte einführen und ihn über den Stand der Forschung unterrichten könne, und in Anbetracht dessen, daß das an sich grundlegende und ausgezeichnete Werk von Lissauer: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen (Danzig 1887) durch neuere Forschungen längst überholt war, hat La Baume im Jahre 1920 eine „Vorgeschichte von Westpreußen" veröffentlicht (herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig). Für dieses Buch ist zwar eine Form gewählt worden, die als allgemein verständlich bezeichnet werden darf, jedoch hat sich der Verfasser bemüht, dabei die Grundlage strenger Wissenschaft nicht zu verlassen und in strittigen Fragen möglichst objektiv zu sein. Auf Einzelheiten einzugehen, lag nicht in der Absicht des Buches; vielmehr ist die Hauptbetonung auf Herausarbeitung der Grundzüge gelegt, wobei

alles wesentliche soweit berücksichtigt wurde, daß die Schrift auch dem Fachmann das bietet, was er von einer Übersicht über die Vorgeschichte eines bestimmten Gebietes erwarten muß. Für den, der sich eingehender mit Einzelheiten der Vorgeschichte Westpreußens beschäftigen will, sind im Text und am Schluß jeden Abschnittes zahlreiche Literaturhinweise gegeben. Wenn von einzelnen Fachgenossen bemängelt worden ist, es sei der Behandlung ethnologischer Fragen ein zu breiter Raum in dieser Schrift gewidmet worden, so sei demgegenüber hier darauf hingewiesen, daß die Bevölkerung eines so heiß umstrittenen Gebietes, wie es Westpreußen ist, mit Recht von der Vorgeschichtsforschung Aufschluß darüber begehrt, was objektive Wissenschaft über die Zugehörigkeit der vorgeschichtlichen Bewohner auszusagen vermag, und daß eine eingehende Behandlung dieser Fragen in der breiten Öffentlichkeit um so notwendiger ist, als neuerdings wiederum slawische Prähistoriker in tendenziöser Weise den wahren Sachverhalt zu verdrehen suchen (vgl. dazu die Ausführungen von Jahn, Mannus 14, S. 309—311, 1922).

Die in La Baumes „Vorgeschichte von Westpreußen" entwickelten Ansichten über die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der ehemaligen Bewohner dieses Gebietes fußen im wesentlichen auf Untersuchungen von Kossinna und seinen Schülern Jahn, Blume und Kostrzewski, die im folgenden noch einzeln genannt werden. Eine kurze zusammenfassende Übersicht über diese Frage bietet die Schrift von Kossinna: Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen (Danzig 1919) sowie die durch Nachträge und Karten ergänzte Neuauflage der Abhandlung „Die Herkunft der Germanen" (Mannus-Bibl. Nr. 6, 2. Aufl., 1920) von demselben Verfasser.

Zur Frage der vorgeschichtlichen Besiedelung Westpreußens bringen Kossinna und Wahle für die jüngere Steinzeit, Kossinna für die Bronzezeit, Kostrzewski für die Latènezeit und Blume für die Römische Kaiserzeit Material bei (vgl. unten die betr. Abschnitte). Eine zusammenfassende Betrachtung der Besiedelungsverhältnisse in vorgeschichtlicher Zeit fehlt für Westpreußen noch. In neuerer Zeit haben Verfasser siedelungsgeographischer Arbeiten mehrfach versucht, auch die vorgeschichtliche Besiedelung in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen. So hat A. Hirsch seiner Dissertation: Über die geographische Lage und Entwicklung Danzigs (Danzig 1912) eine prähistorische Übersichtskarte der Umgegend von Danzig beigegeben. Wenn diese nun auch ein im großen ganzen richtiges Kartenbild von den vorgeschichtlichen Funden liefert, so ist sie doch in Einzelheiten nicht verwertbar, weil erstens die Funde nicht nach Einzel-, Depot-, Siedelungs- und Grabfunden unterschieden sind, zweitens die zum Teil veralteten Zeitangaben von Lissauer verwendet wurden, wobei obendrein alle Funde von der Latène- bis zur slawisch-preußischen Zeit (also aus $1^1/_2$ Jahrtausenden!) als „Eisenzeit"-Funde verzeichnet sind, drittens eine kritische Nachprüfung des Fundmateriales nicht stattgefunden hat. Für die früheste Besiedelung des unteren Weichseltales hat auch W. Geisler die vorgeschichtlichen Funde herangezogen (Das Weichseltal von Thorn bis Danzig, Braunschweig 1922, vgl. Karte der Siedelungsperioden und Tabelle X); auch O. Schlüter hat in seiner bedeutsamen Arbeit: „Wald, Sumpf und Siedelungsland in Altpreußen vor der Ordenszeit", Halle 1921 (mit Karte) auf die vorgeschichtlichen Funde als Beweismaterial zurückgegriffen. So sehr es zu begrüßen ist, daß die Geographen bei Erörterung siedelungskundlicher Fragen auch die Vor- und Frühgeschichte heranziehen, so muß doch gesagt werden, daß solche Versuche

nur nach kritischer Nachprüfung der Fundangaben durch einen Prähistoriker unternommen werden sollen, wenn anders die Verfasser Fehler und Ungenauigkeiten vermeiden wollen. Denn die älteren Angaben über prähistorische Funde bedürfen unbedingt einer Nachuntersuchung, ehe sie als Beweise für Besiedelung in bestimmten Zeiten verwendet werden können, wie es erfreulicherweise immer mehr nicht nur seitens der Geographen, sondern auch der Historiker geschieht. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend hat Referent kürzlich für das Gebiet von Danzig eine kritische Zusammenfassung aller bis jetzt bekannten Vorzeitfunde geliefert (W. La Baume, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend von Danzig. Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. H. 62, Danzig 1922, S. 1—26). In ähnlicher Weise soll die vorgeschichtliche Besiedelung des Weichsel-Nogat-Deltas in einer Veröffentlichung behandelt werden, die zur Zeit vorbereitet wird. Zur Förderung vorgeschichtlicher Siedelungsforschung wird auch eine kürzlich von Frischbier veröffentlichte Mitteilung methodischer Art beitragen (Methodische Siedelungsforschung auf geologisch-morphologischer Grundlage und der Beweis ihrer Gültigkeit für das Gebiet der Freien Stadt Danzig. Schr. Nat. Ges. Danzig XVI, H. 1, 1923, S. 28ff.)

Unter den größeren Städten Westpreußens hat sich außer Danzig von jeher Elbing besonders rege an der vorgeschichtlichen Forschung beteiligt; die Elbinger Altertumsgesellschaft ist auch die einzige wissenschaftliche Vereinigung, die fortlaufend Berichte über ihre Tätigkeit auf dem Gebiet der Vorgeschichte veröffentlicht hat. In die neuere Zeit fallen die Berichte für 1900—1913 (Schr. d. Nat. Ges. Danzig XIV, 1, 1914, S. 6ff.); 1914/15 (ebendort XIV. 3, 1916, S. 19ff.); 1915/16—1918/19 (Elbinger Jahrbuch I, 1919/20); 1919/20 bis 1920/21 (Elbinger Jahrbuch II, 1922). Im Jahre 1903 ist auch ein Katalog des Städt. Museums in Elbing von Dorr veröffentlicht worden. Von den übrigen Städten ist lediglich Thorn mit einem kleinen Museumsführer (verfaßt von Semrau) hier zu nennen.

Steinzeit.

Eine Übersicht über den Stand der steinzeitlichen Forschung in Westpreußen bietet der erste Abschnitt in La Baumes „Vorgeschichte von Westpreußen (1920).

Über mesolithische (frühneolithische) Funde von Geräten aus Knochen und Hirschgeweih aus einem Wiesenmergellager bei Gohra-Worle, Kr. Neustadt im nördlichen Pommerellen ist wiederholt in den Berichten des Westpr. Prov.-Museums Mitteilung gemacht worden (Ber. 1905, S. 16; 1906, S. 22; 1907, S. 19; 1908, S. 21/22; 1909, S. 21—25); es handelt sich dort um eine Siedelung, die eine Parallele zu denen aus dem Maglemose und von Svaerdborg bildet. Leider werden die Fundumstände an jener Stelle dadurch verwickelt, daß sich offenbar jüngere Siedelungen an derselben Stelle befunden haben. Die in den Jahren 1908 und 1909 von Professor Kumm ausgeführten Ausgrabungen (vgl. Ber. f. 1909), die noch keine Klarheit ergaben, sind bedauerlicherweise später nicht fortgesetzt worden, so daß jetzt, nachdem die für Westpreußen einzigartige Fundstelle der deutschen Forschung unzugänglich geworden ist — sie liegt im polnischen „Korridor" —, nur noch übrig bleibt, aus dem im Danziger Museum befindlichen Material diejenigen Gegenstände auszusondern, die typologisch der Maglemose-Kultur zuzurechnen sind. Einige für die Ancyluskultur kennzeichnende Fundstücke aus Westpreußen, die in den Berichten des Provinzialmuseums veröffentlicht wurden, sind kürzlich auch

in einem Aufsatz von La Baume: Die ältesten Bewohner der baltischen Länder (Ostdeutsche Monatshefte, 4. Jahrg. 1923, H. 6, S. 237ff.) abgebildet worden.

Das westpreußische Neolithikum ist verhältnismäßig gut untersucht. Über wichtige Gräber- und Siedelungsfunde der jüngeren Steinzeit ist mehrfach in den Berichten des Westpr. Prov.-Museums Mitteilung gemacht worden (Kulmsee 1901, Neuguth 1902, Scharnese 1902 und 1903, Kl. Babenz 1903, Kaldus und Dolken 1905, Golotty 1907, Dulzig und Guttowo 1908, Neu Butzig und Osnowo 1910/11); ferner hat Aug. Schmidt in der Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377ff. steinzeitliche Fundstellen im Kreise Strasburg Wpr. nachgewiesen, und aus der Elbinger Gegend hat neuerdings Ehrlich sowohl neolithische Einzelfunde wie eine größere Siedelung am Haffufer bei Wiek bekannt gemacht (Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 160—164; II, 1922, S. 161—162; ferner auch Ehrlich, Das neolithische Dorf bei Wiek-Cuisental, Sitz. Ber. Prussia Königsberg, H. 24, 1923, S. 115ff.). Die Verzierungen auf neolithischen Scherben der Elbinger Gegend und auch von andern Fundorten hat Dorr behandelt (Mitt. d. Coppernicus-Ver. Thorn. H. 15, Nr. 1, 1907, S. 2ff.). Die Ausbreitung der Megalith- und Schnurkeramik durch Ostdeutschland hindurch bis nach Galizien und Südrußland ist von Kossinna in Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 172ff. bereits angedeutet, wobei auch westpreußische Funde erwähnt werden, später (Mannus II, 1910, S. 59ff.) im einzelnen nachgewiesen und belegt worden (vgl. Fundstatistik S. 81ff.). Eine weitere Ausgestaltung haben diese Untersuchungen neuerdings durch denselben Verfasser erfahren (Kossinna, Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Kragenfläschchen und Kugelflaschen, Mannus 13, 1921, S. 13ff. u. 143ff.), wobei wiederum die westpreußischen Funde ausführliche Berücksichtigung gefunden haben. Eine gewisse Ergänzung zu diesen Ausführungen Kossinnas bildet eine Betrachtung von Montelius: Schweden und die Weichselländer zur Steinzeit (Bezzenberger-Festschrift, Göttingen 1921, S. 110ff.), worin der Verfasser aus dem Vorkommen nordischer Feuersteingeräte im Weichselgebiet auf eine germanische Besiedelung der Weichselländer in der jüngeren Steinzeit schließt. Für die steinzeitliche Besiedelung Westpreußens ist sodann vor allem Wahles Arbeit: Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit (Mannus-Bibl. Nr. 15, 1918) von grundlegender Bedeutung, einerseits wegen der darin enthaltenen Ausführungen über die Beziehungen zwischen der Gestaltung der Erdoberfläche und der vorgeschichtlichen Besiedelung, andererseits wegen des beigefügten Fundkataloges, der alle bis dahin bekannt gewordenen, für steinzeitliche Siedelung beweisenden Funde aus Westpreußen aufführt. Übrigens ist Paschkes Verzeichnis (Erläuterungen zu den vorgeschichtlichen Wandtafeln von Westpreußen, Danzig 1906) gerade hinsichtlich der steinzeitlichen Funde recht brauchbar, wenn man sich schnell darüber unterrichten will, von welchen Orten solche bekannt sind (inzwischen sind allerdings viele neue Funde hinzugekommen). Ein Verzeichnis der Fundorte, von denen die gerade in Westpreußen häufigen gebänderten Feuersteinbeile vorliegen, hat Kossinna geliefert („Meine Reise nach Ost- und Westpreußen", Mannus 9, 1917, S. 119ff. und „Erläuterungen zur Karte der Funde gebänderter Feuersteingeräte, Mannus 10, 1918, S. 202—206, mit Karte Taf. IV). Die wichtigsten Funde von Steinbeilen aus Westpreußen sind von Åberg in seiner bedeutsamen Arbeit: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit (Text und Atlas, Uppsala-Leipzig 1918) berücksichtigt worden. Beil- und axtförmige Steingeräte aus neolithischen Siedelungen am Haffufer bei Elbing hat La Baume veröffent-

licht (Elbinger Jahrbuch, 3, 1923, S. 133ff.). Ergebnisse petrographischer Untersuchungen einiger Steinwerkzeuge aus Westpreußen hat O. Hildebrand mitgeteilt (Schr. Nat. Ges. Danzig XI, H. 1/2, 1904, S. 40ff.), und La Baume hat einen steinzeitlichen Bernsteinfund aus der Gegend von Danzig bekannt gemacht (Mitt. a. d. Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1923).

Um eine genaue Aufnahme der meist als steinzeitlich angesehenen Steinkreise bei Odri im Kreise Konitz hat sich Stephan verdient gemacht (Vorgesch. Sternkunde und Zeiteinteilung, Mannus 7, 1915, S. 213ff. mit Plan); die hier und an andern Stellen (Der Landmesser 1915, H. 8; Das Weltall 18, 1918, H. 15/16; Kosmos 1916, H. 7, S. 207ff.) ausgesprochene Vermutung, es handele sich um vorgeschichtliche Kalender, steht allerdings auf sehr schwachen Füßen, und die hierauf bezüglichen Ausführungen können größtenteils nur als phantastisch bezeichnet werden.

Bronzezeit.

Seit Lissauers Abhandlung „Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen" (Danzig 1891) erschien, in der die bis dahin bekannt gewordenen Bronzefunde (aber nur diese, nicht auch die Keramik) behandelt wurden, ist eine zusammenfassende Übersicht über die westpreußische Bronzezeit nicht veröffentlicht worden. Lissauers Schrift ist als Materialsammlung noch immer wertvoll, im übrigen aber besonders in bezug auf die chronologischen Angaben veraltet. Neuere Untersuchungen sind sehr zerstreut in der Literatur veröffentlicht worden, was die Übersicht besonders für den Außenstehenden sehr erschwert; indessen kann jedem, der sich eine Übersicht über die westpreußische Bronzezeit verschaffen will, der entsprechende Abschnitt in La Baumes Vorgeschichte von Westpreußen als Führer dienen, woselbst die Sonderliteratur vollständig aufgeführt ist.

Die an der Wende des Jahrhunderts veröffentlichte, für die Kenntnis der frühen Bronzezeit grundlegende Abhandlung von Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit (Arch. f. Anthrop. 25 u. 26, Braunschweig 1900, auch als Sonderdruck erschienen) führt auch die bis dahin bekannten wichtigsten Funde aus Westpreußen auf; später bekannt gewordene Funde aus diesem Zeitabschnitt sind in den Berichten des Provinzial-Museums in Danzig (besonders 1900, 1908 und 1910/11) und im ersten Typenkartenbericht (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 537ff.: Flach- und Randäxte) namhaft gemacht worden. Weitere Beiträge zur Kenntnis der Perioden I und II der Bronzezeit in Westpreußen haben Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 189ff. und Mannus 9, 1917, S. 119ff.), Semrau (Mitt. Coppernicus-Ver. Thorn 14, Nr. 2, 1906, S. 17) und Seger (Korrespbl. Anthrop. Ges. 37, 1906, S. 125ff.) geliefert. Mit Funden aus Periode II und III beschäftigen sich der zweite und dritte Typenkartenbericht (Absatzäxte und Lappenäxte, Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 793ff. und 1906, S. 817ff.), ebenso der vierte (Zeitschr. f. Ethn. 1907, S. 784ff.), der die ostdeutschen Ösennadeln behandelt (alle drei von Lissauer), ferner Seger im Korrespbl. a. a. O. und in seiner Mitteilung: Zur Chronologie der ostdeutschen Ösennadeln, Präh. Zeitschr. I, S. 55ff. Die Ausbreitung germanischer Bronzetypen über die Oder nach Osten zu im Laufe der Perioden III—V ist namentlich von Kossinna näher untersucht worden (Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. I. Mannus 3, S. 316ff.; II, Mannus 4, S. 173ff.; III, Mannus 4, S. 271ff.; IV, Mannus 5, S. 160ff.; Karten dazu: „Deutsche Erde" 1912, H. 4/5, Taf. 14; Mannus-Bibl.

12, Taf. XVII; Mannus-Bibl. 6, 2. Aufl., Taf. III u. V). Die wichtigsten westpreußischen Funde aus Periode V hat ebenfalls Kossinna behandelt (Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland, Mannus 8, S. 1ff. und „Meine Reise nach Ost- und Westpreußen", Mannus 9, S. 119f.). Leider haben die westpreußischen Bronzezeit-Fibeln im sechsten Typenkartenbericht (Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 659ff.) nur eine unzureichende und nicht von Irrtümern freie Erwähnung gefunden, was allerdings nicht Schuld des Verfassers ist. Angaben über westpreußische Funde aus der jüngsten Bronzezeit bringen ferner Hub. Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 416ff., Bronzesicheln), Dorr (Ber. d. Elbinger Alt. Ges. f. 1913/14), Ehrlich (Elbinger Jahrbuch I, S. 164ff., Fund von Koggenhöfen) und La Baume (Depotfund aus dem Danziger Werder, Mitt. a. d. Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1923). Wichtig wegen zahlreicher Parallelen zu westpreußischen Funden, die auch vielfach erwähnt werden, ist endlich Bezzenbergers Abhandlung: Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens (Königsberg 1904), die wertvolle Beiträge zur Typologie und Chronologie bringt.

Die aus Westpreußen bekannten Urnenfelder der Lausitzer Kultur (Neugut, Seyde, Reinau u. a., meist aus den Kreisen Kulm und Thorn) haben noch keine zusammenfassende Behandlung erfahren (Fundberichte vgl. Ber. d. Westpr. Prov.-Museums f. 1898, S. 47; 1902, S. 31; 1904, S. 24, woselbst sie indessen nicht als zur Lausitzer Kultur gehörig bezeichnet sind). Sie gehören übrigens, wie sich inzwischen herausgestellt hat, nicht in die frühe Eisenzeit (La Baume, Vorgesch. von Westpr. 1920, S. 54/55), sondern hauptsächlich in die Perioden IV und V der Bronzezeit.

Frühe Eisenzeit.

Das überaus reiche Fundmaterial aus westpreußischen Steinkistengräbern, die zum größten Teil dieser Zeit angehören, ist bisher noch nicht zusammenfassend behandelt worden; ebenso fehlt es noch an einer Monographie der westpreußischen Metallfunde aus dieser Zeit. Bis solche Zusammenfassungen vorliegen, müssen Berendts Abhandlung über die Pommerellischen Gesichtsurnen (Königsberg 1872) nebst Nachtrag dazu (1877) und Lissauers „Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen" (Danzig 1891) zusammen mit dem entsprechenden Abschnitt in La Baumes „Vorgeschichte von Westpreußen" als Ersatz dienen.

Aus neuerer Zeit sind für die Kenntnis der frühen Eisenzeit Westpreußens am wichtigsten die Berichte des Westpr. Prov.-Museums (erschienen bis 1915), in denen kurze Fundberichte veröffentlicht und namentlich Gesichtsurnen sowie deren Begleitkeramik beschrieben und abgebildet worden sind. Die Frage der Zeitstellung der Gesichtsurnenkultur ist von Olshausen (Zeitstellung der Schwanenhalsnadeln und Gesichtsurnen, Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 198ff.) und Reinecke (Präh. Varia X, Korrespbl. d. Anthrop. Ges. 1904, Nr. 3/5, S. 1ff.) behandelt worden. Depotfunde dieser Zeit werden in folgenden Arbeiten beschrieben: Dorr, Der Bronzedepotfund von Lindenau, Kr. Marienburg (Mitt. Coppernicus-Ver. Thorn, H. 21, Nr. 1, 1913); Ehrlich, Fund von Dambitzen, Kr. Elbing (Ber. d. Elbinger Alt.-Ges. f. 1914/15 und Mannus 9, 1917, S. 222ff.); Semrau, Fund von Papau, Kr. Thorn (Führer d. d. Städt. Museum Thorn, 1917); Conwentz, Fund von Flatow (Ber. d. Westpr. Prov.-Museums f. 1900, S. 33).

Zur Typologie und Chronologie früheisenzeitlicher Bronzen hat vor allem Kossinna neue Beiträge geliefert (Die illyrische, germanische und keltische Kultur der frühen Eisenzeit, Mannus 7, 1915, S. 87ff.), ferner auch Lissauer (Ostdeutsche Scheibennadeln, 1. Typenkartenbericht, Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 537ff.), Beltz (Fibeln, 6. Typenkartenbericht, Zeitschr. f. Ethn. 1913, S. 659ff.) und La Baume, Die ostdeutsche Spiralbrillenfibel (Sitz-Ber. Prussia, H. 24, 1923, S. 105ff.). Metallgeräte aus ostdeutschen Steinkistengräbern, wie sie Kostrzewski aus Posen beschrieben hat (Mannus 9, 1917, S. 87ff.) und ähnlich auch in Schlesien vorkommen, sind bisher aus Westpreußen nicht bekannt. Über westpreußische Steinkistengräber liegen zahlreiche Mitteilungen in den Berichten des Provinzial-Museums in Danzig vor; außerdem haben Dorr (Die jüngste Bronzezeit im Kreise Elbing, Programm Elbing 1902 und Ber. d. Elbinger Alt.-Ges. f. 1900—1913, S. 10/11), Ehrlich (Elbinger Jahrbuch I, S. 168ff. und II, S. 162), Kossinna (Mannus 11/12, S. 173/174; 14, S. 138/140), Kumm (Zeitschr. f. Ethn. 1904, S. 51ff.), Semrau (Mitt. Coppernikus-Ver. Thorn 14, Nr. 3, 1906, S. 50) und Aug. Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377ff.) Berichte über Untersuchungen solcher Gräber veröffentlicht. Das Vorkommen von Kaurischnecken in Gräbern der frühen Eisenzeit hat Conwentz zum Gegenstand einer Veröffentlichung gemacht (Mitt. d. Westpr. Gesch.-Vereins I, 1902, S. 1ff.); spätere Funde von solchen Schnecken werden in den Berichten des Prov.-Museums in Danzig erwähnt.

Die Ableitung der Gesichtsurnenkultur ist noch nicht in befriedigender Weise geklärt (dazu Kossinna, Mannus-Bibl. 9, S. 140ff.; Schuchhardt, Alteuropa, S. 296; La Baume, Vorgesch. von Westpr. S. 50/51); auch das plötzliche Auftreten von Gesichtsdarstellungen auf Urnen in Nordostdeutschland ist rätselhaft; W. Schulz (Die Einreihung der ostdeutschen Gesichtsurnen in die gleichzeitigen Bestattungssitten, Mannus, Erg.-Bd. III, 1923, S. 43ff.) betrachtet sie als Anpassung der Leichenbrandsitte an die damals in Mitteleuropa verbreitete Körperbestattung. Jedenfalls dürfte aber feststehen, daß das Verbreitungsgebiet der Steinkisten mit Gesichtsurnen und ihrer Begleitkeramik das Gebiet eines bestimmten Volksstammes ist. Kossinnas wiederholt geäußerte Meinung, daß die Träger dieser Kultur die ersten Ostgermanen waren (Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 386ff.; Mannus-Bibl. 6, 2. Aufl. mit Verbreitungskarte; Mannus-Bibl. 9, S. 138ff.; Das Weichselland 1919, S. 14ff.), ist teils stillschweigend anerkannt, teils von anderer Seite durch weitere Untersuchungen bestätigt worden.

Latènezeit.

Für die auffällige Erscheinung, daß Früh- und Mittellatèneformen in Westpreußen außerordentlich selten sind, gibt es noch keine ausreichende Erklärung; wir werden zu einer solchen wohl erst dann gelangen, wenn eine zusammenfassende Bearbeitung der Gesichtsurnenkultur vorliegt, die bisher aus denselben Gründen unterblieben ist wie eine Monographie der Lausitzer Kultur, nämlich wegen der großen Fülle des Materiales, das dabei zu bewältigen ist. Im Gegensatz zur Frühzeit des Latèneabschnittes ist die Spätlatènezeit in Westpreußen sehr reich in Gräberfeldern vertreten, und erfreulicherweise hat dieses Material durch Kostrzewski eine grundlegende Bearbeitung erfahren (Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, I. u. II. Teil, Mannus-Bibl. 18 u. 19, 1919). Blume geht in seiner Veröffentlichung über die kaiserzeitliche Kultur zwischen Oder und Passarge (s. unten) bis auf die

Funde aus der Spätlatènezeit zurück. Die verzierten Lanzenspitzen dieser Zeit hat Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 369ff.) erwähnt; die gesamte Bewaffnung der Ostgermanen dieser Zeit hat durch Jahn zunächst eine Übersicht (Mannus 5, 1913, S. 75ff.), dann eine zusammenfassende Darstellung erfahren, wobei die westpreußischen Funde ausführlich berücksichtigt worden sind (Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. Mannus-Bibl. 16, 1916). Hat doch gerade das Gebiet der unteren Weichsel mehrere Gräberfelder mit sehr zahlreichen Eisenwaffen geliefert. Die gesamten aus Westpreußen bekannten latènezeitlichen Sporen hat Jahn in seiner Monographie: Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung", Mannus-Bibl. 21, 1921 erwähnt und beschrieben. In der durch Beltz erfolgten Zusammenstellung der Latènefibeln Deutschlands (5. Typenkartenber., Zeitschr. f. Ethn. 1911, S. 664ff. u. S. 930ff.) sind auch die westpreußischen Funde berücksichtigt, doch sind diese Angaben durch Kostrzewskis oben genannte Veröffentlichung überholt. Vermißt werden noch Veröffentlichungen, die das Material im einzelnen nach Gräberfeldern zusammengefaßt behandeln; abgesehen davon aber ist die Spätlatènezeit derjenige Zeitabschnitt in Westpreußen, der von allen am gründlichsten untersucht und am besten bekannt ist.

Römische Kaiserzeit.

Auch für diese Zeit liegt bereits eine umfassende Veröffentlichung vor, die das westpreußische Fundmaterial typologisch und chronologisch erfaßt: E. Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit (Teil I, Mannus-Bibl. 8, 1912; Teil II, herausgegeben von Martin Schultze, Mannus-Bibl. 14, 1915). Blume liefert in diesem Werk zunächst eine Ergänzung zu Almgrens grundlegendem Fibelwerk, das, längst vergriffen, neuerdings durch die Bemühungen Kossinnas erfreulicherweise in neuem Gewande herausgegeben worden ist (Mannus-Bibl. 32, 1923), und behandelt dann in der gleichen Weise Schnallen, Riemenzungen, Finger-, Arm- und Halsringe, Schließhaken, Perlen, Anhänger und sonstige Beigaben. Im letzten Abschnitt wird mit den Ergebnissen dieser Untersuchungen versucht, eine möglichst genaue Einordnung der geschlossenen Funde zu geben und auf dieser Grundlage die Geschichte der erkennbaren Kulturgruppen und ihre Stammeszugehörigkeit zu erschließen. Almgren hat in einem Referat über Blumes Arbeit (Mannus 5, 1913, S. 147ff. mit Karte) und in einer weiteren Mitteilung: Zur Rugierfrage und Verwandtes (Mannus 10, 1918, S. 1ff.) diese Ausführungen in wesentlichen Punkten ergänzt. Eine Übersicht über die archäologischen Funde dieser Zeit, die mit größter Wahrscheinlichkeit den Weichselgoten zuzuweisen sind, bietet La Baume in einem Aufsatz: Die Goten in Ostdeutschland (Ostdeutsche Monatshefte, 1. Jahrg. 1920, H. 6, S. 241ff.). Von den großen westpreußischen Gräberfeldern der Kaiserzeit sind leider bisher nur wenige systematisch veröffentlicht worden; die älteren Mitteilungen von Anger über das Gräberfeld auf dem Neustädter Feld bei Elbing (Zeitschr. f. Ethn. 1880) haben eine Ergänzung durch Dorr erfahren (Führer durch die Sammlungen des Städtischen Museums zu Elbing, 1903); ferner hat August Schmidt die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Gräberfeld bei Warmhof bekannt gegeben (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 97ff.); im übrigen sind nur vorläufige Berichte über kaiserzeitliche Friedhöfe in den Berichten des Danziger Museums erschienen. Einzelne Beiträge zur Kenntnis der Kaiserzeit in Westpreußen haben Kaphahn (Skelettgrab von Selnowo, Mannus 6, 1914, S. 212ff.), Ehrlich (Terra sigillata-Gefäß

aus Dambitzen, Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 171ff.; Tongefäß aus Lenzen, ebd. S. 175ff.), Günther (Der Goldfund von Kommerau, Mannus 14, S. 100ff.), Kossinna (Das Reitergrab von Kommerau, ebd. S. 110ff.) und La Baume (Hausfund bei Oliva, Mitt. a. d. Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig, Vorgesch. Reihe Nr. 1, 1913) geliefert. Jahns „Bewaffnung der Germanen" (Mannus-Bibl. 16, 1916) kommt für Westpreußen kaum in Frage, weil Waffenfunde aus dieser Zeit dort äußerst selten sind; wohl aber die vom selben Verfasser stammende Monographie: „Der Reitersporn" (Mannus-Bibl. 21, 1921), in der alle westpreußischen Sporenfunde Berücksichtigung gefunden haben. Eine Übersicht über die kaiserzeitlichen Münzfunde aus Westpreußen bietet Schwandt in seiner Mitteilung: Westpreußische Münzfunde (Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Festschr. z. 15. Geogr.-Tag, Danzig 1905, S. 126ff.).

Die in Westpreußen äußerst spärlichen Funde aus der Völkerwanderungszeit haben gelegentlich in den oben erwähnten Arbeiten über kaiserzeitliche Funde Erwähnung gefunden.

Slawisch-preußische Zeit.

Keine Zeit hat in Westpreußen so wenig Bearbeiter gefunden als der Schlußabschnitt der vorgeschichtlichen Zeit, während der westlich der Weichsel Slawen, östlich der Weichsel Altpreußen ansässig waren. Eine Übersicht über den heutigen Stand der Forschung bietet Abschnitt IX in der „Vorgeschichte von Westpreußen" von La Baume; ferner möge man auch die allgemeinen Ausführungen von Dorr über westpreußische Burgwälle in dem Buche: Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild, Danzig 1912, II. Teil, S. 340ff. vergleichen. Paschke hat zwar in seinen Erläuterungen zu den vorgeschichtlichen Wandtafeln von Westpreußen (1906) die in der Literatur erwähnten Burgwälle zusammengestellt, aber dieses Verzeichnis ist nur mit Vorsicht zu benutzen, weil die von ihm benutzten Literaturangaben zum Teil falsch oder ungenau sind. Abgesehen von einer kurzen Mitteilung von Götze (Nachr. über d. Altertumsf. 1902, S. 5ff.) und einer weiteren von Schmidt (Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 377ff.) liegen Mitteilungen über slawische Funde nur in den Berichten des Danziger Museums vor. Das von heidnischen Preußen bewohnt gewesene Gebiet der Elbinger Höhe ist von Elbinger Forschern mehrfach behandelt worden. Über das Ergebnis der Ausgrabungen auf dem Gräberfeld von Bendenstein-Freiwalde bis zum Jahre 1912 hat Dorr eingehend berichtet (Mitt. d. Coppernicus-Ver. Thorn, H. 22, 1914 und Bericht d. Elbinger Altert.-Ges. 1900—1913, Schr. Nat. Ges. Danzig 14, H. 1, 1914); die neueren Grabungen hat Ehrlich ausführlich behandelt (Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 178ff.). Dorrs Abhandlung enthält eine wichtige Untersuchung über die nachchristliche Keramik der Elbinger Gegend bis zum Jahre 800 nach Chr. Geb. Neuere Mitteilungen über Burgwälle des Elbinger Gebietes hat Ehrlich veröffentlicht (Elbinger Jahrbuch I, 1919/20, S. 203f.; II, S. 163/164). Einige in Westpreußen gefundene Bodenstempel an Tongefäßen der slawisch-preußischen Zeit haben in einer Studie von Näbe (Mannus 10, 1918, S. 71ff.) Erwähnung gefunden.

Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in der hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900.

Von Otto Kunkel, Gießen, jetzt Stettin.

(Mit einer Kartenskizze und einer Abbildung.)

Einleitung.

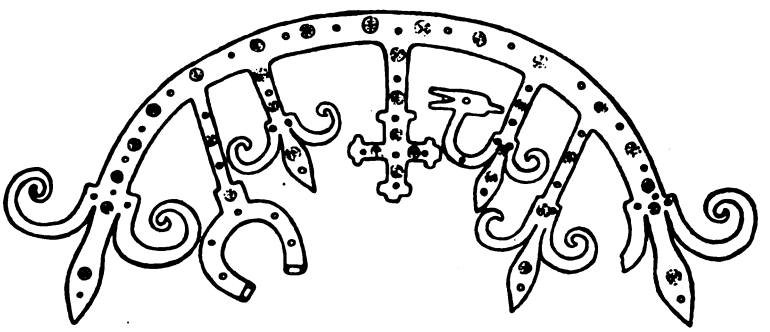
Die zentrale Lage der hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen im Bereiche der weit ausgreifenden Völker- und Kulturbewegungen Mitteleuropas, die bequeme Verbindung mit fernen Gegenden durch hier sich schneidende, also rings ausstrahlende natürliche Straßen, nicht zuletzt die Vereinigung seit alters offenen, einst steppenartigen Geländes, nämlich des sanftgewellten Lößgefildes der fruchtbaren Wetterau und ihrer Ausläufer, mit dem gebirgigen, doch allseits durch liebliche Bachtälchen sternförmig aufgeschlossenen Waldgebiete der mächtigen Basaltkuppe des Vogelsberges auf verhältnismäßig engem Raume haben die Provinz zu einer der an vorzeitlichen Denkmälern reichsten deutschen Landschaften werden lassen. Freilich, zu einem wirklichen Kulturzentrum konnte sie sich mit ihrer vornehmlich auf Ackerbau oder Jagd- und Weidewirtschaft weisenden natürlichen Gestaltung nie entwickeln. Die Salzquellen, der Basalt, die Eisenerze, Ton und Lehm haben in der Vorzeit keine höhere als nur lokal begrenzte Bedeutung gewonnen. Aber die in den Bodenfunden zum Ausdruck kommende Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit der sich begegnenden, überlagernden und mischenden, von allen Seiten herandrängenden Völker- und Kulturwellen heben die Vorgeschichte Oberhessens gewiß über die rein örtliche Teilnahme einigermaßen hinaus. Und so rechtfertigt sich wohl auch die gesonderte, hier auf Wunsch des Herausgebers gebotene Behandlung dieses an sich nur kleinen Gebietes im Rahmen der landschaftlich gegliederten Übersicht über den Stand der deutschen Vorgeschichtsforschung.

1. Sammlungen und Denkmalpflege.

1. Das Hessische Landesmuseum in Darmstadt. Es wurde begründet durch Ludewig I. Regierungsverordnungen, besonders von 1818 und 1841, sollten ihm die im Lande gemachten Funde sichern. Bedeutenden Zuwachs lieferten 1888 die Sammlungen des Historischen Vereins für Hessen. Die wichtigsten Bestände aus Oberhessen kamen 1861 und 1891 hinzu in den Sammlungen Philipp Dieffenbachs und seines Sohnes Gustav in

Friedberg, zu ihrer Zeit gewissermaßen Alleinherrscher auf dem Gebiete der Altertumsforschung in unserer Provinz[1]). Auch sonst gelangte manches aus Oberhessen nach Darmstadt, vor allem durch die Tätigkeit Friedrich Koflers[2]), verschiedenes auf dem Umwege über die dem Landesmuseum nunmehr eingegliederten ehemals großherzoglichen „Cabinetsammlungen". Beachtenswert sind die handschriftlichen Kataloge, Fundnotizen und die Zeichnungen Dieffenbachs im Archive des Landesmuseums. Das 1897 von Rud. Adamy herausgegebene Verzeichnis der Bestände (Die archäologischen Sammlungen des Großherzoglich Hessischen Museums [zu Darmstadt]) ist, wenngleich natürlich wissenschaftlich kaum noch brauchbar, bezüglich seines Umfanges für Oberhessen nicht wesentlich überholt, da man seit Ende der 70er Jahre in unserer Provinz immer kräftiger sich bemühte, die heimischen Bodenfunde eigenen Sammlungen zu erhalten.

2. Das Oberhessische Museum und die Gailschen Sammlungen, G. m. b. H., in Gießen. Die Begründung erfolgte 1878 durch den



Torbeschlag von der Kirche in Burkhardsfelden. (Oberhessisches Museum zu Gießen.) Zu S. 46 dieses Berichtes.

Oberhessischen Geschichtsverein (damals noch Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte). Der Entwicklungsgang der Sammlungen ließ 1912 die Schaffung einer Gesellschaft rätlich erscheinen, an der die Stadt Gießen, Geheimrat Dr. W. Gail und der Oberhessische Geschichtsverein beteiligt sind. Der Leitung durch den Direktor Major a. D. Professor Dr. phil. h. c. Karl Kramer und der Fürsorge des Geheimen Kommerzienrates Dr. phil. h. c. Wilhelm Gail ist es in erster Linie zu verdanken, daß das Oberhessische Museum mit seiner vor- und frühgeschichtlichen Abteilung eine höchst ansehnliche Stellung unter den gleichgerichteten Instituten zu behaupten vermag und — in dieser Hinsicht viel bedeutender als das Landesmuseum — ein lückenloses Material zum Studium der Vor- und Frühgeschichte seines Arbeitsbereiches bieten kann. So stellt unser Bericht ganz wesentlich sich dar als ein Denkmal des fast dreißigjährigen gemeinsamen Wirkens dieser beiden Männer, und er mag daher zugleich als ein bescheidenes Angebinde zu W. Gails siebzigstem (17. März 1924) und K. Kramers fünfundsiebzigstem (15. Januar 1925) Geburtstage

[1]) Vgl. F. Dreher, Prof. Dr. Joh. Phil. Dieffenbach, * 1786 † 1860, sein Leben und Wirken, Gymn.-Progr. 919, Friedberg 1911 (mit Schriftenverzeichnis).

[2]) * 1830 † 1910; den Lebensgang und das rege Wirken des verdienstvollen Mannes schildert unter Beigabe eines Verzeichnisses seiner Veröffentlichungen K. Esselborn, QuBl. IV, S. 511ff., 1910.

gelten. Beachtlich ist, daß Karl Kramer von Anfang an darauf bedacht war, den Zusammenhang der Denkmäler mit dem Gelände durch Krokis usw. gewissenhaft zu wahren. Das führte auch zu der für kleinere Sammlungen und für größere „kontinuierliche" Siedelungen so lehrreichen topographischen Aufstellung der Funde, die freilich durch die immer mehr anschwellende Masse der Bestände gesprengt zu werden droht und über kurz oder lang, sobald die in den Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten behoben sind, durch Scheidung in eine überwiegend chronologisch geordnete Schausammlung und eine Studienabteilung wird ersetzt werden müssen.

3. Das Wetterauische Museum in Friedberg. Erwachsen aus den Sammlungen des Geschichts- und Altertumsvereines, ist es gerade infolge seiner örtlich begrenzten Einstellung ein vorbildliches Lokalmuseum geworden, das auch dem reichen vorzeitlichen Leben seines Arbeitsgebietes, vor allem natürlich der römischen Vergangenheit Friedbergs, trefflich Ausdruck verleiht. Über die Entwicklung der Sammlungen berichtet ausführlich F. Dreher, Führer durch das Friedberger Museum, 1920, S. 1ff.

4. Das Altertumsmuseum in Alsfeld. Es wird vom dortigen Geschichtsverein sorglich gepflegt und enthält auch eine kleine Sammlung vorgeschichtlicher Bodenfunde aus der engeren Umgebung (Neolithik und Hügelgräberbronzezeit).

5. Die Altertumssammlungen in Büdingen. Die geringen fürstlich Ysenburgischen Bestände an vorgeschichtlichen Altertümern im Schloß sind mangels verläßlicher Fundortsangaben wissenschaftlich nahezu wertlos. Die Sammlung des Geschichtsvereins enthält nur spärliches Material, teils zu Schulzwecken vom Oberhessischen Museum überwiesen, um zur stärkeren Beachtung der Zufallsfunde in dem archäologisch noch ziemlich vernachlässigten Kreise anzuregen.

6. Das Museum in Butzbach. Vom dortigen Geschichtsvereine eingerichtet, enthält es einige schöne vorgeschichtliche und römische Funde aus dem Gerichtsbezirke.

7. Die gräflich Solmssche Sammlung in Laubach besitzt nur ganz wenige ältere Funde aus der Standesherrschaft ohne besonderen Wert.

8. Die Sammlung des Geschichtsvereins in Lauterbach ist „eingepackt". Sie soll eine oder zwei bronzezeitliche Nadeln und etliche Steinbeile besitzen — ein warnendes Beispiel für die unentwegten Wahrer der „Rechte" vorgeschichtlicher Lokalsammlungen, deren Bestand meist nur auf zwei Augen beruht!

9. Das Museum in Bad-Nauheim, von Stadt und Staat gefördert, enthält bis jetzt nur wenige Funde aus dem Stadtgebiete, wird aber hoffentlich seine Aufgabe als echtes Lokalmuseum zu erfüllen suchen und vor allem bestrebt sein, die Entwicklung des Salinenbetriebes von der Vorzeit an zur Darstellung zu bringen.

10. Das Landesmuseum Nassauischer Altertümer in Wiesbaden. Es hat die vom Gießener Privatgelehrten Karl Bernbeck[1]) in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Oberhessen zusammengebrachte stattliche Sammlung von Steingeräten aufgenommen. Ferner ist es im Besitze des größten Teiles der früheren fürstlichen Altertümersammlung zu Braunfels (bekannt durch J. C. Schaums gleichnamige Veröffentlichung von 1819) mit mehreren oberhessischen Funden und der Schaumschen Privatsammlung.

[1]) * 1796 † 1864; seine eigenartige Persönlichkeit behandelt H. Haupt, Hess. Blätter f. Volkskunde. I, 1902, S. 4ff.

Hoffentlich findet sich einmal ein Weg zur Rückführung der aus unserer Provinz stammenden Bestände. Zu beachten sind auch die Funde vom Dünsberg, der zwar jenseits der Grenze gelegen, aber natürlich gerade für unser Gebiet äußerst wichtig ist.

11. Das Römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz besitzt, wie besonders hervorgehoben sei, dank seiner uns so förderlichen langjährigen Beziehungen zur Forschung in Oberhessen, Nachbildungen von fast allen wichtigeren Funden der Provinz (abgesehen von den Leihgesterner fränkischen Särgen und ihrem Inhalte, deren Nachbildung das Oberhessische Museum bisher nicht ermöglichen konnte). Für die Umgebung Oberhessens sind vornehmlich zu nennen die Sammlungen in Marburg, Kassel, Hersfeld, Fulda, Wetzlar (Steindorfer Depot), Saalburg-Homburg, Wiesbaden, Frankfurt und Hanau (vgl. das Verzeichnis von H. Mötefindt, Anthrop. Korr.-Bl. XLVIII, 1917, S. 27ff.).

12. Auf das glücklicherweise nur beschränkte Material, das in Privatsammlungen zerstreut ist, wird hier aus guten Gründen nicht eingegangen (vgl. H. Mötefindt, Verzeichnis d. Samml. vor- u. frühgeschichtl. Altertüm. Deutschlands, Anthrop. Korr.-Bl. XLVIII, 1917, S. 28; die hessischen Sammlungen S. 40.). Es erübrigt sich auch ebenso wie die Erwähnung der aus unserem Gebiete sonst noch abgewanderten Stücke, da das Oberhessische Museum alle Typen enthält und das wenige, was es nicht im Originale erlangen konnte, wenigstens in Abbildungen vorzuführen bemüht ist, so daß weder der Überblick über die Siedelungs- und Kulturverhältnisse noch die Fundstatistik darunter leidet und das Bild des Entwicklungsganges völlig gewahrt ist. Aufklärende Äußerungen über die Bedeutung der Bodenfunde als Quellen wissenschaftlicher Erkenntnis, über die Methode ihrer Nutzbarmachung und über das Wesen der modernen Forschung überhaupt verbreiten auch bei den Pflegern kleiner privater und örtlicher Sammlungen immer mehr die Überzeugung, daß ihr Ziel bloß die Darstellung des äußeren Kulturganges an Hand guter typischer Stücke sein kann, während Gegenstände besonderer Art, die man nur in weiterem Zusammenhange für wirkliche Forschung auswerten kann, aber auch die breite Masse der Funde in die größeren landschaftlich geschlossene Gebiete bearbeitenden Museen gehören. Daß mit dieser Erkenntnis die Teilnahme der Altertumsfreunde im Lande nicht erlahmt, daß sie vielmehr im Bewußtsein der neu erkannten höheren Aufgabe zu noch eifrigeren Mitarbeitern der Denkmalpflege und Heimatforschung werden, konnten wir zu unserer Freude oft erfahren: an Arbeitern, Bauern, Schülern, Studenten und Lehrern als kostenlosen „Ausgräbern" hat es uns gerade in den letzten Notjahren nicht gefehlt. So ist dem Oberhessischen Museum auch schon mancher schöne Tausch gelungen, der dem Fachmanne die Aufsuchung seines Arbeitsmateriales erleichtert, der betreffenden örtlichen Sammlung aber den Gewinn brachte, daß sie ihren Schülern ein richtigeres, vollkommeneres Bild der Entwicklung zeigen kann, als mit einem Gegenstande, der bei aller wissenschaftlichen Bedeutung im Rahmen des Ganzen für ihre Gegend heute wie in der Vorzeit eine bloße „Rarität" ist und daher dem Beschauer nur zu leicht falsche Eindrücke vermittelt — ähnlich wie gewisse „Schausammlungen", die nach Art der Kunstmuseen nur die „Prachtstücke", Höchstleistungen und „Seltenheiten" der verschiedenen Perioden ausstellen möchten, die Hauptaufgabe der kulturgeschichtlichen Sammlungen aber vernachlässigen und keineswegs geeignet sind, über die Vergangenheit ihres Gebietes und die Eigenart des Volkstums und sein Werden zu belehren

(etwas zu einseitig war die Stellungnahme von Ed. Anthes gegenüber den kleinen Lokalsammlungen, z. B. DP. III, 1914, S. 21ff.).

In Sachen der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes ist Hessen bekanntlich 1902 rühmlich vorangegangen. Über die Organisation, die gesetzlichen Bestimmungen und die geleistete Arbeit geben die 1909—1914 erschienenen drei „Jahresberichte der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen" erschöpfende Auskunft, sowie die amtliche Handausgabe „Die Denkmalpflege in Hessen 1818—1905", Darmstadt 1905. Nach dem Tode von Eduard Anthes[1]) ist der Posten des Denkmalpflegers für die Altertümer nicht mehr hauptamtlich für den ganzen Staat besetzt worden; die drei Provinzen (Oberhessen, Starkenburg, Rheinhessen) werden vielmehr gesondert und ehrenamtlich versehen. Für größere Bezirke jeder Provinz sind außerdem Stellvertreter der Denkmalpfleger tätig, denen wiederum für kleinere Abschnitte und wichtigere Orte geeignete Persönlichkeiten als Vertrauensleute zur Seite stehen. Der „Denkmalrat", ein ehrenamtlicher Ausschuß, wirkt bei der Ausübung des Denkmalschutzes mit und ist besonders für die Eintragungen in die Denkmalliste zuständig. Trotz der staatlichen Organisation und Gesetzgebung beruht natürlich, zumal heute, auch in Hessen der gesamte Erfolg von Denkmalpflege und Bodenforschung auf regster freiwilliger Betätigung und unermüdlicher Aufklärungsarbeit, ohne die alle Verordnungen wirkungslos bleiben müssen, die aber ihrerseits allmählich die Verordnungen überflüssig machen können und sollten. Durch Gesetze allein werden Denkmalpflege und Heimatforschung niemals gefördert, wenn nicht der Staat zugleich für Menschen sorgt, die forschend, belehrend, anregend, führend auf diesen Gebieten ungehemmt zu wirken vermögen. Das hessische Denkmalarchiv wird von einem Mitgliede des Landesmuseums in Darmstadt ehrenamtlich verwaltet. Über die behördlich verfügte Kartierung der Denkmäler gelegentlich der Gemarkungsaufnahmen und -Vermessungen wird unten kurz die Rede sein.

2. Fundkarten und Fundkataloge. Übersichten über Sammlungsbestände.

1. Friedrich Kofler, Archäologische Karte des Großherzogtums Hessen; Archiv I, 1894, S. 1—114, II, 1899, S. 439—481 (Nachtrag). Derselbe, Die Ausbreitung der Latène-Kultur in Hessen; Archiv III, 1904, S. 93—112. Die Arbeiten geben im ganzen auch heute noch ein zutreffendes Bild der Denkmälerverteilung auf dem Boden unserer Provinz, sind aber natürlich im einzelnen weit überholt. Nur für einen kleinen, jedoch besonders wichtigen Teil Oberhessens ist Koflers Karte ersetzt durch

2. Georg Wolff, Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; mit einer archäologischen Fundkarte; Frankfurt a. M. 1913; Nachtrag: Ansbach 1921. Ein Vergleich dieses Werkes mit seinem Vorläufer, A. Hammeran, Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend, 1882, und mit der Koflerschen Karte läßt den gewaltigen Fortschritt in der Denkmälerkunde unseres Gebietes erkennen.

3. Ernst Wahle, Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen (XII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission, Frankfurt a. M. 1921) und Fundkatalog dazu (Ansbach 1921). Die Eintragungen auf den Karten und die Zusammenstellungen im Kataloge konnten natürlich nur eine spärliche Auswahl des wirklichen Bestandes bieten,

[1]) * 1860 † 1922; seine Verdienste würdigt ein Nachruf aus der Feder Karl Schumachers, „Volk und Scholle", Heimatblätter für beide Hessen usw., 1922, S. 16ff.

doch ist die Zuverlässigkeit des daraus zu gewinnenden Bildes im wesentlichen auch für Oberhessen durchaus anzuerkennen. Das gleiche gilt für die ähnlich gearteten Karten von Karl Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, Mainz 1921.

Erfreulich ist, daß auf Grund behördlicher Verfügung in die neu herauszugebenden hessischen Gemarkungspläne (1:5000) auch alle vor- und frühgeschichtlich wichtigen Punkte im Einvernehmen mit den Vertretern der Denkmalpflege aufgenommen werden sollen (die Grabhügel werden zum Teil schon in den Höhenschichtenkarten berücksichtigt). Dadurch wird natürlich die sicherste Grundlage geschaffen für die längst notwendige Veröffentlichung archäologischer Karten unserer Provinz. Zumal, wenn auch die modernen Verhältnisse, nicht zuletzt in anthropologischer Hinsicht, Berücksichtigung finden, dürften solche Karten bei der Eigenart der Besiedelungsgeschichte Oberhessens, die aus der landschaftlichen Lage und Gestaltung sich ergab, in vieler Beziehung lehrreich werden, wie im Laufe dieser kurzen Betrachtung nur angedeutet werden kann.

4. Das Adamysche Verzeichnis der Bestände der archäologischen Sammlungen des Großherzoglich Hessischen Museums (Darmstadt 1897) ist bereits erwähnt als für die oberhessischen Funde des Landesmuseums im allgemeinen noch giltig.

5. Der Fundbericht für die Jahre 1899—1901 (Ergänzung zu den „Mitteilungen" des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. X, Gießen 1902) bietet zugleich eine fast vollständige Übersicht der damals im Gießener Museum vorhandenen vorgeschichtlichen Denkmäler. Ein Katalog des Oberhessischen Museums ist seitdem nicht gedruckt worden; ganz knapp unterrichtete darüber Karl Kramer in einem längst vergriffenen Führer. Zusammenstellungen einzelner Erscheinungen aus dem Bereiche des Oberhessischen Museums werden in den Verzeichnissen der Parallelen zu den Funden vom Gräberfelde am Homberg (bei Climbach) geboten von Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale I, das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach (Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen, Abteilung für Vorgeschichte, Heft 2, Gießen 1919): S. 34—36, zu einem Späthallstattgrabe (Halsring, Buckelgürtel usw.); S. 36—38, gedrehte Halsringe mit Hakenverschluß; S. 38—40, Halsringe mit Gußzapfen; S. 40—45, „Knotenringe", S. 45—46, Bronzeblechgürtel; S. 46 bis 47, Bronzebuckelgürtel; S. 47—48, Schnurzonenbecher; S. 48—54, Späthallstattgefäße mit Strichbündelverzierung. Die Herausgabe eines besonderen Kataloges des Oberhessischen Museums wird sich erübrigen, wenn das am Schlusse des 4. Abschnittes angekündigte Buch des Berichterstatters erschienen ist.

6. Paul Helmke, Die Altertumssammlung des Friedberger Geschichtsvereins und ihre Verwertung in der Schule; I. Die prähistorische Abteilung; Programm der Augustinerschule, Friedberg 1904 (ein zweiter Teil ist nicht erschienen). Die seitdem gewonnenen Bestände sind, wenn auch sehr knapp, angedeutet in dem von Georg Blecher bearbeiteten Abschnitte des Führers durch das Friedberger Museum, 1920.

7. Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem nördlichen Oberhessen (in: Alsf. Fschr. 1922), behandelt mit Abbildungen alle vorgeschichtlichen Funde des Alsfelder Museums.

8. Karl Schumacher, Butzbach in vorrömischer Zeit, und Gustav Behrens, Butzbach in römischer Zeit („Aus Butzbachs Vergangenheit",

Butzb. Zschr. Heft 1 und 2, 1921) verwerten mit Abbildungen einen beträchtlichen Teil der Altertümer des Butzbacher Museums.

9. Gustav Behrens, Die Bronzezeit Süddeutschlands (Katalog des Römisch-germanischen Zentralmuseums, Nr. 6), Mainz 1916, führt S. 21, 47ff., 56, 83, 200ff., 264ff. die wichtigsten bronzezeitlichen Funde Oberhessens auf, natürlich nur entsprechend den Beständen des Zentralmuseums, die aber immerhin eine ausgezeichnete Übersicht gewähren.

10. Was sonst an oberhessischen Funden in den Veröffentlichungen des Römisch-germanischen Zentralmuseums geboten wird (u. a. Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Schumachers Handbuch und Vorarbeiten dazu) braucht hier nicht besonders nachgewiesen zu werden. Ebenso erübrigt sich die ausdrückliche Erwähnung der Inventare im Limeswerk (ORL.) wie der oberhessischen Teile in den bekannten Museographien (BRgK. IV, 1910, V, 1911; VII, 1915 vertröstet Oberhessen auf den nicht erschienenen zweiten Teil), zu denen mit sehr reichem Materiale, leider nur für kurze Zeit (1902—1913), die Jahresberichte der hessischen Denkmalpflege (Darmstadt, seit 1909) treten. Auf die älteren, teils heute noch wichtigen Verzeichnisse und Übersichten wird der Benutzer von Koflers und Wolffs Kartenwerken geführt.

3. Fundberichte.

Auf ältere Veröffentlichungen dieser Art verweist schon ein Teil der bisher aufgeführten Schriften. Hier seien nur einige Winke zum Aufsuchen der neueren oberhessischen Fundberichte gegeben, von denen einzelne im Abschnitte über die Forschungsergebnisse seit 1900 noch besonders hervorgehoben werden. Für die südliche Wetterau ist Georg Wolffs Buch schon genannt.

1. Fundbericht für die Jahre 1899—1901; mit 20 Tafeln; Ergänzung zu den „Mitteilungen" des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. X, Gießen 1902: Kornemann, Kramer, Gundermann, Die Funde (Bandkeramik und Urnenfelderstufe) in der Gemarkung Ostheim bei Butzbach; v. Schlemmer, Hügelgräber auf dem Trieb bei Gießen (Bronze- und Hallstattzeit); Gundermann, Hügelgräber bei Oberwetz (Hallstattzeit); Derselbe, Vorrömische Bronzen aus Oberhessen in Gießen; Derselbe, Grabfunde in der Lindener Mark (bei Gießen; Hallstattzeit); Kramer, Die Funde auf dem Rodberg bei Gießen (germanisches Urnenfeld); Gundermann, Das Urnengrabfeld im Gießener Stadtwald („Rödgener Sandgrube"; römisch-germanisch). Die weiteren Fundberichte des Oberhessischen Museums, die äußerst reiches Material von vielen Orten der Provinz (namentlich Lindener Mark und Trieb bei Gießen, Eberstadt, Leihgestern, Lich) in ausgezeichneter Kürze und klarer Sachlichkeit darbieten (vgl. darüber z. B. DP. I, 1910, S. 185; II, 1912, S. 27), hat Karl Kramer regelmäßig in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins veröffentlicht, wichtigeres auch in anderen Zeitschriften (vor allem in den Vorläufern der Germania); Auszüge in den Jahresberichten der hessischen Denkmalpflege und in den Museographien. Über die ergebnisreichen Jahre 1920—1922 berichtet Otto Kunkel mit Abbildungen in Bd. XXV, 1923, der Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, anderes ist von demselben und von Paul Helmke in der Germania bekannt gemacht worden. Von wichtigeren Sonderveröffentlichungen über Arbeiten des Oberhessischen Museums sind hier zu erwähnen: Walter Bremer, Eberstadt, ein steinzeitliches Dorf der Wetterau (PZ. V, 1913, S. 366—435) und die beiden bisher erschienenen Hefte

der Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen: 1. Heft, Paul Helmke, Hügelgräber im Vorderwald von Muschenheim, Erster Grabungsbericht (1918), mit Nachwort über die chronologische Stellung und die Gesamtbedeutung der Muschenheimer Hügelgräber von Karl Schumacher, Gießen 1919; 2. Heft, Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Lumdatale, 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach, mit Nachwort über die kultur- und siedelungsgeschichtliche Bedeutung des Gräberfeldes von Karl Schumacher, Gießen 1919. Über die bisherigen Grabungsergebnisse an der riesigen Hügelnekropole bei Niedermockstadt berichtet zusammenfassend Otto Kunkel, Friedberger Geschichtsblätter VI, Nr. 13ff., 1924.

2. Fundberichte des Friedberger Museums (von Paul Helmke) sind in den seit 1909 erscheinenden Friedberger Geschichtsblättern enthalten, vieles auch in den Quartalblättern des historischen Vereins für Hessen und in der Germania bzw. ihren Vorläufern. Die neolithische Keramik von der Pfingstweide bei Friedberg hat Gustav Behrens, Germania III, 1919, S. 114ff., erstmals gut bekannt gemacht.

3. Was aus dem Alsfelder Museum an Fundberichten zu erlangen war, ist in der bereits erwähnten Alsfelder Festschrift verwertet.

4. Für die berühmten Urnengräber von Bad-Nauheim ist maßgebend Fritz Quilling, Die Nauheimer Funde der Hallstatt- und Latènezeit, Frankfurt a. M. 1903.

5. Wertvolle Berichte aus den uns benachbarten Teilen Kurhessens sind enthalten in „Mein Heimatland" (Zeitschr. f. Gesch.- usw. Kunde, Beil. z. „Hersfelder Zeitung" und zum „Hessischen Boten"), sowie in den Schriften des Fuldaer Geschichtsvereins und des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel, etliches auch in den Nassauischen Annalen.

4. Darstellungen und Bearbeitungen.

1. Landschaft und Besiedelung in ihren Zusammenhängen hat für einen großen Teil Oberhessens in grundlegender Untersuchung behandelt Georg Wolff, Die Bodenformation der Wetterau in ihrer Wirkung auf die Besiedelung in vor-(und früh-)geschichtlicher Zeit (Archiv XIII, 1920, S. 1—50); nicht bloß Vorarbeit hierzu ist der Aufsatz: Zur Besiedelungsgeschichte des Maingebietes und der Wetterau (Altfrankfurt III, 1911, S. 112ff.), sowie der allgemeine Teil der „Südlichen Wetterau" (Frankfurt a. M. 1913). Soweit es im größeren Rahmen tunlich war, wurde Oberhessen in ähnlichem Sinne herangezogen von Ernst Wahle, XII. BRgK. 1920.

2. Sehr stark verwertet ist die Vorzeit Oberhessens in den kultur- und siedelungsgeschichtlichen Arbeiten von Karl Schumacher, worüber dessen Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, I, 1921, II, 1923, am besten unterrichtet (von seinen Vorarbeiten dazu wären als gerade für unser Gebiet wichtig zu nennen: Beiträge zur Besiedelungsgeschichte... Westdeutschlands, PZ. VIII, 1916, S. 133ff.; Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O., XI/XII, 1920, S. 123ff.; Beiträge zur Kultur- und Siedelungsgeschichte des Westerwaldes und Taunus in der Hallstatt- und Früh-Latènezeit, Nassauische Annalen XLIV, 1915/1916, S. 175ff.; Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittelrheingebiet zur späteren Latènezeit, PZ. VI, 1914, S. 230ff.). Wegen der mannigfachen Beziehungen zu unserer Landschaft verdient Erwähnung auch das Büchlein von Friedrich

Koepp und Georg Wolff, Römisch-germanische Forschung (Sammlung Göschen), Berlin-Leipzig 1922.

3. Eine knappe Gesamtdarstellung der Vorgeschichte Oberhessens bot erstmals Otto Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat, Grünberg in Hessen 1921 (vergriffen); Derselbe deutet in Stichworten zu Eingang der einzelnen Abschnitte des Fundberichtes den Verlauf der Entwicklung an Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins XXV, 1923, S. 69ff. Auch für die Provinz Oberhessen gilt vieles von dem, was Ferdinand Kutsch, Kataloge west- und süddeutscher Altertumssammlungen, V, Hanau I, Frankfurt a. M. 1923 (im Kulturgeschichtlichen Überblick S. 12—24) und in dem Aufsatze über das Wiesbadener Museum, Germania VII, 1923, S. 30—42, ausgeführt hat, sowie großenteils der Vortrag K. Woelckes, Bauern- und Herrenkultur, Germania VI, 1923, S. 97ff.

4. An Abhandlungen über Teilgebiete unserer Provinz sind zu nennen: Paul Helmke, Die Altertumssammlung des Friedberger Geschichtsvereins, 1904, nach dem neueren Stande z. T. ersetzt durch den Führer von 1920 (Georg Blecher). Nichts besonderes bietet die volkstümliche Darstellung von Hermann Knott, Aus der Vorgeschichte unserer Heimat (nördliches Oberhessen), Geschichtsblätter für den Kreis Lauterbach, I, 1912, S. 49ff. Ferner gehören hierher: Karl Schumacher, Butzbach in vorrömischer Zeit, Gustav Behrens, Butzbach in römischer Zeit (Butzb. Fschr. Heft 1 und 2, 1921) und Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem nördlichen Oberhessen (Alsf. Fschr. 1922, S. 151ff.). Bezüglich der Wetterau in römischer Zeit ziehe man die entsprechenden Hefte des Limeswerkes zu Rate, ferner die Abhandlungen im I., III., VI., IX. Berichte der Röm.-germ. Komm., wo weitere Literatur zu finden ist; erwähnenswert sind auch die Äußerungen Georg Wolffs in Karl Schumachers Siedelungsgeschichte II, 1923, S. 342ff. Die Spätzeit endlich erörtert Georg Wolff in seinem Schriftchen „Chatten-Hessen-Franken", Marburg 1919. Literatur zur Straßen- und Ringwallforschung wird an entsprechenden Stellen des Textes Erwähnung finden.

Im allgemeinen kann natürlich jetzt auch für das Oberhessische Schrifttum auf die recht reichhaltigen Verzeichnisse bei Ernst Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1924, verwiesen werden; für einige Jahre helfen die Bibliographien in den Berichten der Röm.-germ. Komm. (VI, 1913, S. 202, VII, 1915, S. 366, VIII, 1917, S. 136, IX, 1917, S. 156).

Der Berichterstatter hat alle im Original oder durch die Literatur noch feststellbaren vorgeschichtlichen Bodenfunde Oberhessens und sämtliche erreichbaren handschriftlichen oder gedruckten Fundberichte dazu in einem Sammelbuche vereinigt, dessen Herausgabe mit zahlreichen Abbildungen und genauen Nachweisen über Aufbewahrungsort und Veröffentlichung der Gegenstände erfolgen wird, sobald die Verlagsschwierigkeiten behoben sind; es wird dann zugleich Sonderkataloge der oberhessischen Sammlungen ersetzen. Eine ähnliche Arbeit über die frühgeschichtlichen Denkmäler soll sich anschließen. Im Zusammenhange mit der ersten dieser Materialsammlungen wird auch eine ausführlichere Darstellung der Vorzeit Hessens erscheinen. Von den geplanten archäologischen Karten unserer Provinz war oben bereits die Rede.

5. Ergebnisse der vor- und frühgeschichtlichen Forschung seit 1900.

Abkürzungen öfters zitierter Schriften: **AhV.** = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. — **Archiv** = Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N. F. — **Alsf. Fschr.** = Festschrift zur Siebenhundertjahrfeier der Stadt Alsfeld, 1922. — **Butzb. Fschr.** = Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der Stadt Butzbach, 1921. — **BRgK.** = Bericht der Römisch-germanischen Kommission. — **DP.** = Jahresbericht der hessischen Denkmalpflege. — **Fundber.** = Fundbericht für die Jahre 1899—1901, Ergänzung zu den „Mitteilungen" des Oberhessischen Geschichtsvereins, Band X, 1902. — **Gesch.Bl.** = Friedberger Geschichtsblätter. — **Han. Kat.** = Hanauer Katalog I, 1923 (Kataloge west- und südwestdeutscher Altertumssammlungen V). — **Mitt.** = Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N. F. — **PZ.** = Prähistorische Zeitschrift. — **QuBl.** = Quartalblätter des Historischen Vereins für Hessen N. F. — **Veröff.** = Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen zu Gießen, Abteilung für Vorgeschichte. — **Ztschr.** = Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. — Zitate ohne Verfassernamen beziehen sich auf Mitteilungen des Berichterstatters.

Zum besseren Verständnis der folgenden Darstellung[1]) seien unter Hinweis auf die beigefügte Kartenskizze noch einige Bemerkungen über die landschaftlichen Grundlagen der Besiedelung Oberhessens vorausgeschickt.

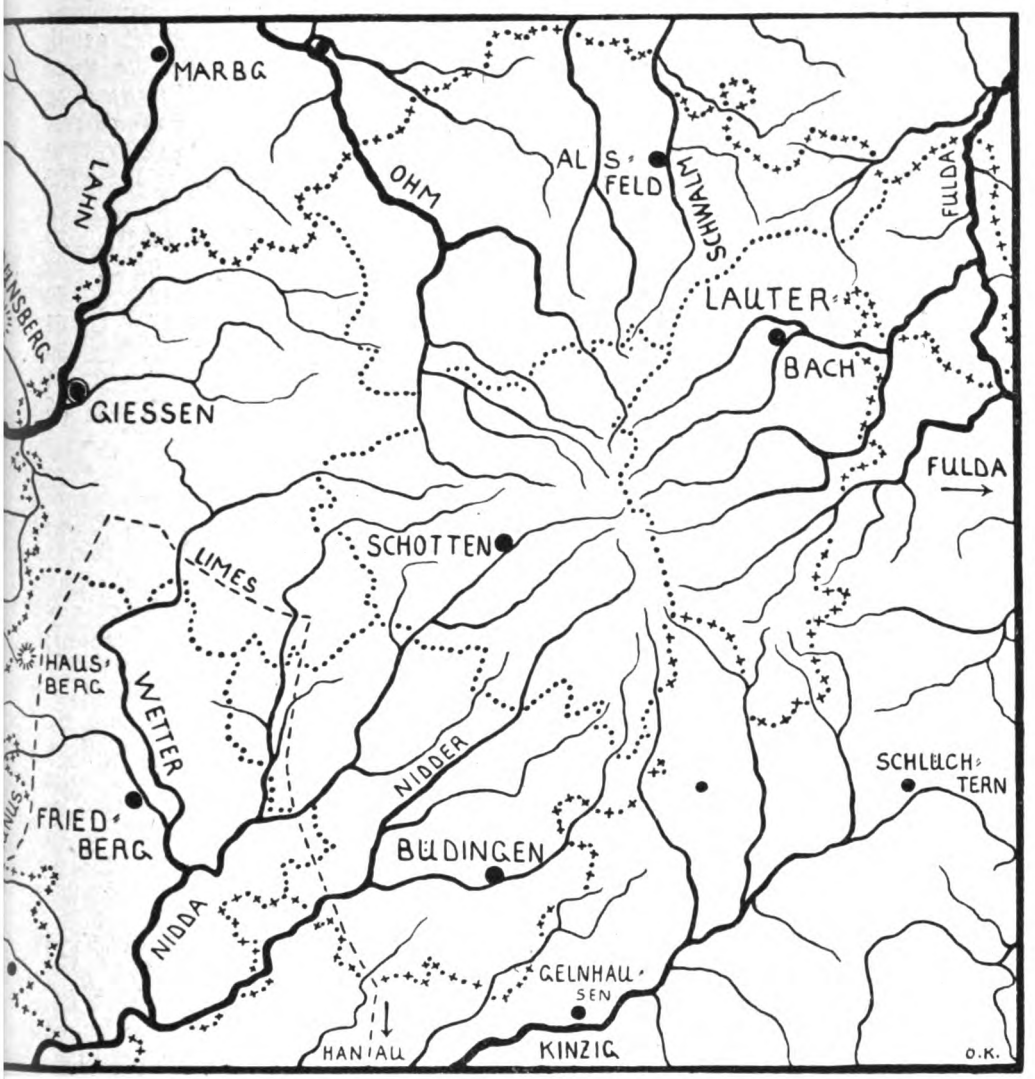
Das Wetteraugebiet im Südwesten der Provinz umfaßt etwa 1000 qkm sanftgewellten, meist lößbedeckten fruchtbaren Geländes in einer Durchschnittshöhe von 120—150 m. Nach Süden öffnet es sich als breites Einfallstor zur Mainebene, im Westen drängen die Ausläufer des Taunus (Schiefer, Kalk, Quarzit) heran, nach Osten und Nordosten verläuft es den Flußtälchen folgend zum Buntsandsteinsockel der Basaltkuppe des Vogelsberges und in diese selbst hinein. Im Norden schließt sich jenseits einer leichten Schwelle die Gießener Senke an mit ihrer Fortsetzung in der bequemen Straße, der heute die Main-Weser-Bahn folgt, und hier mündet auch der ebenfalls vom Lahntale vorgezeichnete Weg aus dem Südwesten. Den Hauptanteil an der Wetterau hat der Kreis Friedberg; im Osten ist ihm der Kreis Büdingen benachbart, der aber, am Südrande des Vogelsberges gelegen und großenteils vom Buntsandstein erfüllt, nur im westlichen Drittel besonders günstige Siedelungsbedingungen aufweist. Der Kreis Gießen zehrt noch zum Teil von der Wetterau, ist bedeutungsvoll als Knotenpunkt uralter Straßen und leitet schon stark in das Vogelsberggebiet über.

Die dicht bewaldtete Basaltkuppe des Vogelsberges bedeckt etwa 2300 qkm, den Ost- und Nordteil der Provinz in einer Länge von etwa 80, einer Breite von etwa 50 km einnehmend; seine Kammhöhe beträgt bis 660, seine Gipfelhöhe bis 772 m. Dank der Bachläufe fehlt es nicht an natürlichen Straßen, die das Gebirge rings umgeben, doch auch nicht an solchen, die es überschreiten, da viele Tälchen vom „Oberwalde" aus sternförmig ausstrahlen. Den Nord- und Osthang des Vogelsberges nehmen die Kreise Alsfeld und Lauterbach ein, die Höhe und großenteils die Südwestabdachung gehören dem Kreise Schotten an.

Demnach stehen die Kreise Friedberg und Büdingen vornehmlich südlichen Strömen offen und laden vor allem zu landwirtschaftlicher Nutzung ein. Fast in gleichem Maße gilt das für den Kreis Gießen, der aber nach seiner Verkehrslage eine besondere und noch bevorzugtere Stellung einnimmt, zugleich auch an den Jagd- und Weidegründen des Vogelsberges teil hat. Die Kreise Alsfeld, Lauterbach und Schotten sind typische Gebirgslandschaften mit dichten Waldungen, vielen Wiesentälchen und Triften. Nur die Kreise Alsfeld und Schotten, letzterer durch seine Tälchen in besonderem

[1]) Hinweise auf den inzwischen erschienenen Bericht über Hessen-Nassau waren nicht mehr möglich, doch werden wohl die Beziehungen auch so genügend erkennbar sein.

Maße, haben in ihrer weſtlichen Randzone etwas mit dem Gießener und Friedberger Gebiete gemein. Im Vogelsberg mußte für die Landwirtſchaft der Boden erſt mühſam dem Forſte abgekämpft werden, wie die große



Provinz Oberheſſen. Kartenſkizze zur Veranſchaulichung der Kreiseinteilung und (durch die Bachläufe) der Bodengeſtaltung. Text ſS. 10. Maßſtab etwa 1:500000. (Genaueres: Höhenſchichtenkarten des Großherzogtums Heſſen, 1:25000, bearbeitet im Großh. Kataſter-Amt Darmſtadt, die zum Teil auch ſchon die Grabhügel berückſichtigen).

Maſſe der „Rod-, hain-" uſw. -Orte zeigt und wie auch die zahlloſen Wüſtungen erweiſen, deren verlaſſene Äcker noch heute in den Wäldern kenntlich ſind. Die Kreiſe Alsfeld und Lauterbach werden durch ihre Lage überdies

vorwiegend auf nordöstlich gerichteten Verkehr gewiesen und stehen nur in losem natürlichem Zusammenhange mit dem Westen und Süden der Provinz.

Eine knappe Übersicht der heutigen Besiedelungsdichte und Bodennutzung in Oberhessen und seinen Kreisen wird das aus der Kartenbetrachtung gewonnene Bild bestätigen. Seine Anwendung auf die Vorzeit ist gewiß zulässig, wie die Denkmäler uns kund tun; doch muß damals der Gegensatz zwischen dem Wetterau- und dem Vogelsberggebiete noch größer gewesen sein, und das Gebirge war noch (bis etwa 1700) Domäne der Laubwälder, die nur ziemlich wenig Nadelholz durchsetzte (Hch. Weber, Mitt. XXIV, 1922, S. 106f.; „Buchonia": K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 187 mit Literatur).

Oberhessen:	Einw.	auf	1	qkm:	90;	auf	100	ha:	Acker	45,	Wiesen	17, Wald 32
Friedberg:	„	„	„	„	130;	„	„	„	„	64,	„	9, „ 22
Gießen:	„	„	„	„	107;	„	„	„	„	43,	„	12, „ 30
Büdingen:	„	„	„	„	83;	„	„	„	„	45,	„	15, „ 34
Alsfeld:	„	„	„	„	60;	„	„	„	„	39,	„	18, „ 39
Schotten:	„	„	„	„	58;	„	„	„	„	33,	„	23, „ 34
Lauterbach:	„	„	„	„	54;	„	„	„	„	33,	„	22, „ 36

a) Ältere Steinzeit.

Das Paläolithikum ist unter den oberhessischen Bodenfunden bisher nur ganz spärlich vertreten. Aber im Umkreise häufen sich ihre Denkmäler: im Lahntale die bekannten Plätze; neuerdings auf dem Kästrich bei Mainz (Aurignacstation; nach Neebs und Schmidtgens Grabungen: Herd- und Arbeitsstellen, Stein- und Knochenartefakte, Holzperlen, Schmuckketten aus Muschelschalen, darunter solchen des Mittelmeeres, „Venus"-Bruchstücke usw.); und in den Sandgruben am Wege von Lämmerspiel bei Offenbach nach Groß-Steinheim (Werkstätte vom Ende des Moustérien? H. Dölzing, Archiv XIV, 1923, S. 1ff.; S. Behn, Germania VII, 1923, S. 59ff.). So kann kaum ein Zweifel sein an der diluvialen Besiedelung auch unserer Provinz, wenigstens des Wetteraugebietes und seiner Ausläufer. Freilich liegen die Verhältnisse für die Forschung hier nicht sehr günstig: die Freilandstationen jüngerer Perioden auf den Lößhöhen der Wetterau müssen großenteils der Abschwemmung und der Abtragung durch den jahrtausendealten Ackerbau zum Opfer gefallen sein, und die tieferen Schichten werden bei uns verhältnismäßig selten angeschnitten; Abris und Höhlen aber sind kaum vorhanden.

Ganz unsicher ist ein faustkeilförmiges Kieselschieferartefakt (Acheul-Typ) aus der Rödgener Sandgrube bei Gießen, von dem leider die Fundschicht nicht zu erweisen war, und das trotz aller Nachforschungen vereinzelt blieb (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 75). Schon lange stehen die Quarzitbrüche des Todtenberges bei Treis an der Lumda (Kr. Gießen) unter Beobachtung, weil sie von den bekannten oberhessischen Fundstellen diluvialer Tierreste infolge der abrisbildenden Schollen und bei ihrer günstigen Lage am rechten, nach Süden gewandten Hange des zur Lahn in geringer Entfernung sich öffnenden Bachtales am meisten Aussicht auch auf Kulturhinterlassenschaft der Eiszeit zu bieten schienen. Und in der Tat fand dort vor kurzem Dr. H. Richter vom geologisch-mineralogischen Institut der Universität eine kleine Klinge aus braunem, fremdem (nordischem?) Feuerstein. Mancherlei in ungestörter, sonst streinfreier Schicht in Gesellschaft von Tierknochen lagernde Quarzitsplitter sind noch zweifelhaft. Wenngleich dem Aurignac-Typ des Messerchens

die übrigen Beobachtungen zu entsprechen scheinen, werden doch erst weitere Aufschlüsse die Stelle wissenschaftlich verwertbar machen und die genauere Eintragung des Ortes in die Karten der paläolithischen Besiedelung rechtfertigen müssen [1]).

b) Jüngere Steinzeit.

Die Kulturgruppen des Neolithikums, besonders die Bandkeramik, sind in Oberhessen durch die Bodenfunde überaus reichlich bezeugt, vor allem natürlich in der offenen fruchtbaren Wetterau und ihren Ausläufern (Kreise Friedberg, Gießen, Büdingen), spärlicher in den Randgebieten des Vogelsberges. Hier und auf den Höhen des Gebirges sind im wesentlichen nur Einzelfunde von Steingeräten bekannt geworden, deren Form vielfach nicht der Annahme widerspricht, daß sie erst in der Bronzezeit dorthin gelangt sind, und von denen nicht wenige gewiß auch noch ganz spät, zur Befriedigung des „Donnerkeil"-Aberglaubens, den Weg aus der Ebene ins waldige Bergland gefunden haben (P. Stautz, Petrograph. Untersuch. von Steinartefakten aus dem Vogelsberge, Gießener Diss. 1910, gekürzt auch Mitt. XVIII, 1910, S. 1ff., hat leider, doch begreiflicherweise, zur Klärung vorgeschichtlicher Fragen nicht sonderlich viel beitragen können).

Gering an Zahl blieb noch, was in Oberhessen an Michelsberger Gut auf uns gekommen ist; doch mag die Unscheinbarkeit des Inventars dieses Kulturkreises und die schwierige Erkennbarkeit der oft uncharakteristischen Scherben seiner Keramik gar manchen Siedelungsplatz der Beachtung entzogen haben. In den größeren Sammlungen oberhessischer Steingeräte, die aber natürlich durchweg Einzelfunde enthalten, sind jedenfalls nicht ganz wenige Stücke, die man den Michelsbergern zuschreiben könnte. Von Wohnstätten ist in unserer Provinz, abgesehen von dem unsicheren Funde bei Ober-Wöllstadt (Kr. Friedberg; K. Schumacher, PZ. I, 1909, S. 95), nur die von Eberstadt (Kr. Gießen) zu erwähnen (W. Bremer, Mitt. XX, 1912, S. 80f. und PZ. V, 1913, S. 380ff. mit Abb.), die zwar den bandkeramischen Gruben dicht benachbart ist, aber keinen Schluß auf das zeitliche Verhältnis beider Kulturen in unserer Gegend ergab. Die Klärung dieser Frage steht bis jetzt noch aus, zumal Gg. Wolff selbst, Germania III, 1919, S. 86, seinen Beobachtungen an Michelsberger Funden der südlichen Wetterau, die für deren Priorität gegenüber den bandkeramischen zu sprechen schienen, keine zwingende Beweiskraft beimißt (auch Ferd. Kutsch, Han. Kat. S. 12). Daß aber eine anderwärts etwa gewonnene Gewißheit darüber nicht ohne weiteres Allgemeingeltung beanspruchen kann, dürfte heute wohl als selbstverständlich betrachtet werden.

Mäßig ist auch noch unsere Kenntnis über die Beziehungen des Megalithkreises zu unserer Provinz. Weder die Untersuchungen bei Eichen (Hanau) noch die dem „Heiligen Stein" bei Muschenheim (Kr. Gießen), als dem einzigen in Oberhessen sicher bekannt gewordenen Großsteingrabe, gewidmeten Forschungen (F. Kofler, QuBl. I, 1899, S. 392ff., II, 1900, S. 717f.; Ed. Anthes, PZ. V, 1913, S. 591ff. mit Abb.) brachten restlose Aufschlüsse: die Kammern der Skelettgräber enthielten nichts, was ihre kulturelle oder zeitliche Datierung hätte fördern können; die überraschende Auffindung band-

[1]) Bei der Korrektur kann ich ergänzend zufügen, daß die tatkräftigen Forschungen und Bemühungen der Herren Dr. Richter und Professor Dr. Harrassowitz inzwischen neues, überraschend reiches Material erbracht haben (Arbeits- und Herdstellen, Quarzit-, auch Knochengeräte), dessen Veröffentlichung, der natürlich nicht vorgegriffen werden darf, hoffentlich bald erfolgen kann. — Stettin, Juni 1924.

keramischer Brandgräber in den Seitennischen aber eröffnet, abgesehen von den chronologischen Hinweisen, Ausblicke (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 11ff.), deren zuverlässige Bewertung uns heute doch noch versagt sein dürfte. Megalithisch „beeinflußte" Scherben vom Trieb bei Gießen helfen in ihrer Vereinzelung ebenfalls nicht viel weiter (K. Schumacher, BRgK. VIII, S. 44). Die Stelle bei Heldenbergen (Kr. Friedberg), auf die Gg. Wolff. Südl. Wetterau S. 160, aufmerksam macht, konnte noch nicht erforscht werden. Die Veröffentlichung der kurhessischen Megalithanlagen dürfte allgemein bekannt sein (J. Boehlau und F. v. u. z. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Kassel 1898).

Für die Bandkeramik dagegen ist die Wetterau bekannter klassischer Boden. Daß der rein linear verzierte Stil (etwa vom Flomborner Typ) in Oberhessen kaum vertreten ist, hat F. Kutsch, Han. Kat. S. 13, richtig hervorgehoben. Zu erwähnen wären höchstens Funde aus der Friedberger Gegend (im dortigen Museum), von Ostheim (Museum Gießen; z. T. Fundber. S. 16 usw.), Birklar, Gießen und Leihgestern, wo auch plastische Spiralornamente begegnen (K. Kramer, Mitt. XVIII, 1910, S. 145, XIII, 1905, S. 117, XVII, 1909, S. 90f. mit Abb., XXII, 1915, S. 146f., auch RgKorrBl. II, 1909, S. 33f. mit Abb.). Fast völlig dem Plaidter Materiale entsprechen, gerade auch hinsichtlich der „Durchschnürungsmuster", Funde vor allem von Leihgestern (Kr. Gießen) und aus dem Kreise Friedberg. Es muß aber zugegeben werden, daß fast alle diese Siedelungsplätze auch von den anderen Stilgruppen Scherben geliefert haben, und daß bei dem Mangel an planmäßigen Untersuchungen von kaum einer Wohnstätte behauptet werden kann, sie habe nachweislich nur Reste der eben genannten Stile enthalten (vgl. auch W. Bremer, PZ. V, 1913, S. 384f. und Mitt. XX, 1912, S. 79f.; die Angaben von E. Wahle, Fundkatalog 1921, S. 11f. und S. 15f., dürfen bezüglich des Mengenverhältnisses der rein „spiralkeramischen" Funde nicht irre führen: auf Grund der älteren Literatur konnte der „Wetterauer Typ" nicht ausgeschieden werden, von dem manche Beispiele auch im Verzeichnis der Stichkeramik enthalten sind). Die Hauptmasse der oberhessischen Funde gehört dem Wetterauer Stile an, jener Keramik, die in ihren Grundzügen linearverziert ist, aber verschiedenerlei stichkeramische Einflüsse verrät (definiert von Gg. Wolff, z. B. Germania VI, 1922, S. 54f., nach ihm auch F. Kutsch, Han. Kat. S. 13); diese unter Wolffs Vorgang bei uns üblich gewordene Bezeichnung sollte man also nicht etwa auf den Friedberger oder den Eberstädter Stil (G. Behrens, Germania III, 1919, S. 114ff.; W. Bremer, PZ. V, 1913, S. 366ff.) anwenden. Denn hier liegt reine Stichkeramik vor und ihr Auftreten bedeutet offenbar das Erscheinen einer neuen Bevölkerungsschicht (wohl aus nördlicher Richtung), die aber nach den Funden an Masse den Trägern des wirklichen Wetterauer Stils unterlegen gewesen sein muß. Letzterer hat sich schon vor Ankunft der Rössener, also bevor z. B. Friedberg und Eberstadt blühten, entwickelt; beide Stile leben dann, scheint es, nebeneinander, natürlich nicht ohne gegenseitige Beeinflussung, die wir nach unserem Materiale freilich heute in ihren Folgen noch nicht völlig zu überschauen vermögen (z. B. Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 8f.). Ein besonders wichtiges Ergebnis der Wolffschen Forschungen ist der bei Marburg und in der Südwetterau erbrachte stratigraphische Nachweis, daß die stichverzierende Stufe der Bandkeramik in Oberhessen als die jüngere zu gelten hat (Gg. Wolff, Ztschr. LII, 1919, S. 70ff.); heute besteht ja kaum noch die Gefahr, daß gegen eine solche lokale Feststellung von seiten anderer Forschungsgebiete, wo die

Dinge abweichend sich darstellen, Sturm gelaufen wird (vgl. darüber die beachtenswerten Äußerungen von Adama van Scheltema, Altnordische Kunst 1923 S. 97f.). Übrigens scheint es jetzt schon, als ob gerade in der Wetterau es einmal gelingen müßte, Töpferzentren, deren Bedeutung vielleicht oft für diese Zeit unterschätzt wird, herauszuarbeiten, wenn erst das bisher zu beobachtende Anschwellen des bandkeramischen Materiales noch einige Zeit angehalten hat.

Auch über die Anlage der bandkeramischen Behausung in unserem Gebiete sind wir einigermaßen unterrichtet. Den Hütten mit rundem, ovalem oder ganz unregelmäßigem Grundrisse der älteren Stilformen, teils mit kegelförmigem Zelt- teils mit Firstdach, steht das größere „Sippenhaus" der Stichkeramiker gegenüber. Es ist nicht unsere Sache, hier die Tatsache zu verteidigen, daß in Oberhessen bisher das regelmäßige Rechteckhaus mit geraden Wänden noch nicht nachgewiesen ist (vgl. auch den Bericht über Mittelgründau, Kr. Büdingen, Anthes-Gießen, OP. III, 1914 S. 28ff.). Denn in vorbildlicher Sachlichkeit werden diese wie fast alle die Bandkeramik unserer Gegend berührenden Fragen von Gg. Wolff in seiner Arbeit über die Besiedelung des Ebsdorfer Grundes in vorgeschichtlicher Zeit (Ztschr. LII, 1919, S. 65—115) erschöpfend erörtert, einer Abhandlung, der aus diesem Grunde wesentlich höhere Bedeutung zukommt, als der bescheidene Titel vermuten läßt (vgl. auch Gg. Wolff, Südl. Wetterau 1913, S. 124f. mit Abb.; Ovalhaus vom Frauenberg bei Marburg: F. Behn, „Volk und Scholle", Heim.-Bl. f. beide Hessen 1922, S. 93, nach Wolff).

Was die Bestattungsweise der Bandkeramiker betrifft, so stehen einigen Skelettgräbern die zahllosen „Wolffschen" Brandgräber gegenüber. Unter jenen, die sämtlich Keramik fast noch ganz linearverzierenden Stiles aufweisen, verdient eines von Leihgestern (Kr. Gießen) besondere Beachtung (K. Kramer, Mitt. XXII, 1915, S. 146f.) wegen des prachtvoll erhaltenen Skelettes (Museum Gießen), und weil es nach allem, was die Fundbeobachtung ergab, sich um eine echte Hüttenbestattung handelte. Über die berühmten Brandgräber der Wetterauer Gruppe muß auf Gg. Wolffs grundlegende Veröffentlichung, PZ. III, 1911, S. 1—51, verwiesen werden, sowie auf die übrigen bereits angeführten Arbeiten dieses Forschers und auf seinen Artikel Körperbestattung und Leichenverbrennung in Mittel- und Westdeutschland, Germania VI, 1922, S. 53ff. Die Brandgräber, in der Hütte oder daneben angelegt, sind bekanntlich auf Grund ihrer Beigaben (Kieselketten und -Anhänger, Schieferplättchen, dicke Tonperlen) und der umgebenden Keramik von großer Bedeutung für die Erkenntnis des Verhältnisses der verschiedenen bandkeramischen Stilarten unserer Gegend zueinander (Gg. Wolff, a. a. O.). Ihr Vorkommen in den wenigen megalithischen Denkmälern der Wetterau wurde bereits berührt. Hervorzuheben ist noch ein glücklicher Fund, den eine mit Genehmigung des Hanauer Geschichtsvereins für das Oberhessische Museum zu Gießen bei Windecken vorgenommene Ausgrabung erbrachte (P. Helmke, Germania IV, 1920, S. 67f.): Die beiden Brandgräber (von Siedelungsstellen mit der üblichen Wetterauer Keramik) enthielten erstmals Kieselketten und Tonperlenkränze vereint (es ist nicht überflüssig, zu erwähnen, daß die dicken, kugeligen, sorglich im Kreise um die Asche und die Kieselketten gesetzten Tonperlen nicht als Halsschnüren in die Gräber gelegt worden sind: die Durchbohrungen standen in beiden Fällen sämtlich vertikal; ich möchte fast glauben, daß man die Reste der Toten

mit einem Gehege von Spindeln umzäunt hat; doch vgl. Gg. Wolff, Germania II, 1918, S. 89). Die wichtigste Beobachtung aber war die Feststellung von kleinen Pfostenlöchern an der Peripherie der Aschenmulde eines Grabes, das außerhalb der Hüttengruben sich fand. Als Augenzeuge der Grabung Helmkes kann ich zu dessen Bericht ergänzend versichern, daß die Pföstchen schräg nach innen geneigt waren (die „Spaltung" zum Zwecke der Tiefenmessung mußte ja ihre Richtung klärlich ergeben!): ein „Geisterhüttchen" also an Stelle der früheren wirklichen Hausbestattung. Ob dieser Übergang hier bodenständig ist, ob somit das kleine zeltförmige Grabdach beweiskräftig ist für das Aussehen der Wohnung der Lebenden, ist noch nicht zu entscheiden; die zweite Frage um so weniger, als wir nicht wissen, inwieweit damals etwa schon die „Idee" des Hauses für das Leben nach dem Tode genügte.

Depots sind von zwei oberhessischen Fundorten bekannt geworden: die neun Feuersteinmesser von Rockenberg (Kr. Friedberg, Museum Butzbach) hat K. Schumacher, QuBl. III, 1912, S. 281f., PZ. VI, 1914, S. 34 besprochen (auch G. Behrens, 32. Veröff. d. Ver. f. Heim.-Kde. in Kreuznach 1919, S. 23); ihre Zugehörigkeit zur Bandkeramik möchte ich nicht bezweifeln; bei Ortenberg (Kr. Büdingen) deckte ein Felsen drei Schuhleistenkeile (Mitt. XXV, 1923, S. 72), deren Typengemeinschaft H. Reinerth, Chronologie der Steinzeit 1924, S. 48, vielleicht doch überschätzt. Beide Fundplätze sind felsige Einöden nahe alten Straßen. Die Ortenberger Stücke können wegen starker Gebrauchsspuren keine Handelsware sein; die Rockenberger Messer sind dagegen tadellos; doch unmittelbar dabei fanden sich je unter Steinen noch ein Schuhleistenkeil und ein spätbronzezeitliches („Gießer"-) Depot; eher als an den Zufall, daß drei Leute dasselbe Versteck wählen mußten, glaube ich hier, wie für den Fund von Ortenberg, an das Vorliegen „religiöser" Depots; die Nachbarschaft von Gräbern (gallische Latènezeit) mag diese Ansicht unterstützen. Vielleicht also dürfen wir die Höhe bei Rockenberg nicht ganz vergessen, wenn von „Kontinuität der Bevölkerung" die Rede ist. Über den Umfang einheimischen Gewerbebetriebes im eigentlichen Sinne des Wortes sind wir nur dürftig unterrichtet, zumal für die Töpferei, von der wir nur vermuten können, daß sie bereits dem Stadium des bloßen Hausfleißes entwachsen war; die „industrielle" Herstellung von Halsketten und Anhängern aus Mainkieseln scheint bei Frankfurt geblüht zu haben (R. Welcker, „Volk und Scholle", Heim.-Bl. f. beide Hessen 1922 S. 12); Schleifsteine, zahlreiche Halb- und Fertigfabrikate deuteten in der Siedelung von Leihgestern (Kr. Gießen) auf eine größere Werkstätte breiter und schmaler Schuhleistenkeile (K. Kramer, RgKorrBl. II, 1909, S. 33f., K. Schumacher, PZ. VI, 1914, S. 49). Über das bandkeramische Siedelungsgelände, über die Bevorzugung der freien Lößhöhen (Kreis Friedberg, Süden des Kreises Gießen, Westen des Kreises Büdingen) haben Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 1ff., und auch E. Wahle, BRgK XII, das Nötige gesagt. Daß die Träger der jüngeren, stichkeramischen Stilgruppen ihrer Eigenart entsprechend, vielleicht auch unterm Druck klimatischer Änderungen, näher am Waldgebiete und oft auch tiefer in den Flußtälchen siedelten (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 41), schien durch neuere Funde bestätigt zu werden (Mitt. XXV, 1923, S. 71, Nr. 7, S. 72, Nr. 9; Gesch. Bl. VI, Nr. 14, 1924, S. 53). Aus dem höheren Vogelsberggebiete selbst sind bisher nur einige Schuhleistenkeile vorhanden (Südwesten des Kreises Alsfeld, Westen des Kreises Schotten), die natürlich nicht viel besagen. Mehrere auserlesene bandkeramische Funde aus der Wetterau hat Ed. Anthes, PZ. II, 1910, S. 51ff. mit Abb., veröffentlicht.

Die Schnurkeramik ist in Oberhessen bloß durch Hügelgräber bezeugt (abgesehen von den üblichen Steinbeilfunden). An Fundberichten und -Veröffentlichungen seien erwähnt: Holzheim, W. Bremer, Mitt. XXII, 1915, S. 144ff., auch QuBl. III, 1912, S. 196; Gambach-Holzheim, K. Schumacher, AhV. V, S. 277, Nr. 867—871 und Butzb. Fschr. 1, S. 10; Climbach, Veröff. 2, 1919, S. 9, S. 25 (mit weiteren Nachweisen). Leider haben die Skelettgräber kein brauchbares anthropologisches Material geliefert. Brandbestattung ist nur in einem Hügel bei Mainzlar (Kr. Gießen) nachgewiesen (Germania IV, 1920, S. 23; erwähnt auch von K. Schuchhardt, Sitz.-Ber. d. Pr. Ak. d. Wiss. XXVI, 1920, S. 511). Das Skelettgrab von Climbach enthielt neben einem Kiesel nur einen ganz einfachen Becher mit wenigen horizontalen, in gleichem Abstande die Wandung umziehenden Schnurabdrücken (ohne Zonenfüllung). Reicher verziert, auch auf der Innenseite der Mündung, ist der glockenförmige Schnurzonenbecher von Mainzlar, der über das Häufchen Leichenasche gestülpt war. Bemerkenswert ist, daß beide Fundstellen nur durch das Tal der Lumda voneinander getrennt sind, und es lohnt sich vielleicht, hier gleich die Ergebnisse der übrigen Hügel dieser Orte anzudeuten: Climbach (Veröff. 2) nur Skelettgräber, und zwar (sicher) der Schnurkeramik, der Hügelgräberbronzezeit und vor allem der späten Hallstattzeit (Mehrener Kultur), außerdem ein Schuhleistenkeilchen und einige spätlatènezeitliche Scherben in unsicherer Fundlage; Mainzlar (Germania IV, 1920, S. 23ff.) nur Brandgräber, und zwar Schnurzonenkeramik, Urnenfelderstufe und Ausläufer davon, späte Hallstattzeit (genau das Mehrener Inventar von Climbach), germanische Latènezeit, in der Nähe, doch nicht unmittelbar dabei, bandkeramische Siedelungsspuren.

Über die vermutliche Gleichzeitigkeit jüngerer bandkeramischer Siedler und der schnurkeramischen „Nomaden" hat Gg. Wolff, im Sinne von A. Schliz und K. Schumacher, sich mehrfach ausgesprochen (Archiv XIII, 1920, S. 13). Einiges unter dem Fundmateriale könnte vielleicht dafür geltend gemacht werden: ein typisch bandkeramisches großes Kugelgefäß mit vier schräg stehenden Schnurhenkeln kam bei Klein-Linden (Kr. Gießen) in Gesellschaft von zwei schnurkeramischen Bechern zutage (K. Kramer, Mitt. XVII, 1909, S. 91, BRgK. V, 1911, S. 10; von W. Bremer, Mitt. XXII, 1915, S. 145, grundlos als Brandbestattung erwähnt: genauere Beobachtungen liegen nicht vor); ein Skelettgrab von Holzheim (Kr. Gießen; bisher nur „Gießener Anzeiger" vom 3. Dezember 1923 ausführlich beschrieben) enthielt die ziemlich wohl erhaltenen Reste einer Leiche, wovon wenigstens der Schädel gerettet werden konnte; der Typ des in Schlafstellung ruhenden Skelettes entsprach ganz dem von Leihgestern; in der rechten Armbeuge lag der Kieferteil eines Schweines; über den Kopf war, erinnernd an das Grab von Mainzlar, die untere Hälfte eines groben Topfes mit plattem Boden, vielleicht einer schnurkeramischen Amphore, gestülpt; die Fundstelle ist den Gambach-Holzheimer schnurkeramischen Grabhügeln dicht benachbart; inmitten der Eberstädter Siedelung fand sich eine Schnurzonenscherbe (W. Bremer, Mitt. XX, 1912, S. 79, PZ. V, 1913, S. 380, hier nur als Scherbe der Zonenkeramik genannt); ob in diesem Zusammenhange irgend ein Wert auf das manchmal zu beobachtende Hervortreten echter oder imitierter Schnurtechnik gerade bei unserer oberhessischen Stichkeramik zu legen ist, bleibe vorerst dahingestellt, ebenso die Frage, inwieweit die oben bereits erwähnte Benutzung unserer Megalithanlagen, die nach anderwärtigen Beobachtungen ja mit Schnurzonenelementen zusammen

gewandert sind, durch die Wetterauer Bandkeramiker an dieser Stelle geltend gemacht werden darf (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 11f.). Daß keine auffallenderen Durchdringungen beider Kulturen sich zeigen, würde natürlich bei dem verschiedenen Siedelungsgelände (Lößhöhen — Waldränder und Säume von Niederungen) gegen die Annahme einer Gleichzeitigkeit nicht ins Gewicht fallen (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 10ff.). Schnurkeramische Wohnstätten kennen wir in Oberhessen noch nicht, doch kann auf den benachbarten Schulzenberg bei Fulda verwiesen werden (J. Vonderau, Veröff. d. Fuld. Gesch.-Ver. VI, 1907, und neuere Grabungen; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 47f.), sowie auf den Fund von Haldorf in Kurhessen (W. Bremer, Germania VI, 1923, S. 110ff.).

Stärkere Mischung zeigen unsere Funde, wie oben sich schon äußerte, zwischen Schnur- und Zonenkeramik, freilich ohne daß wir Grund genug zur Annahme hätten, eine solche Mischung sei auf oberhessischem Boden selbst vor sich gegangen. Beide sind ziemlich stark vertreten in der Gegend von Friedberg (schöne Becher im dortigen Museum; N. Aberg, Das nord. Kulturgeb. i. Mitteleuropa während d. jüng. Steinzeit, 1918, S. 184; P. Helmke, Die Altert.-Sammlg. usw. Taf. II; unveröffentlichte Funde; vgl. auch K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 48 und S. 51). Nach allem scheint es mir aber nicht angängig zu sein, für Oberhessen eine reinliche Scheidung zwischen Schnur-, Glockenbecher- und Zonenkeramik vorzunehmen, wenigstens vorläufig. Wegen besonders schöner Beispiele der reinen Zonenkeramik, d. h. Gefäßen mit linear eingeritztem oder ganz feinem Punkt(rädchen)ornament sind außer Friedberg besonders zwei Fundorte zu nennen: Das Oberhessische Museum besitzt aus der Rödgener Sandgrube (im Stadtwalde) bei Gießen zwei prächtig verzierte Glockenbecher, ein Henkelkrügchen und einen schlichten rohen Becher, die in ostwestlicher Richtung nebeneinander standen (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 74f.), das Alsfelder Museum einen auffallend plumpen, fast steilwandigen breiten Topf (Alsf. Fschr. S. 155f. mit Abb.) aus der Nähe der Stadt; hierher gehört gewiß auch der ebenfalls in dortiger Gegend gefundene Dolch aus weißlichem Feuerstein mit beiderseitiger Einschnürung am Griffende (Alsf. Fschr. S. 155f., Mitt. XXV, 1923, S. 70 mit Abb.). Es ist anzunehmen, daß das zonenkeramische Material Oberhessens, abgesehen etwa von dem Alsfelder Dolche, aus Gräbern stammt, und zwar, da keine Asche und keine Hügel festgestellt sind, aus flachen Skelettbestattungen.

Über das Siedelungsgebiet der Zonenkeramiker gilt das für die Schnurkeramik angedeutete: Höhen über Niederungen, zum Teil am Rande von Waldlandschaften. Den zahlenmäßig geringen Grabfunden entspricht das ziemlich seltene Vorkommen nachweislich zonenkeramischer Typen in unseren Steinbeilsammlungen. Über das zeitliche Verhältnis der „reinen" Zonenkeramik zur Schnurzonenmischung fehlen in unserer Provinz vorerst sichere Anhaltspunkte; hauptsächlich aus siedelungsgeographischen Gründen möchte ich die letztere für jünger oder wenigstens für die ausdauerndere halten. Metall hat sich in Oberhessen bei keiner der genannten Kulturen gefunden.

c) Bronzezeit.

Nirgends in unserer Provinz ist an Hand der Denkmäler ein unmittelbarer Übergang vom Neolithikum zur Bronzekultur festzustellen. Die bandkeramischen Siedelungen brechen ab, nachdem sie, wie uns oben schien, etwas näher an die Wald- und Weidegründe herangerückt waren. Sie hören

auf, ohne daß bei dem heutigen Fundmateriale ein wesentliches Abflauen der Formen oder der Ornamentik zu erkennen wäre. In keiner bandkeramischen Siedelung ist bisher auch nur eine Spur von Metall gefunden worden (in diesem Zusammenhange bedeutungslos ist natürlich das Bleiringelchen von Friedberg, das nach P. Helmke, Die Altert.-Samml. d. Friedb. Gesch.-Ver., 1904, S. 20, Gg. Wilke, Archäol. Erläuterung z. Germania, 1921, S. 6, wohl etwas voreilig, anscheinend nur auf Grund der Notiz bei K. Schumacher, Materialien S. 205, gleich als Beleg für die Bleigewinnung im Taunus durch die Bandkeramiker zitiert). Alles das gilt auch für die übrigen neolithischen Kulturen, wie zum Teil schon oben angedeutet wurde. Wo etwa in Hügelgräberfeldern stein- und bronzezeitliche Denkmäler sich gefunden haben, sei es in getrennten Hügeln oder als Haupt- und Nachbestattung in einem Tumulus, sei es auch, daß die Anlagen neolithische Wohnstätten deckten, da waren die betreffenden Kulturen jeweils in ihrer eigenartigen Ausprägung vertreten, ohne daß Kontinuität an den Fundstücken erweisbar wäre (das von J. Vonderau, Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit im Gebiete der Karlmannschenkung an das Kloster Fulda, Sa. o. J. aus d. Fest-Vor. d. „Fuld. Zeit." vom 1. Jan. 1924, angeführte Beispiel will mir doch nicht ganz beweiskräftig erscheinen). Und die große Masse der Funde müßte meines Erachtens da oder dort diese Kontinuität erweisen, sogar wenn man geltend macht, was in manchen Fällen, zumal für die jüngeren Perioden, vielleicht zu sehr übersehen wird, daß nämlich, selbst Dauersiedelung vorausgesetzt, zwischen den einzelnen Gräbern einer Nekropole immerhin ein längerer Zeitraum liegen kann, besonders wenn man annimmt, daß nur höherstehenden Personen Grabanlagen gewidmet wurden, die durch den Hügel oder durch ihre Ausstattung uns heute noch auffallen. Da wir aber gegen Ende des Neolithikums bereits einen Wechsel des Siedelungsgeländes vom offenen zum Waldgebiete hin glauben beobachten zu können, dürfen wir uns über das bloß verschwommene Bild, das von dieser Übergangszeit uns bis jetzt vergönnt ist, vielleicht gar nicht sonderlich wundern. Jedenfalls möchte ich unsere negativen Feststellungen wenigstens nicht überschätzen gegenüber Gg. Wolffs allgemeinen Erwägungen (Archiv XIII, 1920, S. 14f.) über die Wahrscheinlichkeit einer Kontinuität beträchtlicher Bevölkerungsteile. Freilich — was dieses „beträchtlich" besagen mag, können wir nicht einmal ahnen; denn über die Bevölkerungsdichte selbst zur Blütezeit der Wetterauer Bandkeramik müssen wir wohl für immer im Unklaren bleiben (K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 99). Daß gegen Ende des Neolithikums eine Abwanderung erfolgt ist, glaube ich aus den Ereignissen im Süden schließen zu dürfen, deren Zusammenhang mit Bewegungen auf deutschem Boden mir nicht zweifelhaft dünkt. Zum Teil unter Beziehung auf G. Behrens verweist Gg. Wolff a. a. O. auf gewisse verwandtschaftliche Anklänge bronzezeitlicher an neolithische (Schnur-, Zonen-, Band-) Keramik. Ich muß gestehen, daß sie mir recht selten vorgekommen sind, wobei allerdings die Spärlichkeit bronzezeitlicher Töpferware in unserer Provinz mitsprechen mag. Wo ich aber eine Verwandtschaft beobachten konnte, handelte es sich durchweg um Erscheinungsformen bei südlich gerichtetem Inventare, die weniger einen Übergang als eine fertige neue Entwicklungsstufe bedeuten, also einen schlüssigen Beweis für Oberhessen als Schauplatz einer solchen Weiterbildung nicht erbringen. Gänzlich aber fehlt, wie schon angedeutet, ein Nebeneinander neolithischer und jüngerer Formen in geschlossenen Funden. Wenn also auch die Annahme Gg. Wolffs, Archiv XIII, 1920, S. 14f., die Bandkeramiker seien durch die Bronzezeitleute „unter-

jocht" und zum Wechsel der Siedelungsplätze gezwungen worden, aus allgemeinen Gründen recht ansprechend klingt, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß greifbare Belege dafür uns bisher fast völlig versagt geblieben sind. So erübrigt sich beinahe die besondere Feststellung, daß die frühe Bronzezeit in unserer Provinz nur überaus spärliche Denkmäler hinterlassen hat: außer einer Henkeltasse von Oberwiddersheim (Kr. Büdingen) und je einem Kupferflachbeilchen von Steinfurt (Kr. Friedberg; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 83) und Gießen wüßte ich nichts hierher Gehöriges zu nennen.

Um so eindrucksvoller wirkt die Denkmälermasse der Hügelgräberbronzezeit in Oberhessen. Sie erfüllt vor allem die ganze, bisher fast siedelungsleere Nordosthälfte der Provinz, den Vogelsberg bis zu den höchsten Lagen hinauf, dasselbe Gebiet, wo heute die meisten „Rod-, hain-" usw.-Orte und besonders zahlreiche Wüstungen sich finden (Gg. Wilh. J. Wagner, Die Wüstungen im Großh. Hessen, Prov. Oberhessen 1854; besonders auch W. Diemer, Die geogr. u. topogr. Lage d. Siedel. d. Vogelsberges, Geogr. Mitt. aus Hessen V, 1909, S. 1ff.). In den Wäldern liegen dort (Kreise Alsfeld, Lauterbach, Nordosten von Schotten) noch viele Hunderte von Hügelgräbern, auf den Höhen entlang den Tälchen, vereinzelt und in kleinen Gruppen. Dutzende in allen Teilen dieses Gebietes sind schon untersucht. Keines hat andere als Funde der bronzezeitlichen Hügelgräberkultur geliefert. So dürfen wir mit einiger Zuversicht behaupten, daß weder vorher noch nachher in vorgeschichtlicher Zeit dort Menschen gewohnt haben, wenigstens in den Perioden, die ihren Toten Tumuli errichteten. Diese dichte bronzezeitliche Besiedelung vorher und nachher vernachlässigten Waldgebietes ist oft genug besprochen, klimatologisch und wirtschaftsgeschichtlich erörtert worden (E. Wahle, BRgK. XII; Gg. Wolff, Archiv XIII; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 185; — Alsf. Fschr. S. 157, Mitt. XXV, 1923, S. 73). Die südliche Hälfte Oberhessens, also vor allem die Wetterau, hat vergleichsweise sehr wenige Denkmäler der Bronzekultur des Vogelsberges geliefert (z. B. auch K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 99, ferner E. Wahle, BRgK. XII und Fundkatalog dazu); was hier im zweiten Jahrtausend lebt, wird nachher anzudeuten sein. Nach Erwägung aller hierzu in Frage kommenden Gesichtspunkte (insbesondere: zerstörende Wirkung des jahrtausendealten Ackerbaues — dagegen aber die schier unübersehbare Masse sonstiger Funde aus allen Perioden) muß ich die Überzeugung bewahren, daß der Fundbestand uns im ganzen eine zutreffende Vorstellung von der bronzezeitlichen Besiedelung Oberhessens vermittelt.

Wohnstätten konnten bisher im Vogelsberg nicht untersucht werden; über Spuren davon und über solche von bronzezeitlichem Feldbau, für den vielleicht auch einige Sicheln sprechen, ist Alsf. Fschr. S. 157 die Rede (die zahlreichen langen Ackerraine unserer Wälder dagegen entstammen den mittelalterlichen Wüstungen und dem infolge primitiverer Bewirtschaftung früher notwendigen extensiveren Betriebe; vgl. auch Ed. Anthes, z. B. OP. II, 1912, S. 24f.; III, 1914, S. 18f., sowie W. Bremer, „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit." VI, 1923, S. 2). Als Depots können nur drei Funde, bezeichnenderweise des Kreises Lauterbach, gelten. Ihre Bescheidenheit spricht gegen die Annahme von Händlerverstecken. Erwähnenswert ist bloß das Depot von Angersbach, weil es ein Rand- und ein Absatzbeil hier nicht gerade häufiger Formen vereinigt (Mitt. XXV, 1923, S. 73 mit Abb.). Die große Masse unseres bronzezeitlichen Denkmälerbestandes ist nachweislich aus Hügelgräbern zutage gekommen; für die meisten „Einzelfunde" wird

man das gleiche vermuten dürfen. Die Tumuli sind aus Erde oder aus Steinen aufgeschüttet; mauerartige oder locker gesetzte Steinkränze sind öfters beobachtet worden. Die Leiche ist meist auf die ursprüngliche Erdoberfläche gebettet mit mehr oder weniger sorgfältiger Steinpackung. Wir kennen von unseren oberhessischen Hügelgräberleuten nur Skelettbestattungen, die aber leider noch kein anthropologisch gut verwertbares Material erbracht haben. Die angebliche Feststellung von Brandgräbern ist gründlich widerlegt (Alsf. Fschr. S. 158ff.). Anzeichen von „Hausbestattung" konnte ich nirgends nachweisen, obgleich ich natürlich bei vielen Hügeln, angeregt durch die kurhessischen Erfolge, eifrig danach suchte. Wenn W. Deeck, Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. dtsch. Gesch.- u. Altert.-Ver. 70, 1922, Sp. 15ff., in dieser Hinsicht u. a. auf Tumuli von Eichelsdorf (Kr. Schotten) verweist, so kann ich aus K. Adamys Bericht, QuBl. I, 1891, S. 39, nichts anderes herauslesen, als was ich selbst von zahlreichen bronzezeitlichen Gräbern unserer Provinz weiß. Daß die Hausbestattung bei uns aber völlig gefehlt habe, will ich, die völlige Sicherheit der kurhessischen Beobachtungen vorausgesetzt, um so weniger behaupten, als das Inventar der Vogelsberger Gräber unsere Bronzezeitleute mit denen Kurhessens aufs engste verknüpft. Wir finden als Beigaben: Rad- und Nagel- oder Kegelkopfnadeln, sowie verwandte Typen, einfache und Doppelspiralnadeln, wenige Rollen- oder ähnliche Nadeln, Armspiralen verschiedensten Ausmaßes, Dolchklingen mit Nieten, wenige Sicheln, seltener Rand- oder Absatzbeile (Lappenbeile nur als Einzelfunde!), fast nie Keramik (ein Gefäß bei G. Behrens, Bronzezeit S. 204, hier auch ein „Diadem"); reichere Gräber enthalten ferner noch u. a. Brustschmuck (aus gestielten Scheiben, Bernsteinperlen und Bronzespiralröhrchen) sowie Goldspirälchen („Lockenhalter"), doch sind mir solche aus Hügeln vom Nordhange des Vogelsberges bisher nicht bekannt geworden. Typische Bilder solcher Bestattungen vermitteln z. B. L. v. Schlemmer, Fundber. S. 31ff.; K. Adamy, QuBl. I, 1891, S. 39; — Germania IV, 1920, S. 68ff.; Alsf. Fschr. S. 157ff.; Mitt. XXV, 1923, S. 73ff.; K. Kramer XII, 1903, S. 119ff.; XIII, 1905, S. 114ff. und öfter in den Mitt.; für Kurhessen z. B. W. Bremer, „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit.", V, 1922, Nr. 11, VI, 1923, S. 21f., J. Vonderau, a. a. O., V, 1922, Nr. 6. Besonderen Hinweis verdient vielleicht noch der Fund einer Vor-(oder Kümmer?-)Stufe der zweiteiligen Fibel bei Dirlammen (Kr. Lauterbach), deren durch einen Draht höchst primitiv „gesicherte" Nadel aber leider gar keine zur Datierung geeigneten Merkmale aufweist (Alsf. Fschr. S. 163 mit Abb., Mitt. XXV, 1932, S. 73f. mit schemat. Darst.).

Die Verwandtschaft unserer Denkmäler mit denen von Kurhessen, die Tatsache der dichtesten Besiedelung gerade auf dem unwirtlichsten Hange des Gebirges, das unvermittelte Einsetzen dieser Besiedelung sind die vornehmsten Gründe, die mich zur Überzeugung bringen, daß unsere Hügelgräberleute aus dem Norden und Nordosten in unsere Provinz gekommen sind. Wenn also Gg. Wolff und W. Bremer mit Recht die Ansässigkeit der „Chatten" in Kurhessen von der Schnurkeramik an verfechten (W. Bremer, Gesch. Bl. VI, 1923, S. 25f., „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit.", VI, 1923, S. 6; J. Vonderau, Denkm. aus vorgeschichtl. Zeit im Geb. d. Karlmannschenkung an das Kloster Fulda, Sa. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Fuld. Zeit." vom 1. Jan. 1924; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II, S. 130), dann hätte uns die Hügelgräberbronzezeit die erste starke „Chatten"-Einwanderung nach Oberhessen gebracht, die freilich nicht sehr nachhaltig war und nur in schwächeren Zügen den Vogelsberg nach der Wetterau hin westlich und östlich umging und

seinen Kamm überschritt[1]). Daß wir uns über die etwaige Auseinandersetzung mit älteren Bevölkerungsresten der Wetterau kein rechtes Bild machen können, wurde oben gezeigt. Auf der Nordostabdachung des Vogelsberges die Wanderungs-„Etappen" der Hügelgräberleute an Hand der Funde festzustellen, wie es K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I S. 75, erhofft, dürfte aber doch sehr schwer fallen. Es war eine ziemlich ärmliche Bevölkerung, die hier ohne große Beziehungen nach außen hauste, ziemlich lange, wie wir nachher werden vermuten können, sich hielt und so etwas „altmodischen" Charakter annehmen mußte. Daß größte Vorsicht nötig ist bei der Auswertung „älterer" und „jüngerer" Erscheinungen gerade in solchen Gebirgsgebieten, wo selbst eng benachbarte Siedelungen infolge der natürlichen Verhältnisse (z. B. Zug der Höhen und Täler) ganz verschiedene Verkehrsrichtungen und wirtschaftliche Möglichkeiten haben, wird dem aufmerksamen Beobachter heute noch deutlich; ein kleines Beispiel dafür, dem später ein vorgeschichtlicher Beleg folgen wird: Lehrer F. Sauer in Oberlais berichtete mir von zwei einander sehr nahe gelegenen Dörfern im nördlichen Oberhessen, daß das eine von den Holzschüsseln oder den in die Tischplatte geschnitzten Mulden unmittelbar zu den modernen irdenen und Steinguttellern überging, während das andere schon früher den Luxus des Zinngeschirres sich erlauben konnte und über dieses hin zum heute gebräuchlichen Eßgeschirr gelangte. Derartige Erwägungen machen es vielleicht verständlich, wenn ich bekenne, daß es mir bisher nicht gelingen wollte, eine verläßliche zeitliche Gruppierung der Funde des Vogelsberggebietes vorzunehmen (allgemein: frühe Hügelgräberbronzezeit, Montelius II.).

In der Wetterau und ihren Ausläufern fehlen, wie oben bereits bemerkt wurde, Denkmäler der Hügelgräberkultur des nördlichen Oberhessen zwar nicht völlig, sie sind aber vergleichsweise sehr in der Minderzahl. Dagegen muß hingewiesen werden auf die Gräber von Wölfersheim (Kr. Friedberg; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 200f. und Taf. XX; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 67f.) mit Kerbschnittgefäßen und Kugelkopfnadeln, denen z. B. auch Keramik vom Trieb bei Gießen (u. a. L. v. Schlemmer, Fundber. S. 41), vor allem aber aus einer Siedelung bei Langgöns (Kr. Gießen; W. Bremer, QuBl. V, 1913, S. 191ff. mit Abb.) und weiteres mehr an die Seite zu stellen wäre, um zu zeigen, wie den Vogelsberger Bronzezeitleuten Wellen aus dem Süden entgegengeflutet sind. Gerade Gießen ist ein Treffpunkt beider. Besonders lehrreich aber schien mir einer der bei Ober-Lais (Kr. Schotten) jüngst ausgegrabenen Hügel zu sein (nebenbei sei bemerkt, daß hier 20 Arbeiter und Bauern mehrere Tage lang unentgeltlich den Spaten geführt haben!): Der Tumulus mit lockerem Steinkranze enthielt als Hauptbestattung ein in den gewachsenen Grund getieftes, sorglich mit Platten ausgesetztes Schachtgrab, als Beigaben eine stark gerippte Nagelkopfnadel und einen außen dicht geriefelten Armring mit wenig verstärkten Enden, während die darüberliegende Nachbestattung durch ihre Anlage und durch die spärlichen Beigaben, eine fein gravierte Nadel mit

[1]) Eine andere Ansicht hat bekanntlich G. Kossinna vertreten (Die Herkunft der Germanen, Mannus-Bibl. 6, Karte des Siedelungsgebietes der Germanen, Kelten usw. während der 2. Periode der Bronzezeit). — Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich besonders betonen, daß mir selbst es sehr gewagt erscheint, für so frühe Zeiten bereits Stammesnamen anzuwenden; es wird auch bei nachweislich stärkster Bevölkerungskontinuität und nur geringem späterem Zustrome kaum möglich sein zu entscheiden, von wann an die Eigenart des geschichtlichen Volkstums eines Landes ausgeprägt genug ist, um den historischen Stammesnamen zu rechtfertigen — weiß doch auch niemand den Augenblick anzugeben, in dem ein Bäumchen zum Baume erstarkt.

verkehrtkegelförmigem Kopfe und das Bruchstück einer Radnadel (über Verstümmelung bronzezeitlicher Grabbeigaben vgl. W. Bremer, „Mein Heimatland" VI, 1923, S. 22), völlig den im nördlichen Oberhessen üblichen Gräbern entsprach (Gießener Familienblätter 1923, S. 210f., 1924, S. 3f.). Bei getrenntem Vorkommen hätte man die beiden Bestattungen nach den Funden gerade umgekehrt datiert. Also: aus der Wetterau drangen Horden mit anderer Bestattungsweise und „modernerem" Schmuck den Tälchen folgend zum Vogelsberg empor, wo jenseits die nordoberhessischen Hügelgräberleute saßen; bei einem Vorstoße der letzteren hat dann „älteres", oder besser „altmodischeres" das anscheinend jüngere Kulturgut offenbar südlicher Herkunft überlagert.

Wenn wir nun hier mit Recht in Oberhessen zwei einander entgegenziehende Bevölkerungselemente der Bronzezeit erschlossen haben, dann finden vielleicht auch die Ringwälle des Vogelsberges eine gewisse Erklärung. Freilich konnte noch keiner von ihnen genauer untersucht, nur wenige sorglich aufgenommen werden. Viele sind gewiß erst weit später entstanden, damals, als das nördliche Oberhessen und der Vogelsberg zum zweiten Male, nach der langen Verödung vom Ende der Hügelgräberkultur an, besiedelt wurden. Manche aber, wie z. B. die ausgedehnten Anlagen am Gänsberg bei Alsfeld mit vielen Grabhügeln, Wohn- und Ackerspuren, darf man mit einiger Bestimmtheit schon dem zweiten Jahrtausend zuschreiben (Alsf. Fschr. S. 166; Gießener Familienblätter 1924, S. 3f.).

Im nördlichen Oberhessen war die Bestattungsweise wie das ganze Kulturbild ziemlich einheitlich. Anders in der Wetterau und ihren Ausläufern, wo meist auch die Fundinventare (zumal an Keramik) viel reichhaltiger sind. Ein Beispiel besonderer Anlage lernten wir in dem Oberlaiser Schachtgrabe bereits kennen, das als solches nicht viele Parallelen hat (z. B. bei Gießen: Germania IV, 1920, S. 68ff.). Vielleicht hat K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 75, recht, wenn er solche Unterschiede entsprechend den keramischen Anklängen auf die immer wieder einmal zum Durchbruch kommenden verschiedenen neolithischen Elemente zurückführt, aus denen die bronzezeitliche Bevölkerung Süddeutschlands erwachsen sein muß. Hervorgehoben möge nur noch ein Grab von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) sein, dessen Anlage und Ausstattung unter einigen ähnlichen besonders auffallen: ein mäßiger Hügel deckte eine auf dem gewachsenen Grunde angelegte Skelettbestattung, die merkwürdigerweise gerade das Gegenteil der sonst üblichen Orientierung zeigte; am Kopfende war über einer Schicht feinen weißen Sandes ein kleiner Steinaufbau errichtet; die Beigaben bestanden in einem Absatzbeile und einem schlichten, rundstabigen Halsringe, dessen ganz schmale Öffnung mit bescheidener Riefelung an den Enden im Nacken lag und mit organischem Stoffe umwickelt war, so daß er wie ein geschlossener Halsring der späthallstättischen „Mehrener" wirkte; an Gräber von diesen erinnert auch die Sandbeigabe und der „Wächter" am Kopfende (genaueres: Gesch. Bl. VI. Nr. 14f.). Ich bin nicht abgeneigt, diese Beobachtung mit geltend zu machen für die Entstehung von Zweigen keltischer Kultur und keltischen Volkstums im bronzezeitlichen Mittel- und Südwestdeutschland, von wo sie am Ende dieser Periode durch die „Urnenfelderleute" und ihre Nachfolger großenteils abgedrängt und überlagert wurden, um erst durch die „Mehrener" um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends auch bei uns in Oberhessen wieder zu erscheinen (Mitt. XXV, S. 73; Gesch. Bl. VI, Nr. 14f.). Über die „späte Bronzezeit" soll ein besonderer Abschnitt unter-

richten, da nur weniges in ihr an die Hügelgräberperiode unmittelbar anschließt und sie fortführt.

d) Urnenfelderstufe.

Metallsachen, Nadeln, Armringe, „Rasier"messer usw., die man größtenteils unbedenklich der spätesten Bronzezeit zuweisen würde, erscheinen im Zusammmenhange mit einer Keramik, die ihres Fortlebens wegen als früheste Stufe der Hallstattperiode gelten könnte. Es ist gewiß zwecklos, über die Eigenschaft unserer „Urnenfelderkultur", deren Bezeichnung wohl berechtigt ist, zumal eine Verwechslung mit den germanischen Urnenfeldern kaum droht, als späte Bronze- oder frühe Eisenzeit zu streiten. Ihre Denkmäler haben bei uns bisher noch keine Spur von Eisen geliefert. Von den Vogelsberger Hügelgräberleuten jedoch ist das Volk der Urnenfelder seiner Herkunft nach, also stammlich, und nicht weniger auch kulturell verschieden, höchstens durch einzelne Fäden mit den bronzezeitlichen Wetterauſiedlern verknüpft, während es selbst in der folgenden Stufe deutlich weiterlebt. Die Urnenfelderkultur bietet gerade auch in Oberhessen das typische Bild einer Übergangsperiode, wobei freilich die neuen Züge überwiegen, und sie ist eigenartig genug, um eine Sonderstellung beanspruchen zu können.

Siedelungsgeographisch betrachtet erweisen sich die Urnenfelderleute unserer Provinz durchaus als die Nachfolger der bandkeramischen Bauern, wenn auch ihre Gräber und Wohnstätten meist etwas tiefer im Gelände, an den Hängen der Lößhöhen sich finden; im einzelnen kann hierfür wieder auf Gg. Wolffs Arbeit über die Bodenformation der Wetterau (Archiv XIII, 1920, S. 19ff.) verwiesen werden (vgl. auch E. Wahle, BRgK XII, 1921, S. 48, besonders Anm. 1). Die Urnenfelderleute aber deshalb so eng, wie Gg. Wolff, a. a. O., und vor allem auch F. Kutsch, Han. Kat. S. 14f., es wollen, mit den von Haus aus natürlich noch stammverwandten neolithischen Bewohnern der Wetterau unmittelbar zu verknüpfen, gar reine Kontinuität derselben anzunehmen, geht meines Erachtens nicht an, allein schon wegen der bronzezeitlichen Denkmäler des Gebietes, die selbst, wie wir sahen, nirgends einen glatten Zusammenhang mit den steinzeitlichen erkennen lassen. Daß ältere Elemente weiter lebten, wird aus allgemeinen Gründen niemand bestreiten. Die geschlossene, fertige Eigenart aber, mit der die Urnenfelderkultur einsetzt, duldet wohl keinen Zweifel, daß sie durch neuen Volkszuzug aus dem Süden nach Oberhessen getragen worden ist. Ihre Denkmäler also erfüllen das Wetteraugebiet, gelangten auch über die Gießner Senke bis in die Gegend von Marburg (Gg. Wolff, Ztschr. L, 1917, S. 230f.; LII, 1919, S. 115ff., Germania II, S. 119ff.), während sie weiterhin auf kurhessischem Boden nur in verflauten Formen begegnen (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 74, auch W. Bremer, „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit." V, 1922, Nr. 13); das Gebirgsland der nordöstlichen Hälfte unserer Provinz aber haben die Urnenfelderleute, wie uns die Fundstatistik, glaube ich, nicht bloß vortäuscht, gänzlich unberührt gelassen.

Die weitaus meisten unserer Urnenfelderfunde stammen aus Gräbern. Bei verhältnismäßig wenigen davon waren ziemlich flache Hügel erhalten. Bei einigen mögen ursprüngliche Aufschüttungen durch den Ackerbau abgetragen worden sein. Bei vielen Feldern aber macht das dichte Nebeneinander der Bestattungen die Annahme ehemaliger Hügel unmöglich; die einzelnen Gräber müssen anderweitig bezeichnet gewesen sein, vielleicht nur durch ganz kleine Aufwürfe. Das Vorhandensein oder Fehlen von Hügeln

will Gg. Wolff, Archiv XIII, S. 21, sozial ausdeuten, wobei er aber vielleicht doch etwas zu sehr betont, die sicher mit Hügeln versehenen Urnengräber seien gewöhnlich besonders reich ausgestattet gewesen. Wir können hier nicht alle Einzelheiten der Grabanlagen behandeln: Urne mit Steinpackung oder wenigstens Steinplatte darüber; Urne in bloßer Erdgrube; Urne aufrecht stehend, darin die Leichenasche und Beigefäße, Schale als Deckel, manchmal die Beigefäße daneben; Urne über die Leichenasche gestülpt, Beigefäße daneben oder darunter; Urne mit Leichenasche allein. Die Keramik zeigt zunächst durchweg ausgeprägten „Metallstil" (manche Formen machen es durchaus verständlich, daß G. Dieffenbach, Nass. Annal. XV, 1879, S. 378ff., bei Veröffentlichung des Friedberger Grabes von „Lausitzer" Funden sprach). Der Übergang zur eigentlichen Hallstattkultur beginnt mit verflauter Form der großen Urne (K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 126). Die Metallbeigaben sind in der Regel spärlich, wenn sie nicht ganz fehlen, zum Teil im Brande zerstört: Kugel-, auch noch Kegelkopfnadeln, erstere manchmal sehr groß mit Tonkern, dreiteilige und einfache Armbänder, Messer (gerade und „Rasier"messer mit durchbrochenem Griff); Waffen kommen in Urnengräbern ganz selten vor; Lappen- und Tüllenbeile sowie Sicheln begegnen nur als Einzelfunde sowie in Depots, desgleichen gewichtigerer Schmuck; nur ein Grab enthielt Goldbelag mit Linien und konzentrischen Kreisen, sowie runde Anhängerplättchen aus Gold. Folgende Fundberichte vermitteln, zumeist mit Abbildungen, ziemlich gute Bilder unserer Urnengräber: Germania IV, 1920, S. 23ff.; W. Bremer, Rg. Korr.-Bl. VI, 1913, S. 56ff., Mitt. XX, 1912, S. 72ff.; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 264f.; Gundermann-Kornemann-Kramer, Fundber. S. 1ff.; P. Helmke, Gesch. Bl. IV, 1921, S. 1f., Veröff. 1, 1919, S. 22ff.; K. Kramer, Mitt. XIX, 1911, S. 252, XXII, 1915, S. 147f. u. ö.; für die Fuldaer Gegend: J. Vonderau, Veröff. d. Fuldaer Geschichtsvereins VII, 1909, ein sehr wichtiger Bericht, da er, im Vergleiche mit den vorgenannten aus dem westlichen Oberhessen, die Eigenart der dortigen Verhältnisse klar erkennen läßt.

Inmitten des Urnenfeldergebietes finden sich einzelne Skelettbestattungen, die durch ihre kriegerische und besonders reiche Ausrüstung auffallen, durch die Beigaben, vor allem auch die Keramik, aber für unsere Periode völlig gesichert sind: z. B. Ockstadt und Heldenbergen (Kr. Friedberg; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 264, Germania I, 1917, S. 147ff.; K. Schumacher, Butzb. Fschr. 1, S. 12); hierher gehört auch ein Grab von Bad-Nauheim (Kr. Friedberg), das wohl als Brandbestattung erwiesen ist, durch Anlage und Beigaben jedoch den Skelettgräbern sehr ähnelt (F. Quilling, Die Nauheimer Funde, S. 7ff.).

Von Siedelungen ist keine gründlich untersucht. Aus den Wohnplatzfunden sind vielleicht die Feuerbockbruchstücke von Ossenheim (Kr. Friedberg) erwähnenswert (Gesch. Bl. VI, 1923, S. 26ff.; solche aus der südlichen Wetterau: F. Kutsch, Germania III, 1919, S. 88).

Depots dieser Zeit sind auf oberhessischem Boden in recht stattlicher Zahl bekannt geworden, darunter große und dadurch sehr lehrreiche Gießerinventare, meist natürlich entlang der Wetteraustraße, wie auch in ihrer Zusammensetzung die natürliche Verkehrslage unseres Gebietes klar sich widerspiegelt (Verzeichnis bei G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 47ff.; vgl. auch K. Schumacher, Korr.-Bl. d. dtsch. anthropol. Ges. 1903, S. 90ff. und AhD. V, S. 143 mit Karte).

Sehr schwierig ist die Frage nach dem Verhältnis der Urnenfelderleute zur eingesessenen Hügelgräberbevölkerung. Daß diese im Vogelsberggebiete noch lebte, als in der Wetterau bereits jüngere, südliche Ströme eingezogen waren, schien uns der Hügel von Oberlais (Kr. Schotten) zu zeigen. Zwei Rad- und Spiralkopfnadel-Funde inmitten von Urnengräbern (bei Friedberg) sind leider nicht ganz sicher.. Daß ein spätbronzezeitliches Depot bei Schotten-Rainrod zutage kam (G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands, S. 50, K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 235), könnte, wie das Depot von Lindenstruth (Kr. Gießen; G. Behrens, a. a. O., S. 49f.), vielleicht darauf schließen lassen, daß es sich noch lohnte, das Gebirge aufzusuchen. Eine Lanzenspitze und ein Lappenbeil aus der Gegend von Alsfeld (Alsf. Fschr. S. 161) sind aber bisher im nördlichen Oberhessen unter der großen Masse der typischen und, wie wir sahen, ziemlich einheitlichen Hügelgräberausstattung die einzigen Funde jüngerbronzezeitlichen Charakters geblieben (dagegen das schöne, auch wegen seiner Kulturbeziehungen wichtige Depot vom benachbarten Heimberg bei Fulda mit großen Scheibenfibeln usw. J. Vonderau, Fuldaer Geschichtsblätter XVI, 1922, S. 81ff. mit Abb.). Besonders gern wird man natürlich auf die Skelettgräber der Urnenfelderstufe verweisen, die man wohl am liebsten durch das Wiederaufleben einheimischer Elemente sich erklären möchte und wegen ihrer kriegerischen Ausstattung sogar in „politischer" Hinsicht auszudeuten geneigt sein könnte. Jedenfalls ist es ganz bedeutungsvoll, daß auf dem ragenden Gipfel des Johannisberges bei Bad-Nauheim (Kr. Friedberg) unter der römischen specula und bedeckt von germanischen Resten auch frühesthallstättische Siedelungsspuren sich fanden (P. Helmke, Gesch. Bl. II, 1910, S. 1ff.; K. Schumacher, Materialien, S. 94 und Nass. Ann. XLIV, 1918, S. 194, sowie PZ. XI/XII, 1920, S. 133 mit meines Erachtens zu später Datierung). Gewiß hatten die Urnenfelderleute kein Interesse daran, ins Gebirge zu ziehen; wohl aber konnte es die Bewohner des Vogelsberges reizen, die Bauernsiedelungen der Wetterau heimzusuchen. Mit befriedigender Sicherheit jedoch können wir die hier angeschnittene Frage noch nicht lösen. Einige Aussicht darauf wird sich erst dann eröffnen, wenn es gelungen ist, über den Ausgang der Hügelgräberkultur im nördlichen Oberhessen völlige Klarheit zu gewinnen, und wenn wir überhaupt einmal irgendwo zuverlässiger erkannt haben, in welcher Weise prähistorische Völker und Kulturen einander abzulösen pflegen. So viel aber ist sicher, daß die Urnenfelderleute den Einheimischen gegenüber ihre Eigenart bewahrt haben.

e) Mittlere Hallstattzeit.

Die bäuerliche Kultur der Urnenfelderleute lebt nach der Keramik, nicht im sonstigen Inventare, von einigen Ringtypen abgesehen, weiter in die Hallstattperiode hinein. Das Herauswachsen von „Hallstattformen" aus der Urnenfelderkeramik und das Nachleben der letzteren hat K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 124ff., gerade an oberhessischen Denkmälern gut gezeigt, und auch F. Kutsch hat Germania III, 1919, S. 86f. mehrere Übergangsformen beigebracht. Sehr richtig aber schließt er aus dem verhältnismäßig seltenen Nebeneinander von beiden Stufen, daß zwar beträchtliche Teile der Urnenfelderbevölkerung hier ansässig bleiben, daß aber die neue Kultur doch Bevölkerungszugang andeute (Han. Kat. S. 17; auch K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 100f.). Nebenbei wenigstens sei wieder auf die Höhensiedelung des Johannisbergs bei Nauheim verwiesen, die doch irgendwie unruhigen

Zeiten ihr Dasein verdanken wird. Einen sehr schönen Beleg hat dafür neuerdings die große Nekropole von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) geliefert, wo inmitten der typischen, teils bemalten Mittelhallstatt-Grabservice immer wieder einmal Gefäße vom ausgeprägten „Metallstile" auftauchen. Und zur richtigen Beurteilung dieser Tatsache führte die Untersuchung zweier Hügel, die so dicht aneinander gebaut waren, daß der eine den Rand des anderen überdeckte. Der ältere war schon zusammengesunken, sein Steinkreis von der Aufschütterde überschwemmt, als der jüngere angelegt wurde. Gerade dieser aber enthielt unter den keramischen Beigaben starke Anklänge an die Urnenfelderformen (Teller mit facettiertem Rand usw.), während jener nur die echte Mittelhallstattausstattung, und zwar in prächtigster Ausprägung und größter Reichhaltigkeit aufwies (Mitt. XXV, 1923, S. 78f., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 57ff.). Auch nach diesem Befunde muß man, glaube ich, auf Einwanderung neuer Volksteile mit neuer Kultur schließen, deren kulturelle und wohl auch ethnische Verwandtschaft mit den Einheimischen aber die Mischung erleichterte; daraus erkläre ich mir auch das Vorkommen von hügelgräbern der echten Urnenfelderkultur in unseren größeren Hallstattnekropolen, z. B. bei Gießen, Muschenheim (Kr. Gießen) usw.

Über die Kulturformen der mittleren Hallstattzeit gibt K. Schumachers bereits erwähnte Arbeit erschöpfende Auskunft, die für Oberhessen um so wertvoller ist, als gerade unsere Provinz den beträchtlichsten Baustoff dazu liefern konnte. In der ersten Hälfte der in Rede stehenden Periode herrscht noch durchaus die Brandbestattung. Die Hügel haben oft große Ausmaße, manchmal Steinkränze; im Inneren sind Holzbauten anzunehmen, ab und zu mit Steinpackung. In stattlichen Gefäßsätzen (große Vorratsgefäße, mehrere Töpfe, vielerlei Schalen, nicht selten paarweise, darin Spitzbecher, einmal ein schöner Fußpokal) ist das Totenmahl angerichtet, in oder neben der dicken, vom Feuer herrührenden Aschenschicht. Viele Erscheinungen weisen auf Verwandtschaft mit der „Gündlinger" Kultur, neben der Grabanlage und -Ausstattung, z. B. auch das Bronzeschwert mit Flügelortband von Muschenheim (Kr. Gießen), dem ein ähnlicher Fund aus dem Frankfurter Stadtwalde zur Seite steht. Am stärksten aber haben die „Koberstädter" auf Oberhessen gewirkt. Gewiß ist auch hier wieder mit einem Bevölkerungszustrome zu rechnen, wie typische Skelettgräber mit Aufbahrung der Leiche neben dem „Totenmahle" wohl erkennen lassen (z. B. Mitt. XXV, 1923, S. 79f., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 58), z. T. ausgestattet mit dem Toilettennecessaire und mit Waffen, vornehmlich langen Eisenschwertern — Eigenarten eines „ritterlichen Kriegervolkes" (K. Schumacher), die in gewissem Gegensatze stehen zur bäuerlich-friedlichen, behäbigen Kultur, wie sie seit den Urnenfeldern in Oberhessen wieder heimisch war (echt „Koberstädter" Grabbeigaben von Höchst a. d. Nidder, Kr. Büdingen, abgebildet von K. Schumacher, Germania II, 1918, S. 99, Abb. 3, PZ. XI/XII, 1920, S. 153f., Abb. 12). Wenn aber die Koberstädter Formen der Keramik in der mittleren Hallstattzeit unserer Provinz die unbestrittene Vorherrschaft erlangen, gerade auch bei Brandbestattungen, die durchaus in der Überzahl bleiben, so muß das auf stärkstem „modischem" Einflusse beruhen und auf innigster Mischung der Koberstädter mit den älteren Elementen.

In der Hallstattzeit, einsetzend mit der „Urnenfelderstufe", erlebte die Wetterauer Töpferei ihre zweite Blüte. Wenigstens ein Töpferofen ist in unserer Nachbarschaft, unweit Rödelheim bei Frankfurt, zutage gekommen, leider noch nicht ausreichend veröffentlicht (K. Woelcke, Rg. Korr. Bl. VI,

1913, S. 45). Er enthielt auch bemalte Ware, die übrigens nicht nur dem Grabgebrauche diente, wie Wohnplatzfunde gezeigt haben. Die Muster (auf rot, braun, gelb mit schwarz oder Graphit) unserer Mittelhallstattkeramik gehören im weitesten Sinne zur Gruppe der „Textilornamente" und verraten dadurch, in Gemeinschaft mit dem Gesamtgepräge der Denkmäler wie der Grabsitte, die unseren Mittelhallstattstämmen mit den früheisenzeitlichen Kulturen Italiens, Istriens, Griechenlands gemeinsamen „illyrisch-thrakischen" Wurzeln. Eine nördlich des Maines bisher einzigartige Schale trägt Bänder aus eingestempelten Dreiecken und konzentrischen Kreisen nach Art der Rauhen-Alb-Keramik. Selten finden sich auf Tellern Flechtmotive leicht plastisch angedeutet (Bemalte Keramik: Mitt. XXV, 1923, S. 76ff., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 57f.; plastische Flechtmotive: Mitt. XXV, 1923, S. 76, Abb. 9; Gefäße der ausgehenden Mittelhallstattkultur: Mitt. XXV, 1923, S. 81; Keramik überhaupt: K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 127ff.). Von den Metallbeigaben unserer Mittelhallstattgräber sind das „Gündlinger" Bronzeschwert, bei dem noch ein Rasiermesserchen und ein Meißel aus Bronze lagen, sowie die Toilettegeräte und die Eisenschwerter der „Koberstädter" bereits erwähnt. Es kommen ferner vor halbmondförmige eiserne „Rasier"-messer, öfters auch gerade Eisenklingen. An Schmuck begegnen verschiedene Arten von Arm- und Fußringen; es fehlen auch nicht die großen Hohlwulstarmbänder und Ringe mit Tonkern. Ösenarmringe und solche mit Schwellungen, Wendelringe mit scharfen Stegen („Totenkränze"), die bei uns gewöhnlich in Mittelhallstattumgebung erscheinen, sowie die holzgefüllte Blechnachahmung des „Torques" mit Hakenverschluß müssen in den folgenden Abschnitten noch einmal erwähnt werden, wo das Verhältnis der „Koberstädter" zu den Kelten der späten Hallstatt- und frühen Latènezeit uns zu beschäftigen hat. Nicht sehr häufig sind Schläfen- und Ohrringe; Fibeln, Knöpfe usw. kommen gar nicht vor. Eine Seltenheit sind die bunten Perlen (mit bemalter Keramik) aus der Lindener Mark bei Gießen (K. Kramer, Mitt. XII, 1903, S. 118f.; P. Reinecke, AhV. V, S. 61, Taf. 14 mit farbiger Abb.). Als Ergänzung zu K. Schumachers oben angeführter Darstellung können folgende Berichte dienen, die natürlich auch noch viele Einzelheiten und Besonderheiten über Bestattungsritual und Grabausstattung darbieten: Nieder-Mockstadt, Mitt. XXV, 1923, S. 76ff., Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 13ff.; Muschenheim, P. Helmke, Veröff. 1, 1919; Lindener Mark bei Gießen, G. Gundermann, Fundber. S. 78ff. und vor allem K. Kramer öfters in den Mitt., auch Korr. Bl. d. Westdtsch. Ztschr. XXV, 1906, Nr. 53; Höchst a. d. Nidder (Kr. Büdingen), K. Schumacher, Germania II, 1918, S. 99, Abb. 3, PZ. XI/XII, 1920, S. 153f., Abb. 12.

In der Wohnstättenforschung sind wir leider noch nicht viel über W. Soldan hinausgekommen, der bekanntlich am Schrenzer bei Butzbach (Kr. Friedberg) im wesentlichen seine Beobachtungen von Neuhäusel (Westerwald) bestätigt fand (K. Schumacher, Materialien, S. 38 u. 95, Siedelungsgeschichte I, S. 110, Butzb. Fschr. 1, S. 12f., 2, S. 10, Abb. 2; F. Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit, Wegw. durch d. Rg. Centr.-Mus. 2, 1922, S. 22f.): es waren danach Anlagen vom Charakter des „fränkischen" Hoftyps. Ein Grabhügel von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) zeigte innerhalb einer mächtigen Steinpackung mäßige Spuren einer Holzkammer (Mitt. XXV, 1923, S. 78) nach Art etwa des Dillinger Blockbaues (K. Schumacher, Materialien S. 36), woraus natürlich nicht ohne weiteres auf die Technik des Wohnhauses geschlossen werden darf. Wohl aber lassen

die stattlichen Tumuli der Toten mit ihrer meist üppigen Ausstattung gewiß nicht minder hohe Ansprüche der Lebenden vermuten. Und nach den ausgedehnten Nekropolen dürfen wir, wie bereits für die Urnenfelderstufe, verhältnismäßig ganz ansehnliche Dorfschaften voraussetzen, wenn auch befestigte Anlagen wie die Koberstädter (S. Kofler, Archiv III, 1904, S. 215 bis 253) in Oberhessen noch nicht festgestellt werden konnten. Daß die Gräber dieser Periode kaum einmal als Nachbestattungen auftreten, versteht sich aus ihrer Anlage und dem ganzen Wesen der Kultur ohne weiteres.

Das Siedelungsgebiet der Mittelhallstattleute deckt sich im allgemeinen mit dem der Urnenfelderbauern, wenn es auch gegen Ende der Periode nach der Randzone des Vogelsberges hin etwas sich zu erweitern scheint. Ziemlich selten aber entsprechen sich die Siedelungsstellen. Das in der Urnenfelderstufe beginnende Herabrücken der Siedelungen und Gräber von den zur Zeit der Bandkeramiker bevorzugten Lößhöhen nach den Niederungen und zu den Wäldern hin läßt sich weiter verfolgen.

Über die Gießener Senke hinaus auf kurhessisches Gebiet sind nur mäßige Ausläufer unserer Mittelhallstattkulturen vorgedrungen. Der Gebirgsstock des Vogelsberges (und natürlich das nördliche Oberhessen) blieb nach dem Fundbestande ganz unberührt von ihnen, abgesehen von wenigen Stellen, wo breite Tälchen zur Einkehr lockten.

f) Späte Hallstattzeit.

Mit am frühesten unter den rechtsrheinischen Landen ist unsere Provinz, zunächst im Gebiete der Gießener Senke, von den machtvollen, die Latènezeit einleitenden Keltenzügen getroffen worden, und zwar durch die noch hallstättischen „Mehrener", deren Wanderung über Eifel, Hunsrück, Westerwald entlang der Lahnstraße nach Oberhessen K. Schumacher insbesondere Nass. Ann. XLIV, 1918, S. 175—222 nachgegangen ist. Vielleicht wäre eine Vermutung nicht allzu gewagt, die ihren Auszug mit den germanischen Bewegungen der jüngsten nordischen Bronzezeit am Niederrhein in Zusammenhang bringt, zumal auch im Hinblick auf manche Inventarformen. Die Mehrener halte ich mit K. Schumacher für die ersten wirklichen Kelten, die unser Gebiet berührten. Den Mittelhallstattsiedlern darf man meines Erachtens nur eine gewisse Verwandtschaft mit dem Keltentum, und diese bloß über die von ihnen aufgesogenen bronzezeitlichen „Vorkelten" und deren neolithische Bestandteile hin, zubilligen; doch ist hier nicht der Ort zur eingehenderen Behandlung solcher Fragen.

Die Grabhügel der „Mehrener" sind im Vergleiche zu denen der Mittelhallstattbauern ziemlich klein, wenn nicht Nachbestattungen An- und Aufbauten veranlaßt haben, auch sind ihre Nekropolen an Hügelzahl sehr viel bescheidener. Die Tumuli bestehen meist aus Erde, selten ganz aus Steinen. Die Sitte der gewöhnlich locker gesetzten Steinkränze und der „Menhire" ist öfters bezeugt als für die vorhergehende Kultur (vgl. Germania IV, 1920, S. 73f., allgemein über „Menhire" in unserem Gebiete Gg. Wolff, Germania IV, 1920, S. 16ff.). Die reinen „Mehrener" kennen nur Skelettbestattung, meist mit sorgfältiger, rechteckiger Steinpackung, fast nie unter der Hügelmitte, gewöhnlich nach Osten verschoben; am Kopfende steht öfters ein größerer Block als „Wächter", manchmal mit weißem Sande dabei (wie im Bronzezeithügel von Nieder-Mockstadt). Einigemal lag neben dem Grabe ein rechteckiges Steinpflaster unbekannter Ritualbedeutung. Wenn die Füllung der Leichenpackung mit Scherben und

sonstigen Kulturabfällen durchsetzt ist, während die Hügelerde sonst davon frei ist, darf man vielleicht vermuten, daß der Tote in Anlehnung an ursprüngliche Hausbestattung in Erde von der Herdstelle gebettet wurde. Es geht nicht an, hier alle Besonderheiten der Bestattungssitte zu erwähnen, die den Haupttyp bereichern — sie sind häufig lokal begrenzt, oft an eine Hügelgruppe gebunden, also wohl Eigengut einzelner Horden und Sippen (Veröff. 2, 1919, S. 24). Die Beigaben der rein „Mehrener" Gräber sind sehr eintönig: Die Männerbestattungen enthalten gewöhnlich nur ein überall gleiches, meist glänzend schwarzes Kugelgefäß mit Strichbündeln auf der Schulter und wenig umgelegtem niedrigem Mündungsrande, darin oder dabei ein einfaches halbkugeliges Schälchen; sehr selten traf ich eine Eisenklinge oder -Spitze. Die Frauengräber sind meist nur mit Schmuck ausgestattet. Unter den Bronzen kehrt immer wieder der gedrehte Halsring mit Hakenverschluß (über die „Totenkränze" ist später noch zu reden), häufiger noch sind die geschlossenen, schlichten oder mit Rippengruppen verzierten Halsringe, oft mit großem, dann im Nacken liegendem Gußzapfen (über ihre Trageweise: Veröff. 2, 1919, S. 39f., Germania IV, 1920, S. 74 und P. Helmke, Germania VI, 1923, S. 115ff.); ein sonst glatter geschlossener Halsring trägt angegossene Ringösen; ferner schlichte oder ebenfalls mit Rippengruppen verzierte Arm- und Beinringe, selten Ohr- und Schläfenringchen. Fast stets kommt dazu der Gürtel aus Leder oder Bast, mit vielen halbkugeligen Bronzebuckelchen besetzt; Gürtel mit Bronzeblechbelag sind dieser Kultur ursprünglich fremd. Besonders typisch erscheint die „Mehrener" Kultur in folgenden Fundberichten: Climbach und Grünberg (Kr. Gießen), Veröff. 2, 1919, Germania IV, 1920, S. 71ff., Mitt. XXV, 1923, S. 81ff.; z. T. nicht mehr ganz rein: Lindener Mark und Trieb bei Gießen, L. v. Schlemmer und G. Gundermann, Fundber., sowie K. Kramer häufig in den Mitt.; Laubach (Kr. Schotten), A. Roeschen, QuBl. II, S. 311f.; Muschenheim (Kr. Gießen), P. Helmke, Veröff. 1, 1919.

Die Auswahl ihrer Siedelungsplätze kennzeichnet die „Mehrener" als Jäger- und Hirtenvolk. Sie bevorzugen Waldhöhen, wo häufig noch Hüttenpodien in der Nähe ihrer Grabhügel erhalten sind, sie folgen den wiesenreichen Bachtälchen, wie vor ihnen die Schnurkeramiker und die Leute der Hügelgräberbronzezeit, und dringen auch, von Westen und Südwesten, in das Vogelsberggebiet hinein, allerdings nicht tief; der Oberwald und das nordöstliche Oberhessen haben noch keine Denkmäler von ihnen geliefert. Im Hinblick auf ihre Anmarschstraße nimmt es nicht Wunder, daß hauptsächlich der Kreis Gießen und seine nächste Nachbarschaft von der rein-„mehrener" Kultur erfüllt sind (über die verhältnismäßig wenigen Mehrener Funde in Kurhessen vgl. W. Bremer, „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit.", V, 1922, Nr. 13).

Natürlich haben die „Mehrener" nicht bloß Neusiedelungen angelegt, sondern recht häufig haben sie sich in das von den Einheimischen bereitete Nest gesetzt. Es ist immer besonders reizvoll, zu beobachten, wie das Neue mit dem Bodenständigen sich auseinandersetzt. Zunächst ein Beispiel aus dem Kreise Gießen: auf dem Schabenberg bei Mainzlar a. d. Lda., in ziemlich unfruchtbarem Gelände, schließen sich, wie bereits oben angedeutet wurde, an die Brandgräber der Urnenfelderleute solche der Hallstattzeit an, doch mit ausnehmend spärlichem Inventare, fast bloß mit einfachen flauen Aschengefäßen. Und gerade diese Ärmlichkeit dürfte der neuen Kultur Tür und Tor geöffnet haben. Denn in Brandgräbern, die

auch um ihrer Anlage willen recht bemerkenswert sind (Urnenkiste aus Steinplatten, Steinpackung, rechteckige Brandgrube, großer roter Kiesel innerhalb eines Halsringes), begegnet hier genau das Inventar der Mehrener Skelettgräber von Climbach mit Kugeltöpfen und Schalen, sowie einem geschlossenen Halsringe (Germania IV, 1920, S. 23ff., Hess. Blätter f. Volkskde. XX, 1921, S. 31ff.). Anders wird das Bild, wo die „Mehrener" selbst sich in reicheren Bauernsiedelungen einnisten, etwa in der Lindener Mark bei Gießen, G. Gundermann, Fundber. und K. Kramer öfters in den Mitt.; bei Muschenheim (Kr. Gießen), P. Helmke, Veröff. 1, 1919; besonders deutlich bei Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen), Mitt. XXV, 1923, S. 79f. und S. 84ff., Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 13ff. Auch hier finden sich Gräber ganz rein „Mehrener" Art. Und zwar pflegen sie teils als Nachbestattungen in den Hügeln früherer Perioden, selbst in ziemlich jungen der Mittelhallstattzeit, teils, und mitunter sind das nicht gerade reich ausgestattete, in besonderen Tumuli, die oft kleine Gruppen für sich bilden, zu liegen. Manche dieser Skelettgräber der „Mehrener" zeigen aber eine deutliche Bereicherung durch süddeutsche Hallstattware, wie sie jenseits des Maines die Spätzeit ankündigt, Gürtelbleche, Krausenfibeln (paarweise, verbunden durch Ketten mit Klapperblechen), verschiedenerlei verzierte Armringe mit Endstollen usw., wohl auch „Zinnen"ringe mit schlichtem Deckring und die Ringmanschetten, sowie bessere Keramik — also Dinge, die ihnen von Haus aus fremd sind und daher in den kleinen ausschließlich „Mehrener" Nekropolen und Hügeln im Gebiete der Gießener Senke noch fast ganz fehlen. In der Nieder-Mockstädter Nekropole fanden sich einige Nachbestattungen „Mehrener" Art in Hügeln der Mittelhallstattleute. Durch ein kleines Rinnsal davon getrennt, lag noch eine besondere, an Umfang bescheidenere Gruppe „Mehrener" Tumuli. In dieser fanden sich nur wenige Stücke, deren Entlehnung von der bodenständigen Kultur gewiß wäre (z. B. zwei große Hohlwulstarmbänder). Jene dagegen enthielten auch schon in Gräbern mit bemalter Keramik einige westlichen Anklänge. Hierzu rechne ich vor allem die holzgefüllte Blechnachahmung des gedrehten Halsringes mit Hakenverschluß (Mitt. und Gesch. Bl. a. a. O.). Und es fragt sich vielleicht, ob nicht die oft kriegerischere Ausstattung der „Koberstädter" gerade durch die damals drohende Keltengefahr sich erklärt. Natürlich gibt es auch Bestattungen, bei denen dahingestellt bleiben muß, ob Eingesessene den fremdartigen Schmuck der „Mehrener" übernommen, oder ob Glieder von deren Horden an der vielfach überlegenen bäuerlichen Kultur bis zum Verluste ihrer Eigenart gezehrt haben (vgl. auch K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 155).

Je weiter wir in der Wetterau südlich blicken, desto auffallender verlieren sich die echt „Mehrener" Denkmäler, so daß F. Kutsch, Han. Kat. S. 18, mit Recht feststellen kann, die späte Hallstattzeit scheine hier keine neuen Volkswellen gebracht zu haben, vielmehr seien Stücke wie der „Totenkranz" von Windecken (bei Hanau), zusammen mit „Koberstädter" Keramik gefunden, als Handelsware zu betrachten (K. Schumacher, Nass. Ann. XLIV, 1918, S. 198, Derselbe, Germania II, 1918, S. 101, Derselbe, PZ. XI/XII, 1920, S. 152). Merkwürdigerweise aber sind diese scharfstegigen Wendelringe auch in der Gießener Gegend selten, zumal in echt „Mehrener" Gräbern. Sie sind ja nicht eigentlich keltisches, sondern germanisches Gut, wenngleich bei den „Mehrenern" in der Heimat beliebt geworden. Während diese selbst sie nicht mehr in großer Zahl mit auf die Wanderung nahmen, fanden sie bei den Bauern als extravagante Rarität noch Liebhaber. Mangels sonstiger

Berührungspunkte (sehr weniges und unsicheres in der Keramik) und aus chronologischen Gründen kann ich nicht recht glauben, daß die „Totenkränze" unmittelbar vom germanischen Norden in unser Gebiet gekommen sind (doch vgl. J. Vonderaus Bericht in der XII. Veröff. d. Fuldaer Gesch.-Ver. 1914, auch zur Erkenntnis des Unterschiedes der dortigen von unserer Hallstattkultur). Im Zusammenhange mit der Torquesnachahmung von Nieder-Mockstadt könnte man fast geneigt sein, an eine „Mode" zu denken, vergleichbar etwa der „ostasiatischen" Mode zur Zeit des Schlagwortes von der „gelben Gefahr" (vielleicht erklärt sich aus solcher mittelbaren Übernahme der „Totenkränze" die von den Gepflogenheiten in ihrem Hauptverbreitungsgebiete, auch von der Fuldaer Beobachtung, anscheinend abweichende Tatsache, die hier zu Mannus VII, 1915, S. 336 angemerkt sei, daß sowohl der Wendelring von Windecken als auch ein solcher von Laubach, Kr. Schotten, wo die Leiche außerdem noch einen geschlossenen Halsring trug, nach dem Grabungsbefunde auf dem Kopfe lag; vgl. auch W. Bremer, „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersf. Zeit.", V, 1922, Nr. 13).

Auf ihrem Zuge durch die Wetterau nach dem Maine hin scheinen die „Mehrener" Horden weniger durch die ansässige „Gündlinger-Koberstädter" Bevölkerung aufgehalten worden zu sein als durch die keltisch-gallischen Frühlatènescharen, die kaum lange nach jenen auf den Marsch gesetzt, doch aus südlicheren Gegenden Frankreichs über den Mittelrhein kommend, auch das Wetteraugebiet heimsuchten und in Besitz nahmen (K. Schumacher, u. a. Germania II, 1918, S. 101; Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 23f.).

g) Gallische Latènezeit.

Es nimmt nicht Wunder, daß die ältesten Niederschläge keltisch-gallischer Latènekultur auf oberhessischem Boden in der südlichen Wetterau begegnen. Und wiederum ist es bezeichnend, daß die Skelettgräber der Neuankömmlinge, wie wenig vorher die der Mehrener, anfangs ziemlich oft als Nachbestattungen in den Nekropolen der Einheimischen sich finden — man möchte sich beinahe fragen, ob darin, statt bloßer Bequemlichkeit, nicht etwa doch zugleich die gewaltsame Besitzergreifung zum Ausdruck kommt, vielleicht geradezu symbolisch, wofür ja, mutatis mutandis, geschichtliche Parallelen nicht ganz fehlen würden.

In Süddeutschland, jenseits des Maines, legt sich die gallische Latèneschicht bekanntlich über unsere bäuerliche Mittelhallstattkultur, die dort allmählich selbst schon manche in der Richtung auf einen „Latène"stil weisende Züge, namentlich in den Bronzen der Spätzeit, angenommen hat. Ähnlich, wenngleich natürlich viel schwächer ausgeprägt, ist der Vorgang in der südlichen Wetterau, wohin wir die „Mehrener" nicht in reiner Gestalt sich ausdehnen sahen (vgl. auch K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 102). Die „Gallisierung", wie vorher die „Keltisierung" durch die Späthallstatthorden, kommt, glaube ich, in Gräbern von Nieder-Mockstadt (Kr. Büdingen) wieder einigermaßen zum Ausdruck (Mitt. XXV, 1923, S. 84ff., Gesch. Bl. VI, 1924, S. 61ff.). Ein Grab mit bemalter Mittelhallstattkeramik enthielt bereits einen geschlossenen Armring, dessen Schwellungen vielleicht aber frühlatènezeitlich nur anmuten (Abb.: Mitt. S. 77); doch vgl. die ähnliche Beobachtung von Höchst a. d. Nidder (Kr. Büdingen) bei K. Schumacher PZ. XI/XII, 1920, S. 154, Anm. 66. Eine Nachbestattung mit dem schlichten geschlossenen Halsringe der „Mehrener", zwei auffallenden Töpfen, dabei

einem merkwürdigen Warzentopfe mit schrägstehendem Henkel, der vielleicht den beiden Gefäßen von Klein-Linden (Kr. Gießen; K. Schumacher, PZ. XI/XII, 1920, S. 139, Abb. 7, 4; G. Kossinna, Mannus XIV, 1922, S. 140, hier als „Skelettgräber", was unsicher ist, wie überhaupt die Datierung noch etwas zweifelhaft erscheint) nicht fern steht[1]), und zwei Eisenringen, erbrachte dabei einen bronzenen Ösenarmreifen, wie er in der Koberstadt begegnet (S. Kofler, Archiv III, 1902, S. 252) und, mehr bandartig, auch in Gesellschaft von geschlossenen Beinringen mit drei und vier „Zinnen" in einem anderen Mockstädter Hügel auftrat, vor allem aber einen dünnen Armreifen mit Pufferenden (Abb.: Mitt. S. 84). Es fanden sich ferner die dünnen Bronzehalsringe mit Pufferenden und entsprechendes ärmliches Beiwerk. Und schließlich kamen, ebenfalls in einer Nachbestattung, Fibeln mit umgeschlagenem geknöpfeltem Fuße zutage (Gesch. Bl. VI, 1924, S. 62). Unter älteren Funden unserer Nekropole liegen u. a. auch die kobaltblauen Glasringe. Wenn erst die weiteren etwa 70 von der Verschleifung bedrohten Hügel bei Nieder-Mockstadt untersucht sind, wird sich hoffentlich dort noch deutlicher zeigen, wie die „Gallisierung" verlief.

Die weitaus meisten der gallischen Latènegräber des Wetterau-gebietes sind sehr bescheiden. Zu dem, was wir bisher schon beobachteten, kommen als Ausstattungsstücke der zweiten Stufe hinzu einige ziemlich dürftige Fibeln, an Ringschmuck „Mäander"armbänder und vor allem geperlte und geknöpfelte Armreifen, sowie verschiedene Gürtelkrampen. Als Beispiele mögen zwei Fundorte genügen: Langenbergheim (Kr. Büdingen; P. Helmke, Gesch. Bl. III, 1911, S. 183ff. mit Abb., Rg. Korr. Bl. IV, 1911, S. 72ff. mit Abb.) und Wölfersheim (Kr. Friedberg; P. Helmke, Die Altertumssammlung 1904, Taf. III, P. Reinecke, AhV. V, Taf. 57, Nr. 1061—1063, K. Schumacher, PZ, VI, 1914, S. 244). Derartige Funde erfüllen das Wetteraugebiet, wenn auch längst nicht in der überwältigenden Masse wie die Denkmäler etwa der bäuerlichen Hallstattkulturen, wobei aber zu bedenken bleibt, daß über den gallischen Gräbern gewöhnlich nur mäßige Hügel sich wölbten; und sie erstrecken sich auch zur südwestlichen Randzone des Vogelsberges hin, wo z. B. der Schloßpark von Laubach (Kr. Schotten) schon Anfang des 18. Jahrhunderts zwei geknöpfelte Armringe geliefert hat.

Eingesprengt zwischen diese bescheideneren Denkmäler finden sich, zumal in der südlichen Wetterau, einige reicher ausgestattete „Krieger"-gräber mit prächtigerem Schmuck, Waffen und Gerät, wie S. Kutsch, Han. Kat. Taf. 16 und 17, zeigt, und wofür auch der bekannte Fund von Praunheim (R. Welcker, Frankf. Anthropol.-Schr. 1908, S. 25ff., P. Reinecke, AhV. V, Taf. 57, Nr. 1049—1051 und Textabb.) anzuführen ist, ferner, aus unserer Provinz selbst, eine Gürtelkette von Berstadt (Kr. Büdingen) und die schönen Ringe von Butzbach (Kr. Friedberg; K. Schumacher Butzb. Schr. 1, S. 15 mit Abb.).

---

[1]) Die hier erwähnten Gefäße von Kleinlinden und Niedermockstadt sind mir noch ganz rätselhaft. Zu geringe Anklänge begegnen in Mittelfrankreich. Andererseits aber hat den einen Topf G. Kossinna, a. a. O. als Parallele zu solchen von germanischem Boden oder seiner Nachbarschaft angeführt. Und wenn ein sonst beigabenloser Mockstädter Hügel ein Eisenschwert über eine gewöhnliche verflaute Urne gelegt erkennen ließ (Mitt. XXV, 1923, S. 81), so will das ebenfalls gar nicht zu unseren übrigen Beobachtungen passen; es deutet vielleicht in dieselbe Richtung, wie die auffallende Keramik. Weg und Zusammenhang des Auftretens dieser vereinzelten Erscheinungen bleiben aber noch völlig unklar.

Die nördlichste Fundstelle von Denkmälern solcher gallischer „Herren"-siedelung ist der Trieb bei Gießen, die Höhe über dem Lahn- und Wiesecktale, auf der kaum eine Kultur vom Neolithikum bis zur fränkischen Zeit unvertreten ist (über die „gallische" Nordgrenze vgl. Gg. Wolff, Hess. Archiv XIII, 1920, S. 24f.). Leider als Einzelfund ergab sich eine prächtige, beiderseits „umgeschlagene", massiv gegossene Tierkopffibel, eines der schönsten Stücke dieser Art (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 80). Als Nachbestattung eines bronzezeitlichen Hügels kam ein Grab zutage mit zwei bronzenen Hohlringen (vom Gürtel) und einem Gürtelhaken mit rechteckiger Platte und roher Gesichtsmaske auf dem Krampen (K. Kramer, Mitt. XIII, 1905, S. 115ff.). Außerdem wurden auf dem Trieb unter mäßigen Tumuli noch mehrere hierher gehörige Skelettbestattungen gefunden. Beachtenswert ist vor allem ein Doppelgrab (Mann und Frau): Im rechten Arm das Schwert mit bronzebeschlagener Eisenscheide, dabei eine breitblättrige eiserne Lanzenspitze; in der Hüftgegend ein eiserner Armring mit etwas verdickten Enden; Hohlringe und Haken vom Gürtel und ein Kiesel; vom Frauengrab ein winziges geripptes Goldringchen und ein dünner, schlichter, geschlossener Bronzehalsring. Mehrere dieser gallischen Gräber zeichneten sich durch mächtige Steinpackungen aus, deren Brocken zum Teil mit „Zeichen", d. h. einem Gewirre von Rillen, bedeckt sind, von denen zwar manche den Eindruck von „Pflugschrammen" machen, viele aber unbedingt künstlich angebracht sein müssen, wie besonders die feine Einritzung auf einem kleineren Stücke. Das Steinmaterial hat erst in 3 km Entfernung sein natürliches Vorkommen; dort fehlen Steine mit Rillen und Spuren von Ackerbau, der etwa die Schrammen erklären würde, die natürlich nach Verwendung der Steine zur Grabanlage erst recht nicht entstehen konnten. An „Schrift"zeichen erinnern die Rillen nicht. Wenn auch die Frage nach Entstehung und Bedeutung dieser „Zeichen" beim Mangel erklärbarer Parallelen dazu noch ganz ungelöst ist, sollte doch hier wieder einmal darauf hingewiesen werden. Mehrfach zeigten sich auf dem Sandboden des Triebs Hügel dieser wie früherer Perioden von Ringgräbchen umgeben; einigemal war deren Sohle mit bunten Kieseln fein ausgelegt, die manchmal auch an Stelle eines Steinkranzes das Grab bandartig umzogen. Mit bekannter Genauigkeit und Sachlichkeit sind die Gräber veröffentlicht durch K. Kramer, Mitt. XVII, 1909, S. 93ff. mit Abb. und vielen Gutachten über die Entstehungsmöglichkeiten der Rillen, Rg. Korr. Bl. II, 1909, S. 34ff. mit Abb., auch Mitt. XXII, 1915, S. 148ff.

Die Galliergräber der zweiten und dritten Stufe, wie sie eben skizziert wurden, erwecken durch ihre reichere, manchmal kriegerische Ausstattung, durch ihre Anlage und Verteilung über das Wetteraugebiet gewiß den Eindruck, der durch nicht eben viele als keltisch ziemlich gesicherte Fluß-, Berg- und Ortsnamen der Südwesthälfte Oberhessens unterstrichen wird, daß es sich dabei um die Denkmäler einer an Zahl ziemlich geringen Herrenschicht handelt, deren Angehörige, ähnlich wie später die fränkischen Edelen, an bevorzugten Punkten der Landschaft sich niedergelassen haben (Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 23f.; K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 102).

Was lehren die Bodendenkmäler über die unterworfene Bevölkerung? Im nördlichen Teile der Wetterau und im Raume der Gießener Senke sahen wir oben deutliche Spuren der „Keltisierung" durch die „Mehrener"; hier also konnten die „Gallier" über fast bereits stammverwandt gewordene Einheimische herrschen. Anders in der südlichen Wetterau, wo die gallische Welle

(oder besser wohl: der erste von mehreren Zügen) auf die verhältnismäßig zahlreichen Bauern der Mittelhallstattkulturen unmittelbar traf. Aber nur ganz vereinzelte Brandgräber und bloß wenige Formen gröberer Wohnplatzkeramik lassen deren Weiterleben deutlicher erkennen. Wenn dazu K. Woelcke, a. a. O. eine „geschwollene" Urnenfeldernadel aus einem Mittel-Latènegrabe für die Kontinuität der einheimischen Bauern geltend macht, so muß ich gestehen, daß ich diesem „Funde" nicht recht trauen kann, da uns doch ein ähnliches Stück auch in der Masse der Mittelhallstatthügel einmal hätte begegnen müssen; es regt sich der Verdacht, daß es sich hier um den Teil eines der dünnen Latènehalsringe mit Pufferenden handelt, die oft, wie ein Ring von Muschenheim besonders deutlich zeigt, ganz ähnlich wie bronzezeitliche Nadeln profiliert sind, so daß Bruchstücke davon nachweislich zur Verwechslung geradezu herausfordern. „Gallische" Gräber der oben geschilderten ärmlicheren Art mögen schließlich zum Teil auf „Unterworfene" zurückgehen. F. Kutsch, Han. Kat. S. 20, hat daher ganz recht, wenn er warnt vor der Überschätzung sonst bewährter „Leitfossilien", zumal diese bei uns in der Tat nicht gar selten in „systemloser" Mischung älterer und jüngerer Typen begegnen. Das erschwert natürlich auch die Herausarbeitung geschlossener, vielleicht aus den Zügen verschiedener Stämme erwachsener Denkmälergruppen, wenngleich selbst unsere kurze Materialübersicht schon einige Anhaltspunkte dafür eröffnet haben dürfte, wie auch ein Blick in die angeführten Fundberichte rasch zeigen wird, daß nicht alle gallischen Strömungen gleich weit nach Norden gedrungen sind. Wenn wir nun in unserem ganzen Gebiete die alte Bevölkerung in den Denkmälern nicht recht vor Augen sehen, so werden wir leider auch hier daran gemahnt, daß selbst ein zahlreiches Volk, wenn es der Fremdherrschaft verfällt, ärmlich wird gerade in Kulturäußerungen, deren materieller Ausdruck den Zeiten standhalten könnte, nicht zuletzt in seiner Lebensführung und entsprechend in der Ausstattung der Gräber, die doch nun einmal unsere Haupterkenntnisquellen sind.

Südlich-Klassische Denkmäler im Originale oder nächste Verwandte davon sind natürlich in Oberhessen als der äußersten nördlichen Randzone gallischen Macht- und Kulturbereiches kaum in ansehnlicherer Zahl zu erwarten. Nur zwei Stücke, leider Einzelfunde, verdienen Erwähnung. Vor allem die schöne Ringergruppe des Henkels von Borsdorf (Kr. Büdingen), eine etruskische Arbeit des 5. Jahrhunderts (H. Bulle, Der schöne Mensch im Altertum² 1912, Taf. 90), deren aktenmäßig überlieferter „Fund", zumal in dortiger Gegend die entsprechende Latènestufe auch sonst vertreten und nahe der Fundstelle das ehemalige Vorhandensein von Grabhügeln bezeugt ist, mir zu gut belegt scheint, als daß ich die Bedenken P. Reineckes, Mainzer Fschr. 1902, S. 99, Anm. 18, teilen möchte. Es kommt hinzu das leider bisher ziemlich unbekannt gebliebene Halsring(?)stück (Henkel oder Zieraufsatz?) von der Glauburg (Kr. Büdingen), das neben seinen zwei bemützten Köpfen durch die nach einem dritten in der Mitte schnappenden Löwen südlich-orientalische, wohl etruskische Vorbilder merkwürdig teils nachahmt, teils barbarisiert (P. Helmke, Gesch. Bl. I, 1909, S. 1ff.; K. Schumacher, Butzb. Fschr. 1, 1921, S. 16; Gesch. Bl. VI, 1924, S. 62). In seiner natürlich längst überholten Zusammenstellung über die Ausbreitung der Latènekultur in Hessen hat F. Kofler, Archiv III, 1904, S. 104, auch die Funde von „Regenbogenschüsselchen" vermerkt, die leider sämtlich ohne Verbindung mit anderen Denkmälern zutage kamen und daher unser Wissen über die gallisch-germanische Zeit unserer Provinz noch nicht wesentlich

bereichern konnten. Die Münze von Romrod (Kr. Alsfeld) erweckt zwar im Hinblick auch auf den berühmten Fund von Mardorf (Kurhessen; mit Literatur: Gg. Wolff, Ztschr. L, 1917, S. 98ff.) einiges besiedelungs- und straßengeschichtliche Interesse, kann aber bei der Unmöglichkeit ihrer zeitlichen Festlegung gegen den Mangel jeglicher anderen keltisch-gallischen Funde in der ganzen Nordosthälfte Oberhessens selbstverständlich nicht aufkommen.

Die keramischen Funde aus gallischen Gräbern unseres Gebietes sind sehr spärlich, nicht etwa deshalb nur, weil zu wenig darauf geachtet worden wäre. Aus der südlichen Wetterau kann F. Kutsch, Han. Kat. Taf. 18, Nr. 11 und 13, bloß zwei wirklich charakteristische Gefäße abbilden. Und der schöne Topf von Praunheim (Veröff. oben zitiert) ist gerade wegen seiner prächtigen Eigenart wenig geeignet, uns allgemein über die Töpferei dieser Periode zu unterrichten. Sonst kenne ich nur wenige Scherben aus oberhessischen Gräbern.

So stehen wir leider noch ziemlich ratlos vor dem Materiale latènezeitlicher Wohnstätten, deren Zuweisung zur gallischen oder germanischen Epoche beim gewöhnlichen Fehlen anderer Funde meist unmöglich ist. Vielleicht sind hier zu nennen die Wohnplatzscherben aus der Wiesecker Sandgrube bei Gießen mit „Flaschen"bruchstücken (K. Kramer, Mitt. XII, 1903, S. 118), wohl auch die Trichtergruben von Eberstadt (Kr. Gießen) mit zahlreicher Keramik, die ich „älterer" Formen wegen noch der gallischen Zeit zurechnen möchte (K. Kramer, Mitt. XXII, 1915, S. 150ff. mit Abb.), und gewiß eine rechteckige und eine ovale Grube bei Lich (Kr. Gießen; F. Kofler, V. Jahresber. d. oberh. Ver. f. Loc.-Gesch. 1887, S. 92ff. mit Abb. und Archiv III, 1904, S. 98f.). Für die große Masse der Gruben mit meist grober Gebrauchsware fehlen uns, wie gesagt, noch sichere Anhaltspunkte. Über ihre Verteilung im Gelände und ihre Deutung vgl. Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 26ff.

Von den Ringwällen Oberhessens scheint mir nur die Glauburg (Kr. Büdingen) gallischen Ursprunges hinreichend verdächtig, einmal wegen des bereits erwähnten Fundes, vor allem aber auch wegen ihrer Anlage und wegen der in ihrer Umgebung bezeugten starken gallischen Besiedelung (z. B. Nieder-Mockstadt); eine gründliche Untersuchung steht freilich noch aus. (H. Wagner, Kunstdenkmäler im Grh. Hessen, Kr. Büdingen, 1890, S. 148ff. mit Plan; W. Lehr, Überall, illustr. Ztschr. f. Armee und Marine XV, 1913, S. 321ff. mit vielen Abb.; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 187; Gesch. Bl. VI, 1924, S. 62).

Über die Stammeszugehörigkeit der oberhessischen Gallier scheint mir eine bestimmte Meinungsäußerung heute noch verfrüht. Nur die Helvetii werden uns vielleicht in den reicher ausgestatteten, nicht weit nordwärts zu verfolgenden Gräbern der südlichen Wetterau einigermaßen greifbar sein. Auf die übrigen nach ihren Zügen oder benachbarten Wohnsitzen etwa in Frage kommenden Völkerschaften (nach K. Schumacher, Butzb. Fschr. 1, 1921, S. 16: Volcae, Turones, Bituriges usw.) wage ich die Funde, bei ihrer modernäßigen Gleichförmigkeit über weite Gebiete hin, noch nicht zu verteilen.

h) Germanische Latènezeit.

Vielleicht darf die oben beklagte Tatsache, daß es nicht möglich ist, die große Masse der latènezeitlichen Wohnplätze auf Grund ihrer Keramik in „gallische" und germanische zu sondern, geltend gemacht werden für die Annahme einer starken Bevölkerungsmischung nach dem Einrücken und den verschiedenen Durchzügen der germanischen Stämme von der Wende zum letzten vorchristlichen Jahrhundert an (zur Klärung unseres Wissens über das

keramische Latènematerial würde vermutlich die eingehendere Veröffentlichung der beiden in der südlichen Wetterau bisher entdeckten Töpferöfen einiges beitragen; vgl. Gg. Wolff, Südl. Wetterau S. 149, Nachtr. 4). Diese Mischung dürfte aber insbesondere die von den Galliern unterworfene, nach den Denkmälern arg verkommene Hallstattbevölkerung betroffen haben, während die Herrenschicht selbst vielleicht verdrängt wurde. Wenn wir auch von keinem Ringwalle nachweisen können, daß er von Galliern errichtet worden ist (von der Glauburg war oben die Rede), so scheinen doch einige germanischen Anlagen dieser Art, wie vor allem der Dünsberg, gegen jene gerichtet gewesen zu sein. Für starken politischen Gegensatz spricht wohl auch der Umstand, daß die spätlatènezeitlichen Urnenfelder keine feinere, typisch gallische Keramik bergen, sondern im wesentlichen nur gröbere, rein germanische Ware aufweisen, und daß auch sonst echt gallische Gegenstände nur spärlich darin vertreten sind, wie z. B. ein Pufferarmring vom Rodberg bei Gießen (abgeb. bei K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 162) und das Maskenbüchschen vom Goldstein bei Bad-Nauheim (abgeb. und bespr. von P. Reinecke, Mainzer Fschr. S. 89); den „keltisch-germanischen" Münzen konnte noch keine sichere Belehrung abgewonnen werden (vgl. Gg. Wolff, Ztschr. L, 1917, S. 98ff., auch K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 171).

Die Urnenfelder vom Rodberg bei Gießen (K. Kramer, Fundber. S. 87ff.) und vom Goldstein bei Bad-Nauheim (F. Quilling, Die Nauheimer Funde, 1903), wo damals der Salinenbetrieb mächtig einsetzte (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 167f.), sind trotz beträchtlicher Vermehrung des Materials von verschiedenen Orten des Wetteraugebietes und der Gießener Senke, deren Einzelnachweis sich hier verbietet, doch die maßgebenden Urkunden für die germanische Frühzeit Oberhessens geblieben.

Die stammeskundlichen Fragen haben sich namentlich K. Schumacher (AhV. V, zu Taf. 9 und 70; PZ. VI, 1914, S. 277ff.; Siedelungsgeschichte I, S. 151f., II, S. 129f.) und Gg. Wolff (Ztschr. L, 1917, S. 52ff., bes. auch S. 70ff.; Chatten-Hessen-Franken, 1919; Archiv XIII, 1920, S. 25) angelegen sein lassen. So ist über den archäologischen Nachweis der Chatten (z. B. Rodberg), bzw. des chattisch-mattiakischen Zweiges (verschiedentlich in der Wetterau) und der Sueben (z. B. Nauheim) bereits ziemliche Übereinstimmung erzielt, wie auch dafür, daß niemals das gesamte Wetteraugebiet rein chattische Besiedelung getragen hat; zur Annahme ubischer Bevölkerungsteile geben uns die Denkmäler auch in der südlichen Wetterau bisher keinen Anlaß. Die „germanischen Denkmäler der Frühzeit" werden in ihren nächsten Heften gerade auch auf unserem Gebiete möglichste Klarheit zu schaffen suchen.

Eine große Überraschung brachten die letzten Jahre durch einige Funde ostgermanischer Art, für deren Vereinzelung man mit oder ohne innere Berechtigung vorerst die Unscheinbarkeit dieser Reste geltend machen wird, deren Träger aber, wie die spätlatènezeitlichen Siedelungsplätze insgesamt erweisen, keine tiefergehenden Spuren in Oberhessen hinterlassen haben. Es ist immerhin bemerkenswert, daß die spärlichen ostgermanischen Funde nicht an Orten germanischer Dauersiedler, sondern als Nachbestattungen in Nekropolen zutage gekommen sind, wo die nächstälteren Gräber der spätesten Hallstatt- oder der gallischen Latènezeit angehören: bei Climbach (Kr. Gießen) einige auffallenden, aber wenig deutlichen Scherben (Veröff. 2, 1919, S. 18 und 32, Taf. 6 und 10), dann bei Mainzlar (Kr. Gießen) ein wirkliches Brandschüttungsgrab mit verschiedenen schlichten Scherben und einem im Feuer verbogenen Bronzestückchen, dabei jedoch ein dreieckiger eiserner Gürtel-

krampen mit punktverziertem Bronzebelag (Germania IV, 1920, S. 25 und Abb., S. 24, Nr. 23 bis 26); und endlich der völlig eindeutige Fund von Muschenheim (Kr. Gießen) mit typisch ostgermanisch-wandalischer Mäanderkeramik, daneben ein Messer, Schildnägel und freilich auch einer der überhaupt bei uns mehrfach vertretenen ringförmigen Gürtelhaken (K. Schumacher, Germania IV, 1920, S. 75ff.; G. Kossinna, Mannus XI/XII, 1920, S. 405ff.; K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 204).

Über die „Trichtergruben" und die damit zusammenhängenden Fragen hat sich, wie bereits erwähnt, Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 26ff., geäußert. Das Material der in den Wohnstätten begegnenden Reibsteine, teils in Form der „Napoleonshüte", stammt nicht selten von Brüchen des Lumdatales und aus der Nähe von Münzenberg, wo also eine gewisse Basaltindustrie anzunehmen ist, wenngleich Spuren an Ort und Stelle bisher nicht gefunden wurden, wohl weil sie durch die neueren Betriebe längst verwischt sind (K. Schumacher, Materialien S. 209 und Siedelungsgeschichte I, S. 168). Soweit es uns in den Funden bisher deutlich wird, deckt sich das germanische Siedelungsgebiet in Oberhessen, allerdings nicht hinsichtlich der Siedelungsplätze, sowohl nach seinem Umfange als auch nach den Eigenschaften der gewählten Örtlichkeiten im großen und ganzen mit dem der Urnenfelderleute und der Hallstattbauern, annähernd auch mit dem der Gallier.

Von den Ringwällen der Provinz konnte leider bisher nur der des Hausbergs bei Butzbach (Kr. Friedberg) etwas eingehender untersucht werden (F. Kutsch, Mitt. XX, 1912, S. 82ff.). Er ist offenbar im letzten vorchristlichen Jahrhundert, nicht lange vor Beginn der Römerzeit, entstanden (die Fibel Abb. II, H. VII, Taf. III, Nr. 15 stammt nach Mitteilung Schumachers nicht vom Hausberg). Daß die Anlage außerhalb des Limes liegen blieb, hat zur Annahme mattiakischer Besetzung veranlaßt (W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 124, verschiedentlich auch K. Schumacher und Gg. Wolff), wofür auch die Funde zu sprechen scheinen. Für einige Wälle des Vogelsberggebietes (z. B. Gänsberg bei Alsfeld, Hainig bei Lauterbach, Alsf. Fschr. S. 166) ist schon bronzezeitliche, für die Glauburg bei Büdingen gallische Entstehung nicht unwahrscheinlich, wie oben bereits angedeutet wurde. Mehrere aber sind gewiß erst mittelalterliche Refugien. Am Sängersberg bei Salzschlirf (Kr. Lauterbach) fand jedoch J. Vonderau etliche germanische Scherben (III. Veröff. d. Fuld. Gesch.-Ver. 1901, S. 17 mit Abb. und schriftliche Mitteil. Vonderaus), was einiges Licht auf die Wiederbesiedelung der nordöstlichen Hälfte Oberhessens wirft, wo die Grabhügel bekanntlich nur bronzezeitliche Funde erbracht haben, wo also offenbar merkliches Leben erst in germanischer Zeit oder kurz vorher wieder eingesetzt hat, wenn wir auch diesseits der Landesgrenze in dortiger Gegend und im Vogelsberg überhaupt noch keine sicheren Spuren davon und ebensowenig ein klares Urteil über die Fundzäsur besitzen. Bei der bedauerlichen Spärlichkeit unserer eigenen Untersuchungen sind die Ringwallforschungen unserer Nachbarschaft, namentlich in Kurhessen und im Taunus, für unsere Provinz von um so größerer Wichtigkeit, auch zur stammlichen Bestimmung der germanischen Siedler Oberhessens höchst wertvoll (Schriften: E. Anthes, BRgK. II, 1906, S. 26ff., III, 1909, S. 32ff., VI, 1913, S. 3ff.; K. Schumacher, Materialien, 1913, passim; E. Wahle, Die Vorgesch. d. dtsch. Volkes, 1924, S. 156; vgl. u. a. auch K. Schumacher, PZ. VI, 1914, S. 279f., Siedelungsgeschichte I, S. 152ff.; Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 29f. und Ztschr. L, 1917, S. 112ff.).

i) Römisch-germanische Zeit.

Was von allgemeinerem, vornehmlich siedelungsgeschichtlichem Gesichtspunkte aus über die römische Okkupation der Wetterau nach dem heutigen Stande der Forschung gesagt werden kann, hat Gg. Wolff in seiner schon so oft zitierten Arbeit (Archiv XIII, 1920, S. 29ff.) anschaulich zusammengefaßt (für die Anfänge seiner Tätigkeit: Mitt. XII, 1903, S. 1ff.), und K. Schumacher hat dem bewährten Forscher in seiner natürlich ebenfalls hierher gehörenden Siedelungsgeschichte (II, S. 342ff.) zu weiteren gewichtigen Äußerungen über die Art der einheimischen Bevölkerung und über die römische Kolonisation Gelegenheit gegeben. Erwähnenswert ist auch die knappe Darstellung bei G. Behrens, Butzb. Fschr. 2, 1921.

Bezüglich der Einzelheiten über die römischen Wehrbauten und die bürgerlichen Anlagen, für deren Erörterung hier natürlich nicht der Ort ist, sind die maßgebenden Quellen und Bearbeitungen, aus denen auch die sehr zersplitterte Literatur wenigstens annähernd vollständig zu ersehen ist, bekannt genug: vor allem die entsprechenden Hefte des Limeswerkes, die Forschungsübersichten in den BRgK., Gg. Wolff, Die Südl. Wetterau 1913 mit Nchtr. 1921, K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II; viele Einzelhinweise geben die Jahresberichte der hessischen Denkmalpflege und die Bibliographien. Bemerkt sei hier nur, weil immer wieder einmal gegenteilige Ansichten geäußert werden, daß an der nördlichsten Stelle des Limes, bei Grüningen (Kr. Gießen), bisher alles Suchen nach Spuren eines Kastelles vergeblich war, und das Fehlen einer stärkeren Daueranlage an diesem Orte daher kaum noch bezweifelt werden kann (doch vgl. auch W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 2). Einen besonderen Hinweis verdient endlich noch der Sammelfund römischer Ackergeräte von Gettenau bei Echzell (Kr. Büdingen; Ed. Anthes, DP. III, 1914, S. 50f. und Taf. 4, BRgK. VII, 1915, S. 157f., Germania II, 1918, S. 118f.).

Für die Erforschung der Römerzüge gegen die Chatten waren die letzten Jahre besonders fruchtbar: K. Schumacher, Der Feldzug des Germanicus gegen die Chatten (Mainzer Ztschr. VII, 1912, S. 71ff.) und Gg. Wolff, Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus (Ztschr. L, 1917, S. 52ff.). Beide Arbeiten, mit Sach- und Literaturbelegen reichlich ausgestattet, unterrichten zugleich über die wichtigsten Ergebnisse der oberhessischen Straßenforschung (Wolff, S. 82—111), zu der auch J. Vonderau viel beigetragen hat (namentlich: Fuldaer Gesch.-Bl. XIV, 1920, S. 129ff., XV, 1921, S. 21ff., S. 27ff.), und wofür noch die Bemerkungen von K. Schumacher, Siedelungsgeschichte I, S. 213, II, S. 240ff., zu nennen sind; nicht vergessen sollen aber auch die Vorarbeiten F. Koflers sein (Westdtsche Ztschr. XII, 1893, S. 129—156) und die Abhandlung in Gg. Wolffs Südl. Wetterau (S. 19—47).

Wie überall in den römischen Provinzen mangelt es natürlich auch in der Wetterau nicht an Beispielen der Überlagerung vorrömischer, einheimischer, durch römische Schichten. Beispielsweise seien wenigstens angeführt die Villa von Eberstadt (Kr. Gießen), die (bewußt oder zufällig?) auf germanischer Grundlage stand (W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 3f., E. Ritterling, BRgK. VIII, 1917, S. 6), die specula auf dem Johannisberg bei Bad-Nauheim (Kr. Friedberg), die, wie wir schon hörten, außerdem noch vorgermanische Reste deckte (P. Helmke, Gesch. Bl. II, 1910, S. 1ff.) und schließlich, als Zeichen der Berührung, die germanischen Brandbestat-

tungen inmitten des römischen Gräberfeldes bei Heldenbergen (Kr. Friedberg; K. Schumacher, AhD. V, Taf. 70, Nr. 1317—1324).

Doch über einige keramischen Eigentümlichkeiten hinaus fehlen Spuren einer intensiveren Kulturmischung. Die Germanen Oberhessens, bzw. die durch sie bereicherte Mischbevölkerung, war durch eine zu große Kluft von der römischen Kultur getrennt, als daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit eine provinzialrömische Wetteraukultur echt landschaftlichen Gepräges wie etwa die gallorömische hätte reifen können. Daher können wir wiederum nicht immer mit der erwünschten Sicherheit entscheiden, welche von unseren „spätlatènezeitlichen" Wohnplätzen noch der römischen Periode angehören, wenn nicht besondere Fundstücke uns Winke geben. So wäre der Inhalt einiger Trichtergruben von Heuchelheim (Kr. Gießen) ohne das Mittelerz des Aurelius Caesar kaum annähernd genau zu datieren gewesen (P. Helmke, Germania VI, 1922, S. 93; Mitt. XXV, 1923, S. 86). Immerhin ist es aber doch schon von mehr als einem germanischen Urnenfelde oder Dörfchen gewiß, daß es mit dem Beginne der Römerkämpfe und der Okkupation abbricht, während in deren Verlaufe an anderen Stellen neue Siedelungen erblühen (z. B. K. Schumacher, AhD. V, S. 38, Siedelungsgeschichte I, S. 207).

Der Dünsberg indessen scheint auch weiterhin ein wichtiges Refugium gewesen zu sein (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II, S. 125f.). Oben hörten wir, daß man für den Hausberg bei Butzbach mattiakische Besetzung angenommen hat, unter anderem auf Grund der Tatsache, daß er außerhalb des Limes liegen blieb. Das gleiche kann geltend gemacht werden für die große, der Grenze so nahe Siedelung an der Rödgener Sandgrube (im Stadtwalde) bei Gießen, deren Urnenfeld immer noch vor allen übrigen für die Beurteilung der römisch-germanischen Kultur Oberhessens am aufschlußreichsten ist (G. Gundermann, Fundber. S. 93ff.; bessere Abb. der wichtigeren germanischen und römischen Keramik: K. Schumacher, AhD. V, Taf. 9, vgl. auch Siedelungsgeschichte II, S. 124 und Abb. 36). Die Wohnplätze sind im Walde großenteils noch deutlich sichtbar; über die Untersuchung einer Grube berichtet W. Bremer, Mitt. XXI, 1914, S. 121ff.; sie enthielt unter anderem eine Silbermünze wie die von G. Behrens, German. Denkm. d. Frühz. I (Wangionen) 1923, S. 58, Abb. 57, Nr. 1 und 2, dargestellten. Das Urnenfeld ist bereits häufig in der Literatur herangezogen worden, zuletzt sehr ansprechend verwertet von E. Rademacher, Mannus XIV, 1922, S. 187ff. Für Kurhessen sei wenigstens auf die Gräber und die Siedelung von Unterweisenborn (W. Bremer, Germania V, 1921, S. 60ff. und „Mein Heimatland", Beil. z. „Hersfelder Zeitung", V, 1922, Nr. 10) verwiesen, ferner auf die Funde von Fulda (J Vonderau, Pfahlbauten im Fuldatale 1899, und Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit im Gebiet der Karlmannschenkung an das Kloster Fulda, SA. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Fuld. Zeit." vom 1. Jan. 1924).

Gerade E. Rademachers Arbeit aber deckt zugleich die Schwierigkeiten auf, die im Bereiche und für die Zeit der uniformierenden Römerherrschaft einem Versuche drohen, die einheimischen Stämme an Hand ihrer Kulturhinterlassenschaft genau zu sondern. Denn wenn es auch gelingt, neu zuströmende Elemente zu bestimmen, so müssen wir uns doch darüber klar sein, daß dann längst nicht derselbe Namen für die Masse der Bewohner gleich anwendbar ist, zumal in der Wetterau, der alten Sackgasse für Völker verschiedenster Art. Und das entspricht den von Gg. Wolff, Germania VII, 1923, S. 3, auf Grund auch der Ortsnamen gewonnenen Ansichten, daß näm-

lich der Limes in strategisch so gefährlicher Weise die Wetterau als sinus imperii dem Reiche einverleibte mindestens so gut zum Schutze und zwecks Ausnutzung der uneinheitlichen und daher leicht gewonnenen „mattiakischen" Mischbevölkerung gegen die reinen, unabhängigen Chatten jenseits der Gießener Senke, als wegen der Fruchtbarkeit der Landschaft, die sonst kaum das Wagnis der Besetzung aufgewogen hätte.

k) Nachrömische Zeit.

Wie allmählich, je nach der sozialen Stellung und der darin begründeten loseren oder engeren Verknüpfung mit der neuen, für viele gewiß aber bereits alten Heimat, die römischen Bewohner des Wetteraugebietes der Chattengefahr wichen, ersehen wir aus der Verödung zahlreicher villae schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts, der erst um 260 auch die militärische Preisgabe des Landes folgte, wohl weniger durch die Germanen erzwungen, als durch die inneren Verhältnisse des Reiches veranlaßt. Über das Weiterleben römischer Kultur und über das Weitervegetieren römischer Kulturstätten macht Gg. Wolff, Archiv XIII, 1920, S. 43ff., einige Andeutungen, für die freilich eine Veröffentlichung der tatsächlichen Grundlagen großenteils noch aussteht. Derselbe Forscher hat früher schon über den Zusammenhang römischer und mittelalterlicher Kultur im Mainlande gehandelt (Einzelforschungen über Kunst- und Altertumsgegenstände zu Frankfurt am Main I, 1908, S. 1ff.; vgl. auch F. Kutsch, Han. Kat. S. 24). Wenn man einerseits das Nachleben römischer Kastellplätze hervorhebt und es sich erklärlich zu machen sucht durch die Annahme, die Germanenführer hätten von dieser „fiskalischen" Beute Besitz ergriffen, so gibt es immerhin auch einige bäuerliche villae, die den Zusammenbruch überdauert zu haben scheinen (Weilerorte). Doch wollen wir nicht übersehen, daß so gut wie nichts in den Ortsplänen und nur recht wenige Ortsnamen in der Wetterau eine unmittelbare Kontinuität der römischen Tradition und der Siedelungsplätze uns verbürgen. Gerade die „Kontinuität" aber, wo sie besteht, beraubt uns natürlich fast völlig der Hoffnung, dort an Hand von Denkmälern die Kluft durch den Nachweis des allmählichen Überganges offensichtlich zu überbrücken. Diese greifbaren sachlichen Feststellungen, die wir vermissen, wenn wir vom Weiterleben des römischen Straßennetzes absehen, können auch nicht völlig ersetzt werden durch Hinweise etwa auf Märkte, die bei Kastellorten, z. B. in der Nähe von Arnsburg (Kr. Gießen), noch lange sich erhalten haben sollen (K. Schumacher, Siedelungsgeschichte II, S. 74). Kein einziger Fall aber ist mir bekannt geworden, wo eine „römische Erinnerung" heute noch lebendig wäre, ohne daß späterer „gelehrter" Einfluß wirksam gewesen sein könnte. Und außerhalb des Limes wurde die kaum zu bezweifelnde Kontinuität selbst an einer so viel versprechenden Stelle wie am Trieb bei Gießen durch den Spaten nur annähernd gewonnen. Nach dem archäologischen Materiale hat im wesentlichen offenbar doch erst die fränkische Zeit begonnen, auch unserer Gegend die endgültige Siedelungsverteilung aufzuzwingen: die fränkischen Reihengräber sind diejenigen Denkmäler, die am häufigsten mit den bewohnten Plätzen der Folgezeit sich berühren.

Mit guten Gründen bezweifelt Gg. Wolff a. a. O. das Bestehen einer wirklichen Chattenherrschaft bis zum Maine auch für die Zeit nach dem Abzuge der Römer. Er nimmt vielmehr wieder eine Sonderstellung der Wetteraubevölkerung zu den Bewohnern der Lande wenig nördlich des Limes an. Gg. Wolff weist auch darauf hin, daß Julian am unteren

Maine gegen Alamannen kämpfte. Die Bodendenkmäler bieten uns aber noch kein Zeugnis für deren Anwesenheit in der oberhessischen Wetterau, und das gleiche betont F. Kutsch, Han. Kat. S. 24, für sein Arbeitsgebiet. Nur ein kleiner schwarzer Topf von Leihgestern (Kr. Gießen) erinnert durch seine aus der Wandung herausgetriebenen Vertikalbuckeln (K. Kramer, Mitt. XIX, 1911, S. 250, hier irrtümlich „Spiralwindungen") an die Keramik aus sicher alamannischem Gebiete, kein Wunder bei der nahen Nachbarschaft. Die früher auch bei uns natürlich übliche Bezeichnung „alamannische" Gräber kann hier keinen Irrtum mehr stiften.

Das Chatten-Frankenproblem hat in letzter Zeit am fruchtbarsten ebenfalls Gg. Wolff mit Beziehung auf eine hauptsächlich die frühgeschichtlichen Verhältnisse behandelnde Studie J. R. Dieterichs (Großhessen oder Rheinfranken? Darmstadt 1919) im Zusammenhange mit politischen Nachkriegsbestrebungen, doch streng wissenschaftlich, erörtert in einer reichlich mit Belegen ausgestatteten Sonderschrift Chatten-Hessen-Franken (Marburg 1919) und seine Auffassung Archiv XIII, 1920, S. 43ff. nochmals knapp zusammengefaßt; wichtig ist auch sein Aufsatz über Chatten, Alemannen und Franken in Kurhessen und in der Wetterau („Volk und Scholle", Heim.-Bl. f. beide Hessen, 1922, S. 57ff.). F. Kutsch, Han. Kat. S. 24, stimmt mit ihm um so mehr überein, als in der Tat die Denkmäler und die sonstigen Beobachtungen ziemlich deutlich zu reden scheinen. Danach wäre für das Wetteraugebiet mit einer umfassenden fränkischen Kolonisation zu rechnen, während Kurhessen, das eigentliche Chattenland, nach seinem durch die Verhältnisse erzwungenen Anschluß an das Frankenreich, von einigen militärisch-wirtschaftlich geeigneten Orten aus unter Aufsicht gehalten und verwaltet wurde, Ansichten, die Gg. Wolff, Germania VII, 1923, S. 2ff., auch durch die Ortsnamen bestätigt findet.

Viele Orte der Wetterau und ihrer Ausläufer, nicht des Vogelsberges, haben bereits reiches Forschungsmaterial für die in Rede stehende Zeit geliefert, wenngleich natürlich nicht von so prunkvollem Glanze, wie er die westlichen Funde oft umstrahlt. Nur drei besonders ergiebige Fundstellen sollen hier angeführt werden. Zunächst der Trieb bei Gießen als der nördlichste in unserer Provinz bisher bekannt gewordene Sitz, wie einstmals auch für die gallische Herrenkultur. Neben den echt „fränkisch" ausgestatteten Skelettgräbern scheinen hier einige Brandgräber sogar eine gewisse Bevölkerungskontinuität einmal etwas greifbarer als sonst zu erweisen (K. Kramer, Mitt. XVI, 1908, S. 94f., Rg. Korr. Bl. I, 1908, S. 17ff. mit Abb. und S. 27). Wegen der Anlage des Skelettgrabes und wegen der Beigaben, namentlich der Keramik, ist ferner größter Beachtung wert die Ausbeute eines Hügels der dritten oder vierten Periode Brenners (K. Kramer, Mitt. XVIII, 1910, S. 138ff. und Taf. VIII, Rg. Korr. Bl. III, 1910, S. 4ff. mit Abb.; E. Brenner, BRgK. VII, 1915, S. 309). Auch die bekannten „pseudoslawischen" Gefäße sind auf dem Trieb in einem Brandgrabe mit Glasperlen und Spinnwirteln zutage gekommen (K. Kramer, Mitt. XXIII, 1920, S. 81f.; als wirklich slawisch verwertet von Ed. Anthes, Germania IV, 1920, S. 39). Von weit größerer Bedeutung noch sind aber die bei Leihgestern (Kr. Gießen) aufgedeckten, reich ausgestatteten Reihengräber der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, besonders wegen der Holzfunde. Die Totenkisten vor allem sind in ihrer recht guten Erhaltung äußerst lehrreich. Zwei Typen sind durch je zwei Gräber im Oberhessischen Museum vertreten: 1. Außensarg aus „palissadenartig"

gestellten Brettern gebildet, Innensarg aus langen Bohlen; 2. Außensarg aus großen Bohlen, Innensarg aus feinem Gitterwerk. Beide Arten haben Bohlenabdeckung. Alles zur Tracht gehörige lag bei der Leiche im Innensarge, die übrige Ausstattung, Gefäße, Geräte verschiedener Art, teils aus Holz, in den Abteilungen des Außensarges (K. Kramer, Mitt. XIX, 1911, S. 245ff. mit Abb., XX, 1912, S. 93ff., Rg. Korr. Bl. IV, 1911, S. 54ff. mit Abb., doch sind die Sargphotographien dieser mit vorbildlicher Pünktlichkeit gleich nach der Aufdeckung erstatteten kurzen Berichte vor der völligen Zusammensetzung der Holzteile aufgenommen und lassen infolgedessen die Innenkonstruktion der Totenkisten nicht erkennen; K. Schumacher, Materialien S. 61 und S. 137, hier mit Recht auf die Hausanlage bezogen, aber ohne weitere Begründung als „alamannisch" bezeichnet; E. Brenner, BRgK. VII, 1915, S. 309). Die abschließende, den so wichtigen Leihgesterner Gräbern gewiß zukommende monographische Behandlung und ins Einzelne gehende Veröffentlichung steht leider noch aus. Das gleiche gilt für die beträchtliche, im hessischen Landesmuseum liegende G. Dieffenbachsche Ausbeute der zahlreichen Gräber von Friedberg (kurz verzeichnet bei R. Adamy, Die archäologischen Sammlungen 1897, S. 105ff.), aus der eigentlich nur die Runenfibel etwas bekannter geworden ist (Spange der Thrudhild; R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, Straßburg 1889, S. 115ff. mit Abb.; Terminus post quem einer Bestattung des Gräberfeldes durch eine Münze des Justinian), deren übrige Bestände aber ebenfalls recht beachtenswert sind.

Die Kluft zwischen der fränkischen Zeit und dem hohen Mittelalter scheint leichter schließbar als die zwischen jener und der vorhergehenden Periode und zwischen den früheren Stufen sonst. Abgesehen von keramischen Übergangsformen schließen sich, wie schon angedeutet wurde, in der Wetterau zum Schaden der Spatenforschung die mittelalterlichen häufig unmittelbar an fränkische Kulturstätten an (vgl. auch Gg. Wolff, Germania VI, 1922, S. 59ff.). Im Vogelsberg bringt überhaupt erst das Mittelalter wieder stärkere Besiedelung, wie aus den Ortsnamen in Bestätigung des allein natürlich nicht beweiskräftigen Fund- mangels sich ergibt; sonst wären hier an älteren Orten, wie in Kurhessen, weniger echt „fränkische" Vorläufer als vielmehr die Fortsetzungen der germanischen Kulturen als Grundlagen zu erwarten. J. Vonderau hat dazu in seinem fuldischen Arbeitsbereiche mancherlei wertvolle, auch nach Oberhessen einiges Licht werfende Beobachtungen gemacht, besonders im Verfolge seiner Ausgrabungen auf dem Boden der alten Kloster- und Kirchenstätten (Fulda: Fuldaer Gesch. Bl. XII, 1913, Nr. 9, XIV, 1920. Nr. 1, 9, 10, XV, 1921, Nr. 1 und 2, sowie 16. Veröff. d. Fuld. Gesch.-Ver. 1919; kein Wunder, daß ein Fuldaer Missale des 10. Jahrhunderts „Benedictiones super vasa in antiquis locis reperta" enthält: Greg. Richter, Fuldaer Gesch. Bl. IV, 1905, S. 56; Hersfeld: „Mein Heimatland", Ztschr. f. Gesch.- usw. Kunde, Beil. z. „Hersfelder Zeitung" u. z. „Hess. Boten" V, 1922, Nr. 5, VI, 1923, Nr. 3; wichtig auch sein Aufsatz: Denkmäler aus vorgeschichtl. Zeit im Gebiet der Karlmannschenkung an das Kloster Fulda, SA. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Fuld. Zeit." vom 1. Jan. 1924). Nicht minder wertvolle Beiträge haben die Straßenforschungen J. Vonderaus (Vor- und frühgeschichtliche Durchgangswege im Fuldaer Lande, Fuldaer Gesch. Bl. XIV, 1920, S. 129ff., XV, 1921, S. 21ff., S. 27ff.) und Gg. Wolffs geliefert; von diesem ist hier besonders die Arbeit über Bonifatius letzte Fahrt durch die Wetterau (Alt Frankfurt V, 1913, S. 52ff.) zu erwähnen. Für unsere Zeit dürfen und brauchen wir uns

ja nicht mehr mit den rein archäologischen Methoden zu bescheiden. Gerade die Erforschung der frühmittelalterlichen Kirchengeschichte unseres Gebietes, die besonders auch W. Velke, dem ich für manchen Hinweis dankbar bin, pflegt, kann uns viele Aufschlüsse geben, die den Weg aus der Vorzeit zur Geschichte erhellen. Daher mögen hier noch einige Quellen und Bearbeitungen genannt sein, die uns über die frühmittelalterlichen Verhältnisse Oberhessens und seiner nächsten Nachbarschaft mehr oder weniger anschaulich unterrichten, deren zusammenfassende Verwertung aber für unsere Zwecke noch aussteht: die Übersetzung von M. Tangl, Leben des h. Bonifazius von Willibald bis Otloh, der h. Leoba von Rudolf von Fulda, des Abtes Sturmi von Eigil (die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit Bd. 13a, 1920); H. Böhmer, Zur Geschichte des Bonifatius (Ztschr. L, 1917, S. 171—215, beachtlich wegen der Beiträge zur Siedelungs- und Kulturgeschichte von Hessen und Lahngau); K. H. Schäfer, Missionsstätten des hl. Bonifatius in Hessen (Fuldaer Gesch. Bl. XIV, 1920, S. 65ff.); E. F. J. Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses, Fulda 1844; Greg. Richter, Die ersten Anfänge der Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters Fulda, 1900 (weitere Beiträge von Richter und anderen in den Fuldaer Gesch. Bl.); Ed. A. Lomey, Codex Laureshamensis (wichtig wegen der ersten Erwähnung vieler Orte unseres Gebietes; neue Ausgabe in Vorbereitung), Mannheim 1768; dazu auch: Frdr. Hülsen, Die Besitzungen des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit, ein Beitrag zur Topographie Deutschlands im Mittelalter, Berlin 1913 (mit Karten), und Dan. Neundörfer, Studien zur ältesten Geschichte des Klosters Lorsch, Berlin 1920.

Mehr als von der eigentlichen Bodenforschung dürfen wir für die Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit erwarten ferner von topographischen, siedelungsgeographischen, historischgeographischen Studien, für die bereits hoffnungsvolle Anregungen und Proben vorliegen: K. Schumacher, Die Dorfgemarkung als frühgeschichtliche Bodenurkunde (Germania V, 1921, S. 2ff.), Gg. Wolff, Ortsnamen zwischen Main und Weser als Hilfsmittel der Besiedelungsforschung (Germania VII, 1923, S. 1ff.), wozu aber in methodischer Hinsicht die Arbeit von B. Eberl über die Bedeutung der Ortsnamen für die Vor- und Frühgeschichtsforschung (Der Bayerische Vorgeschichtsfreund III, 1923, S. 28ff.) verglichen werden darf; trefflich ist auch das Vorgehen von H. Bingemer, Zur Lage des Königshofes in Bergen (Ztschr. L, 1917, S. 124—170); hierher gehört endlich die in ihrer Art ausgezeichnete Arbeit von W. Diemer, Die geographische und topographische Lage der Siedelungen des Vogelsbergs (Geogr. Mitt. aus Hessen V, 1909, S. 1ff.), die freilich auf eine veraltete, leider aber von germanistischer Seite immer noch nicht ersetzte Stufe der Ortsnamenkunde sich stützen mußte (W. Arnold, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen,[2] 1881; W. Sturmfels, Die Ortsnamen Hessens,[2] 1910); wenn auch Diemer die vorgeschichtlichen Denkmäler noch nicht berücksichtigen konnte, so stimmen seine Ansichten mit den oben auf Grund des Fundmateriales geäußerten in dem Teile erfreulich überein, als er die Hauptperiode der endgültigen Besiedelung des Vogelsberges in die Zeit zwischen 400 und 800 verlegt und zugleich bemerkt, daß höchstens neun Namen (zumeist in der Randzone) „keltischen" Ursprunges „verdächtig" sind. Alle zur Verfügung stehenden Quellen, besonders auch die vor- und frühgeschichtlichen, nutzen einige von Frankfurt aus zur Zeit betriebene Studien, die mehrere Teile unserer Provinz siedelungsgeographisch zu erforschen streben.

Natürlich müßten wir uns eigentlich an dieser Stelle auch mit Alf. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung (I², 1923, II, 1920) beschäftigen, wenn es dazu nicht an Raum gebrechen würde. Gewiß führt das bedeutende Werk unzählige Belege für unbestreitbare Zusammenhänge zwischen der Römerzeit und dem Mittelalter an. Nur, meine ich, darf nicht schlechthin Kontinuität der Besiedelung mit Kontinuität der Siedelung gleich gesetzt werden, wie schon K. Woelcke, Germania VI, 1923, S. 97, mit Recht hervorgehoben hat. Wenn auch unsere Provinz, wie wir selbst zugaben, einige Orte aufweist, deren Denkmäler oder topographischen Eigentümlichkeiten den Anschluß an römerzeitliche oder gar ältere Wohnstätten zu erkennen geben, so sind das Ausnahmen, die sich durch besondere Umstände (günstige Lage usw.) meist genügend erklären lassen und noch nicht zur Verallgemeinerung und Annahme eines Systems berechtigen. Es wird immer eine Schwäche so groß angelegter Werke, deren Verdienste dadurch nicht immer berührt zu werden brauchen, bleiben, daß sie aus den Teilen des gewaltigen Gebietes, das sie zu überschauen trachten, die gerade passenden Züge herauslesen und zum großzügigen Bilde vereinigen, ohne dabei das Typische der Teilgebiete genügend berücksichtigen zu können, das vielleicht noch gar nicht herausgearbeitet ist. Auch hier kommt es vor allem darauf an, die einzelnen Landschaften säuberlich darauf hin zu erforschen, was an Kontinuitätserscheinungen zufällig, was der Verallgemeinerung fähig ist (wie das z. B. jüngst für einen Teil des Kantons Freiburg Guntr. Saladin, Freiburger Gesch. Bl. XXVII, 1923, S. 1ff., recht vorbildlich getan hat, ausgehend von der Arbeit O. Behaghels über die deutschen Weiler-Orte, Wörter und Sachen II, 1910, wo S. 77f. die Wetterau behandelt wird; einen Ansatz zur genaueren Behandlung unseres Gebietes enthält die Arbeit von G. Weise, Germania III, 1919, S. 97ff.). Dabei soll durchaus nicht übersehen werden, daß in einem so kleinen Bezirke zumal, wie es der hier vor allem in Frage kommende Südwesten unserer Provinz ist, gewiß schon die nachweisliche Kontinuität bloß eines bedeutenderen Ortes, wie etwa Friedbergs, das Dopsch im Anschlusse an Aug. Meitzen, Siedel. u. Agr.-Wes. 1895, Anl. 34, S. 157, besonders heranzieht, genügen würde, um einiges an alter Tradition zum Vorteile des Ganzen in die neue Zeit hinüberzuretten, deren Frühlingsstürme sonst das Land von Grund aus durcheinander gerüttelt haben, ja deren Stürme selbst später noch oft genug vernichtend daherbrausten (vgl. z. B. für Fulda: J. Vonderau, Denkm. aus vorgeschichtl. Zeit im Gebiet der Karlmannschenkung an das Kloster Fulda, S. A. o. J. aus d. Fest-Nr. d. „Fuld. Zeit." vom 1. Jan. 1924.). Wenngleich ich also nicht zweifele, daß die „Kontinuität" weniger Orte, die wie vor allem bei Friedberg, sogar lediglich auf militärischen, politischen, wirtschaftlichen Vorzügen ihrer Lage beruht haben mag, und die durch Kontinuität selbst unterdrückter alter Bevölkerungsteile ganz kräftig unterstützt werden konnte ja mußte, wenn sie nicht wirkungslos bleiben sollte, sehr wesentlich war für die Gestaltung der nachrömischen Verhältnisse eines Landes, so müssen doch erst für jede Landschaft eigens angestellte Forschungen die Frage zur völligen Spruchreife klären. Gewiß wäre bei Berücksichtigung der hier vorgetragenen Gesichtspunkte manche Behauptung des Werkes von Dopsch etwas weniger bestimmt gefaßt, aber auch seine beinahe beschämend widerspruchsvolle Beurteilung vermieden worden. Vielleicht wäre es ganz lehrreich, einmal genauer zu untersuchen, inwieweit in den verschiedenen Urteilen die Verhältnisse des speziellen Arbeitsgebietes der einzelnen Referenten zum Ausdruck gekommen sind.

Leider viel weniger als romantischerweise oft angenommen wird, vermag uns an wirklichem Wissen oder auch nur an begründeten Hinweisen die unmittelbare Volksüberlieferung zu bieten — kein Wunder in unserem immer wieder durch neue Völker- und Kulturströme aus stetiger Entwicklung oder trägem Schlummer aufgeschreckten Ländchen. Inwieweit bodenständige Tradition in der von J. Donderau mir mitgeteilten Stelle („deinde in sepulcra antiqua") der Soisdorfer Grenzbeschreibung vorliegt, entzieht sich natürlich unserer Beurteilung. Und was an Namen und Sagen dem ersten Blick besonders „bedeutungsvoll" vorkommen mag, trägt bei näherem Zusehen nur allzu oft den Stempel „gelehrten" Einflusses und kann uns dann besten Falles auf vergessene Fundstellen aufmerksam machen. Was aber die kurhessischen (und Vogelsberger) „Grimmschen" Sagen und Märchen angeht, so weiß jeder Volkskundige gut genug, wie schwierig und unsicher ihre Ausdeutung ist. Über eine dunkele Ahnung uralter Zusammenhänge führen uns selbst die sagenumwobenen Kult- und Begräbnisplätze Oberhessens, namentlich des Vogelsberges, nicht hinaus, und fast beredter zur Phantasie als zum Verstande spricht sogar ein Prachtstück wie der schmiedeeiserne Torbeschlag einer Dorfkirche (Hessische Blätter für Volkskunde XX, 1921, S. 34f., Abb. S. 31), der in der Darstellung des Kreuzes, des Hufeisens und des „Drachen"kopfes Christliches und „Heidnisches" merkwürdig zu vereinen scheint (Er. Jungs Buch, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1922, bietet unendlich viel Anregung und bleibt daher wertvoll, auch wenn man gegen zahlreiche „Deutungen" und Belege Einspruch erheben muß, wie wir z. B. im Falle des Portales von Großen-Linden, Kr. Gießen).

Schluß.

Unsere Darstellung hat hoffentlich klar genug erkennen lassen, wie gerade in Oberhessen der Zusammenhang zwischen Landschaft und Verkehrslage einerseits, Besiedelungsverteilung und -dichte, sowie Auswahl der vertretenen Kultur- und Völkergruppen andererseits aufs schönste sich ausprägt, und daß der verhältnismäßig große Denkmälerreichtum der kleinen Provinz immerhin manches bietet, was allgemeinerer Beachtung würdig ist. Und wenn es im Verlaufe der regen Feldbereinigungs- und sonstigen Kulturarbeiten der letzten Jahre an Grabfunden und anderen Zufallsaufschlüssen soviel zu bergen galt, daß alle verfügbaren Mittel und Kräfte, diese aber fast sämtlich freiwillig und ehrenamtlich, vollauf in Anspruch genommen waren, dann mag das mit zu den üblichen Gründen hinzu gerechnet werden, mit denen man die Vernachlässigung umfangreicherer systematischer Wohnstätten- und Ringwallforschung auch anderwärts recht häufig zwar nicht entschuldigen aber doch erklären kann und muß. Die stetig wachsende Teilnahme weitester Bevölkerungskreise läßt uns aber, den schlimmen Zeiten zum Trotz, auch in dieser Hinsicht einigermaßen hoffnungsfroh in die Zukunft schauen.

Unser Bericht zeigte, und die oben angekündigte Materialsammlung wird es noch deutlicher machen, daß der Kreis Gießen zu allen Zeiten der Vor- und Frühgeschichte Kultur- und Volksströme aus dem Süden, dem Westen und dem Norden aufgenommen hat; der Kreis Friedberg stand vor allem nach dem Süden offen und war die bevorzugte Heimstätte derer, die ihre Wirtschaft auf den Ackerbau gründeten, ebenso der Südwesten des Kreises Büdingen. Im Südwesten der Provinz herrschte also in allen vor- und frühgeschichtlichen Perioden regstes und reichstes Leben, und besonders auch im Kreise Gießen wegen seiner günstigen Lage. Recht oft wurde ganz deutlich,

daß die alte Bevölkerung weiterlebte und durch die Neuankömmlinge nur vermehrt, kulturell und ethnisch beeinflußt wurde. Wenn manchmal die Denkmäler dafür versagen, so gibt es Gründe genug zur Erklärung: sei es, daß die „Mode" schon damals gern aus einem ins andere Extrem verfiel, so daß das Alte fast plötzlich verschwand, sei es, daß die Zuwanderer die Eingesessenen ganz niederzwangen und sie zunächst zur Bedeutungslosigkeit verurteilten oder ihre Eigenart ihnen restlos aufprägten; sei es, daß nur Gräber der herrschenden Klasse uns erkennbar sind, oder daß gar zwei Gruppen zeitweise nebeneinander lebten, ohne daß die Gleichzeitigkeit ihrer Denkmäler uns bisher deutlich wurde. Dagegen die Kreise Alsfeld, Lauterbach und Schotten, also das nordöstliche Oberhessen, trugen dichte Besiedelung im wesentlichen nur während der Hügelgräberbronzezeit, deren Angehörige wir aus dem Kurhessischen herleiten zu können glaubten. Ihr Ende zwar mußte uns noch dunkel bleiben, ebenso die genaue Zeit der Wiederbesiedelung, für die wir bisher nur Vermutungen, doch wohl nicht ganz unbegründete, äußern durften. Jener Teil unserer Provinz kann demnach fast uneingeschränkt als „Chatten"land gelten, zumal Strömungen aus dem Süden dort so gut wie völlig fehlen, auf Grund der Verkehrslage auch nicht in nennenswertem Maße zu erwarten sind.

Daß aber unsere Schlüsse aus dem Denkmälerbestande nicht ganz unrichtig sein können, wird schon durch eine oberflächliche Betrachtung der heutigen Bewohner Oberhessens klar. In Aussicht genommene anthropologische Untersuchungen werden die Behauptung im einzelnen bestätigen. Und volkskundlich einwandfreie Charakterschilderungen könnten dasselbe lehren (wie schon jetzt z. B. trotz seiner Einfachheit das Büchlein von Wilh. Butte, Statistisch-, Politisch- und Kosmopolitische Blikke in die Hessen-darmstädtischen Lande, Giesen und Darmstadt 1804; gekürzte Ausgabe von Wilh. Diehl, Hess. Volksbücher, Nr. 16, Friedberg 1913, hier der Vogelsberger S. 6ff., der Wetterauer S. 15ff.). Die Bewohner der nordöstlichen Hälfte Oberhessens unterscheiden sich gewaltig von denen des Wetteraugebietes — äußerlich und innerlich. Hier ein Gemisch der verschiedensten Typen, oft selbst im Verbande alteingesessener Familien; erklärlich gewiß, wenn man annimmt, daß immer wieder in buntem Wechsel die Eigenarten der mancherlei Stämme herausmendeln, von denen einstmals mehr oder weniger zahlreiche Glieder in der gastlichen Wetterau Aufnahme gefunden haben; freilich wird man sich bezüglich der anthropologischen Einzelbestimmung keine überspannten Hoffnungen machen dürfen: der Möglichkeiten sind gar zu viele (W. Freudenberg will, Umschau XXVI, 1922, S. 815, in negroiden Typen der Wetterau Nachfahren afrikanischer Kolonisten der Römerzeit erkannt haben!). Im Vogelsberggebiete dagegen herrscht, wie im Kurhessischen, eine viel größere Einheitlichkeit der charakteristischen Merkmale, Familien-, Dorf- und Landschaftstypen, die dem ersten Blicke kaum individuellere Züge zu offenbaren pflegen (Gesch. Bl. VI, 1924, Nr. 17).

So ist Oberhessen, wenn man seine Südwesthälfte mit dem nordöstlichen Teile im Hinblick auf die Sprache der Denkmäler und auf die moderne Bevölkerung vergleicht, ein getreues Abbild dessen, was Deutschland im großen bietet. Die Gegenwart wurzelt auch hier in den Tiefen der Vorzeit; vielleicht gerade hier, wo Süden und Norden sich scheiden und wo die Chatten im Kurhessischen seit alters standhaft Grenzwacht gen Süden hielten, besonders deutlich und für den Beschauer eindrucksvoll; zugleich uns lehrend, wie Germanentum und süddeutsches Volkstum zur deutschen Einheit allmählich sich verschmelzen.

Gießen, März 1924.

Nachrichten.

Das Prussia-Museum im Schloß zu Königsberg i. Pr.

Eröffnung der prähistorischen Sammlung.

Die Sammlung der Prussia, wie sie sich jetzt darstellt, ist aufgebaut nach den Grundsätzen der modernen Museumsverwaltung, wie sie sich in den letzten Jahren mehr und mehr herausgebildet hat. Nachdem die Prussia von ihren außerordentlich umfangreichen Beständen große Teile für die Zeughalle und für die völkerkundliche Sammlung, ferner für öffentliche Gebäude abgegeben hatte, wurde aus den Restbeständen abermals ein Teil ausgeschieden. Dieser verhältnismäßig kleine Teil macht die jetzige zugängliche Sammlung aus, während der größere Teil zu wissenschaftlichen Zwecken gesondert aufbewahrt wird. Aus der Fülle des Stoffes hat man also eine Anzahl typischer Stücke gewählt und an ihnen kann man den Zweck der ganzen Sammlung erkennen. Die große Linie ist gewahrt und weil der Betrachter nicht mit Einzelheiten belastet ist, kann er sich schnell in das Gebiet der Ausstellung einfühlen und sich für die gebotene Materie begeistern.

Für die Schausammlung der Prussia handelte es sich darum, zu zeigen, wie man aus den Grab- und Fundergebnissen meistens ostpreußischen Bodens bis in die ganz frühe Zeit hinein sich ein Bild von Kulturzuständen machen kann. Nichts konnte deshalb vernünftiger und selbstverständlicher sein, als von dem Eingang des Museums ab in zeitlicher Abwandlung von der ältesten Steinzeit bis zu den Tagen des deutschen Ritterordens die maßgebenden Ergebnisse vorzuführen. Es ist anerkennenswert, wie sich in den einzelnen oft nur sehr beschränkten Räumen mit plastischer Anschaulichkeit das Bild der einzelnen Zeiten rundet, wie die charakteristische Auswahl der einzelnen Typen das Nacherleben ermöglicht.

Aus der Gesamtheit des Ausgestellten eröffnen sich ungeheure Ausblicke von den Funden der Wohnplätze auf der Kurischen Nehrung, den Pfahlbauten in Masuren bis zu der Wikingersiedlung in Wiskiauten bei Cranz, von der einfachen Bearbeitung der Werkzeuge und Waffen aus Hirschhorn, Feuerstein und Knochen bis zu den goldenen Schmuckstücken bei Hammersdorf und den stattlichen Schwertern der nordischen Seeräuber und Händler. Das Vordringen der Germanen wird sichtbar, das ferne Konstantinopel, auch der Kaukasus taucht auf. Die Vergangenheit wird lebendig. Der Zweck der Schausammlung ist erreicht. — Ein Verdienst Dr. Gaertes, der von der Prussia mit dieser Aufgabe betraut war und sich ihrer mit seltener Hingabe angenommen hatte.

Bericht der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 2. Juni 1924 über die Eröffnung des Prussia-Museums.

Bücherbesprechungen.

Constantin C. Diculescu, Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien. Mannus-Bibliothek Nr. 34. Leipzig 1923. 64 Seiten, 29 Abbildungen.

Seinem trefflichen Werk über die Gepiden (1922) läßt der Verfasser eine Behandlung der übrigen Germanenstämme in Südosteuropa während der Völkerwanderungszeit folgen. Er sucht das brodelnde Völkergewoge im alten Dazien zu entwirren und übersichtlich darzustellen. Mit größter Sorgfalt geht er den sprachlichen und geschichtlichen Quellen nach, ihren Wert kritisch wägend, ihre Lücken mit guter Kombinationsgabe überbrückend, und kommt so zu vielen neuen Ergebnissen, welche die Forschung kräftig fördern. Besonders wertvoll ist sein Nachweis, daß die Taifalen keine Westgoten, sondern Wandalen waren und mit den Lakringen wesenseins sind, ebenso wie ihre Stammesbrüder die Wiktowalen mit den Hasdingen gleichzusetzen sind oder der in Schlesien gebliebene Wandalenstamm der Naharwalen mit den Silingen. Ist es doch in der germanischen Stammeskunde eine häufige und recht verwirrende Erscheinung, daß Volksteile ihren Namen ändern oder mehrere Namen führen. Durch diese Gleichsetzungen werden die Germanen Daziens auf vier Hauptstämme verringert, zwei wandalische (Hasdingen und Lakringen) und zwei gotische (Westgoten und Gepiden). Zwingend ist auch der Nachweis, um nur noch diesen anzuführen, daß unter dem Kaukaland der Goten nicht Siebenbürgen gemeint sein kann, sondern der Bezirk Buzau in der Walachei, wo der berühmte gotische Schatzfund von Pietroasa gehoben wurde, über den der Verfasser in zwei Anhängen einen übersichtlichen Bericht folgen läßt.

Das Buch gibt dem Vorgeschichtsforscher einen willkommenen Leitfaden für die Besiedlungsgeschichte der Germanen in ihren oft so verwickelten Einzelheiten in die Hand.

Ja der Verfasser geht noch weiter. Er sucht die aus der Literatur bekannten Funde gleichfalls auszuwerten und den einzelnen Stämmen zuzuweisen. Da er sich hierbei über die Grenzen seines eigentlichen Arbeitsgebietes hinauswagt, unterlaufen ihm mehrere unhaltbare Aufstellungen. Mit Recht hält er das siebenbürgische Gräberfeld des 4. Jahrhunderts von Maros-Szentanna für westgotisch. Auch die Zuteilung der reichen Funde von Osztropataka in der Slowakei zur wandalischen Gruppe erscheint gut begründet. Das umfangreiche Gräberfeld von Szentes an der mittleren Theiß für wandalisch zu erklären, geht aber aus zeitlichen Gründen nicht an. Die vom Verfasser auf den Abb. 7—12 wiedergegebenen Gefäße und Beigaben von Szentes sind ausgesprochene Formen des 5. Jahrhunderts, während die Wandalen dieses Gebiet in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts verließen. Das Gräberfeld muß demnach den Gepiden zugewiesen werden. Die Wandalen wanderten ums Jahr 336 nach Pannonien, wo sie bis 401, dem Jahre des Beginnes ihres großen Zuges, der sie bis nach Nordafrika führte, verblieben. Auch für diese Epoche glaubt der Verfasser wandalische Funde in den großen Gräberfeldern am Plattensee erkennen zu können. In deren hauptsächlich ungermanischem Inhalte befinden sich in der Tat spätgermanische Bestandteile. Wenn diese aber hauptsächlich auf Grund der dort gefundenen römischen Münzen des 4. Jahrhunderts ins 4. und 5. Jahrhundert gerechnet werden, gräbt der Verfasser eine längst veraltete Anschauung wieder aus, die zuerst Lipp, später Tischler u. a. hegten, die aber schon Lindenschmit und dann besonders Reinecke und Riegl widerlegten. Die vom Verfasser S. 27f. abgebildete „wandalische" Fibel von Keßthely und die Schmuckstücke von Senèk gehören vielmehr frühestens dem 6. Jahrhundert an und es ist sogar sehr fraglich, ob man sie noch den Langobarden zuteilen kann.

Der Hauptwert der Arbeit liegt in der gründlichen Auswertung der geschriebenen Quellen. Die Bodenfunde hingegen haben noch keine entsprechende Behandlung erfahren, obwohl sie sicher unsere Kenntnis der germanischen Stammesgeschichte in Südosteuropa werden beträchtlich erweitern können. Möge das Büchlein von Diculescu den Anstoß zu der so brennend notwendigen Zusammenstellung und Bearbeitung der germanischen Funde des 3. und 4. Jahrhunderts in Ungarn geben, wie sie uns Hampel für die späteren Jahrhunderte in seinem dreibändigen Denkmälerwerke geschenkt hat.

Breslau, im Februar 1924. **M. Jahn.**

Konrad Strauß, Studien zur mittelalterlichen Keramik. (Mannus-Bibliothek 30.) Leipzig: C. Kabitzsch 1923.

Strauß hat in dem vorliegenden Buch als erster den Versuch gemacht, ein von der Altertumsforschung bisher unbetretenes Gebiet systematisch zu behandeln. An Hand von Gefäßen mit Münzen und anderen datierbaren Beigaben hat er eine typologische und chronologische Zusammenstellung der mittelalterlichen Keramik für die Gebiete östlich der Elbe gegeben.

Den Ausgangspunkt seiner Arbeit bildet der Beginn der Wiedereindeutschung Ostdeutschlands im zwölften Jahrhundert. Für diese Zeit hat der Verfasser einen Übergangsstil — ein Verschmelzen der slawischen Keramik mit der neu eingeführten westdeutschen Keramik feststellen können. Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts ist der wendische Einfluß ganz verschwunden und nur eine rein deutsch-mittelalterliche Keramik vorhanden. Strauß verfolgt nun diese deutsch-mittelalterliche Keramik bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein, und es ist ihm gelungen, für jedes einzelne Jahrhundert ganz bestimmte Gefäßtypen aufzustellen. Sehr gut beobachtet sind hierbei die Randprofile des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hätte der Verfasser die Zahl der Profile noch erhöhen müssen, um ein überzeugendes Bild zu geben. Doch hier fehlt bisher noch die unbedingt notwendige Vorarbeit der Lokalmuseen — nämlich das Sammeln und auch Veröffentlichen dieser deutsch-mittelalterlichen Keramik. Möge hierzu das Buch von Strauß Anregung geben. Dann erst wird es auch möglich sein, die engere Beziehung mit der westdeutschen Keramik herzustellen.

Berlin. **Christoph Albrecht.**

Dr. **Hermann Güntert,** Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indogermanischen Religionsgeschichte und Altertumskunde. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1923.

Schwerlastend an Wissenswerten, tiefschürfend, philologisch, aber frisch das Viele beherrschend durch einen großen Zug einer Persönlichkeit, die vielleicht unbewußt nordischer Artung als Wegweiser folgt. Besonders wertvoll ist, daß der berufene Fachmann lediglich von seinem Gebiet her und zunächst nur auf sein engeres Forschungsgebiet beschränkt das „Indogermanenproblem" anpackt.

Daß die vorhandenen Bausteine bereits zu einem Grundriß geordnet werden, mag all-zu-Engen verdächtig erscheinen. Des Verfassers „Kalypso“ mit ihrer „auf die Geistesgeschichte angewandten Methode der Sprachforschung“ gehört eng zu dem neuen Buche. Dort Verhüllen und Verbergen als Grundmotive, hier das Bild von Bindung und Lösung. Göttergestalten, deren Namen nicht nur aus Indien begrenzt sind, sind der Ausgangspunkt der Untersuchung (Boghazköi). Fern aller „Naturmythologik“, aber auch allem „flachen wissenschaftlichen Materialismus“ will Güntert bleiben. Die Bedeutungsgeschichte des arischen Kriegsgottes ist Ausgangskapitel des Beschützers von Staat und Recht, des Schwurgottes, dem Indra und Mitra nahestehen. Des arischen Priestergottes, des Asuren Varuna Aufstieg und Sturz sind die ersten Ansätze zur Erlösungslehre. Das führt zu Erörterung der arischen Heilandvorstellung, die nach der vom Weltkönig auftritt. Vom Feuergott und Wischnu dem Heilbringer geht es über den Gottmenschen zu Mitras dem Erlöser. Die Behandlung des arischen Unendlichkeitsbegriffes als Ausklang weist uns besonders stark auf das Erbe der Vorzeit in der Gegenwart und zu den Wegen der Erkenntnis urverwandter Artung. Und hier knüpfen unsere Wünsche für des Verfassers weitere Erkenntnisse an. Er selbst sagt S. 343, daß „weitere Forschung sich wird bemühen müssen, die chronologischen Verhältnisse und Schichten zu ordnen . . . und die Sagenmotive (die Güntert aus allen Gebieten indogermanischer Völker besonders auch dem nordischen heranzieht!) auf ihre Heimat hin schärfer zu bestimmen . . . ein ganzes Programm für eine neue vergleichende indogermanische Mythologie“. Und Seite 341 weiß er selber auf Zukünftiges, da seine Untersuchungen immer wieder lehrten, „daß in für uns vorhistorischer Zeit ein engerer Zusammenhang zwischen Germanen, Thrako-Skythen (Phryger, Hetither) und den arischen (d. h. indogermanischen) Stämmen im Osten bestanden haben muß . . . es leuchtet ein, daß dieses Resultat von grundlegender Wichtigkeit ist . . . selbst für die Frage der Urheimat scheint es mir nicht gleichgültig.“ — Die Führerkraft der Verfasserpersönlichkeit läßt auch schwere Abschnitte des Buches gern durchackern. Jede Seite bringt mit Tatsachen Nachweise, die lebendig wirken, wenigstens in Kreisen, die solche Nahrung suchen. Zum Widerspruch fordert natürlich manches heraus, auch der Wunsch liegt nahe, G. möchte mehr von nordischer Vorgeschichte als die Hälristinger (15000 vor Chr., ist wohl ein Druckfehler statt 1500; der Wendrin-Unfug spukte ja noch nicht!) und Wilke heranziehen. Die Kreise der „Mannus“-Leser müßten das Buch kennen, soweit sie über reine prähistorische Archäologie hinausgehen wollen und können, wie der Verfasser über reine, vergleichende Sprachwissenschaft hinausgeht in das lebendige Wesen des Werdens von Menschengruppen unserer Vorzeit und ihr Denken und Tun.

Halle a. d. S. **Hans Hahne.**

Dr. **Ludwig Ferdinand Clauß**, Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck. Verlag Max Niemeyer, Halle a. d. S. 1923.

Ein Erlebnisbuch, also ein Lebensbuch; vielleicht Geständnis, also geeignet Verständnis zu wecken, mehr als allzu „objektive“ Darstellungen; eine Untersuchung über Artung und Prägung, Zusammenhang und Beziehung zu Leibumwelt und „-inwelt“ über die Bedeutung des Wortes für die Seele Erörterungen über die Schicksalsgemeinschaft „Volk“, seine Entartung und Mißartung und die Möglichkeit einer „Entscheidung“; wichtige über die besondere „deutsche“ Seele und ihren Ursprung, ihre nordischen Eigentümlichkeiten des Erlebens und der Gebärde. Endlich eine feine Behandlung des „Mischlings“: — alles das gegründet auf die „phänomenologische“ Methode der Forschung wie sie Edm. Husserl begründete. Aber dieses Buch ist zum Mindesten eine weiterführende Nutzanwendung jener Arbeitsweise: mitten hineingreifend auch in die Fragen und Nöte unserer Zeit. Und es wird sicherlich Wissen schaffen wie es die Ärzte und Erzieher der deutschen Gegenwart brauchen, fern einseitiger, wenn auch noch so begreiflicher Einstellung auf ausschließliche Betonung einer Art, fern erstrecht dem Gegenteil. Den „Rassenkunden“ der Gegenwart angelehnt, aber nicht unterworfen; wertvoll auch durch seine Blicke hinweg über die altheilige Mauer zwischen Wissenschaft und Leben. Von alten und neuen Lehrgebäuden nur soviel, daß kein von Anmerkungen geschwollener Schulstreit entstand. Sowohl unentwegt Rassereinen wie Allmenschlichen wird es Werte bringen. In Stil und Beweisart flutet es lebendig durch die Seiten, denn es will nicht nur Tatsachen geben zur weiteren Verarbeitung, sondern Spiegel sein, der aufrüttelt, eigene und fremde Art zu verstehen in ihren nachweislichen Gegebenheiten, aber auch in ihren Wirkungen. Die Betonung der Notwendigkeit nordischer Grundart für das deutsche Volk gehören zu den Gegenwartswerten des Buches. Mancherlei wäre angreifbar, enthält aber keine tiefere Schädigung. Vieles wird erst später gestaltet werden können, so die Bilder menschlicher Artung. Der Verfasser will weder Geschichte noch Naturkunde, noch sonstige „öffentliche Wissenschaft“, — — und das heimliche der Seele hat in eigenen Kämpfen und Suchen vieles hell gesehen. Deshalb gebührt dem Verfasser und dem Verlage auch an dieser Stelle Dank und Empfehlung.

Halle a. d. S. **Hans Hahne.**

Abhandlungen und Mitteilungen.

Das Gräberfeld auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf.

Von Dr. Jörg Lechler.

Die geographische Lage des Bergrückens.

Helmsdorf im Mansfelder Seekreis der Provinz Sachsen hat durch seine zahlreichen Funde bereits in der Vorgeschichtsforschung einen bekannten Namen. Auf seiner Flur sind Funde von Gräbern und Siedelungsresten aus der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit besonders zahlreich zutage gekommen.

Die folgende Fundliste gebe davon ein anschauliches Bild.

Flurstück	Jahr	ausgegraben von	Art des Fundes	Kultur	Museum oder Veröffentlichung
Helmsdorf	1895	Rauch	kleine Kiste	Bronzezeit P. IV	Nachr. dtsch. Altertumsfunde VI 1895, S. 90
?	1905	Eichelmann	?	Helmsdorftyp	H.K. 2909
Sehring II	?	Rauch	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.K. 17 : 104
Sehring I	Nov. 1908	Größler-Rauch	Steinpackung A/08—H/08	Helmsdorftyp	H.K. 17: 102/105
„	Nov. 1908	„	Steinkiste 1/08—8/08	Sächs.-thüringische Keramik	H.J. VIII, S. 90 X, S. 84 H.K. VIII, S. 113
Sehring II	April 1910	Wahle	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.K. 2910, 2965 H.J. X, S. 6
Sehring II	1913/14	Museum	Steinpackung 1/13—14 8/13—14	Helmsdorftyp	H.K. 13: 3108/13 H.K. 13: 3115
„	„	„	Hockergrab 13/14	steinzeitliche Beziehungen zu Schlesien	H.K. 13: 3114
Sehring I	April 1915	„	Steinpackung 1/15—15/15	Helmsdorftyp	H.K. 15:116—27
„	„	„	Lesefunde von N. W. Ende	Silexabschläge, steinzeitlich	H.K. 15: 115

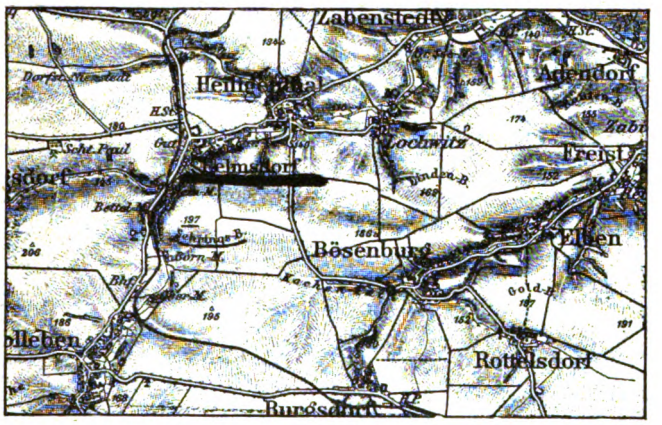
Nr.	Flurstück	Jahr	ausgegraben von	Art des Fundes	Kultur	Museum oder Veröffentlichung
7	Sehring II	1915/16	Rauch	Steinpackung 1/15—16 u. 5/15—16	Helmsdorftyp	H.K. 16: 1773-179
8	Sehring I	1918	Museum	Steinpackung 2/18—24/18	Helmsdorftyp	H.K. 18: 484—51
8a	„	1918		Grab 1/18	Sächs.-thüringische Keramik	H.K. 18: 477—85
9	Sehring I	1918	Rauch	?	bandkeramisches Gefäß	H.K. 18: 475
10	Helmsdorf, vermutl. Sehring	?	ohne nähere Angaben		Helmsdorftyp	Museum Eisleben 2741—42, 823—2 1338
11	Sehring I	?	Rauch	?	Flintbeil des Kugelamphorentyp	Sammlung Rauch
				Am selben Berghang.		
12	Gutes Tal	1913	Rauch	Steinpackung 1—2/13	Helmsdorftyp	H.K. 13: 3117 18
13	Gutes Tal	1917	Rauch	Steinpackung 3/17	Helmsdorftyp	H.K. 17: 107
14	Dieſtelgrund	1917	Rauch	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.K. 17: 191
				Übriges Helmsdorf.		
15	Sautrifft	1915/16	Rauch	Steinpackung 1/15—16 und 2/15—16	Helmsdorftyp	H.K. 16: 1770/72
16	Sautrifft	1917	Rauch	Steinpackung 1/17 und 2/17	Helmsdorftyp	H.K. 17: 108/111/ 192
17	Mühlbreite	1916	Rauch	Hockergrab	steinzeitl. gr. 4öſige Amph.	H.K. 16: 1766/69
18	„	1917	„	Herdgrube		H.K. 17: 189/90
19	„	1917	„	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.K. 17: 106
20	„	1919	Museum	Doppelhocker 1/19	Aunjetitzer Typ	H.K. 19: 461—46
21	am Paulsſchacht[1])	1906	Größler	Hügelgrab	Aunjetitzer Typ Sächs.-thür. Keram. röm. Kaiserzeit	Museum Eisleben H.J. VI, S. 1ff.
				Auf demſelben Berghang, aber öſtlich an den Sehring anſchließend, bereits Flur Heiligenthal.		
22	Gutes Tal „Pfarracker“	1911	Rauch-Wahle	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.K. 2925/31
23	Rudloffsplan I	1908?	Rauch	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.J. X. S. 88
23a	Rudloffsplan II	1908	Rauch	Steinpackung	Helmsdorftyp	H.J. X. S. 86 H.K. 17: 110 u. 1
24	Sommerberg Bauermeiſters Plan	1909/10	Reuß u. Wahle	gr. Steinkiſte	Bernburger-Typ, Trommel-Henkelkrug	H.K. 2818/2903 2911/24
25	„	1911	Wahle	Steinpackung 1/11 und 2/11	Helmsdorftyp	H.K. 2932/45/46 und 52
26	Sommerberg	1910	Rauch	Steinkiſte	Trommel	H.J. X. S. 86

Anmerkung: H. J. = Jahresſchrift für die Vorgeſchichte der ſächſ.-thür. Länder. Halle.
H. K. = Hauptkatalog der Landesanſtalt für Vorgeſchichte, Halle.

[1]) Das berühmte Fürſtengrab bereits auf Augsdorfer Flur gelegen unmittelbar neben der Flur Helmsdorf zum Rittergut Helmsdorf gehörig.

Diese dauernd starke Besiedelung muß naturgemäß ihren Grund haben in den geographischen Bedingungen des Ortes. Für die vorliegende Arbeit jedoch genügt es, die Lage des Sehringsberges näher zu kennzeichnen. Wie auf jeder Übersichtskarte (Karte 1) ersichtlich, umfaßt der Mansfelder Seekreis das westlich von Halle, linksseitig der Saale beginnende Harzvorland bis hin nach Eisleben. Dieses besteht aus öst-westlich gerichteten Höhenzügen, deren Lößbedeckung dazu beiträgt, den Kreis zu einem der fruchtbarsten der Provinz zu machen. Der südlich des Dorfes gelegene Sehringsberg bildet mit seinem ostwestlich sich erstreckenden Rücken, dessen Höchstpunkt 196,8 m über NN. beträgt, einen hervorragenden Geländepunkt (vgl. hierzu im einzelnen Karte 1 [1]).

Der Blick überschaut von hier aus die benachbarten Höhenzüge und reicht im Norden bis zum Gerbstedter Rücken in der Linie Welfesholz—Gerbstedt. Nach Osten vermag man der Schlenze, die den Sehringsberg nördlich umfließt,



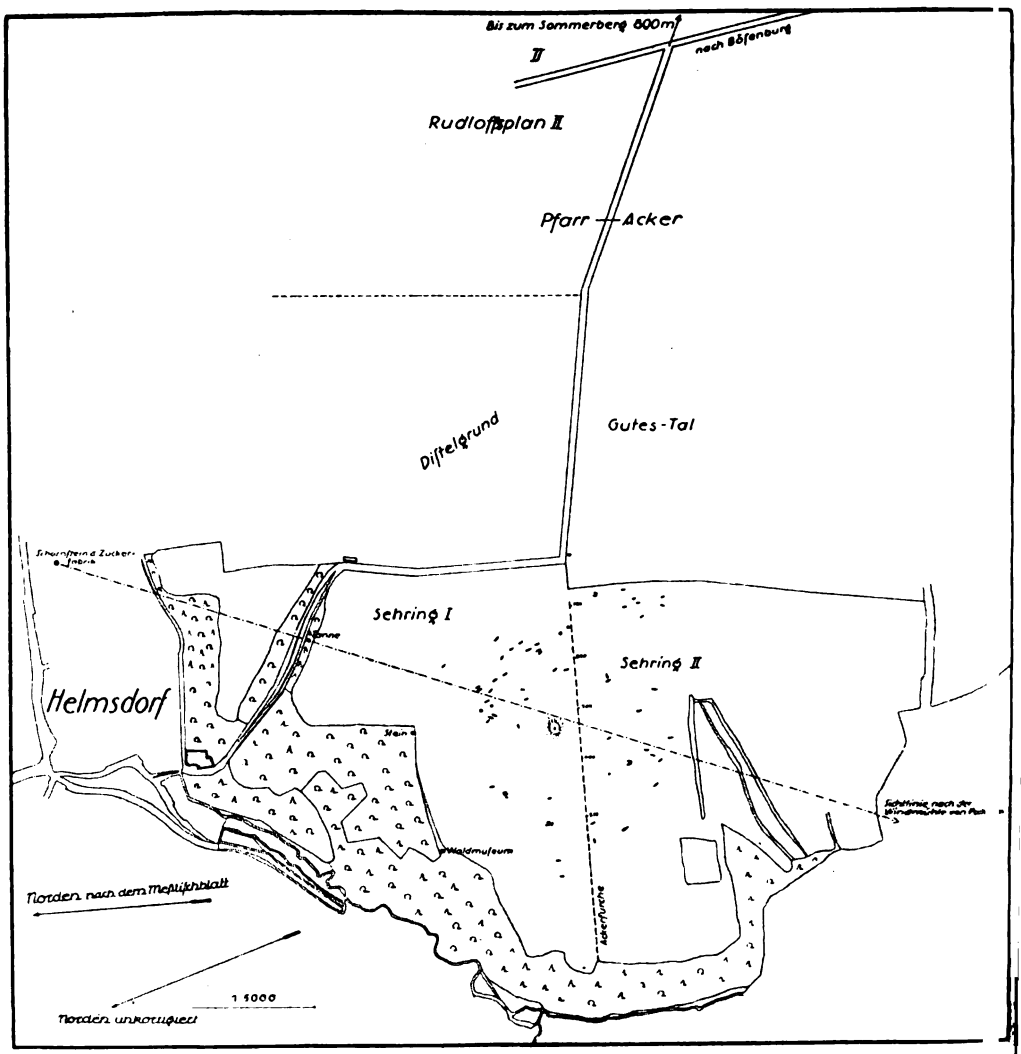
Karte 1.

in ihrem Tal zu folgen bis hin nach Friedeburg an der Saale. Ganz besonders ins Auge fallend ist die ferne Kuppe des Petersberges. Im Süden verläuft die Sichtgrenze von Rottelsdorf über Polleben nach dem Huthügel vor Eisleben, dessen Schornsteine man sieht. Nach Westen zu weitet sich der Blick bis zum Harz hin, dessen hervortretendster Punkt die Josephshöhe ist. Die beiden hervorragendsten Sichtpunkte Josephshöhe—Petersberg liegen in einer fast ostwestlich verlaufenden Linie, die gerade den Sehring schneidet. Bei der eben gekennzeichneten Aussicht liegt die Vermutung nahe, daß der Sehringsberg in der Vorzeit auch kultischen Zwecken gedient hat. Als Hinweis auf Kult kämen möglicherweise die von Rauch im Acker beobachteten (noch heute sichtbaren) schwarzen Ringe in Frage, über deren Bedeutung sich bisher nichts hat sagen lassen [2]).

[1]) Frühere Schreibweisen waren: Sering, Säring, Sähring, Säringsbreite, Gutsbezirk Sehringsbergbreite. Hier ist der Schreibweise des Meßtischblattes gefolgt und der Kürze halber weiterhin nur Sehring gesagt.

[2]) Vgl. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 8, 1909. S. 89.

In dem Gesagten liegt vielleicht auch die Erklärung, daß der fruchtbare Bergrücken als Begräbnisplatz diente[1]).



Karte 2.

[1]) Die gefundenen steinzeitlichen Siedelungsreste ändern an dieser Vermutung nichts, da es sich erstens um Oberflächenfunde handelt, keine Wohngruben und dergl. und zweitens nicht entschieden ist, zu welcher Kulturgruppe diese Funde zu zählen sind. Sicher nachgewiesen ist auf der Kuppe des Berges für die Steinzeit die Anwesenheit vier verschiedener Volksgruppen:

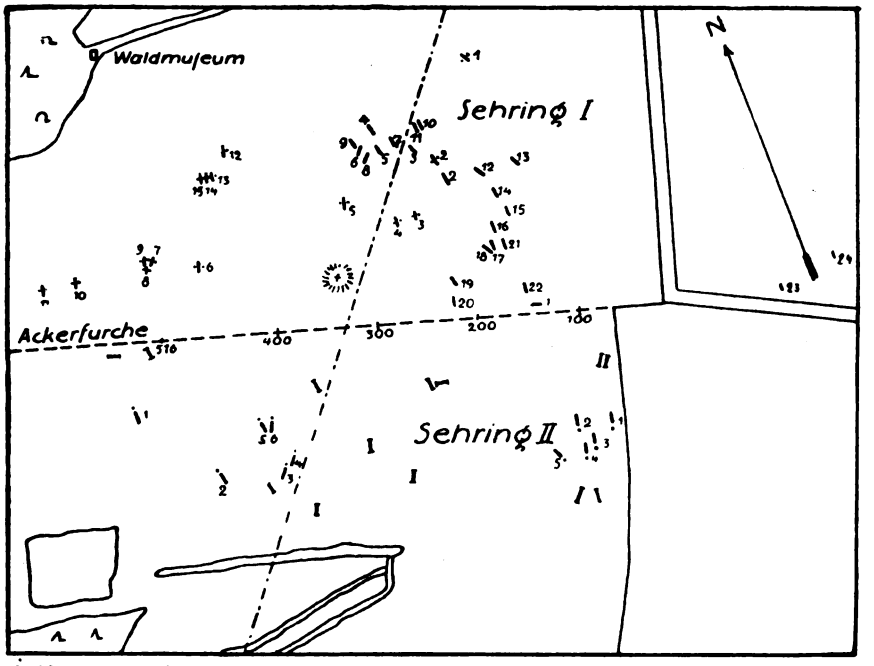
1. Kugelflaschengruppe (vgl. S. 386).
2. Sächsisch-thüringische Gruppe (vgl. S. 385).
3. Schlesische Roßwitzergruppe (vgl. Hockergrab 13/14 S. 449).
4. Bandkeramische Gruppe (vgl. S. 386).

Aus unmittelbarer Nachbarschaft nachgewiesen kämen noch in Frage die Anhalt-Latdorfer-Gruppe (vgl. Rauch: Jahresschrift Bd. 10, 1911).

Die Gräber der Sächsisch-Thüringischen Gruppe und besonders die ihr zugehörigen Hügelgräber bevorzugen erfahrungsgemäß aussichtsreiche Höhenpunkte[1]).

So lagen die von Größler — Eisleben — veröffentlichten Steinkisten des Sehringsberges 1—8, der in Frage stehenden Kulturgruppe zugehörig, in einem flachen, künstlichen Hügel (vgl. Karte 2 und 3[2])).

Wie Karte 2 genauer zeigt, setzt sich der Sehringsberg weit nach Osten hin, geographisch ein einheitliches Ganze bildend, fort. Er gehört aber nur bis zum Feldweg Helmsdorf—Bösenburg, und zwar bis zu dessen in Nord-



Karte 3.

südrichtung verlaufendem Teil zur Flur Helmsdorf. Östlich anschließend gehört der Bergrücken zur Flur Heiligenthal und heißt hier zunächst Distel-

[1]) Die von Åberg in: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, Stockholm-Leipzig 1918, gegebene Bezeichnung „Sächsisch-Thüringische Kultur" an Stelle der von Götze erstmalig eingeführten Terminologie: „Schnurkeramik" in Götze: Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiet der Saale, Jena 1891, wird hier beibehalten (vgl. Lechler: Die reichverzierten Steinärte der Sächsisch-Thüringischen Kultur. Mannusbibliothek 22. Leipzig 1921), obwohl auch durch Åbergs Arbeit das Problem dieser Kulturgruppe nicht endgültig gelöst erscheint. Es läßt sich aber mit diesem Terminus erheblich klarer arbeiten. Albert Winkler hat in: Zur Herkunft der Aunjetitzer Keramik Mannusbibliothek 22, Leipzig 1921, an Stelle der von Åberg formulierten Bezeichnung den Ausdruck Saaleschnurkeramik beibehalten, im Anschluß an Kossinna. Deutsche Vorgeschichte, Leipzig 1921, III. Auflage, S. 29 und 32 (dort Saaleschnurkeramik im Gegensatz zu Oderschnurkeramik).

[2]) Jahresschrift 1909, Bd. 10, S. 113ff.

breite; der untere Teil des Nordhanges sowie der anschließende Talgrund heißt Distelgrund. An die Distelbreite schließt bis zur Straße Heiligental-Bösenburg Rudloffsplan 1 an, dessen Fortsetzung östlich der Straße Rudloffsplan 2 heißt und weiterhin Bauermeistersplan. Der östliche Ausläufer des langsam nach Osten sich senkenden Rückens erhebt sich wieder etwas und führt den Namen Sommerberg (Höhe 186, Karte 1). Der südlich des ostwestlich gerichteten Teils des Feldweges Helmsdorf—Bösenburg gelegene Südhang des Berges trägt den Namen „Gutes Tal". Die Fundstelle Pfarracker liegt im Guten Tal. Der Sehring selbst wird durch die in der Verlängerung des ostwestlichen Wegestückes des Feldweges Helmsdorf—Bösenburg nach Westen laufenden Ackerfurche in zwei große Geländestücke zerlegt, deren nördliches die Bezeichnung Sehring 1 trägt, das südlich der bezeichneten Linie liegende: Sehring 2, dessen südlicher Hangteil besonders früher auch öfter unter dem Namen Zornsloch in der Literatur genannt worden ist. Alle diese Flurbezeichnungen sind auf dem Grabungsplan Karte 2 eingetragen.

Die Vermessung des Gräberfeldes erfolgte in der Weise, daß einerseits die Ackerfurche zwischen Sehring I und II benutzt wurde und andererseits die Sichtlinie: Schornstein Zuckerfabrik Helmsdorf — Windmühle Polleben.

Die Methode der Grabung.

Die Stellen, wo der Dampfpflug Steine geschrammt hatte, waren vom Pflugführer markiert worden. An solchen Stellen wurde zunächst die ungefähre Erstreckung der Grabanlage ermittelt. Mit der Schippe wurde dann die Ackerkrume in flachen Schichten wagerecht über die ganze in Frage kommende Fläche hin abgetragen und so noch über der Deckschicht eine saubere Fläche geschaffen.

Die auf die Grabung vorzubereitende Fläche muß nämlich über den vermuteten Umfang des Grabes allseitig hinausgreifen. Nur so kann man genau beobachten, wie bei der Anlage des Grabes verfahren war. Auf diese Weise ließ sich weiterhin jede Farbveränderung usw. genau feststellen. Bei Gräbern, wie überhaupt bei jeder Art von Grabung darf nämlich nicht erst, nachdem auf die deckenden Steine gestoßen ist, vorsichtig vorgegangen werden, da noch oberhalb der deckenden Steinschicht auf Brandreste, Scherben oder andere auf Opfer oder Kulthandlungen deutende Hinterlassenschaften geachtet werden muß (vgl. z. B. Sehring I, Grab 1/15). Sehr wichtig ist, daß von Beginn darauf gesehen wird, daß der Grabungsschutt genügend weit weggeschafft wird, damit nicht nachher Schwierigkeiten entstehen und z. B. der erhöhte Druck die Steilränder des Grabungseinschnittes zum Einsturz bringt.

Das Heruntergehen bis auf die Steinschicht geschah in wagerechten Schichten. Nach Zutagekommen der oberen Kanten der Steine bei der Schab- und Kratzarbeit der Schippe wurde nun mit Spatel und einer kleinen Handschaufel weitergearbeitet, in der Hauptsache aber der kurzborstige Pinsel benutzt, und die ganze Deckschicht freigelegt. Nachdem um die gesamte Grabanlage herum in mehr als Schaufelbreite gleichmäßig 10—15 cm die Erde weggenommen war, wurde die Deckschicht nochmals mit Pinsel und Handfeger geputzt und dadurch zur photographischen Aufnahme fertig. Hiermit ist das erste Stück der Ausgrabung erreicht. Das Bild der Decksteinschicht wird auf Millimeter-Papier gezeichnet, die photographische Aufnahme gemacht und die Vermessung des Grabes vorgenommen, gleichzeitig auch die Einmessung ins Gelände. Nach diesen, das erste Stadium abschließenden Arbeiten wird vor

einer der beiden Schmalseiten bis auf den G.und heruntergegangen und ein Graben angelegt, der breit genug und lang ist; er muß seitlich soweit über die Steinpackung hinausgreifen, daß man deren Einlagerung deutlich beobachten kann. War durch dieses Vorgehen die Tiefe der Anlage festgestellt, so wurde, wenn die Anlage nicht als sehr tief sich erwies, der Grabbau vollständig herausgeschält. Daß die Möglichkeit bestand, in dieser Weise vorzugehen, verdeutlicht besser als alle anderen Erwägungen, daß die Packung wirklich sich selbst trug und nicht eine Mulde oder ähnliche Anlage vorliegt.

Sind die Decksteine zu groß oder die Packung zu tief, so daß ein Wegnehmen nach Freilegung der ganzen Packung nicht mehr leicht trotz aller Vorsicht zu bewerkstelligen ist, so wird bereits nach geringer weiterer Freilegung die Deckschicht abgetragen. Neben der Beobachtung auf Funde und auf sonstige Feststellungen war vom Augenblick der Wegnahme der Decksteine an die Hauptaufgabe festzustellen, wie der ursprüngliche Aufbau der Steinpackung war, um hierdurch über die Art des Grabgewölbes klar zu werden.

Da die auflagernden Steine meist sehr verrutscht waren, mußte gleich darauf geachtet werden, ob aus der Art der Verlagerung noch Rückschlüsse auf die ursprüngliche Lage und damit Bauart gemacht werden konnten. Das Grabinnere wurde besonders sorgfältig untersucht in der Weise, daß die Füllerde in Schichten weggenommen wurde. Funde wurden genau vermessen. Auf das Feststellen der Richtung, in der der Fund lag, seiner nach oben und unten gekehrten Seite wurde streng geachtet, da ja nicht zu beurteilen ist, ob für spätere Fragen diese Dinge nicht wichtig sein könnten. Über die Verwendung von Tüten s. S. 433.

Sobald das Grab frei und geöffnet war, wurden die noch nötigen Vermessungen erledigt, alles mit dem Pinsel geputzt und zur photographischen Aufnahme vorbereitet. Die Methode Professor Hahnes, ununterbrochen während der Grabung zu säubern und zu putzen, um fortlaufend imstande zu sein, jede Art Messungen, Aufzeichnungen, Photoaufnahmen und sonstige Untersuchungen während der Grabung vorzunehmen, hat sich auch hier auf das beste bewährt. Eine Photoaufnahme bleibt nur halb so deutlich, wenn nicht vorher eingehend geputzt ist.

Das dritte Stadium der Ausgrabung besteht in dem Auseinandernehmen der Wand und Abtragen der Wandsteine, um etwaige zwischen die Packung gelagerte Funde wie Bronze, Scherben, Gefäße usw. festzustellen.

Die Grabung der Jahre 1913—18.

Wir beginnen mit der amtlichen Grabung der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle. Sodann sollen hier die früheren Funde vom Sehring besprochen werden, gleichfalls auch die der jüngeren Steinzeit, da diese nämlich auch für unsere vorliegende Arbeit nicht gänzlich ohne Belang sind.

Da sich mit den Jahren die Funde von Helmsdorf überraschend gehäuft hatten, so war bei der unsystematischen Bezeichnung der Fundstellen sowohl, wie durch die Wiederkehr der gleichen Grabnummern die Zuordnung der Funde zu den einzelnen Gräbern bei den früheren geringeren Aufzeichnungen hierüber nicht leicht durchzuführen. Um weiterhin Mißverstehen zu vermeiden und keine museal schwer durchzuführende Neubezeichnung einführen zu brauchen, ist zu der Grabnummer und Flurbezeichnung jeweilig das Jahr der Ausgrabung zugefügt (also: Helmsdorf, Sehring I, Grab 1/08, oder Helmsdorf, Sautrifft 1/15—16). Für Ausgrabungen jeder Art ist daher noch vor

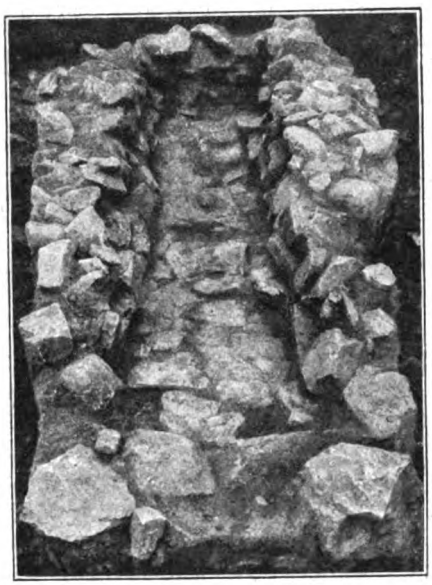


Abb. 1.

Abb. 2.

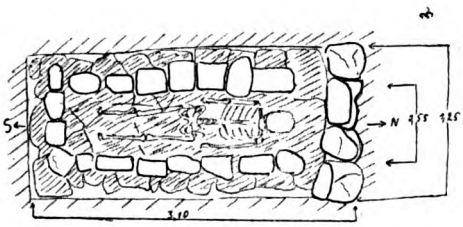


Abb. 3.

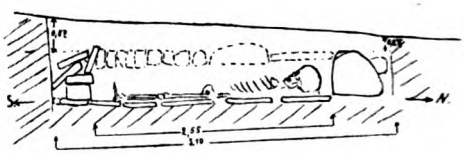


Abb. 4.

Abb. 6.

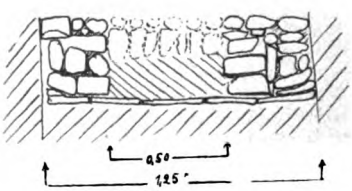


Abb. 5.

Abb. 7.

Grab 1. 1915. Skelett.

folgender Katalogisierung stets zu empfehlen, bei den Fundstücken sowohl wie in den Akten die Jahreszahl hinzuzufügen, ebenso im Zettelkatalog. So sind späterhin sowohl in den Akten, Katalog wie bei den Fundstücken Verwechselungen durch Neufunde, auch nur vorübergehend, selbst bei spärlichen Fundangaben nicht möglich.

Die Orientierung der Gräber war fast durchgehend nach Norden, und zwar schwankt die Richtung etwa zwischen der Nordrichtung des Kompasses und der geographischen Nordrichtung. Die genaue Richtung ist jeweilig auf dem Grabungsplan Karte 3 einzusehen; im Text sind nur die starken Abweichungen hervorgehoben.

a) Die Grabung des Jahres 1915 (Sehring I Grab 1/15—15/15).

Sehring I, Grab 1/15, Abb. 1—7. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Decksteine des Grabbaues, Kantensteine aus Sandstein und Gerölle — keine Platten — waren unregelmäßig gelagert. Bei dem flacher liegenden Nordende — das Grab lag wagerecht in das ansteigende Gelände eingeschnitten — war die oberste Lage der Steindecke durch den Pflug zerstört. Unterhalb dieser zerstörten Schicht fanden sich zwei größere Platten, die beiderseitig auf den Seitenwänden auflagerten. In der Südhälfte fanden sich auf der Deckschicht Brandspuren, kenntlich durch Holzkohlenreste und die durch Brand geschwärzten, geröteten und mürbe gewordenen Sandsteine der Deckschichten. Im Südteil fanden sich die Decksteine bis 10 cm über dem gepflasterten Boden. Die Seitenwand bestand aus 30 cm hohen Mauern, deren unterste Steinschicht eine deutliche Schwelle bildete. Auf dem gepflasterten Boden, auf welchem auch die Seitenwände und der Südgiebel auflagerten, fanden sich im Südteil die Reste unverbrannter — gestreckt liegender — Röhrenknochen der unteren Extremitäten und in der Südostecke Scherben und eine Bronzenadel. Im Südteil — also dem Fußende — deuteten die beim Befunde meist oben zum Teil innerhalb halber Höhe noch festverkeilten Decksteine auf ein zusammengerutschtes Keilgewölbe (Abb. 5), das vielleicht ursprünglich um einen Sarg gepackt war. Im nördlichen Kopfende fanden sich unter den beiden großen wagerechten, auf den Seitenwänden ruhenden Platten keine Steine. Der Nordgiebel bestand aus großen Steinen, die nicht auf der Pflasterung auflagen, sondern nördlich sich ihr anschlossen.

Den Gang der Ausgrabungen verdeutlichen die Photographien und Zeichnungen.

Abb. 1. Grab frei und offen, von Norden. Die Deckschicht ist entfernt. Sichtbar sind die Seitenwände mit der unten vorstoßenden Schwellschicht. Die Anlageart des Südgiebels ist genau zu sehen, ebenso die des Nordgiebels. Auf der Pflasterung liegen im Südteil die Reste der unteren Extremitätenknochen.

Abb. 2. Grab bis auf die Schwellschicht abgeräumt, von Norden. Die Pflasterung läßt sich deutlich verfolgen, wie sie unter der Schwellsteinschicht durchgreift, nur die vier Steine des Nordgiebels befinden sich außerhalb der Pflasterung. Die Zeichnungen, Abb. 3—5 geben die einzelnen Maße.

Abb. 3 zeigt den Grundriß: Pflasterung, Schwellsteine und ehemalige Lage des Skelettes.

Abb. 4 gibt den Aufriß im Längsschnitt. Zu beachten ist die Tiefenlage des Grabes, die Bauart des Südgiebels und des Nordgiebels sowie die Deckschicht.

Abb. 5 bringt den Aufriß im Querschnitt durch den südlichen Grabteil.

Abb. 6. Das Bild des Modells bietet nochmals den Gesamteindruck des Grabbaues unter Weglassung der Deckschicht über dem Grabinnern.

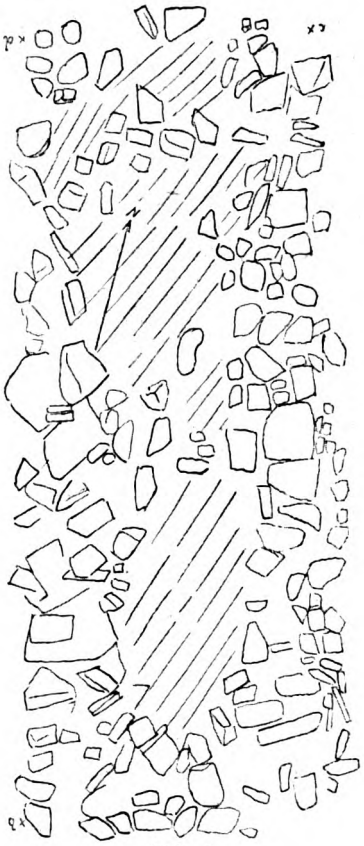


Abb. 8.

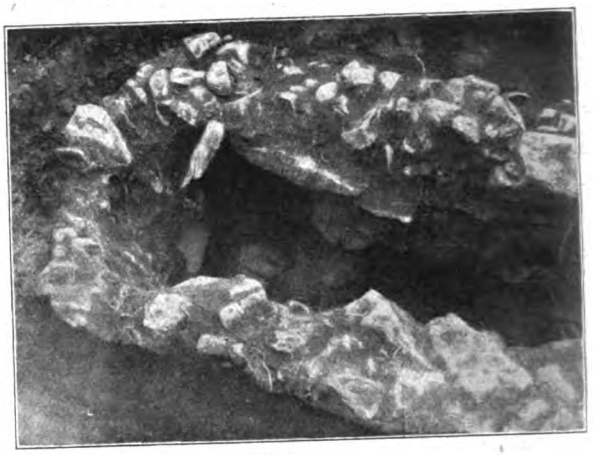


Abb. 11.

Abb. 10.

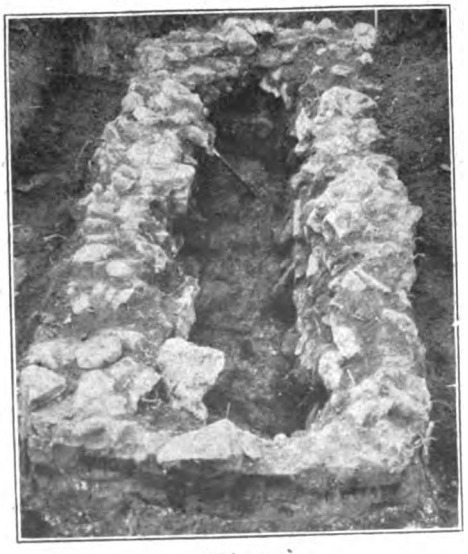


Abb. 9.

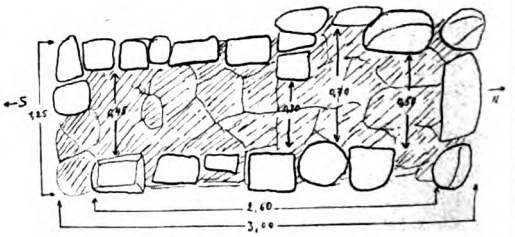


Abb. 12.

Abb. 13.

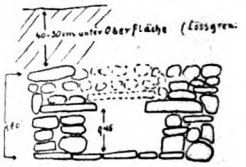


Abb. 14.

Grab 2. 1915. Skelett.

Die Funde:

Die unverzierte Gefäßscherbe ist 2 cm dick und 5×7 cm groß, mit feinem Kies durchsetzt. Eine Seite ist rötlich, eine schwarz. Ein Stück gebrannter Ton ist möglicherweise das Stück eines Henkels. Die 10 cm lange Bronzenadel — rundstabig mit kugeligem Kopf — ist durch Oxydation sehr mitgenommen; ob sie verziert war, ist daher nicht festzustellen (Abb. 7).

Sehring I, Grab 2/15, Abb. 8—15. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Bauart ähnelt, durch die Ausmaße in Höhe, Länge und Breite bedingt, Grab 1/15. Die 70 cm hohen Seitenwände und der Bodenbelag waren nicht so sauber und sorgfältig hergestellt wie bei 1/15, zu beiden waren in der Hauptsache keine größeren Platten (=steine) verwendet. Reste der ursprünglichen, aus Platten bestehenden Deckschicht waren noch vorhanden, besonders schien das Nordende mit Platten abgedeckt gewesen zu sein (vergl. Grab 1/15, Kopfende!). Jedoch war die Deckschicht völlig eingestürzt, sodaß die Steine stellenweise sogar bis zum Boden herabgesunken waren, mit Ausnahme einer Stelle im Süden, wo unter der Deckschicht sich fast keine Steine befanden. Ursprünglich war also ein leerer Grabraum vorhanden. Auf Abb. 13 (Längsschnitt) ist das durch die Lücke in der Deckschicht zum Ausdruck gebracht, da an dieser Stelle die Art der zwar vorhanden gewesenen Abdeckung aus deren Resten nicht mehr sicher feststellbar war. Ursprünglich kann das grobe Gewölbe durch einen Holzsarg oder Bretter gestützt gewesen sein. Direkte Befunde sind dafür nicht gemacht (auch nicht dagegen sprechende), nur legt die Art der Konstruktion diese Vermutung nahe (s. u.) Abb. 11 zeigt die Bauweise im Nordteil. Etwas unterhalb der oberen Schicht der Seitenwände kragten wagerechte Platten vor, auf denen die den Hohlraum nach oben schließenden Platten auflagerten, wie das rekonstruiert der Querschnitt Abb. 14 bringt. Im Nordteil waren beim Befund die Decksteine stellenweise verkeilt, was ursächlich mit dem Niederbruch der Deckschicht zusammenhängen muß. Auf Abb. 14 wären das die gestrichelt gezeichneten Steine, die beim Durchbrechen der unteren Platte sich zwischen der durch die Verkragung bedingten Verengung verkeilen mußten, besonders wenn der untere Hohlraum inzwischen mit eingeschlemmter Erde teilweise gefüllt war, oder unter den Platten die vermodernden Reste von Holzbrettern noch etwas Gegendruck abgaben. Diese zuletzt angedeutete Erklärung der

Abb. 8 gibt die oberste freigelegte Schicht. Die steinfreie Fläche zwischen den Seitenwänden zeigt recht deutlich, daß alle Decksteine nach unten gesunken sind.

Abb. 9. Grab ist frei und offen, von Norden. Eine Schwellschicht wie bei Grab 1/15 ist nicht zu beobachten.

Abb. 10 zeigt das Pflaster, auf dem noch Teile der untersten Schicht der Seitenwände belassen wurden, um die unregelmäßige Art des Wandbaues zu beleuchten. Im Vordergrund rechts ist in der Wand eine Ausbuchtung zu beobachten. Wahrscheinlich lag hier ursprünglich eine Nische vor (vgl. Sehring I. Grab 13/15, S. 407). An dieser Stelle war der lichte Durchmesser des Grabraumes etwa 70 cm. Nimmt man — wie wahrscheinlich — eine ehemalige höhere Nische an, so konnten die über dem Pflaster beim Befund nur noch wenig Raum lassenden Steine erst nachträglich herabgesunken sein. Die Maße geben die Zeichnungen Abb. 12—14.

Abb. 11 bringt die Einzelheit der Bauart am Nordende, siehe oben.

Abb. 12. Grundriß mit den untersten Steinen, die die Begrenzung des inneren Grabraumes zeigen.

Abb. 13. Längsschnitt. Der Nordgiebel ruht — ebenso wie bei Grab 1/15 — nicht mit auf dem Pflaster.

Abb. 14. Querschnitt am Nordende.

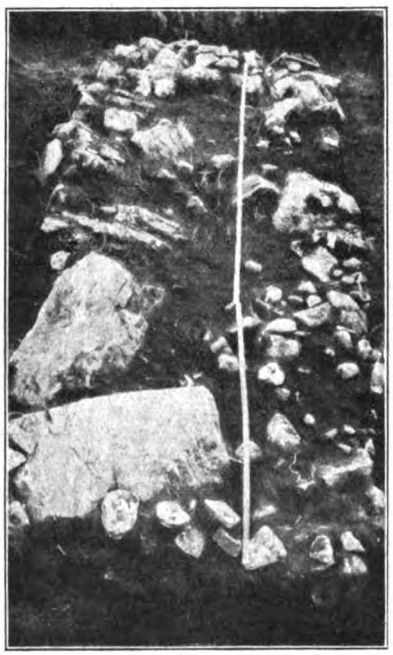


Abb. 16.

Abb. 17.

Abb. 20.

Abb. 21.

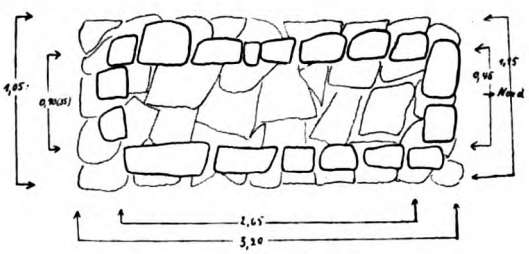


Abb. 18.

Abb. 22.

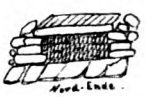


Abb. 23.

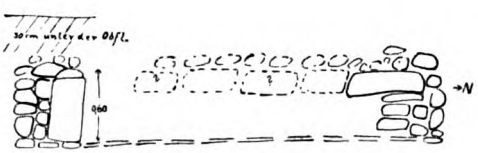


Abb. 19.

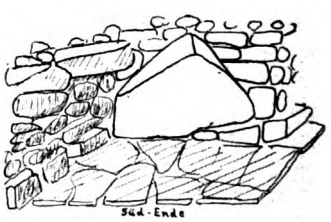


Abb. 24.

Abb. 25.

Grab 3. 1915. (Skelett?).

gemachten Beobachtung darf wohl als eine der wichtigsten Stützen angesehen werden für die geäußerte Annahme einer ehemaligen Verwendung von Holzsarg oder Brettern.

Den Gang der Ausgrabung verdeutlichen Abb. 8—14.

Die Funde:

Auf den Deckſteinen des Nordendes wurden einige Scherben gefunden, über ihren Charakter iſt nichts auszuſagen, ſie ſind nach der Technik und Zuſammenſetzung des Materials alle bronzezeitlich. Im Innern fanden ſich auf dem Pflaſter einige gleiche Scherben, darunter 3 mit ſchwachen Kannelierungen. Ein unverbrannter Schädelreſt lag auf dem nördlichen Teil der Pflaſterung.

Sehring I, Grab 3/15, Abb. 16—25. Grab in Richtung Nord—Süd.

Die Ausmaße, wie die Höhe der Wände, Länge und Breite gleichen ſich denen von Grab 1/15 und 2/15 an. Beim Bau dieſes Grabes hatten größere Platten Verwendung gefunden, insbeſondere bei der Herſtellung der Deckſchicht. Derartig große Platten wurden in der Nord-Oſtecke 2 getroffen (Abb. 16). In der Grabmitte dagegen waren mehrere davon in die Tiefe gebrochen (Abb. 17).

Da am Südende keine Platte angetroffen wurde und auch ſonſt weniger Steine, ſo ſteht zu vermuten, daß vielleicht ſchon früher eine durch den Dampfpflug angehackte Platte beſeitigt worden iſt. Jedoch iſt auf die Beobachtung bei Grab 1/15 und 2/15 hinzuweiſen, wo die Deckſchicht des Nordendes gleichfalls mit der in der Südhälfte nicht übereinſtimmte. Die Lage der letzten Platte am Nordende zeigte, daß ſie über einen urſprünglich leeren, d. h. von Erde freien Grabraum gedeckt worden war. Beſondere Anhaltspunkte für Verwendung von Brettern oder ähnlichem ließen ſich nicht gewinnen, vielleicht weiſt wieder die plattenleere Stelle auf deren früheres Vorhandenſein. Die Seitenwände ſowohl wie beide Giebel lagerten bei dieſem Grab auf der Pflaſterung.

Die unterſte Schicht der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle.

Den Gang der Grabung zeigen Abb. 16—17.

Die Funde:

Zwiſchen den Deckſteinen verſtreut wurden wenige Scherben ohne beſondere Merkmale gefunden, eine Randſcherbe jedoch ſtammt von einem Gefäß mit ſcharfem Umbruch (doppelkoniſch).

Abb. 16. Deckſchicht von Norden geſehen.

Abb. 17. Grab geöffnet, von Süden geſehen, mit den in die Tiefe gerutſchten Deckplatten.

Abb. 18—19 gibt den Grundriß, Pflaſterung und die Schwellſteine. Bei dem Längsſchnitt iſt auf einige an den Giebelenden hochkant geſtellte Steine beſonders hinzuweiſen.

Abb. 20—23 ſtellt die Durchſchnitte in den einzelnen Grabteilen nebeneinander.

Abb. 20. Das Südende rekonſtruiert, mit kleinen Steinen abgedeckt, das nötigte anzunehmen, daß ſie beim Bau über einem Sarg oder Holzbrett gepackt wurden.

Den Durchſchnitt in ſeiner urſprünglichen Lagerung des mittleren Teiles zeigt:

Abb. 21 und 22, zwei Möglichkeiten, da nicht völlig ſicher entſcheidbar war, ob das Schema von Abb. 21 oder 22 urſprünglich angewandt war. Abb. 23 bringt dagegen das Nordende beinahe im jetzigen Befund; es wurde oben nur etwas ſeitlich verſchoben angetroffen. Den Bau des Südgiebels ſoll Abb. 24 noch beſonders hervorheben. Eine ſenkrecht geſtellte Platte war von hinten durch Packung geſtützt.

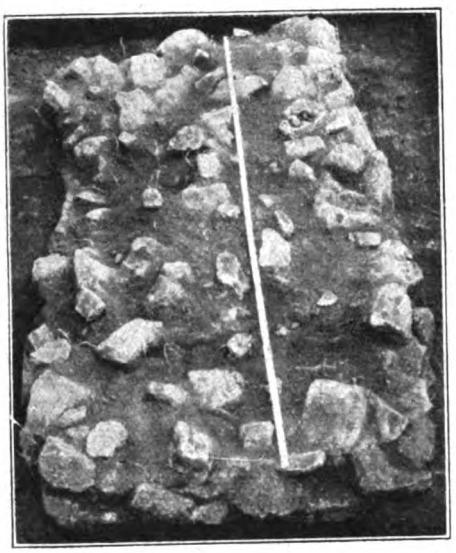


Abb. 26.

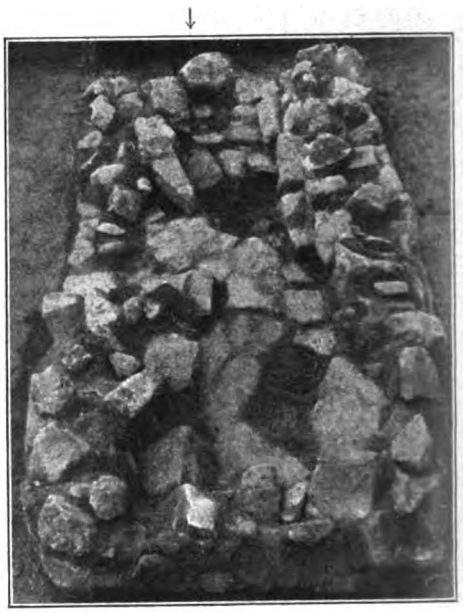


Abb. 27.

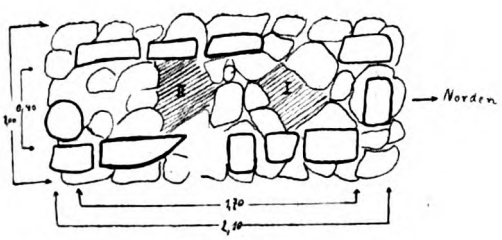


Abb. 28.

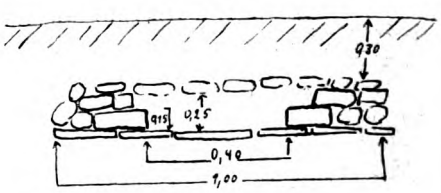


Abb. 30.

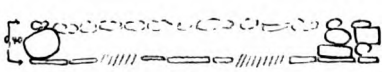


Abb. 29.

Abb. 31.

Grab 4. 1915. Leichenbrand.

Ferner fanden sich in der Wandpackung 2 Feuersteinspäne und ein flacher Sandstein, der vielleicht als Beigabe gerechnet werden muß, da er nicht zum Grabbau gehörig scheint. Weder Skelettreste noch Leichenbrand war zu bemerken, es ist daher immerhin wahrscheinlicher, daß ein Skelettgrab vorlag, da Leichenbrand in Lös wesentlich schwerer vergeht.

Sehring I, Grab 4/15, Abb. 26—31. Grab in Richtung Nord-Süd. Die Deckschicht war gleichmäßiger als bei 1/15 bis 3/15. Betrachtet man das freigelegte Grab Abb. 27, so beobachtet man (an der Stelle, wo sich die Pfeile treffen), daß der Schwellstein etwas nach innen gedreht erscheint und der anschließende Schwellstein fehlt. Man möchte wohl zunächst auf eine Störung schließen und zwar derart, daß vom Osten her die Seitenwand etwa vom Dampfpfluge gefaßt worden sei und dabei der eine Schwellstein nach innen gedreht und der jetzt fehlende entfernt worden sei. Dem widerspricht aber die beobachtete große Gleichmäßigkeit der Deckschicht. Außerdem zeigt Abb. 27 und 26, daß die geschweifte Randlinie des Pflasters ursprünglich ist. Es handelt sich also hier um eine Auflösungserscheinung des Grabbaues. Es ist die Lücke als Nische zu deuten, die vielleicht mit Holz abgedeckt war. Ganz deutlich wird das durch Vergleich mit dem Nordende. Hier fehlt auf der Westseite auch ein Schwellstein. Ganz gewiß kein Zufall kann es sein, daß unmittelbar neben den fehlenden Schwellsteinen das Bodenpflaster je eine Lücke aufweist, I und II, vgl. Abb. 28, auf denen sich Leichenbrandreste vorfanden. Die Deckschicht bestand aus kleineren Steinen. Unter diesen muß man sich ursprünglich horizontale Bretter denken, die auf den Schwellsteinen der Seitenwände auflagen, da die Decksteine nicht völlig bis auf das Pflaster gesunken waren, oder man muß annehmen, daß das Grabinnere sofort mit Erde gefüllt worden ist. Dagegen sprechen die eingebauten Wandnischen. Die sehr niedrigen Seitenwände weisen eine so deutliche Schwelle auf, daß man die Wand als stufenartig ⌐¬ im Durchschnitt bezeichnen könnte.

Die gleiche Beobachtung findet sich bei Sehring II Grab 1/13—14 S. 425 und Sehring I, Grab 13/15, S. 409.

Die Seitenwände und beide Giebel lagerten auf der Bodenpflasterung auf. Die Lücken am Pflaster lassen sich nicht etwa durch Störung erklären, wie ja aus dem eben Gesagten hervorgeht und aus einem Vergleich mit dem Befund bei Sehring I, Grab 13/15, S 409. Auf dem Pflaster neben der nördlichen Lücke (Stelle I), an der Stelle, wo der Schwellstein fehlt, fand sich gleichfalls Leichenbrand sowie Silexsplitter. Beides fand sich auch auf der Stelle I, außerdem noch einige Scherben, auch das weist darauf hin, daß anstatt eines Steines hier von Beginn an eine Nische vorlag, zumal an der gleichen Stelle bei anderen Gräbern Nischen getroffen wurden (9/15, S. 405). Auf den beiden Pflasterlücken wurden also Leichenbrandreste gefunden. Ob die Verteilung dieser geringen Reste auf zwei Stellen zuläßt, auf zwei Beisetzungen zu schließen, ist nicht entscheidbar. Doppelbeisetzung z. B. liegt vor bei Sehring II, Grab 1/13—14.

Leichenbrand und Scherben wurden auch zwischen der Deckschicht gefunden.

Sehring I, Grab 5/15, Abb. 32—39. Von Herrn Inspektor Rauch geöffnet; vorgefunden wie Abb. 32 zeigt. Grab in Richtung Nord-Süd.

Abb. 32.

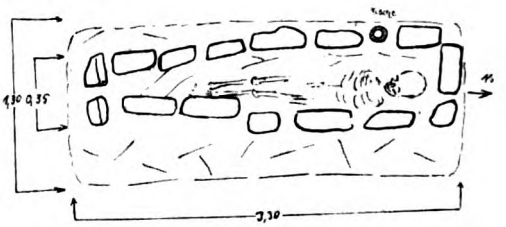


Abb. 33.

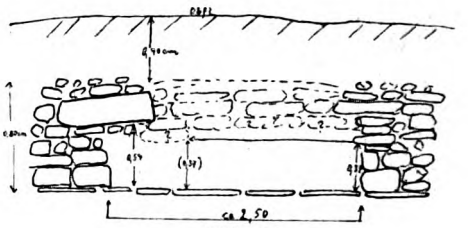


Abb. 34.

Abb. 35.

Abb. 36.

Abb. 37.

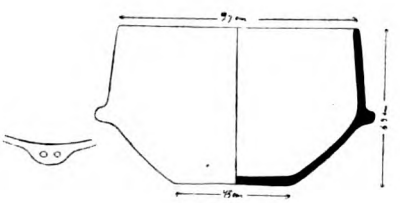


Abb. 38.

Abb. 39.

Grab 5. 1915.

Abb. 32. Grab von Norden frei offen, alles stark verschoben.
Abb. 33. Grundriß des Pflasters und der Schwellsteine, Nische (stark schematisiert).
Abb. 34. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 35. Querschnitt am Nordende.
Abb. 36 und 37. Querschnitt am Südende.
Abb. 38 und 39. Gefäß.

Die Höhe des inneren Grabraumes betrug 50 cm. Die Steine des Baues waren stark verrutscht. Demgemäß hatte sich auch der Innenraum verändert und unregelmäßig verschoben. Ob hier ein Sarg oder dgl. anzunehmen ist, läßt sich nicht entscheiden. Das Verrutschen der Packung wird naturgemäß damit zusammenhängen. Die Seitenwände waren fest gestützt von zahlreichen horizontalen Platten; mit ihrer untersten Schicht bildeten sie eine deutliche Schwelle. Die sehr starke Deckschicht, ursprünglich offenbar ein wagerechtes kragendes Gewölbe, war meist eingestürzt, so daß die Steine fast überall bis in die Mitte des Grabraumes gesunken waren. Das Südende schien möglicherweise ein grobes Keilgewölbe mit auflagernden wagerechten Platten gewesen zu sein, jedoch kann auch durch Verrutschen dieser Befund zustande gekommen sein wie das Abb. 36—37 vergleichsweise zeigen. Verschiedenheit der Gewölbebauart im Süd- und Nordteil wurde ja schon bei Grab 1/15, S. 393, 2/15, S. 395, 3/15 S. 397 beobachtet. Auf dem gepflasterten Boden lagen in der Mitte — gestreckt — unverbrannte Extremitätenknochen, die unteren (Tibia) im Südteil.

In der Westwand am Nordende fand sich auf dem Boden eine kleine Nische, die das kleine doppelkonische, schmutzig gelbliche Gefäß mit einer doppelten Schnuröse am Umbruch, Abb. 38 und 39, barg.

Sehring I, Grab 6/15, Abb. 40—46. Grab 6/15 war gleichfalls von Herrn Rauch geöffnet, Abb. 40.

Die Wände waren sauberer aufgeführt als bei Grab 5/15, sie waren ca. 80 cm hoch, die unterste Schicht bildete sehr deutlich eine Schwelle. Die ursprünglich durchgehende wagerechte Decke wurde an einigen Stellen zusammengestürzt vorgefunden, so daß die Steine bis fast zum Boden gesunken waren. Ein Beweis, daß der Grabraum ursprünglich leer war. Das Südende stand noch und läßt die Bauart noch erkennen; die vorkragenden Platten sind auf Abb. 40 gut zu sehen. Das Nordende war mit großen, ganz über das Grab reichenden Platten gedeckt, auf denen dachförmig kleine Platten auflagen.

Das Südende hat kleinere Decksteine aufgewiesen wie das Nordende; in der Verschiedenheit der Abdeckung an den beiden Grabenden macht auch dieses Grab keine Ausnahme gegenüber den 1/15—5/15. Es fanden sich keine Beigaben, weder Skelettreste noch Leichenbrand.

Sehring I, Grab 7/15, Abb. 47—50. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Deckschicht (Abb. 47) wies zwei große Platten auf, sowie in der Südhälfte kleine Steine. Da im Grabinneren keine nach unten gesunkenen Platten lagen, so muß man für den Nordteil wohl Störung durch Beackerung annehmen. Das ist wohl das wahrscheinlichere, da auch die beiden großen Platten verlagert waren, sonst müßte man auf eine Holzabdeckung schließen, wofür die Kopfsteinschicht am Südende spricht. Eine der beiden Annahmen schließt ja auch die andere nicht aus. Die niedrigen Seitenwände waren etwas geschweift, ihre unterste Schicht bildete eine schmale Schwelle. Beide Seitenwände sowohl wie die Giebelwände lagerten auf der Pflasterung auf. Es zeigt sich, daß dieser Bau dem Grab 3/15 recht ähnlich war, nur im Längenmaß abweicht, 3,10, während dieses Grab 2,25 mißt; ein Maß, das mit Grab 4/15 wieder übereinstimmt.

Abb. 40.

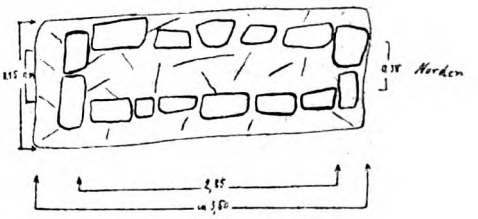


Abb. 42.

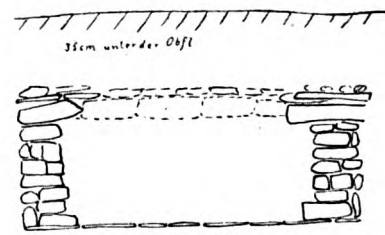


Abb. 43.

Abb. 41.

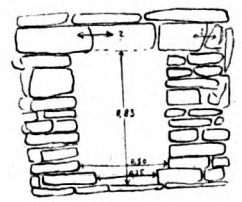


Abb. 44.

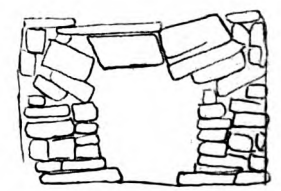


Abb. 45.

Abb. 46.

Grab 6. 1915. Keine Funde.

Abb. 40. Grab frei offen von Norden.
Abb. 41. Modell des Grabes.
Abb. 42. Grundriß mit Schwellsteinen.
Abb. 43. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 44 und 45. Durchschnitt.
Abb. 44. Rekonstruiert.
Abb. 45. Befund.
Abb. 46. Durchschnitt am Nordende.

Abb. 47.

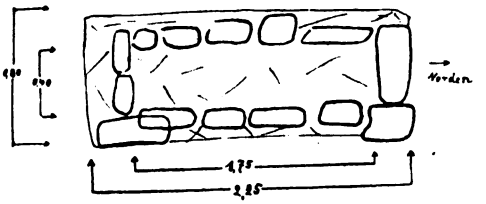


Abb. 48.

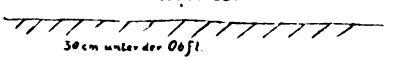


Abb. 50.

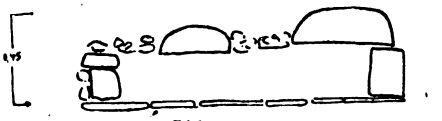


Abb. 49.

Grab 7. 1915. Zwei Scherben.

Abb. 47. Grab geöffnet, frei, von Norden. Die geschwungenen Seitenwände sind zu beachten. (Gips-) Modell.
Abb. 48. Grundriß mit Schwellsteinen.
Abb. 49. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 50. Querschnitt am Nordende.

Die Funde.

Auf der Pflasterung fanden sich zwei Scherben, dabei ein Bodenstück. Schlüsse auf die sonstige Gefäßform lassen sich jedoch nicht machen. Irgendwelche anderen Funde wurden nicht gemacht, so weder Skelettreste noch Leichenbrand, was auch bei Grab 3/15 zutraf. Das dort Gesagte hat also auch hier Gültigkeit (wahrscheinlich Skelettgrab).

Sehring I, Grab 8/15, Abb. 51—60.

Von Herrn Inspektor Rauch bereits geöffnet vorgefunden wie Abb. 51. Grab in der Richtung Ost-West; es macht also hierin eine Ausnahme gegenüber den bisherigen.

Am nächsten steht es — insgesamt gesehen — der Anlage von Grab 2/15 und 4/15, nur ist es viel nachlässiger gebaut. Die Deckschicht sowie die Steine im inneren Grabraum waren meist plattenförmig, sodaß es sich wohl um ein eingestürztes schlechtes, wagerechtes Gewölbe gehandelt hat, wie der Querschnitt 54 zeigt. Es kann aber auch zum Teil ohne Abdeckung gewesen sein, wie der Durchschnitt 55 bringt. An den niedrigen Seitenwänden wurde keine Schwelle beobachtet. Auf der Pflasterung verstreut fanden sich Leichenbrandreste sowie eine Masse Gefäßscherben und ein Bronzerest. In der Seitenwand fanden sich ebenfalls Leichenbrandstückchen.

An einer Stelle lagen die Scherben von 4 Gefäßen zusammen, die sich wieder vollständig zusammensetzen, ergänzen oder rekonstruieren ließen. Es ergab sich eine schöne, große, flachkonische Schale, Abb. 56, die auf der Innenseite durch Kannelierungen ein radartiges Muster trägt (Radkranz längs des Schalenrandes und 4 Speichen), wie das Abb. 57 zeigt. Ihre Farbe ist schwarzbraun, ihr Rand ist scharf horizontal abgeschnitten. Eine zweite Schale völlig gleicher Farbe, wohl auch gleicher Größe und Profils ließ sich nur rekonstruieren. Das Muster der Innenseite unterscheidet sich nur durch Fehlen des „Radkranzes" und der Tupfen am Ende der „Speichen", Abb. 58.

Abb. 51.

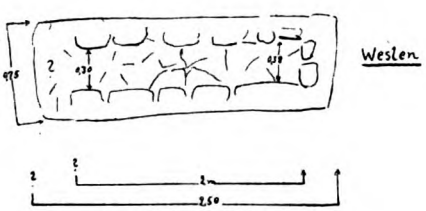


Abb. 52.

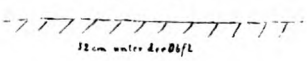


Abb. 53.

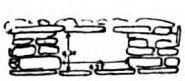


Abb. 54.

Abb. 55.

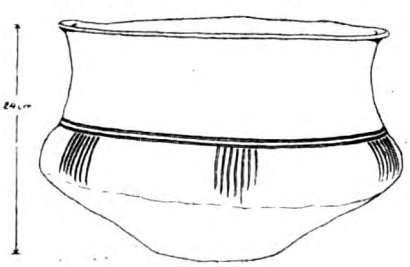


Abb. 59.

Abb. 56.

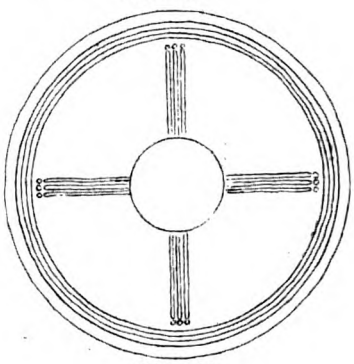


Abb. 57.

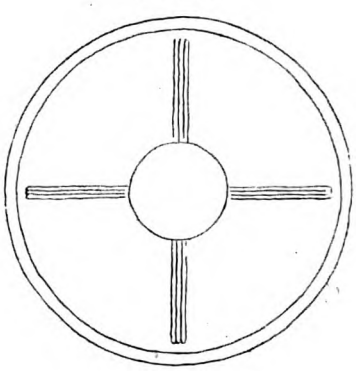


Abb. 58.

Abb. 60.

Grab 8. 1915. Leichenbrand.

Bei dem hohen zweithalsigen Gefäß — vielleicht ehedem die Urne — ist der Halsansatz durch zwei umlaufende Furchen betont, von diesen hängen 5mal je 7 senkrechte Furchengruppen die Schulter herab. Dieses Gefäß ließ sich mit völliger Sicherheit aus den wenigen Bruchstücken ergänzen und rekonstruieren, Abb. 59. Als Deckel hat vielleicht die gelbrötliche Schale gedient, sie ist unverziert, ihr Rand glatt horizontal abgeschnitten, Abb. 60.

Abb. 51. Grab frei und offen, von Westen, der linke Maßstab ist 2 m lang.
Abb. 52. Grundriß.
Abb. 53. Längsschnitt.
Abb. 54 und 55. Die beiden Rekonstruktionsmöglichkeiten des Querschnittes.
Abb. 56. Schale, größter Durchmesser 45 cm; Höhe 12,5 cm.
Abb. 57. Musterung der Schale Abb. 56.
Abb. 58. Rekonstruierte Musterung der zweiten Schale.
Abb. 59. Braunschwarzes, henkelloses Gefäß, größter Durchmesser 38,8 cm, Höhe 24 cm.
Abb. 60. Gelbrötliche Schale, größter Durchmesser 38,5 cm, Höhe 10,3 cm.

Sehring I, Grab 9/15, Abb. 61—68. Von Inspektor Rauch geöffnet vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Pflasterung und Wände wie bei Grab 8/15, nur daß die Wand aus dickeren Kantsteinen bestand. Die Decksteine bestanden aus vielen kleinen Steinen und auch dicken Kantsteinen. In der Südostecke des Grabes (Vordergrund rechts im Bild 61) war eine Nische gesetzt. Auf dem Pflaster lag eine dicke Bodenplatte, von drei Seiten mit senkrechten Platten umstellt; ob sie überdeckt war, ließ sich nicht mehr feststellen (vgl. Abb. 62). Auf der Bodenplatte der Nische lag der größte Teil eines Gefäßes mit Leichenbrand, wie das auf Abb. 61 zu sehen ist. Es ergab sich, daß es ein schmutzig-gelbliches, doppelkonisches Gefäß war (Abb. 64) (Gefäße dieser Art gehören Periode 4 an). Im ganzen Grab fanden sich außerdem zerstreut Scherben und Leichenbrandreste. Es ist nicht sicher, ob sie nur auf der Pflasterung und nicht auch schon in der Erde darüber lagen, was möglich ist, da sich in den Seitenwänden bei der Abtragung weiterer Leichenbrand und Scherben fanden. Unter den Gefäßscherben aus dem Inneren fanden sich einige verzierte und profilierte Stücke (Abb. 65—68).

Sehring I, Grab 10/15. Von Herrn Inspektor Rauch ausgegraben und bereits abgetragen. Grube in Richtung Nord-Süd.

Soll in Bauart 5/15 ähnlich gewesen sein. Im Grabraum, der mit Erde gefüllt war, hatten sich keine Steine gefunden; erst 50 cm über der Pflasterung begannen die Steine der Decke. Die zahlreichen bereits aus der Grube geworfenen großen plattenförmigen Steine bestätigten, daß die Bauart wie 5/15 war. Die Ausmaße der Grube geben einen Anhalt wie die ursprüngliche Größe war; Breite am Nordende 1,15, am Südende 1,05, Länge 2,75, Tiefe der Grube 1,25.

Keine Funde.

Sehring I, Grab 11/15. Wie bei 10/15 nur noch die Grube vorgefunden. Ihre Richtung Nord-Süd, ihre Schmalseiten 1,25, Länge 3, Tiefe 80 cm.

Die Bauart soll etwa Grab 4/15 entsprochen haben. Die Seitenwandhöhe höchstens 40 cm gewesen sein.

Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 12/15, Abb. 69—71. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Der Boden wie üblich gepflastert, auf ihm Seitenwände und Giebel auflagernd. Die Seitenwände zeigen noch Reste der ursprünglichen, jetzt verrutschten Konstruktion. Die unterste Lage bestand, im Verhältnis zu den

Abb. 61.

Abb. 64.

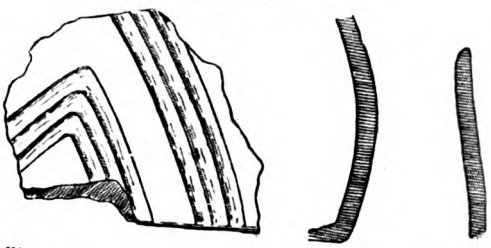


Abb. 65 a. Abb. 65 b.

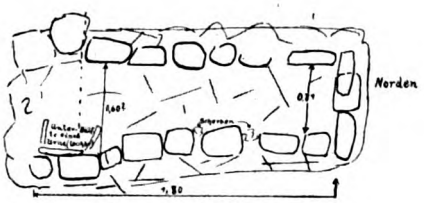


Abb. 62.

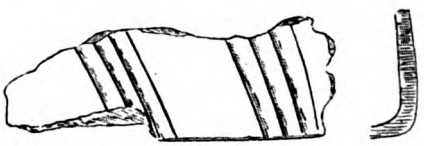


Abb. 66.

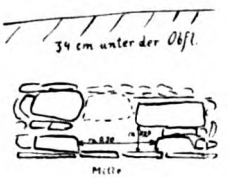


Abb. 63.

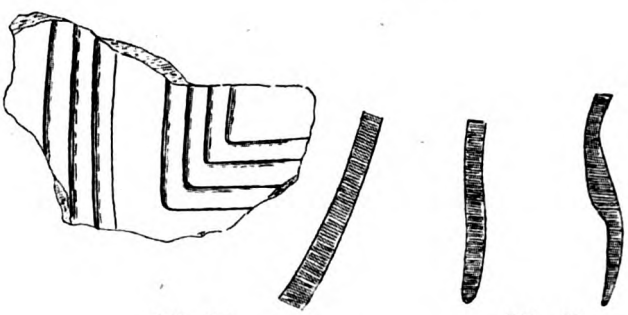


Abb. 67. Abb. 68.

Grab 9. 1915.

Abb. 61. Grab offen von Süden.

Abb. 62. Grundriß mit den den Innenraum umgrenzenden Steinen.

Abb. 63. Querſchnitt an der engſten Stelle zwiſchen den Scherbenſtellen. Vom Längsſchnitt iſt abgeſehen, da die Rekonſtruktion in manchem zweifelhaft blieb, jedoch iſt keine große Abweichung gegenüber den Gräbern ähnlicher flacher Bauart möglich (vgl. hierzu Grab 7/15 Abb. 53, 4/15 Abb. 32).

Abb. 64. Die Urne aus der Niſche; Höhe 22 cm, oberer Durchmeſſer 18 cm.

Abb. 65—68. Scherben aus dem Inneren des Grabes.

Abb. 69.

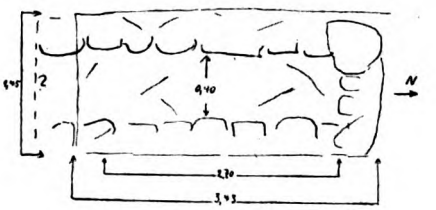


Abb. 70.

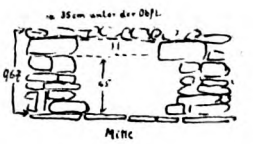


Abb. 71.

Grab 12. 1915. Leichenbrand. Zwei Scherben.

Abb. 69. Grab frei, offen von Süden.
Abb. 70. Grundriß.
Abb. 71. Aufriß im Querschnitt in der Mitte.

übrigen für diesen Grabbau verwendeten Steinen, aus größeren regelmäßigen Steinen; die Schwellen waren noch deutlich, besonders auf der Ostseite, nur aus kleineren Steinen als sonst. Über dieser unteren Schicht war das Steinwerk unregelmäßig geschichtet, dazwischen mit größeren horizontalen Platten. Oben, jedoch nicht als abschließende Schicht, horizontale größere Platten, auf diesen als Abschluß faustgroße Gerölle. Die Verteilung von Steinen verschiedener Größe im Grabinneren läßt vermuten, daß eine horizontale Abdeckung ursprünglich über das Grab herüberging, ebenso wie eine aus faustgroßen Geröllen bestehende Deckschicht, die noch jetzt als oberste Schicht auf Quer- und Längsseite auflag. Es bestand der Eindruck, daß der Grabraum ursprünglich hohl war und oben durch Holz abgedeckt war, auf dem die Steindecke auflagerte. Leichenbrand und zwei Scherben fanden sich in den Seitenwänden und in den Lücken nach dem Grabinnern zu.

Sehring I, Grab 13/15, Abb. 72—81. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Bauart ähnlich 12/15. Die unterste Steinlage, aus größeren Steinen, bildete eine bankartige Schwelle, daher wohl beim Verfall nicht so verrutscht. Eine Besonderheit bildete die Lücke im Plattenbelag des Bodens, die ungefähr in der Mitte des Grabes lag, in der Form rundlich, durch kleinere Steinplatten umsäumt, was auf Abb. 72 deutlich zu sehen ist. Die Art der Einfassung der Lücke zeigt, daß sie ursprünglich ist (gleichfalls

Abb. 72.

Abb. 74.

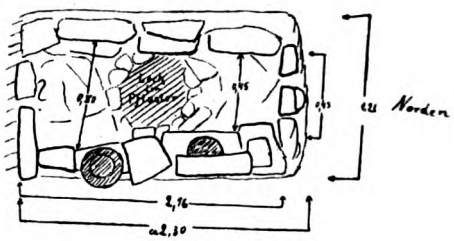


Abb. 75.

Abb. 76.

Abb. 73.

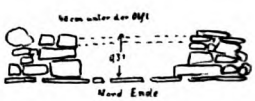


Abb. 77.

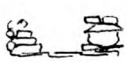


Abb. 78.

Abb. 79.

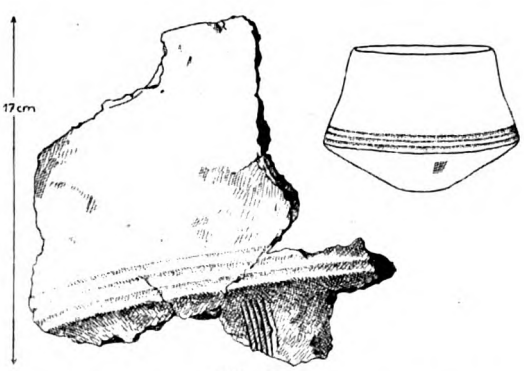


Abb. 81.

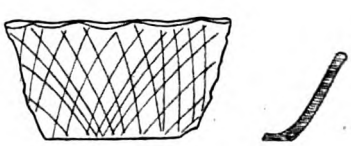


Abb. 80.

Grab 13. 1915. Leichenbrand.

Lücken im Pflaster wurden angetroffen z. B. bei Grab Sehring I, Grab 4/15 usw.). Auf der Pflasterlücke wurden Scherben und Leichenbrandreste getroffen. Beides wurde außerdem im ganzen Grabinneren verteilt gefunden, in der Füllerde, sowie in den Mauerlücken. Unter den Scherben fand sich das Bruchstück eines doppelkonischen Gefäßes. Die Ostwand zeigte in der Gegend, wo im Boden der Plattenbelag fehlte, 2 Nischen. Die Bodenfläche der Nischen bildeten die Schwellsteine. Abgedeckt nach oben waren sie durch horizontale längere Steine, die wohl ursprünglich seitlich durch untergepackte kleine Steine gestützt waren, wie das bei Abb. 74 gezeigt ist. In der nördlichen Nische befand sich ein schwärzlich braunes Tongefäß, das schwarze Erde enthielt, die mit Brocken Leichenbrand vermischt war. Seine Form ist doppelkonisch. Aus den Resten (Abb. 81) geht hervor, daß es über dem Umbruch mit drei horizontalen Kannelierungen verziert war, von denen aus, unter dem Umbruch, auf den schrägen Unterteil nach den Boden zu Strichgruppen laufen. Ihre Höhe muß etwa 20 cm betragen haben. In der südlichen Nische, die durch einen Schwellstein von der nördlichen getrennt war, befand sich ein zweites Gefäß mit einer als Deckel darüber gestülpten Schale. Die Deckelreste lagen bis auf dem Boden des Gefäßes, das also ursprünglich leer oder mit Flüssigkeit gefüllt gewesen sein muß. Die Außenseite der Deckelschale war mit tiefen Schnitten verziert. Das 20 cm hohe Gefäß hat einen hohen, steilen Hals, die Schulter ist schräg kanneliert (Gefäße dieser Form gehören Periode IV/V an).

Abb. 73 zeigt den Zustand, in dem die Nische angetroffen wurde, es ließ sich aber mit ziemlicher Sicherheit die Bauart noch feststellen, so wie Abb. 74 zeigt. Hinter dem Gefäß der südlichen Nische waren keine Steine, so daß die Mauer hier ein Loch aufwies, den Durchschnitt an dieser Stelle gibt Abb. 78 (Nischen wurden gleichfalls angetroffen bei Grab 9/15, S. 21).

Abb. 72. Grab frei offen, von Süden (Vordergrund bereits zerstört).
Abb. 73. Ostseite mit Nischen, beide Gefäße sind deutlich zu sehen.
Abb. 74. Rekonstruktion der Nischen.
Abb. 75. Grundriß.
Abb. 76. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 77. Querschnitt am Nordende.
Abb. 78. Querschnitt an der südlichen Nische.
Abb. 79. Gefäß aus der südlichen Nische.
Abb. 80 bringt ein Stück der als Deckel verwendeten Schale.
Abb. 81. Bruchstücke des Gefäßes der nördlichen Nische, nach denen man sich noch vollständig die Form des Gefäßes vergegenwärtigen kann.

Sehring I, Grab 14/15, Abb. 82—87. Aufgedeckt vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Im Nordteil nahe der Steinwand war eine besonders große Platte schräg abgesunken (vgl. Abb. 82 oben). Die schwellenartige, unterste Schicht war nicht ganz regelmäßig. Die in der Mitte vorgefundene Verengung der Schwelle scheint absichtlich zu sein, da hier besonders große Steine vorstießen, für die Verrutschen nicht so leicht möglich ist. Seiten- und Stirnwände waren auf dem Pflaster des Bodens auflagernd, sie waren auffällig dick und aus kleinen Steinen.

Im Grab fanden sich wenige Skelettreste und ein schwärzliches zwei henkliges Töpfchen mit steilen Kannelierungen am Bauch (Gefäße dieser Form gehören Periode IV/V an).

Abb. 82.

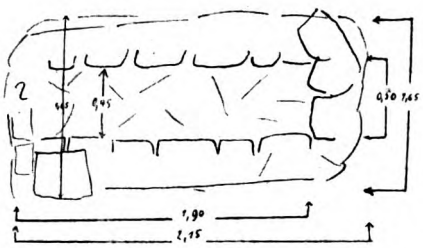


Abb. 83.

Abb. 84.

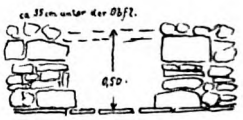


Abb. 85.

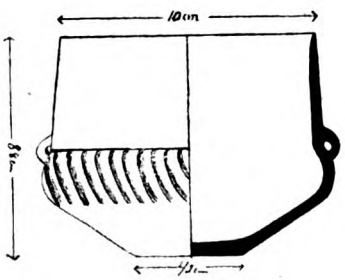


Abb. 86.

Abb. 87.

Grab 14. 1915. Skelett.

Abb. 82. Grab frei, offen von Südost. Modell des Grabes.
Abb. 83. Grundriß.
Abb. 84. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 85. Aufriß im Querschnitt.
Abb. 86/87. Gefäß.

Abb. 88.

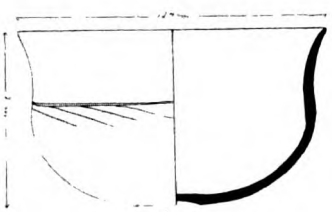


Abb. 89.

Abb. 90.

Sehring I, Grab 15/15, Abb. 88. Nur noch Grube vorgefunden. Grab in Richtung Nord-Süd.

Sie war 1,50 m breit, 2,60 m lang und 90 cm tief. Der noch vorhandene Steinhaufen war für die Größe des Grabes verhältnismäßig klein. Bauart wie bei 7/15.

Auf der Deckschicht eines Grabes war der Stein Abb. 88 menhirartig stehend angetroffen worden. Er war zunächst beiseite geworfen durch die Arbeiter des Herrn Rauch, hinterher berichteten sie von dem Vorfall und konnten den Stein noch finden unter der Masse der abzufahrenden Steine. Er kann aber auch von Grab 5, 6, 8, 9, 10—15 stammen.

Aus einem früher geöffneten Grab des Sehring I stammt die ergänzte Schale Abb. 89. Hals und Schulter durch Horizontallinie markiert, Abb. 89 und 90. Die Schulter zeigt ganz schwache schräge Kannelierungen, wie dies auch auf Abb. 90 zu sehen ist. Einen Henkel hat die Tasse nicht gehabt, da die Vorstufen zu dieser Form (Museum Halle H.K. 2629) keine zeigen.

b) Die Grabung des Jahres 1918 (Sehring I Grab 1/18—24/18.)

Sehring I, Grab 118. Steinzeitliches Grab, vgl. S. 449.

Sehring I, Grab 2/18, Abb. 91—93. Grab in Richtung Nord-Süd. Höhe der Seitenwände einschließlich der Deckschicht 45 cm. Der Nordgiebel bestand aus größeren Steinen als der Südgiebel (vgl die Beobachtung bei Grab 1/15). Der innere Grabraum war mit kleineren Steinen durchsetzt, war also ursprünglich leer und gibt einen Hinweis auf ehem. Holzabdeckung. Das Nordende wies scharfe Ecken auf, das Südende dagegen gerundete (Vgl. Grab 3/18, Sehring I).

Die Grabanlage war nicht genau horizontal, sondern senkte sich wenig nach Norden zu. Keinerlei Funde (weder Beigaben noch Leichenbrand oder Skelettreste).

Sehring I, Grab 3/18, Abb. 94—97. Grab in Richtung Nord-Süd. Auf die Pflasterung waren 25 cm hohe Seitenwände aufgesetzt, die deutlich Schwellen zeigten. Stark verrutscht! Die Giebelwände aus dünnen senkrechten Platten standen nicht auf dem Pflaster auf, sondern berührten es mit der Innenseite (vgl. Abb. 94). Beachte besonders die große dünne Platte des Südgiebels im Vordergrund. Das Innere war nur mit Erde gefüllt, es fanden sich keine Steine. (Ob die ursprüngliche Abdeckung aus

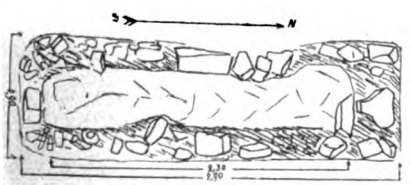


Abb. 91.

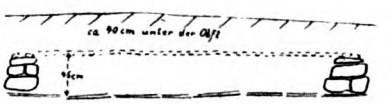


Abb. 92.

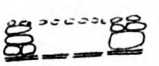


Abb. 93.

Grab 2. 1918.

Abb. 91. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 92. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 93. Aufriß im Querschnitt.

Abb. 94.

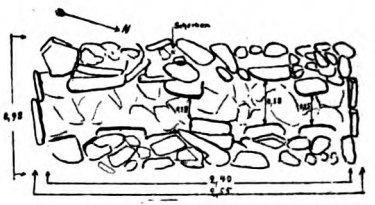


Abb. 95.

Abb. 96.

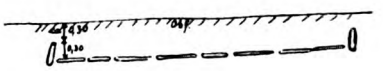


Abb. 97.

Grab 3. 1918.

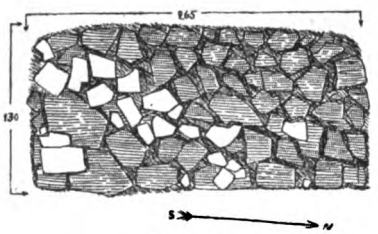


Abb. 98.

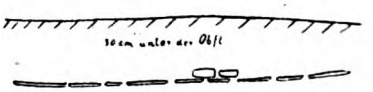


Abb. 99.

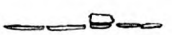


Abb. 100.

Grab 4. 1918.

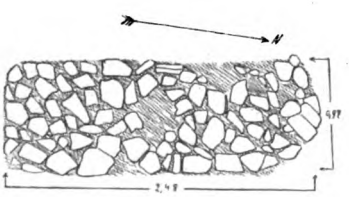


Abb. 101.

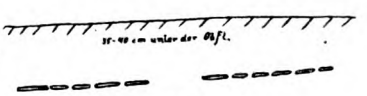


Abb. 102.

Abb. 103.

Grab 5. 1918.

Abb. 94. Grab, von Süden, frei offen.
Abb. 95. Grundriß.
Abb. 96. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 97. Querschnitt.
Abb. 98. Grundriß. Die auflagernden Steine hell gelassen.
Abb. 99. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 100. Aufriß im Querschnitt.
Abb. 101. Grundriß.
Abb. 102. Längsschnitt.
Abb. 103. Querschnitt.

Holz bestand?) Die nördlichen Ecken waren scharf, die südlichen abgerundet. Im Inneren fand sich an verschiedenen Stellen Leichenbrand, in einem nischenartigen Hohlraum auf der Westseite in der Mitte (siehe Abb. 94) verschiedene unverzierte Scherben, die nicht zusammensetzbar waren.

Sehring I, Grab 4/18, Abb. 98—100. Grab in Richtung Nord-Süd. Einfache Pflasterung, am Nord- und Südende wenig ansteigend (Mulde). Daß dieses Grab ursprünglich nur aus einer Pflasterung bestand, beweist deren Tiefenlage; 30 cm unter der Ackerkrume, wo bei den bisherigen Gräbern die Deckschicht begann. Schräg über die Pflasterung (von Südwesten nach Nordosten) lagen einige Steine. Die beiden westlichen Ecken waren abgerundet.

Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 5/18, Abb. 101—103. Grab in Richtung Nord-Süd. Wie 4/18 eine einfache Pflasterung 35—40 cm unter der Oberfläche gelegen, am nördlichen Ende stark gerundet, am südlichen eckig.

In der Mitte wies das Pflaster eine Lücke auf. Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 6/18, Abb. 104—109. Grab in Richtung Nordost-Südwest.

Kleines Grab 2 m × 0,85 m aus scharfkantigen, plattenartigen Steinen, die sehr unregelmäßig gelegt (oder verrutscht) waren; dabei doch deutliche Schwelle. Am nordöstlichen Ende (s. Abb. 104) standen zwei Gefäße ineinander gestülpt (Abb. 109). Weder Leichenbrand noch Skelettreste.

Abb. 104.

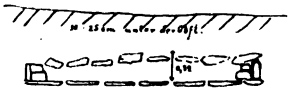


Abb. 105.

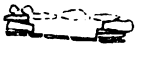


Abb. 106.

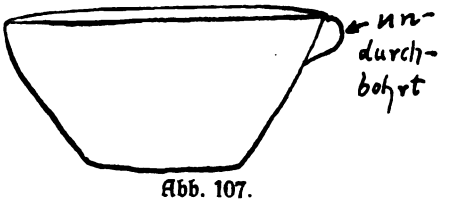


Abb. 107.

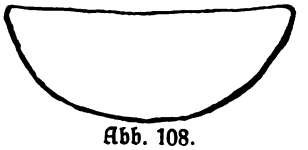


Abb. 108.

Abb. 109.

Grab 6. 1918.

Abb. 104. Grundriß der untersten Steinschicht.
Abb. 105. Längsschnitt.
Abb. 106. Querschnitt.
Abb. 107. Tassenähnliches Gefäß mit undurchbohrtem Griffe.
Abb. 108. Schale.
Abb. 109. Skizze der beiden ineinandergestülpten Gefäße.

Abb. 110.

Abb. 111.

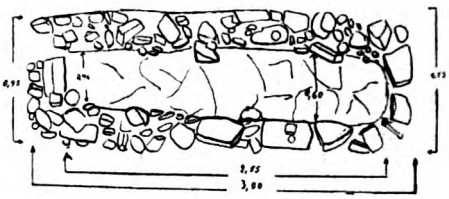


Abb. 112.

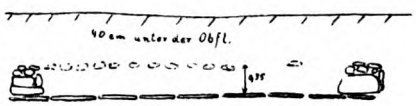


Abb. 113.

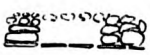


Abb. 114.

Grab 7. 1918. Keine Funde.

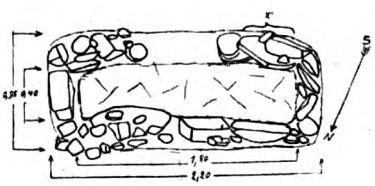


Abb. 115.

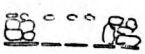


Abb. 117.

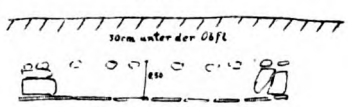


Abb. 116.

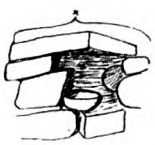


Abb. 118.

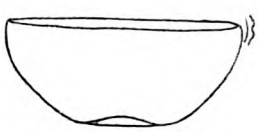


Abb. 119.

Grab 8. 1918.

Abb. 110. Ansicht des Grabes, frei offen.
Abb. 111. Grundriß der Deckschicht.
Abb. 112. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 113. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 114. Aufriß im Querschnitt.
Abb. 115. Grundriß des offenen Grabes. Die Klammer mit Kreuz markiert den in der Seitensicht durch Abb. 139 wiedergegebenen Teil.
Abb. 116. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 117. Querschnitt.
Abb. 118. Ansicht der Nische mit Gefäß.
Abb. 119. Gefäß. Gr. Durchmesser 19 cm, Höhe 7,3 cm.

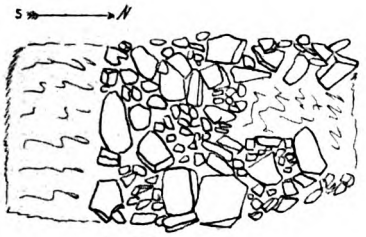


Abb. 120.

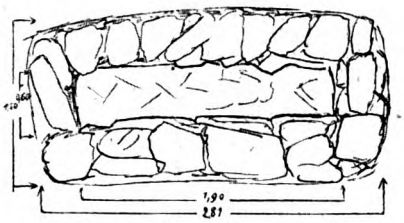


Abb. 121.

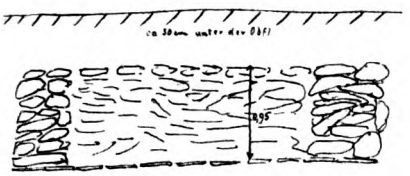


Abb. 122.

Abb. 123.

Abb. 124.

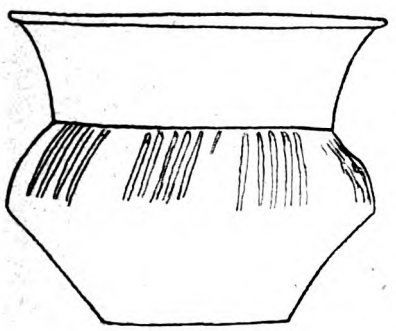


Abb. 125.

Abb. 126.

Abb. 127.

Grab 9. 1918. Leichenbrand.

Abb. 120. Grundriß der Deckschicht.
Abb. 121. Grundriß des geöffneten Grabes.
Abb. 122. Aufriß im Längsschnitt.
Abb. 123. Aufriß im Querschnitt.
Abb. 124. Skizze der Nische.
Abb. 125/126. Gefäß, gr. Durchmesser 34 cm, Höhe 24 cm.
Abb. 127. Gefäß, gr. Durchmesser 40 cm, Höhe 10,8 cm.

Abb. 128.

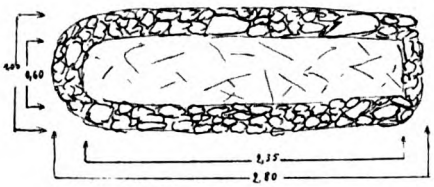


Abb. 129.

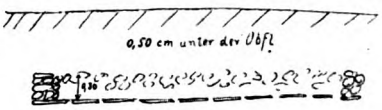


Abb. 130.

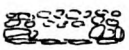


Abb. 131.

Grab 10. 1918. Keine Funde. Leichenbrand.

Abb. 132.

Abb. 135.

Abb. 136.

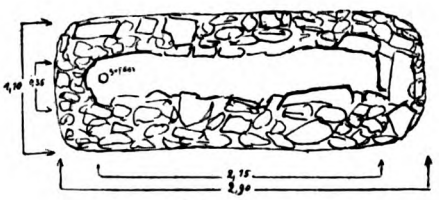


Abb. 133.

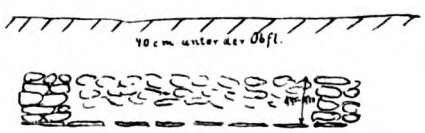


Abb. 134.

Abb. 137.

Grab 11. 1918. Leichenbrand.

Abb. 128. Grundriß der Deckſchicht.
Abb. 129. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 130. Aufriß im Längsſchnitt.
Abb. 131. Aufriß im Querſchnitt.
Abb. 132. Grundriß der Deckſchicht.
Abb. 133. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 134. Aufriß im Längsſchnitt.
Abb. 135. Querſchnitt.
Abb. 136/137. Gefäß mit doppelter ſenkrechter Schnuröſe.

Sehring I Grab 7/18. Abb. 110—114. Grab in Richtung Nord-Süd. Inneres mit kleinen Steinen und Erde gefüllt, Nordende abgerundet. Grab im Süden schmäler wie im Norden; keine Schwelle.

Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 8/18, Abb. 115—119. Grab in Richtung Ost (NOO)-West (SWS).

Die südliche Längsseite wies eine Lücke auf, von der nicht festzustellen war, ob sie ursprünglich war oder nachträglich Steine entfernt waren. Keine Schwellsteine. Das Grabinnere hauptsächlich mit Erde gefüllt; nur wenig Steine.

In der Südwestecke (vgl. Abb. 115 und 118) der Längswand befand sich eine Nische, deren Rückseite durch die Lehmwand der Grube gebildet wurde (vgl. Grab 13/15). In der Nische fand sich das bräunliche, schälchenartige Gefäß Abb. 119. Am Rande trug es nebeneinander 2 kleine Warzen. Weder Leichenbrand noch Skelettreste.

Sehring I, Grab 9/18, Abb. 120—127. Grab in Richtung Nord-Süd.

Große tiefe Steinpackung aus Platten; von diesen war der Grabraum völlig gefüllt bis unten hin. Kein sorgfältiger Steinbau.

Zwei Gefäße 15 cm über der Sohle, in einer Nische eingebaut (vgl. Abb. 124) etwa in der Mitte der östl. Seitenwand nach außen direkt in der Lehmwand der Grube. Das 20 cm hohe, schwärzliche Gefäß hat einen steilen nach außen geschwungenen Hals, die Schulter ist mit Gruppen senkrechter Kannelierungen verziert. Die Deckelschale ist profiliert, d. h. unterhalb des Randes eingezogen (Gefäße dieser Form gehören Periode V an). Leichenbrand fand sich im ganzen Grabinneren, hauptsächlich aber unten auf dem Pflaster und im südlichen Teil.

Sehring I, Grab 10/18, Abb. 128—131. Grab in Richtung Nord-Süd.

Der Innenraum war von größeren und kleineren Steinen gefüllt ohne jede Ordnung. Das südliche Ende war halbkreisförmig. Keine Schwelle. Im Inneren spärliche Leichenbrandreste, sonst keine Funde.

Sehring I, Grab 11/18, Abb. 132—137. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Ecken waren gerundet. Die Wände waren einschließlich der Deckschicht 50 cm hoch; mit ihrer untersten Schicht bildeten sie sehr deutlich eine Schwelle. Das Innere war von Steinen gefüllt. Am südlichen Ende stand ein Gefäß (Abb. 137). Auf dem Pflaster wenige Stückchen Leichenbrand.

Sehring I, Grab 12/18, Abb. 138—141. Grab in Richtung Nord (NO)-Süd (SO).

Einfaches Steinpflaster; am südlichen Ende und an den Seiten niedere Steinumrahmung, die zum Teil aus Findlingsgeröll bestand. Das Innere des Grabes ohne jeden Stein. Auf dem Pflaster fand sich im nördlichen Teil der Rest eines unverbrannten Extremitätenknochens.

Sehring I, Grab 13/18, Abb. 142—146. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Gesamtzahl der zu diesem Grab verwendeten Steine war nicht groß, da das Innere fast nur von Erde gefüllt war. Besonders das Südende war gerundet. In der Ostwand war nach dem Südende zu eine Schale eingebaut, die außen durch senkrechte, innen durch schräge Strichgruppen verziert war. Dicht unter dem Rand weist sie nebeneinander 2 Durchbohrungen (Schnuröfen) auf. Es wurden weder Leichenbrand- noch Skelettreste gefunden.

Abb. 138.

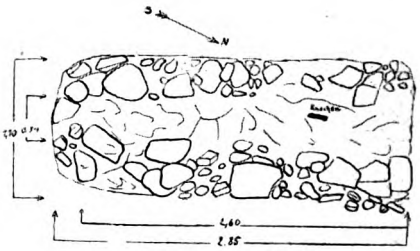


Abb. 139.

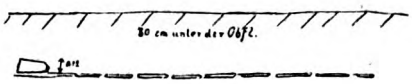


Abb. 140.

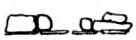


Abb. 141.

Grab 12. 1918. Skelettreſte.

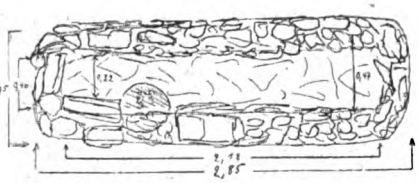


Abb. 142.

Abb. 144.

Abb. 143.

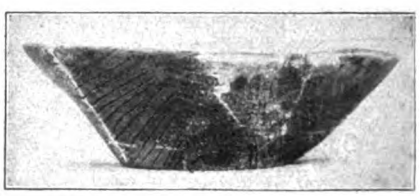


Abb. 146.

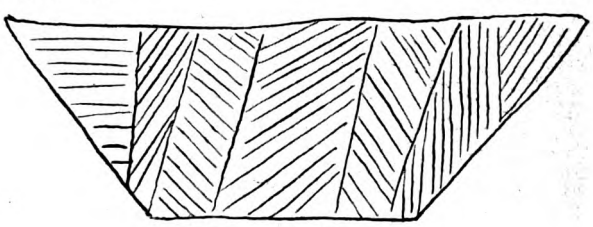


Abb. 145.
Grab 13. 1918.

Abb. 138. Grab frei offen, von Süd-Südweſt. Auf dem Pflaſter im nördlichen Ende iſt der Skelettreſt zu ſehen.
Abb. 139. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 140. Mittlerer Längsſchnitt.
Abb. 141. Querſchnitt.
Abb. 142. Grundriß des geöffneten Grabes.
Abb. 143. Aufriß im Längsſchnitt.
Abb. 144. Aufriß im Querſchnitt.
Abb. 145/146. Schale, gr. Durchmeſſer 35 cm, Höhe 10,5 cm.

Sehring I, Grab 14/18, Grab in Richtung Nord-Süd.

Es ſtimmt im ganzen mit der Bauart des Grabes 9/18 überein (bis auf das Fehlen der Niſche). Das Innere war völlig gefüllt mit unregelmäßigen Steinen; im unteren Teil, über dem Pflaſter, waren die Steine größer und plattenartig, eine beſtimmte Ordnung war auch da nicht feſtſtellbar. Keinerlei Funde (weder Leichenbrand noch Skelettreſte noch Beigaben).

Sehring I, Grab 15/18, Abb. 147—149. Grab in Richtung Nord-Süd, von auffälliger Größe 3,20×2,10 m.

Auf Abb. 147 bezeichnen a und b zwei größere Steinplatten, a = 40 × 55, b = 62 × 94. Unter b war ein mit Erde gefüllter ehemaliger Hohlraum; hier fand ſich das Gefäß Abb. 149 mit Leichenbrand. Der übrige Innenraum des Grabes war ſonſt völlig mit Steinen gefüllt, bei denen eine regelmäßige Schichtung nicht beobachtet werden konnte.

Sehring I, Grab 16/18, Abb. 150—155. Grab in Richtung Nord-Süd. Das ſüdliche Ende war gerundet. Die Deckſchicht beſtand aus wenig Steinen. Das Innere des Grabes war zum größten Teil nur mit Erde gefüllt. Die unterſte Schicht der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle. In der öſtlichen Wand, 10 cm unter deren Oberfläche (alſo noch in Höhe der Deckſchicht), fand ſich der Bronze-Armring Abb. 155 (ſiehe markierte Fundſtelle auf Abb. 184).

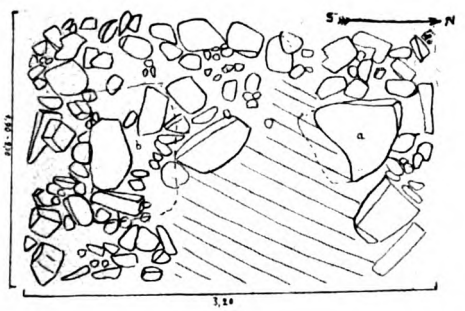


Abb. 147.

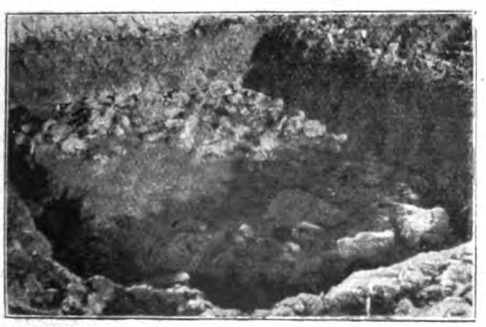


Abb. 148.
Grab 15. 1918. Leichenbrand.

Abb. 149.

Abb. 147. Grundriß des freigelegten Grabes.
Abb. 148. Bild des freigelegten Grabes.
Abb. 149. Gefäß.

Abb. 150.

Abb. 153.

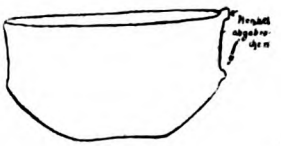


Abb. 154.

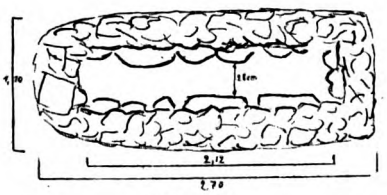


Abb. 151.

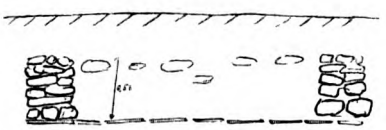


Abb. 152.

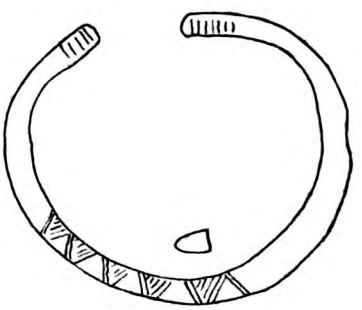


Abb. 155.

Grab 16. 1918. Leichenbrand.

Abb. 156.

Abb. 158.

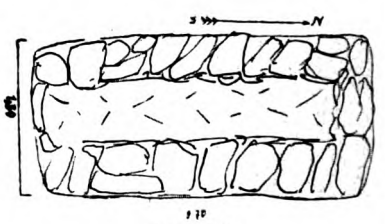


Abb. 157.

Grab 17. 1918.

Abb. 150. Grundriß der Deckſchicht.
Abb. 151. Grundriß des geöffneten Grabes.
Abb. 152. Längsſchnitt.
Abb. 153. Querſchnitt.
Abb. 154. Gefäß.
Abb. 155. Ring.
Abb. 156. Grundriß der Deckſchicht.
Abb. 157. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 158. Anſicht des Südgiebels von innen geſehen.

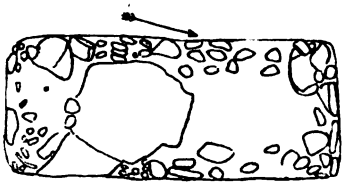


Abb. 159.

Abb. 162.

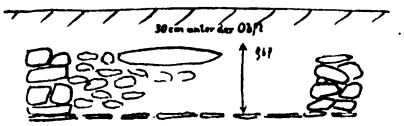


Abb. 160.

Grab 18. 1918.

Abb. 163.

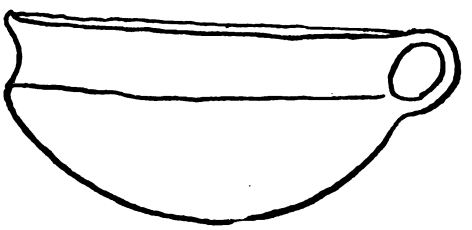


Abb. 167.

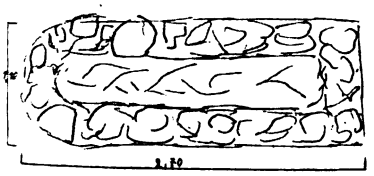


Abb. 164.

Abb. 166.

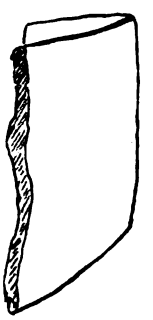


Abb. 168. Abb. 169.

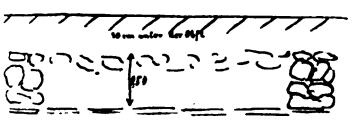


Abb. 165.

Abb. 170.

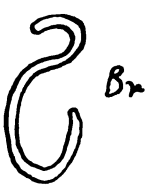


Abb. 171.

Grab 19. 1918.

Abb. 159. Grundriß der Deckschicht.
Abb. 160. Grundriß des geöffneten Grabes.
Abb. 161. Längsschnitt.
Abb. 162. Querschnitt.
Abb. 163. Grundriß der Deckschicht.
Abb. 164. Grundriß der geöffneten Grabes.
Abb. 165. Längsschnitt.
Abb. 166. Querschnitt.
Abb. 167. Tasse, gr. Durchmesser 11 cm, Höhe 5 cm.
Abb. 168. Schale.
Abb. 169. Scherbe.
Abb. 170/171. Bronzespirale, gr. Durchmesser 2 cm, Drahtdurchmesser 2 mm.

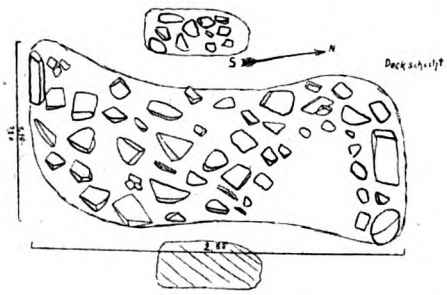


Abb. 172.

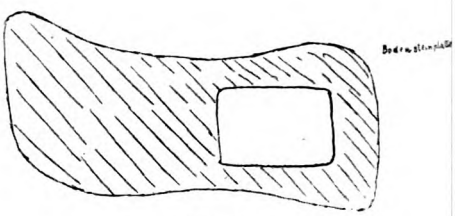


Abb. 173.

Abb. 174.
Grab 20. 1918.

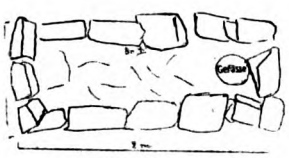


Abb. 175.

Abb. 176.

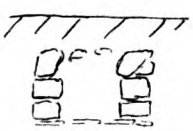


Abb. 177.

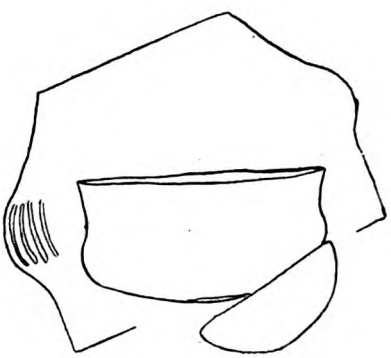


Abb. 178.

Abb. 179.

Abb. 180. Abb. 181.

Grab 21. 1918. Leichenbrand.

Abb. 172. Grundriß der oberſten Schicht.
Abb. 173. Grundriß des bis auf die Bodenplatte abgeräumten Grabes.
Abb. 174. Längsſchnitt.
Abb. 175. Grundriß des offenen Grabes.
Abb. 176. Weſtliche Wand, Seitenanſicht.
Abb. 177. Querſchnitt (Längsſchnitt, ebenſo nur der Innenraum entſprechend länger).
Abb. 178. Lagerungsſkizze der Gefäße.
Abb. 179. Schale mit geſchweiftem Umriß.
Abb. 180. Halbkugelige Schale.
Abb. 181. Bronze-Spitze.

Am südlichen Ende unmittelbar auf dem Pflaster stand das Gefäß Abb. 154, sonst fand ich weder Knochen noch Leichenbrand.

Sehring I, Grab 17/18, Abb. 156—158. Grab in Richtung Nord-Süd. Wie Grab 14/18 stimmt auch dieses Grab im ganzen mit 9/18 überein. Das 75 cm tiefe Grabinnere war ebenfalls ganz mit großen Steinen gefüllt, während die Deckschicht (ca. 35 cm unter der Ackerkrume) aus kleineren Steinen bestand. Die Seitenwände waren sauber geschichtet, die Innenfüllung nicht so sauber, doch eben so dicht gepackt wie die Wände. Der Südgiebel bestand nur aus senkrecht gestellten Platten. Auf dem Pflaster verstreut lagen unverzierte kleine Scherben und wenig Leichenbrand.

Sehring I, Grab 18/18, Abb. 159—162. Grab in Richtung Nord-Süd. Deckschicht nur im südlichen Teil vorhanden; sehr große Platte. Ob im nördlichen Teil die Deckschicht zerstört war oder ursprünglich nicht vorhanden war, war nicht entscheidbar, da das Grabinnere im nördlichen Teil nur aus Erde bestand; im südlichen dagegen waren im Inneren viel Steine. Die unterste Lage der Seitenwände bildete eine deutliche Schwelle. Es fanden sich weder Beigaben noch Knochen oder Leichenbrand.

Sehring I, Grab 19/18, Abb. 163—171. Grab in Richtung Nord-Süd. Steinpackung unregelmäßig. Das südliche Ende war gerundet. Die Seitenwände weisen keine Schwelle auf. Der Innenraum war mit Erde gefüllt. Am südlichen Ende stand auf dem Pflaster die Tasse Abb. 167. Auf der westlichen Seite, am Südende, fanden sich in halber Wandhöhe 2 Scherben Abb. 168 und 169. An der südöstlichen Seitenwand, 15 cm unter der Deckschicht, am Südende fand sich die Bronzespirale Abb. 170 und 171. Die Bronzespiralen dienten als Hängeschmuck und wurden auf der Stirn getragen, darum ist Abb. 171 als zu Abb. 170 gehörig zu betrachten, wenn es auch nicht daran paßt; es bildete das Hakenende an ihr zum Befestigen. Die Tragweise wird durch Funde von Lochwitz aus Gräbern völlig gleicher Art bestätigt; dort lag die Spirale noch auf dem Stirnbein.

Sehring I, Grab 20/18, Abb. 172—174. Grab in Richtung Nord-Süd, aber von geschweiftem Umriß.

Der Boden war ohne Pflaster, nur im nördlichen Teil eine große Sandsteinplatte; es waren keine Wände geschichtet, sondern gleichmäßig waren die Steine auf Erde und Pflaster geschüttet. Neben dem Grabe fand sich auf der Westseite nicht ganz in derselben Tiefenlage, vielmehr etwas höher eine kleine längliche Steinschüttung. Keinerlei Funde.

Sehring I, Grab 21/18, Abb. 175—181. Grab in Richtung Nord-Süd. Die Wände waren wirklich mauerartig aus viereckigen Kantsteinen angelegt, wie Abb. 176 zeigt. Sie wiesen keine Schwelle auf. Das Grabinnere war mit reiner Erde gefüllt, und obendrauf als Deckschicht eine einfache Steinlage. Am Nordende fanden sich auf dem Pflaster 3 Gefäße ineinandergestülpt. Die Schalen nebeneinander von den großen Gefäßen überdeckt, wie das Abb. 178 zeigt. Das große Gefäß, das an der Schulter senkrechte Kannelierungen aufwies, war völlig mürbe und ließ sich nur in Resten bergen; es glich den Gefäßen Abb. 59. Die Schalen Abb. 179 und 180 sind dunkelbraun bis schwärzlich, (Gefäße dieser Form gehören Periode V an). Auf dem Pflaster, in der Mitte an der westlichen Wand, fand sich die Bronze-Spitze Abb. 181. Unten im Grabe, in der Füllerde, fand sich verstreut Leichenbrand.

Sehring I, Grab 22/18, Grab in Richtung Nord-Süd. War aber offenbar schon einmal untersucht und zerstört worden.

Sehring I, Grab 23/18, Abb. 182/83. Grab in Richtung Nord-Süd. Im ganzen wieder mit 14/18 und 9/18 übereinstimmend (vgl. daher Abb. 121—123) aber ganz unregelmäßig. Oben wieder kleine Steine, unten 60—70 cm lange Platten. Die Packung lag 30 cm unter der Ackerkrume, war 1,55 breit, 2,85 lang und 1,15 tief. Zwischen den unteren Steinen fanden sich verstreut Scherben, die sich zu einem Gefäß zusammensetzen ließen (Abb. 182/83).

Abb. 182.

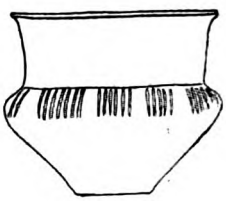


Abb. 183.

Grab 23. 1918. Leichenbrand.

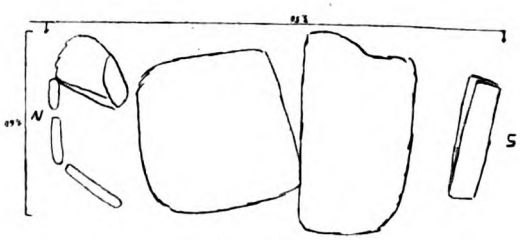


Abb. 184.

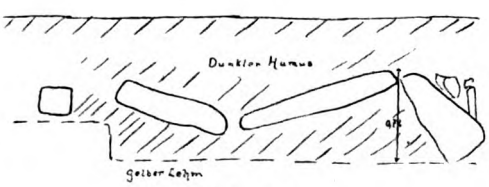


Abb. 185.

Grab 24. 1918.

Abb. 182/183. Gefäß, schwärzlich-braun; gr. Durchmesser 34 cm, Höhe 28 cm.
Abb. 184. Grundriß des Grabes.
Abb. 185. Längsschnitt.

Da das Grab ganz mit kleinen Steinen gefüllt war, so ergibt sich, daß die Scherben nicht durch Tiere verschleppt sein konnten, sondern bereits bei der Bestattung das Gefäß zerschlagen worden ist.

Der Leichenbrand fand sich gleichfalls (auf dem Pflaster) zerstreut.

Sehring I, Grab 24/18, Abb. 184/185. Grab in Richtung Nord-Süd. Das Grab bestand aus großen Steinplatten, die über eine längliche Grube gedeckt waren, die nicht gepflastert war. Die Verrutschung der Platten erweckt den Eindruck, daß ehemals irgendwelche Holzversteifung vorhanden war. Unter den Platten fanden sich Leichenbrand und Holzkohlenreste.

c) Die Grabung des Jahres 1913/14 (Sehring II Grab 1/13—14 bis 8/13—14).

Sehring II, Grab 1/13—14, Abb. 186—217. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die Art der Anlage des Grabbaues geben Abb. 186/187 im Überblick, wie in den Einzelheiten wieder. Die Seitenwände, etwas verrutscht, bildeten ursprünglich eine doppelte Stufe ⌐¬, die auch aus einer doppelten niedrigen Längsreihe von Steinen gebildet war (dadurch erhält das Grab einen muldenförmigen Charakter). Ebenso wie diese lagerten die Seitenwände auf dem Pflaster auf. Der Nordgiebel war aus größeren, senkrechten Platten gebildet. Der Südgiebel nicht so kräftig gebaut (wie das ja schon bei Grab 2/18, Sehring I z. B. beobachtet wurde); obwohl er nicht ganz erhalten angetroffen wurde, ließ sich seine ursprünglich schwächere Anlage noch erkennen.

Da keine Decksteine gefunden wurden, so kann man wohl eine horizontale Bretterabdeckung annehmen. Das Grab enthielt eine Doppelbestattung. Die Fundlage der Gefäße gibt Abb. 189 wieder. Die Leichenbrandreste des Mannes enthielt die, durch einen mit Grifflappen versehenen Deckel zugedeckte Urne 1, Abb. 194. Die Schädelnähte waren noch sämtlich offen, die sehr kräftigen Knochen gehörten also einem etwa 40jährigen Manne an. Die zwischen dem Leichenbrand gefundenen Gegenstände geben Abb. 210—215 wieder. Abb. 209 a, b veranschaulicht ihre Fundlage.

Oberhalb Schicht a fand sich reine Erde. Am Übergang zu Schicht a (Abb. 209, 1), die aus Leichenbrand bestand, lag der Bronzenadelrest Abb. 210. Das Ende ist rundlich verdickt. Der gekrümmte Schaft schwillt nach dem abgebrochenen Teil zu an. In Schicht a (Abb. 209, 2) fand sich die stumpftütenartige, hohle Bronze-Spitze Abb. 211. In Schicht b, die aus gröberen Knochenresten bestand als a, fand sich (Abb. 209, 3) der im Querschnitt runde Ring Abb. 213. Dicht dabei (Abb. 209, 4, 5) lagen das Pfriemchen Abb. 212 und das Bronzeblechstück Abb. 214. Das Bruchstück der Knochennadel Abb. 215 wurde in der unteren Schicht c (Abb. 209, 6), die hauptsächlich die Schädel und Extremitätenknochen barg, getroffen; innerhalb dieser Schicht fanden sich unverbrannte Hamsterknochenreste. Da die Urne an dieser Stelle verletzt war, so ist es wahrscheinlich, daß die Knochen durch dieses Loch der Wandung in das Innere verschleppt sind; ein wichtiger Hinweis darauf, wie stark bei der Fundbeobachtung der Gräber auf die Verschleppung der Knochen durch Tiere geachtet werden muß, und wie sehr bei Erklärung merkwürdiger Lagerungen von Knochen an solche Verschleppungen gedacht werden darf. Dieser Befund erklärt wohl das Vorhandensein von Leichenbrandresten neben Urne 1 und den Schlüsseln 4 und 5 auf dem Pflaster. Als Beigefäße gehören zu Urne 1:

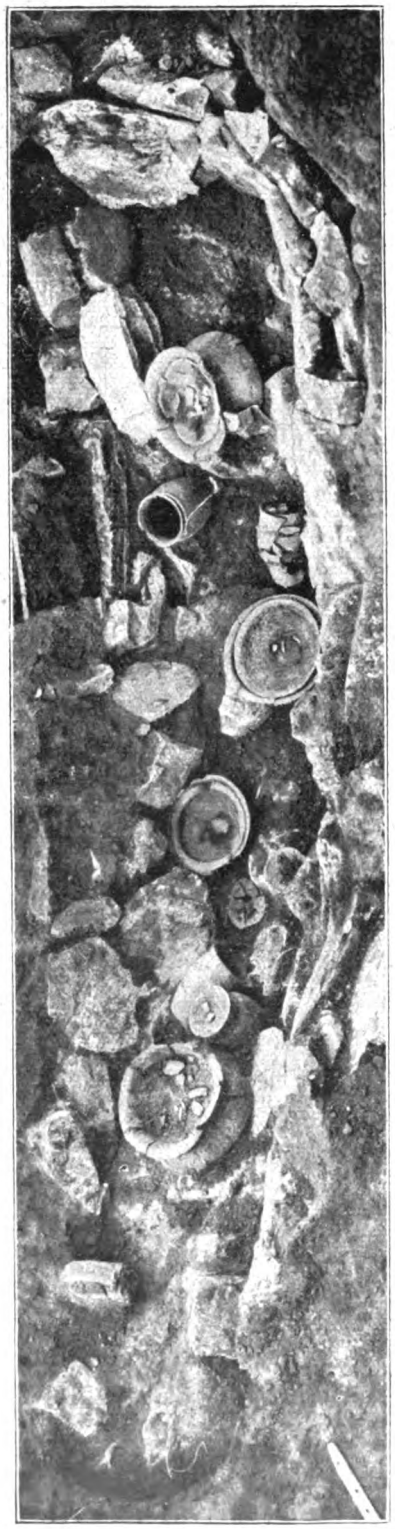


Abb. 186.

Abb. 187.

Abb. 188.

Gefäß 2—5 = Abb. 195—245; außerdem wurden zwischen dem Leichenbrand verstreut kleine Schnecken (rezente) gefunden.

Gefäß 2 (Abb. 195) ist ein hoher schlanker, henkelloser Topf mit weichem Profil. Am Bauch war ein künstliches Loch in der Wandung, das mit einer Tasse (Abb. 196) zugedeckt war. Das Gefäß war mit reiner Erde, die mit wenig Fasern durchsetzt war, gefüllt; diese ist also offenbar später eingeschwemmt.

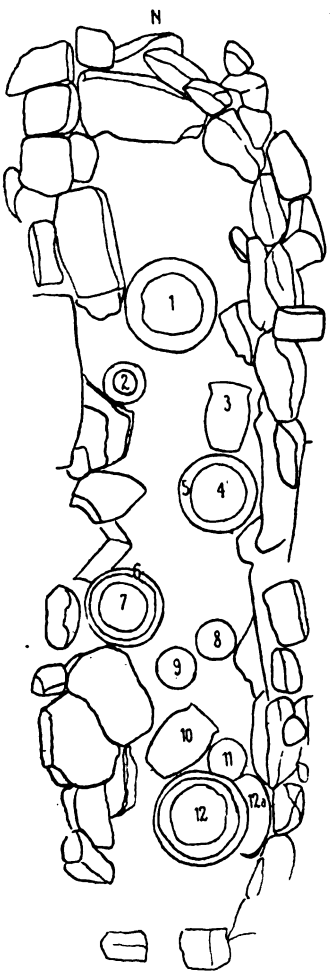


Abb. 189.

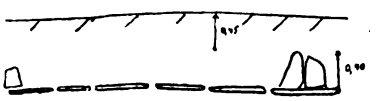


Abb. 190.

Abb. 191.

Abb. 192.

Abb. 193.

Abb. 186. Grab von Osten gesehen.
Abb. 187. Grab von Norden gesehen.
Abb. 188. Grab abgeräumt bis auf das Pflaster; die beiden Urnen eingegipst.
Abb. 189. Grundriß.
Abb. 190. Längsschnitt.
Abb. 191. Querschnitt.
Abb. 192/193. Nordgiebel in den einzelnen Ansichten.

Abb. 194.

Abb. 195.

Abb. 196.

Abb. 197.

Abb. 199.

Abb. 198.

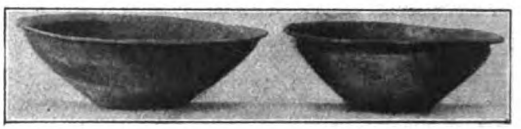


Abb. 200.

Abb. 201.

Abb. 204.

Abb. 205.

Abb. 202.

Abb. 203.

Abb. 208.

Abb. 206.

Abb. 207.

Abb. 194—208. Die Abbildungen der Gefäße des Grabes zeigen alle gleichen Maßstab, etwa $^1/_4$.

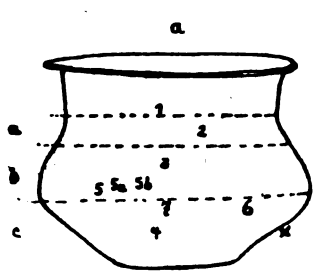


Abb. 209.

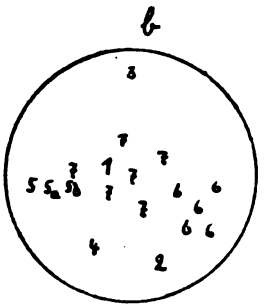


Abb. 210.

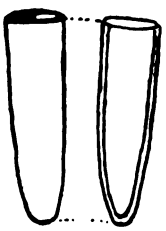


Abb. 211.

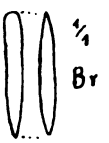


Abb. 212.

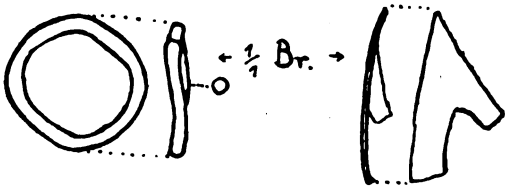


Abb. 213.

Abb. 214.

Abb. 215.

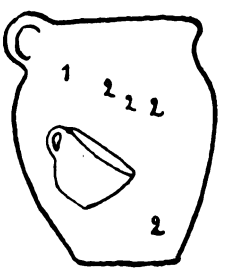


Abb. 216.

Abb. 217.

Grab 1. 1913–1914.

Abb. 209. Inhalt der Urne 1. 1. Br Nadelrest. 2. Br hohle Spitze. 3. Br Ring. 4. Knochennadel. 5. Schädelreste. 6. Hamsterknochen (unverbrannt). 7. Bruchstücke von Extremitätenknochen. × Gefäßwand hier defekt.

Abb. 210—215. Funde aus Urne 1.

Abb. 216. Fundlage in Topf 10. 1. Kleine Scherben. 2 Kleine Leichenbrandstückchen.

Abb. 217. Fundlage in Topf 11.

Gefäß 3 Abb. 197 ist ein gleicher Topf wie 2, jedoch ist die Schulter mit schwachen horizontalen Kannelierungen (3 Reihen) versehen. Der Inhalt bestand aus fester Erde mit vielen Wurmgängen und Wurzelfasern.

Schüssel 4 und 5, Abb. 198/199, wurden ineinandergesetzt gefunden. Die zwischen beiden Schüsseln eingeschlemmte Erde glich ganz der Füllerde von 2, dessen Erde also gleichfalls eingeschwemmt war.

Die unverzierte Urne 12 (Abb. 208) am anderen südlichen Ende des Grabes, mit angelehntem Deckel (gleiche Form wie bei Abb. 194) enthielt die Brandreste einer gleichalterigen Frau, wie die äußerst grazilen Knochen und offenen Schädelnähte klarmachten. Im Leichenbrand fand sich der Rest eines kleinen Bronzeringes, wohl eines gleichen wie bei Abb. 213.

Neben der Urne, umliegend, fand sich der hohe, schlanke Topf 10, Abb. 206, der dem Gefäß Abb. 195 sehr ähnelt, aber einen Henkel besitzt, der am Rande und am Halsansatz ansetzt. In diesem Gefäß (vgl. Abb. 216) fand sich die Henkeltasse Abb. 207. Die Füllerde war mit wenig Fasern durchsetzt; es fanden sich zwischen ihr auch 4 kleine Stückchen Leichenbrand. Die Fundlage gibt Abb. 216; sie mögen wohl auch durch Nager hineingeraten sein. Topf 11 (Abb. 204) stand unmittelbar neben der Urne; er gleicht sehr Topf 3 (Abb. 197) und hat ebenfalls auf der Schulter 3 schwache, horizontale Kannelierungen. In der Bauchwandung war ganz wie bei Gefäß 2 (Abb. 195) eine absichtliche Öffnung geschlagen, die von innen mit einem flach gewölbten deckelartigen Schälchen verschlossen war. 11a = Abb. 205. Das Innere des Topfes war mit Erde gefüllt, zwischen der sich 4 winzige Restchen Leichenbrand fanden, wie das näher Abb. 217 bringt. Daß diese wenigen Knochen einem neuen Individium angehören, ist nicht anzunehmen. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß aus der offenen Urne durch Nager oder durch andere Tiere die Knochen in den nebenstehenden Topf verschleppt wurden; man könnte ja auch annehmen, daß nicht sämtliche Knochen in Urne 12 gingen und daher der Rest in Topf 11 getan wurde. Hiergegen spricht aber, daß sich die Knochenreste nur im oberen Teil finden, der untere mit Erde gefüllt ist, die wohl eingeschwemmt sein mag. Also ebenso wie bei Topf 2 (vgl. S. 427).

Weiter nach der Mitte zu standen ineinandergesetzt 2 Schüsseln (6 und 7) Abb. 200, 201, die völlig den Schüsseln 4 und 5 Abb. 198, 199 glichen und ebenso wie diese leer gewesen waren. Zwischen Schüssel 6 und 7 und Tasse 10 (siehe Lageplan Abb. 189) befanden sich auf dem Pflaster zwei, Abb. 205 völlig gleichende Stücke (Abb. 202 u. 203). Da das Begräbnis durchaus symmetrisch angelegt ist, so ist anzunehmen, daß das eine dieser flachen Schälchen (9) zur Frau, das andere (8) zum Mann gehört.

Sehring II, Grab 2/13—14, Abb. 218—228. Grab in Richtung Nord-Süd.

Die von allen bisherigen Schemata abweichende Bauart verdeutlicht am besten der Querschnitt Abb. 221. Es handelt sich um eine tiefe Packung, die in gewisser Hinsicht mit der Anlage des Grabes Sehring I B/08 (Abb. 263) (Jahresschr. f. d. Vorgeschichte der sächs. thür. Länder, Bd. VIII, Taf. VIII, 4 oder Prähistorische Zeitschr., Bd. XI/XII, S. 81, Abb. 5b) Verwandtschaft zeigt (Schrägstellung der Wandsteine). Die Einzelheiten des Grabbaues zeigen Abb. 218—221. Am Südende, auf der Ostseite, war eine Nische gesetzt, in der sich ein großes Gefäß, mit Leichenbrand gefüllt, vorfand. Die stark kalzinierten Knochen lassen an der außerordentlichen Kräftigkeit der Extremitäten mit Wahrscheinlichkeit erkennen, daß es sich um ein männliches

Grab handelt. Die Schädelnähte ſind noch völlig offen. Am Nordende fand ſich eine Gefäßgruppe von 2 Töpfen und 2 Schalen (vgl. Abb. 218, 219), den größeren Topf zeigt Abb. 223. Sein Inhalt bildete reine ſchwärzliche Erde, in der, feſt eingebacken, einige Sandſteinſtücke ſaßen. Obwohl das Gefäß liegend gefunden wurde, iſt wohl die natürlichſte Erklärung die, daß ſie bei der Beſtattung in den Topf gelegt wurden, damit er feſt liege, denn wie die Schwemmerde beweiſt war er leer, oder daß ſie bald nach der Grabanlage in das Gefäß gerieten durch Herunterfallen von der Deckſchicht oder durch Hamſter eingeſchleppt. Erhalten ließen ſich von Topf 2 nur geringe,

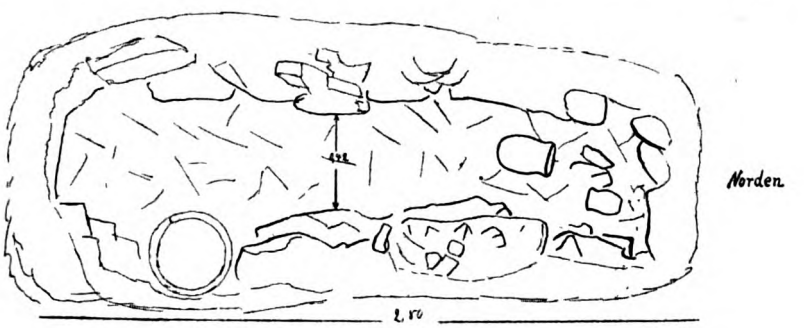


Abb. 219.

Abb. 218.

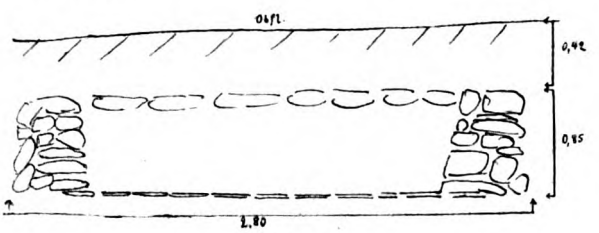


Abb. 220.

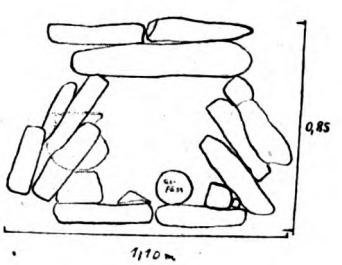


Abb. 221.

Abb. 218. Grab frei, offen von Süden.
Abb. 219. Grundriß des Grabes.
Abb. 220. Längsſchnitt.
Abb. 221. Querſchnitt.

Abb. 222.

Abb. 223.

Abb. 224.

Abb. 225.

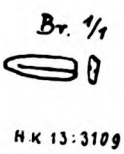


Abb. 227.

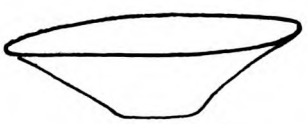


Abb. 226.

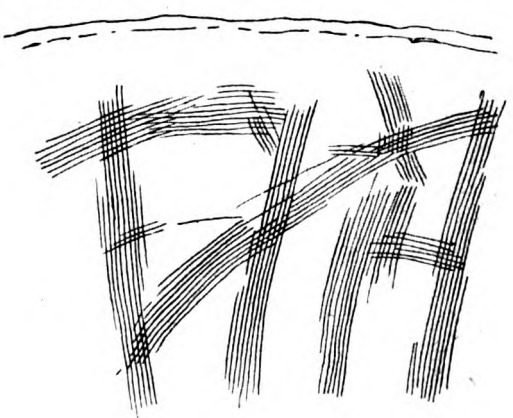


Abb. 228.

Grab 2. 1913—14. Leichenbrand.

Abb. 222. Urne, gr. Durchmesser 32 cm, Höhe 22 cm.
Abb. 223. Unverzierter Topf, gr. Durchmesser 17 cm, Höhe 22 cm.
Abb. 224. Schale mt wagerecht abgeschnittenem und scharf profilierten Rand. Gr. Durchmesser etwa 35 cm.
Abb. 225. Schwärzlich brauner Topf, nicht mehr erhalten; Form ließ sich nur noch aus der Füllerde schließen.
Abb. 226. Braungelbe Schale, gr. Durchmesser 30 cm, Höhe 8 cm.
Abb. 227. Bronzestückchen.
Abb. 228. Muster der Außenseite von Schale 226.

mürbe Scherbenreste, die nichts Näheres mehr aussagen lassen; doch ist ihr Umriß sicher rekonstruiert nach der Form der Füllerde Abb. 225. Das Gefäß muß kleiner gewesen sein wie Abb. 223. Auf Abb. 219 ist die Fundlage der beiden Schalen Abb. 224 und 226 zu sehen, von denen sich nur die letztere ergänzen ließ, doch war auch die Form von Abb. 224 völlig sicher rekonstruierbar.

Weil es die Wichtigkeit bestimmter Ausgrabungsmethoden zeigt, sei hier besprochen, wie die Zugehörigkeit der 2 Schalen, die unter H.K. 13:3115 aufbewahrt wurden, zu Sehring II, Grab 2/13 und 14 ermittelt wurde. Die Katalogisierung war durch uneingearbeitete Kriegshilfen vorgenommen, und durch die oben erwähnten Verhältnisse (S. 391) war die Fundzugehörigkeit nicht mehr feststellbar. Die vom Museum angewendete Methode ist nun die, daß an Ort und Stelle zusammenliegende Scherben, Knochenreste usw. jeweils in Tüten gepackt werden, die jedesmal weitgehendst genaue entsprechende Aufschriften erhalten. Diese Tüten werden auch, nachdem der Inhalt anderweitig verpackt wird oder die Scherben zu einem Gefäß zusammengesetzt werden, nicht vernichtet. So fand sich unter H.K. 13:3109 eine solche Tüte mit geringen Scherbenresten. Unter dem richtigen Datum und Grabbezeichnung stand die Aufschrift: von den Schalen. Eine kleine Randscherbe aus dieser Tüte ließ sich an die unter H. K. 13:3115 befindlichen Scherbenbruchstücke anpassen. Dadurch war dank der Bergungsmethode trotz der Versehen die Zugehörigkeit nachweisbar. Die Form der einen großen, schwärzlichen Schale ließ sich nach den Bruchstücken noch deutlich erschließen. Ihr größter Durchmesser war etwa 35 cm, ihr Profil zeigt Abb. 224. Bei der anderen kleineren, braungelben Schale Abb. 226 war der Rand durch Schraubenlinien kanneliert. Die Unterseite ist durch Kammstriche, die vom Rand zum Boden laufen und durch schräge und horizontale Kammstriche gekreuzt werden, verziert, wie das in einem Teilstück Abb. 228 bringt.

Unmittelbar neben den Schalen fanden sich ein Stückchen Bronze (Abb. 227), ein winziges rotes Steinchen, unbenutzte Feuersteinabsplisse, sowie unter den Schalen ganz wenig Leichenbrand in der Erde.

Sehring II, Grab 3/13—14, Abb. 229—232. Grab in Richtung Nord-Süd.

Das 60 cm unter der Oberfläche liegende Steinpflaster trug auf seinem Rande ringsum eine einfache Steinumrahmung aus etwa 20 cm hohen Kantsteinen. Im Nordteil des Grabes stand in der Mitte auf dem Pflaster die Schüssel Abb. 232. Ihre Außenseite ist mit Kammstrichen verziert, wie das die Abb. 232 gut zeigt. Leichenbrand oder Skelettreste fanden sich nicht.

Sehring II, Grab 4/13—14, Abb. 233/234. Grab in Richtung Nord-Süd.

Nur noch die Grube vorgefunden. Die Grabanlage wies nur flache Wände auf. Ihr Aufbau ähnelte, nach Angabe des Herrn Rauch, Grab (Sehring II) 3/13—14. Etwas höher wie das Pflaster fand sich mitten auf dem Grab der menhirartige, 21 cm hohe Findlingsstein Abb. 234.

Auf dem Pflaster fanden sich die Bruchstücke eines Gefäßes Abb. 233.

Sehring II, Grab 5/13—14, Abb. 235/236. Grab in Richtung Nord-Süd.

Nur noch die Grube vorgefunden. Nach Angabe des Herrn Rauch soll sie der Anlage von Sehring II, Grab 2/13—14 ähnlich gewesen sein; es handelte sich also sicherlich um eine tiefe Packung mit hohen Wänden. Auf dem Pflaster

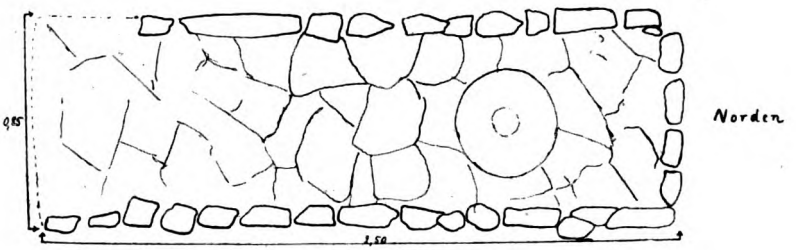


Abb. 229.

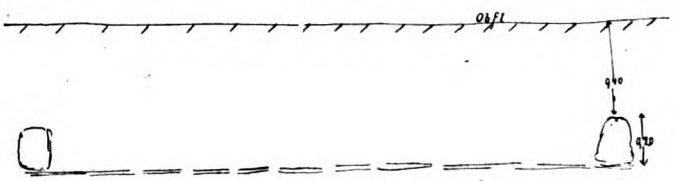


Abb. 230.

Abb. 231.

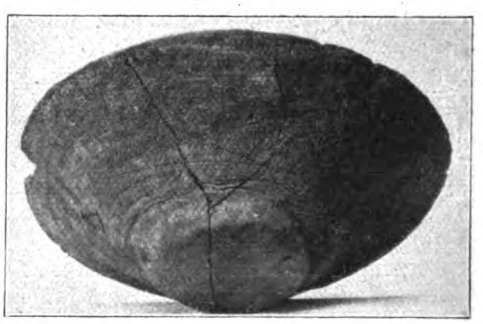


Abb. 232.

Grab 3. 1913—1914.

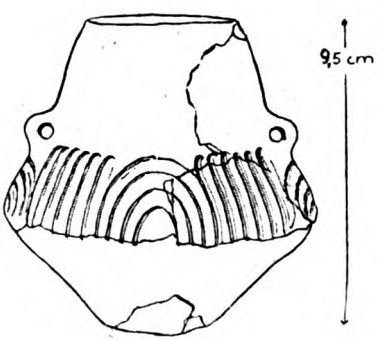


Abb. 233.

Abb. 234.

Grab 4. 1913—1914.

Abb. 229. Grundriß des Grabes.
Abb. 230. Längsschnitt des Grabes.
Abb. 231. Querschnitt des Grabes.
Abb. 232. Dunkelbräunliche Schale, gr. Durchmesser 33,5 cm, Höhe 10,6 cm.
Abb. 233. Doppelhenkliges schwärzliches Gefäß, gr. Durchmesser 10 cm, Höhe etwa 9,5 cm.

fanden ſich Skelettreſte und 2 Gefäße Abb. 235 und 236. Die taſſenartige henkelloſe Schale mit nach innen geſchwungenem weiten Hals (ſein gr. Durchm. 13,7 cm) und ähnlichem Unterteil war bräunlichrot, ihre Höhe betrug 5,5 cm. Das ebenſo gefärbte doppelkoniſche Töpfchen trug am Umbruch eine ſenkrechte doppelte Schnuröſe. Da das Gefäß zu mehr als die Hälfte ergänzt iſt, läßt ſich nicht ſagen, ob es noch eine doppelte Schnuröſe hatte. Außerdem fand ſich noch eine kleine rötliche Scherbe eines ſehr großen dickwandigen Gefäßes.

Sehring II, Grab 6—8/13—14, Abb. 237. Gräber in Nord-Süd-richtung.

Grab 6 wird im äußeren Aufbau von Herrn Rauch mit Sehring II, Grab 2/13—14 verglichen.

Über Grab 7 und 8/13—14 läßt ſich nichts Näheres mehr ſagen. In Grab 8/13—14 fand ſich die Henkeltaſſe Abb. 237.

Abb. 235.

Abb. 236.

Grab 5. 1913—1914. Leichenbrand.

Abb. 237.
Grab 8. 1913—1914.

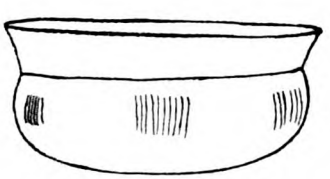


Abb. 238.

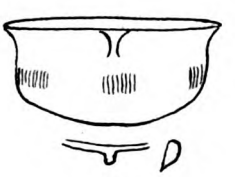


Abb. 239.

Abb. 235. Taſſenartige Schale, gr. Durchmeſſer 26 cm, Höhe 8,7 cm.
Abb. 236. Doppelkoniſches Töpfchen, gr. Durchmeſſer 15 cm, Höhe 8 cm.
Abb. 237. Gelblichbraune Taſſe, gr. Durchmeſſer 15 cm, Höhe 6 cm.
Abb. 238. Bräunlichſchwärzlich. Die ſehr ſchwach ausgebildete Schulter iſt mit ſenkrechten Gruppen von Kannelierungen verziert, deren Zahl wechſelt. Oberer Durchmeſſer = gr. Durchmeſſer 21,1 cm, Höhe 10,5 cm.
Abb. 239. Bräunlich bis ſchwarz. Der Hals iſt gegen die noch ſchwächer gebildete Schulter nicht abgeſetzt. Auf der Schulter Gruppen ſenkrechter Kannelierungen, 5 zu ſieben und 2 zu fünf Strichen. Der obere Rand trägt einen kleinen Grifflappen. Oberer Durchmeſſer = gr. Durchmeſſer 16,5 cm, Höhe 8 cm.

Von den unter H.K. 13:3113 aufbewahrten Stückchen Leichenbrand, die zu Grab 8/13—14 gehören, ist zu sagen, daß sich nicht feststellen läßt, ob wirklich Leichenbrand vorliegt; sie müssen aus der Betrachtung ausscheiden.

Sehring II, Abb. 238/239.

Ohne nähere Angaben stammen von Sehring II die beiden steilwandigen Näpfe Abb. 238 und 239.

d) Die Grabung des Jahres 1915/16 (Sehring II Grab 1/15—16 bis 5/15—16).

Sehring II, Grab 1/15—16, Abb. 240. Grab in Richtung Nord-Süd. Es handelt sich um eine tiefe Grabanlage mit hohen Wänden aus großen Steinplatten.

In ihr fanden sich verschiedene schwärzlichrötliche Scherben aus feinem Ton. Über die Form der zugehörigen Gefäße läßt sich nichts sagen. Völlig wieder herstellbar war die einhenklige schwärzliche Schale, deren nach außen geschwungener weiter Hals deutlich gegen die Schulter abgesetzt ist. Schulter und Bauch tragen schräge, vom Halsansatz ausgehende Kehlen.

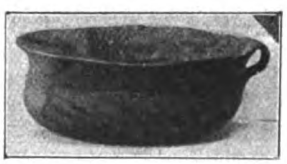


Abb. 240.

Grab 1. 1915—1916.

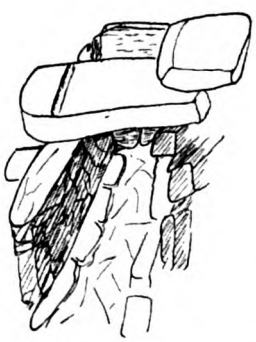


Abb. 241.

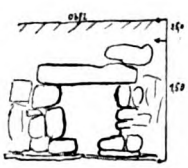


Abb. 243.

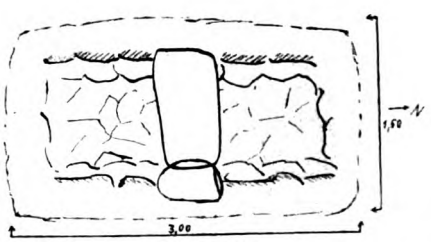


Abb. 242.

Grab 2. 1915—1916.

Abb. 240. Schale mit Henkel; gr. Durchmesser 16,5 cm, Höhe 7,3 cm.
Abb. 241. Grab frei offen, von Süden. Die Rinne in der großen Deckplatte ist deutlich sichtbar.
Abb. 242. Grundriß.
Abb. 243. Querschnitt, die Wände mit sehr deutlichen Schwellsteinen.

Sehring II, Grab 2/15—16, Abb. 241—243. Grab in Richtung Nord-Süd.

Den Aufbau des Grabes verdeutlichen Abb. 241—243. Der auf Abb. 241 in seiner Fundlage belassene große, quere Deckstein zeigt eine sehr deutliche Rinne. Ausgeschlossen erscheint die Annahme, daß etwa durch den Dampfpflug die Rinne gerissen sei. Es ist daher zu vermuten, daß diese Steinplatte von einem ehemaligen neolithischen Grabbau genommen ist. Über die Verwendung von Steinen ehemaliger Grabbauten ist zusammenfassend gesprochen S. 447 vgl. auch Sehring I, Grab D/08.

Auf dem Pflaster fanden sich zahlreiche Scherben verschiedener Gefäße, teils schwärzliche, teils gelblichbraune, diese wiesen dann horizontale sowie in konzentrischen Halbkreisen angeordnete Kannelierungen auf. Es fanden sich auch zwei kleine Fingerspiralen aus Bronzedraht, dessen Dicke etwa 1,5 mm betrug; die lichte Weite der Ringe belief sich auf 1,5 cm. Je 4 war die Zahl der Windungen. Außerdem fanden sich noch Leichenbrand sowie 3 kleinere stark zerbrannte Steine.

Sehring II, Grab 3/15—16, Abb. 244—257. Grab in Richtung Nord-Süd.

Den Aufbau des Grabes vergegenwärtigen Abb. 244—245a. Beim Bau der Grabanlage sind besonders bei den Seitenwänden kleinere Steine verwendet worden. Die Gefäßgruppen waren durch darüber gebaute kleine Steinplatten geschützt worden. Die Seitenwände, die wie gewöhnlich auf der Pflasterung auflagerten, wiesen Schwellen auf. Auf Abb. 245, dem Grundriß, sind die Gefäßgruppen bezeichnet I—III.

Gruppe I am Südende des Grabes bestand aus 3 Schüsseln und einem schlanken Topf. Die Schüsseln waren mit ihren Rändern aufeinandergestülpt; sie bargen den Leichenbrand (wohl von einem Individium). Alle drei Schüsseln sind dunkelschwarzbraun, unverziert und haben einen wagerecht abgeschnittenen Rand. Zwei sind wohl gleich groß gewesen, eine ließ sich mit Sicherheit ergänzen und rekonstruieren (Abb. 247). Völlig zusammensetzbar war die dritte kleinere Schüssel (Abb. 248) mit etwas geschwungenem Profil, gleichfalls dunkelschwarzbraun. Der 27 cm hohe Topf (Abb. 249) lag. Er hat die gleiche Farbe, besitzt einen 1 cm breiten horizontalen Rand und eine deutliche Schulter. Unter den offenbar nicht zu den vorgenannten Gefäßen gehörenden 16 Scherben sind 2 mit horizontalen Rillen. Die auf einem Stein liegende Bronzespiralscheibe, aus glattem Draht (Abb. 250) hat mit 7 Windungen einen Durchmesser von 4,9 cm. Sie diente als Hängeschmuck an der Stirn, daher handelt es sich um ein Frauengrab. Zwischen den Gefäßresten lagen gebrannte Tonklumpen.

Die Fundlage der Gefäßgruppe II war in der Mitte des Grabes. Der kannenförmige schlanke Topf, dunkelbraun-umber (Abb. 251) hat unter dem horizontalen, schmalen Rand einen Henkel. Geschlossen war das Gefäß durch einen gut passenden, scheibenförmigen Deckel mit Henkel. Das zweite Gefäß (Abb. 252) ist dem ersten gleich, nur ist es wenig kleiner und die Schulter etwas eckiger. Die umliegenden dunkelbraunen Tassen Abb. 253, 254 passen ineinander, so wurden sie auch gefunden. Sie sind im Profil geschwungen, ihre Henkel setzen am Rande an. Bei diesen Gefäßen fand man auch eine Bronzearmspirale aus dünnem, glatten Bronzedraht.

Die 3. Gefäßgruppe lag am Nordende (vgl. Abb. 245). Das eine war ein großes braunes doppelkonisches Gefäß, dessen Unterteil grob kreuz und

Abb. 244.

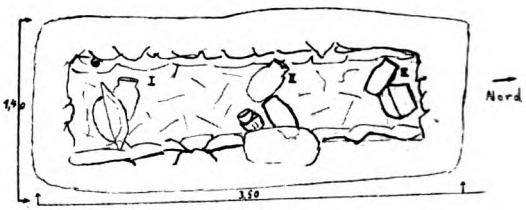


Abb. 245.

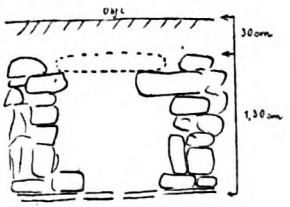


Abb. 246.

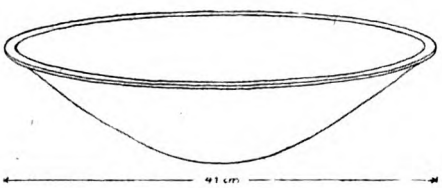


Abb. 247.

Abb. 250.

Abb. 248.

Abb. 249.

Abb. 255.

Abb. 251. Abb. 252.

Abb. 253 u. 254.

Grab 3. 1915—1916. Leichenbrand.

quer geſtrichelt war, wie das auf Abb. 256 gut zu ſehen iſt. Dabei lag ein kannenförmiger, hoher Topf ohne Henkel (Abb. 257), mit breitem waagerechten Rand. Der Hals iſt ſtark einwärts geſchwungen. Wenn auch der größte Teil des Gefäßes ergänzt iſt, ſo iſt ſeine Form doch ganz geſichert.

Sehring II, Grab 4/15—16, Abb. 258. Grab in Richtung Nord-Süd. Die aus dem Grabe ſtammenden Scherben ermöglichten die Rekonſtruktion des einſtigen Gefäßes. Es war gelblichbraun, zweihenklig und auf der Schulter mit 8 Gruppen konzentriſcher Halbkreiskehlen verziert (Abb. 258). Trotzdem es ſtark ergänzt iſt, ſind doch alle Einzelheiten ſicher.

Sehring II, Grab 5/15—16, Abb. 259/260. Grab in Richtung Nordweſt-Südoſt.

Wie aus Abb. 259/260 hervorgeht, handelt es ſich um einen Bau mit flachen Wänden, zu deren Aufführung kleinere Steine verwendet waren; ſie wieſen an den Längsſeiten Schwellen auf. Am ſüdweſtlichen Ende, auf der Weſtſeite war eine Niſche in der Wand, die auch nach dem Grabinneren durch eine große Steinplatte umgrenzt war, die auf dem Pflaſter lag. In der Niſche fanden ſich zwei Schüſſeln und zwei kleine Näpfe, über deren Form

Abb. 256.

Abb. 257.

Abb. 244. Modell des Grabes.
Abb. 245. Grundriß des Grabes mit den eingezeichneten Gefäßgruppen auf dem Pflaſter.
Abb. 246. Querſchnitt.
Abb. 247. (Gefäßgruppe I) Schüſſel, zum größten Teil ergänzt, mit wagerechtem Rand. Gr. Durchmeſſer 41 cm Höhe 10,5 cm.
Abb. 248. Schiefe, flache Schüſſel, gr. Durchmeſſer 28 cm, Höhe 8,7 cm.
Abb. 249. Henkelloſer ſchlanker Topf; gr. Durchmeſſer 16 cm, Höhe 27,2 cm.
Abb. 250. Bronzeſpiralſcheibe, Durchmeſſer 4,9 cm.
Abb. 251. Kannenförmiger Topf mit Deckel; gr. Durchmeſſer 40 cm, Höhe 23 cm.
Abb. 252. Kannenförmiger Topf mit Deckel kleiner wie Abb. 251; gr. Durchmeſſer 13,5 cm, Höhe 20,5 cm.
Abb. 253. Henkeltaſſe, gr. Durchmeſſer 15 cm, Höhe 6,2 cm.
Abb. 254. Henkeltaſſe, gr. Durchmeſſer 12 cm, Höhe 5 cm.
Abb. 255. Bronzearmſpirale, lichte Weite 4 cm.
Abb. 256. Doppelkoniſches Gefäß; gr. Durchmeſſer 34 cm, Höhe 30,2 cm.
Abb. 257. Schlanker Topf; gr. Durchmeſſer 16 cm, Höhe 22,7 cm.

Genaueres sich nicht sagen läßt, da sie nicht erhalten sind. Die großen Schüsseln waren flach konisch. Die Näpfe, die ineinandergesetzt in den Schüsseln standen, mögen etwa die Form der Näpfe Abb. 238/239 gehabt haben, mehr ist aus dem doppelt belichteten Negativ 1101 nicht zu sehen.

Im Inneren des Grabes fanden sich sehr wenig Steine.

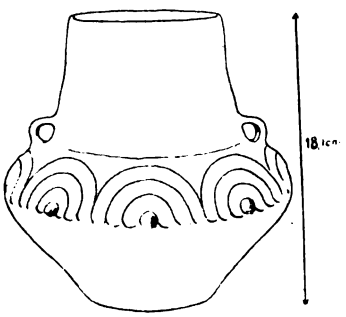


Abb. 258.
Grab 4. 1915—1916.

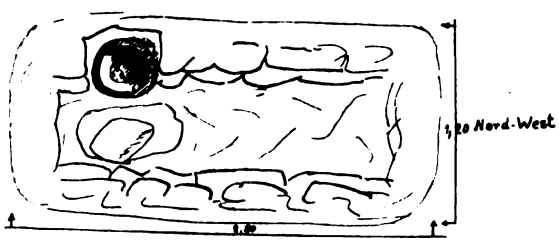


Abb. 259.

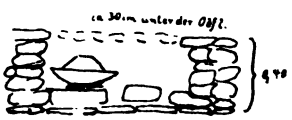


Abb. 260.

Grab 5. 1915—1916.

Abb. 258. Gefäß; gr. Durchmesser 17,5 cm, Höhe 18,1 cm.
Abb. 259. Grundriß.
Abb. 260. Querschnitt.

c) Die Grabung des Jahres 1908 (Sehring I Grab A/08—E/08).

Hier sollen die von Rauch und Größler ausgegrabenen Gräber, als die ältesten Typen, nochmals kurz besprochen werden; besonders sei einiges nachgetragen, was dort nicht näher hervorgehoben ist. Der von Größler gewählten Bezeichnung ist die Jahreszahl hinzugeführt, die Ausgrabung ist in Jahresschrift Bd. VIII, 1909, S. 87ff veröffentlicht.

Auf Karte 2 und 3 ist unter der Sichtlinie: Schornstein Zuckerfabrik Helmsdorf—Windmühle Polleben, nördlich der Trennlinie Sehring I und Sehring II ein Hügel eingezeichnet. Dieses ist der Grabhügel, der die steinzeitlichen Gräber barg und in welchem auch Grab D/08 lag.

Alle vier Gräber lagen in Richtung Nord-Süd. Von den bisher beschriebenen unterscheiden sie sich durch die Tiefe der Anlage (über 1 m) und vor allem dadurch, daß die eigentliche Packung sich innerhalb einer richtigen

Kiste von senkrechten, großen Platten befand, deren Boden gepflastert war. Wie gut diese Kisten, gewissermaßen die äußere Schale, gebaut waren, zeigt Abb. 269. Diese Kiste gehört zu Grab D/08, sie wurde sorgfältig im Park des Rittergutes wieder aufgebaut, wo die Aufnahme gemacht wurde. Die Platten zu den Kisten zeigen außerordentliche Ausmaße und sind alle sehr sorgfältig bearbeitet. Sie stimmen mit den Wandsteinen steinzeitlicher Gräber der sächsisch-thüringischen und der Kugelflaschengruppe überein, so daß die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß sie tatsächlich von solchen Gräbern herstammen. Grab D/08 lag auch nur einen Meter von der nördlichen Längswand einer Kiste der sächsisch-thüringischen Gruppe. Wegen der Größe der Platten darf man auch an Gräber der Kugelflaschengruppe denken, zumal auf dem Sehring ein zu dieser Gruppe gehöriges Flintbeil gefunden wurde (vgl. Tabelle S. 386. Auch der Befund des Grabes Sehring II 2/15—16 ist hier zu nennen, wo mit größter Wahrscheinlichkeit neolithische Platten verwendet waren. Nun wurde unter den oberen Platten der Packung des Grabes D/08, — was Größler entgangen war — ein „Näpfchen-Stein" gefunden. Ihn zeigt Abb. 270. Die religiöse Bedeutung solcher Näpfchen-Steine steht heute außer Zweifel. Bei einer ganzen Zahl von Gräbern sind ja Beobachtungen gemacht, die auf Kult schließen lassen, so daß dieser Befund damit durchaus im Einklang steht, die Näpfchen also nach ihrem Ursprung nach bronzezeitlich wären. Andererseits kommen Näpfchen-Steine seit der jüngeren Steinzeit bis in die christliche Zeit hinein vor und finden sich selbst auf großen Urnenfriedhöfen mit Urnengräbern ohne jede Steinpackung, z. B. Dahlhausen, Prignitz. Trotzdem scheint mir diese Platte mit dem fraglichen Näpfchen aus einem neolithischen Grabe zu stammen, jedenfalls muß auf diese Möglichkeit verwiesen werden.

Sehring I, Grab A/08, Abb. 261—262.

Einige Platten wiesen Feuerspuren auf, wie das auch bei anderen Gräbern beobachtet wurde, z. B. Grab Sehring I 1/15. Daß wahrscheinlich ein Brandgrab vorlag, geht aus den Beobachtungen des Herrn Rauch hervor; nämlich auch in den übrigen Gräbern ließ sich die Tatsache der Brandbestattung nur durch wenige Stückchen Leichenbrand, die oft blättchendünn waren, feststellen, weil die spongiösen Teile des verbrannten Knochens am leichtesten vergehen. Hingewiesen sei hier nochmals auf den Klumpen Töpferton als Beigabe, offenbar eines weiblichen Grabes. Was nun das Alter des Gefäßes (Abb. 262) anbelangt, so ist dieses nicht, wie Größler aus Vergleich mit mährischen Gefäßen schloß, Periode II der Bronzezeit, sondern es ist ein sehr später Typus, der Ende Per. IV Anfang Per. V fällt. Die eigentümlich geschwungene, steil abfallende Schulter ist dafür das beredteste Zeugnis. Dieselbe Kurve der Schulter kehrt auch wieder bei den Gefäßen Abb. 59, 194, 208. Ebenso ist das Knopfwärzchen auf dem Umbruch, das am Ende einer vertikalen Rille sitzt, charakteristisch, ferner die halbkreisförmig um die Warze herumlaufende Rille, der letzte Ausklang der ehemaligen Buckelumrandung.

Sehring I, Grab B/08, Abb. 263, 264.

Während bei Grab A/08 der Grabraum gewissermaßen konstruktiv durch ein Bocksystem erzielt wurde, ist bei diesem der Bau insofern anders, als die Außenplatten des Bockdreieckes, auf dem die wagerechte Platte aufliegt, doppelt so lang ist, wodurch der Grabraum im Durchschnitt sechseckig wird. Statisch ist das sehr ungünstig, da der Druck der auflagernden wagerechten Platte die Stützplatten leicht durchbrechen kann, da diese ihrerseits erst wieder

Abb. 261.

Abb. 262.

A. 1908.

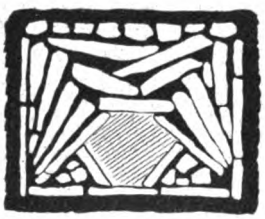


Abb. 263.

Abb. 264.

B. 1908.

Abb. 265.

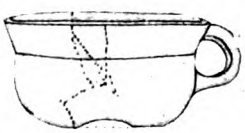


Abb. 266.

C. 1908.

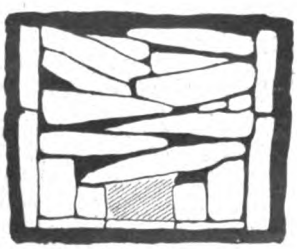


Abb. 267.

Abb. 268.

D. 1908.

in ihrer Mitte abgeſtützt ſind. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die wagerechte Abſchlußplatte noch von zwei ſenkrechten Brettern geſtützt wurde. Denkt man dieſe ſich bei Abb. 263 hinzu, ſo gewinnt das Konſtruktionsbild viel mehr Wahrſcheinlichkeit. Tatſächlich wurden auch im Grabinnern Holzreſte beobachtet. Ebenſo wie bei Grab A/08 fand ſich ein Klumpen Töpferton als Beigabe.

Sehring I, Grab C/08, Abb. 265/266.

Zu dieſem Bau wurden Kantſteine verwendet, nicht Platten. Das echte Tonnengewölbe kann ſehr wohl über einer Holzunterlage (baumſargartig) gepackt geweſen ſein. Sicher lag hier Skelettbeſtattung vor. Der Kopf war nicht etwa „extra" verpackt, wie das nach Größlers Bericht erſcheinen mag, ſondern nur mit einigen Steinen umſtellt und geſchützt. Man braucht alſo nicht gewaltſame Abtrennung vom Rumpf und Sonderbeiſetzung anzunehmen. Damit fallen auch die daran geknüpften Vermutungen

Abb. 269.

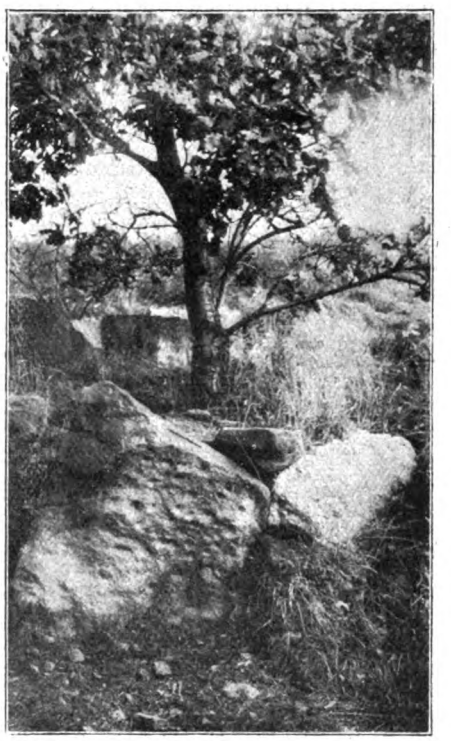


Abb. 270.

Abb. 271.

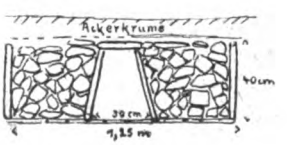


Abb. 272.

über Bestattungsriten weg (ebenso lassen sich die bei den steinzeitlichen Gräbern gemachten Beobachtungen zwanglos erklären und damit die daran geknüpften Vermutungen hinfällig machen). Der Kiefer, welcher sich abseits fand, konnte nur von Tieren verschleppt sein, was sich bei Grabfunden oft bestätigen läßt durch die Beobachtung von Tiergängen im Inneren. Die erwähnte Feuersteinspitze ist ein einfacher Splint, mit der noch vier andere Stücke gefunden wurden. Sie sind abgebildet in der Jahresschrift Bd. VIII, Tafel XI, 5b oben rechts. Flintsplisse wurden auch in den Gräbern 3/15, 4/15, 2/13—14 gefunden. Die vor dem Südgiebel beobachtete Brandstelle deutet auf Kult.

Sehring I, Grab D/08, Abb. 267—270.

Dieses Grab lag nur einen Meter von der nächsten neolithischen Kiste entfernt, welche man also bei der Anlegung des Grabes unbedingt hat bemerken müssen. Das Maß ist etwas größer als bei den vorhergehenden drei, nämlich 3×2 m. Im Inneren wurden Holzreste gefunden, Holzkohle, Reste eines bronzenen Fingerringes sowie ein Scherben. Brandbestattung ist möglich; die „angebrannten Knochen" zwischen den Platten konnten durchaus die letzten spärlichen Reste sein, wie das ja schon bei den vorn betriebenen Grabungen beobachtet wurde. Die Abb. 269 und 270 sind ja bereits Seite 441 besprochen.

Abb. 271.

Diese stammt von einem später ausgegrabenen Grab, von dem dieser Durchschnitt im Park aufgebaut wurde. Diese Konstruktion bildet sozusagen den typologischen Übergang von D/08 zu E/08.

Grab E/08, Abb. 272.

Dieses Grab ist beschrieben Jahresschrift, Bd. X, 1911, Seite 84ff. Hier reicht der Grabraum bis nach oben, wo er durch eine wagerechte Platte abgeschlossen ist. Auch dieses Grab war noch in eine Kiste aus senkrechten Platten eingebaut. Es enthielt Leichenbrand, zwei Schalen und einen Napf.

Für die weitere Arbeit, an deren Abfassung der Verfasser durch die aus der Not der Zeit erzwungene journalistische Tätigkeit behindert wird, würde sich folgende Gliederung ergeben:

4. Frühere Grabungen
5. Die Typologie der Grabformen.
6. Die Chronologie.
   a) relative,
   b) absolute.

Für einen weiteren zweiten Teil:

1. Der Helmsdorfer Kulturkreis.
2. Die Beziehungen des Helmsdorfer Kulturkreises zu den benachbarten germanischen (nördlichen), keltischen (südwestlichen und ostdeutschen (östlichen) Kulturgruppen und seine etznische Stellung.
3. Zusammenfassendes Ergebnis der Untersuchung.

Um diese Kapitel erschöpfend und durchgreifend behandeln zu können, bedarf es einer größeren Vorarbeit. Darum seien in den folgenden Zeilen die zu erwartenden Hauptpunkte vorläufig herausgehoben und skizziert. Diese Vorarbeit betrifft die Frage der Chronologie.

Deutschland ist für die in dieser Arbeit in Frage stehende Bronzezeit (2200—800 v. Chr.) in seiner Gesamtheit noch nicht behandelt worden. Wie Kossinna in seinen siedlungsarchäologischen Arbeiten mehrfach gezeigt hat, ergibt sich, daß in der Bronzezeit das Gebiet Deutschlands 3 ver-

schiedenartige Kulturgruppen in sich schließt, die nach dem siedlungsarchäologischen Arbeitssatz: „in sich geschlossene Kulturgruppen sind Volksgruppen" das Wohngebiet dreier verschiedener Völker darstellen.

Den Kulturinhalt der nördlichen Gruppe (Norddeutschland etwa bis zur Linie Magdeburg-Berlin zwischen Weser und Oder vgl. die Karten Kossinnas) hat vor allem Montelius behandelt.

Seine Arbeit betrifft im engeren Sinne Skandinavien, d. h. Schweden einschließlich Dänemark. Da aber seit Periode II der Bronzezeit der genannte Teil Norddeutschlands zum gleichen Kulturkreis gehört, so hat diese Arbeit auch für dies Gebiet Gültigkeit.

Die Chronologie Süddeutschlands und die Gewinnung der Perioden wird vor allen Dingen Paul Reinecke verdankt, der dieses Gebiet umfassend behandelt hat.

Diese Kulturgruppe umfaßt zunächst nur Süddeutschland und breitet sich in der Folge bald bis nach Mitteldeutschland aus.

Die ostdeutsche Frage steht heute besonders im Interesse der wissenschaftlichen Diskussion. Der „Lausitzer Kulturkreis" ist bearbeitet worden von Jentsch und Voß. (Über die Volkszugehörigkeit weiter unten).

Für jede dieser Kulturgruppen ist eine besondere Chronologie, d. h. Stufen und Zeiteinteilung geschaffen worden, die sich nicht ohne weiteres mit der der angrenzenden Kulturen deckt. Natürlich ist eine Parallelsetzung in den großen Zügen erfolgt, aber die Gleichsetzung der Abschnitte in den Feinheiten und Einzelheiten ist bisher nicht erfolgt. Zusammengefaßt und einheitlich besprochen hat diese Probleme Karl Schumacher[1]). Die Chronologie zum ersten Male tabellarisch verglichen und zusammengestellt hat Georg Kirke[2]).

Das Gräberfeld von Helmsdorf und die übrigen Funde gleicher Art liegen nun gerade in dem Zwickel, wo sich die drei verschiedenen Kulturkreise der Bronzezeit berühren. In keines der chronologischen Schemata läßt sich diese Gruppe reibungslos einordnen. Es zeigt sich vielmehr beim genaueren Zusehen, daß um zu einer scharfen und prägnanten Chronologie zu kommen, das thür.-sächs. Gebiet des süddeutschen Kreises eingehend untersucht werden muß, das sich hier dem Kulturinhalte nach schon etwas von dem süddeutschen differenziert zeigt. Nämlich die Keramik von Helmsdorf hat ihre stärksten Beziehungen zu Thüringen-Süddeutschland. Die zu leistende Vorarbeit ist also die: Die bestehende Chronologie Süddeutschlands-Thüringen besonders durchzuarbeiten und die veränderte Keramik und Bronzen genau und sorgfältig einzuordnen. Soviel läßt sich natürlich bereits heute nach den bestehenden Arbeiten sagen, daß das Gräberfeld von Helmsdorf der Periode IV und V der Bronzezeit (Schema Montelius-Kossinna) angehört, die etwa gleichläuft mit der Periode Hallstatt I und II nach Reinecke. In den bisherigen Veröffentlichungen ist Helmsdorf als der älteren Bronzezeit zugehörig betrachtet worden und zwar dies besonders auf Grund der Grabformen, der Skelettbestattung und auch der Keramik. Doch ist gerade bei dem letzten Punkte nur angeknüpft an einen Gefäßtyp in Mähren, nicht an eine Summe von Typen. Das Herausgreifen eines Merkmales führt sehr leicht, so auch hier, zu Trugschlüssen. Die Datierung durch Grabform und Bestattung

[1]) Schumacher: Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland. X. Bericht der römisch-germanischen Kommission, Frankf. Wtg. M. 1918.

[2]) G. Kirke: Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nordeuropa. Mannusbibliothek 22. Leipzig 1921.

gehört zu den bedingten, die nur als Bestätigung benutzt werden dürfen (von beiden Punkten weiter unten). Als bisherige Veröffentlichungen sind zu nennen:

Größler: Steinkistengräber der älteren Bonzezeit auf dem Säringsberge bei Helmsdorf im Mansf. Seekr. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs. thür. Länder Bd. VIII. 1909 S. 87.

Größler: Steinkistengräber der älteren Bronzezeit auf dem Lauseberge südöstlich Bornstedt, Kr. Sangerhausen, sowie bei Neohausen und Höhnstedt. Jahresschr. f. d. sächs.-thür. Länder Bd. VIII. 1909, S. 105.

Rauch: Steinkistengrab der älteren Bronzezeit auf dem Sehringsberge. Jahresschr. f. d. sächs.-thür. Länder Bd. X, S. 84. (Die steinzeitlichen Funde des Sehringsberges betreffend).

Größler: Steinkistengräber der jüngeren Steinzeit mit Schnurkeramik auf dem Säringsberge bei Helmsdorf. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. VIII, S. 113ff.

Rauch in Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. VI. 1895. S. 90.

Die Typologie der Grabformen ist durch Rauch und Größler nur gestreift worden.

Am Ende der Steinzeit war die Grabform in Mitteldeutschland entweder das Flachgrab, nämlich Hocker ohne Steinschutz, oder die Steinkiste in rechteckiger Form mit Wand und Decksteinen, mitunter auch gepflastert und ohne Decksteine. Die Steinkiste gehört hier ausschließlich den Kulturgruppen an, die sich an den nordischen (oder Ostsee-) Kreis anschließen. Da nun Größler und Rauch die Formen der bronzezeitlichen ohne weiteres als zeitlich direkte Fortbildung der steinzeitlichen Typen ansahen, kommen sie zu dem Vorurteil, daß sie der älteren Bronzezeit angehören müßten. In der Tat sind auch die von ihnen aufgedeckten Gräber die typologisch ältesten der Gruppe. Die gepackten Wände befinden sich noch innerhalb einer Kiste, d. h. senkrechter Wandplatten. Die typologische Reihe (vergl. die Typologische Tafel II nach S. 451) wird gebildet durch die Reihe der Gräber D/08, A/08, B/08, C/08, Grabquerschnitt des Waldmuseums zu Helmsdorf, Grab E/08; an A/08 und B/08 schließt sich das Grab 2/13—14 Abb. 221 an, das, obwohl die senkrechten Außenplatten wie schrägen Innenplatten fehlen, doch noch recht deutlich an die Genannten durch die Schrägpackung von Platten als eigentliche Wand anknüpft. An diese Grabform schließen sich typologisch an die Formen wie Grab 5/15 (Abb. 36). Die Grabform C/08 Abb. 265 findet in 5/15 Abb. 36 ihre vereinzelte Fortsetzung. 6/15 (Abb. 44) 9/18 (Abb. 123), (14/18 (Abb. wie 173—176) 2/15—16 (Abb. 243), 3/15—16 (Abb. 246). Es handelt sich also um tiefe Packungen, die aus Platten hergestellt sind, in der Mitte wird in der Länge des Grabes durch verschiedene Art von Schließung ein Grabraum geschaffen. In der Folge — sämtliche Gräber der vorliegenden Grabungen — verschwinden die senkrechten Wandplatten der Außenwände und die schrägen Längsplatten an der Innenseite der Wände. Der Übergang mag etwas sprunghaft erscheinen, dem ist sofort nicht so, wenn man zunächst an Stelle der schrägen Längsplatten an der Innenseite der Wände Holzbretter als Ersatz des Steines annimmt. Diese Annahme läßt sich durch Beobachtungen zur Gewißheit erheben. Bei den meisten der hier besprochenen Gräber ist auf die Notwendigkeit der Ergänzung von Holzteilen bei der Rekonstruktion hingewiesen worden und auf die Beobachtungen, die zum Schluß der Holzverwendung nötigen. Es sind aber auch Holzrückstände direkt beobachtet worden (vgl. Jahresschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder Bd. 10, S. 87/88) und was das wichtigste ist auch schon in Grab B/08. Man benutzte also neben den steinernen Längsplatten auch Holzbretter, in der Folge vereinfachte man

die Bauweise, indem man die statisch überflüssigen Steinplatten wegließ. Die Bauart von Grab C/08 ist direkt als Folge solchen Verzichtes zu betrachten. Die „Wölbung" kann nur dadurch zustande gekommen sein, daß „als hölzerner Lehrbogen" eine Art Baumsarg, also gehöhlter Baumstamm, diente. Weiterhin bestehen die Packungen der Wände aus horizontalen Schichten, den Übergang bildet 2/13—14 (Abb. 221), wo die Platten der Wände schräg geschichtet sind. Oben wird der Grabraum weiter durch wagerechte Platten abgedeckt. Man möchte nur annehmen, daß diese tiefen Packungen allmählich immer mehr verflachen und schließlich die niedrigen Wände nur noch aus einer Steinschicht oder einfachen Steinumgrenzung bestünden. Ja die beiden Gräber 4 und 5/18 (Abb. 100 und 103), die nur bloße Pflasterungen ohne jede Wandsetzung sind, die Schlußreihe bildeten. Dem scheint aber nicht so zu sein, sondern zeitlich läuft wohl eine zweite Reihe den „tiefen Packungen" parallel und zwar als älteste Typen dieser Reihe sind Gräber 3/15 (Abb. 21), 14/15 (Abb. 85) oder 7/15 und 18/18 (Abb. 162) anzusehen, hier sind die Wände 40—50 cm hoch aus kleineren Steinen oder Kantern gebildet. Die Wände sind im Verhältnis hier viel dicker und der Grabraum viel breiter: also andere Proportionen. Die Reihe verflacht immer mehr, bis die Gräber schließlich muldenförmig werden: Grab 12/18 (Abb. 141) 1/13—14 (Abb. 191). Gräber mit einfacher Steinumgrenzung (Grab 3/13—14 Abb. 231) und die einfachen Pflasterungen (Grab 4/15 und 5/15 Abb. 100—103) bezeichnen dann den Beschluß dieser Entwicklung. Auflösungserscheinungen des Grabbaues sind ja bei der Beschreibung der einzelnen Gräber hervorgehoben worden. Die Gleichzeitigkeit der beiden Reihen erhellt aus den keramischen Funden die für Gleichsetzung sprechen; Grab E/08 ist hier wichtig es ist ganz die alte Art der Anlage, aber flacher (50 cm) und keine Platten innerhalb der Wand, nur kleine Steine. Wollte man es als Übergang von der „Tiefen-Packung" in die andere Reihe auffassen, so blieben doch typologisch Schwierigkeiten, die Proportion ist sehr anders. Die Gefäße, die offensichtlich das Grab im Alter „flachen Packungen" gleichsetzen, veranlassen die andere Deutung, daß nämlich dieses Grab eine Beeinflussung von seiten der flachen Reihe her darstellt. Die Tatsache, daß hier eine Mischkultur vorliegt, ist ebenfalls ein Punkt, der die Annahme einer nicht einheitlichen Reihe verständlich macht. Bestätigt wird diese Anschauung durch die Tatsache, daß in beiden Reihen Skelettbestattungen und Leichenbrand nebeneinander und durcheinander gehen, so bei der Hauptmasse der Gräber. Bei den ältesten Formen D/08, A/08, B/08, C/08 ist genaues nicht zu sagen. Bei E/08 liegt sicher Leichenbrand vor. Selbst bei den ausgesprochenen Schlußgliedern beider Reihen ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob sich nur Leichenbrand findet. Daß die Grabform ursprünglich Skelettbestattung voraussetzt, ist ja bei der Längsstreckung des Grabbaues wahrscheinlich und bei der Schmalheit des Innenraumes wäre dann mit Sicherheit auf Beisetzung in gestreckter Lage zu schließen (nicht Hocker). Das Schwanken des Grabritus erklärt sich aus der ausgesprochenen Mischkultur. Im nordischen Kreis kommt am Schluß der Steinzeit der Leichenbrand auf, in Periode III der Bronzezeit hat er sich in Norddeutschland völlig durchgesetzt. Im süddeutschen Kreise hingegen ist die Skelettbestattung beibehalten worden. Erst im jüngeren Teil der Hallstattzeit dringt von illyrischen Stämmen her, d. h. vom Südosten des Alpengebietes die Verbrennung ins keltische vor. Die Grabform ist wohl als lokale Weiterbildung der früheren Typen anzusehen. Da der Norden den Steingrabbau immer bevorzugt hat, möchte man schon deshalb Beziehungen zu dortigen Typen annehmen.

Das Notwendige über die zu erwartende subtile Chronologie ist bereits erörtert worden. Hier sei noch darauf hingewiesen, daß zwei Möglichkeiten zur Datierung bestehen: Die erste ist die Keramik, die zweite sind die Bronzen. Die Keramik weist deutliche Beziehungen zu Süddeutschland auf, so das Warzenmotiv (= keltische Buckelform). Die Art der Profilierung der Schulter ist typisch so wie in Süddeutschland (z. B. Gefäß Abb. 148, 148a). Die Form der Schüsseln wie ihre kreuz- und radförmigen Muster (Abb. 62—64) geben dieselbe Richtung der Beziehungen an. Auch gehört hierher die Gleichheit der Farbe und Tonbeschaffenheit (technische Typologie). Die Keramik weist auch noch andere Beziehungen auf, und zwar gehen diese nach Böhmen und der Lausitz. Die halbkreisförmigen Kannelierungen und die Amphorenform. Interessant ist, daß gerade diese Gefäße dann auch die ledergelbe Farbe der Lausitzer Typen haben, selbst diejenigen tellerförmigen Schüsseln, die den Lausitzer Schüsseln verwandte starke Kehlprofilierung des Randes aufweisen, zeigen Neigung zu gelber Farbe. Einige doppelkonische Gefäße deuten aber auch auf Beziehungen zum Norden, so das Gefäß Abb. 308, doppelkonisch mit hohem Oberteil. Die doppelkonischen Gefäße mit gleichem Winkel des Ober- und Unterteils bei deren annähernd gleicher Höhe treten zum ersten Male in Periode III in der Lausitz auf, und gehen von dort in die germanischen Gruppen über, wo sie weiter gebildet werden zu ähnlichen Formen wie Abb. 308 Die Bronzen werden eine weit schärfere Chronologie ergeben. Die Typen, die hier vorliegen, sind fast sämtlich süddeutsch. Ja das doppelschneidige Rasiermesser, das aus dem Grabe Rudloffsplan I (Jahresschr. d. sächs.-thür. Länder S. 87 und Tafel XIII, 10) stammt, gehört zu dem Typ, dessen Verbreitungskarte Salomon Reinach gegeben und dessen Typologie Montelius behandelt hat. Da wir mit diesem Typus nach Italien gelangen, wird sich die absolute Chronologie für die diesem Grabe gleichzeitigen Typen mit größter Genauigkeit angeben lassen. Da die Gräber des Sehring bronzearm sind, so sind besonders die reichen Bronzefunde von Lochwitz und Lochwitzer Schanze bedeutungsvoll, sie geben auch mit voller Gewißheit an, daß das Gräberfeld Periode IV/V fällt.

Die Angabe Rauch's (Jahresschr. Bd. 10 S. 87), daß der Bronzearmring mit stollenförmigen Enden engste Verwandschaft zu dem Typus des Helmsdorfer Fürstengrabes zeige, das der Aunjetitzer Kulturgruppe der Periode I der Bronzezeit angehört, ist unrichtig. Vielmehr hat dieser Ringtypus nur eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Genannten, gehört dafür dem am Ende der Bronzezeit auftretenden Ringtypus an.

Die weitere Aufgabe wäre: die Verbreitung des Helmsdorfer Kulturkreises" zu untersuchen. Es liegen bereits eine ganze Zahl zugehöriger Fundorte vor, sie halten sich verstreut innerhalb des Vierecks, das begrenzt wird durch die Orte: Sondershausen, Weißenfels, Löbe jün., Sandersleben, Sondershausen. Die Funde des Helmsdorfer Kulturkreises werden die bei der Beschränkung auf das Material des Ortes Helmsdorf selbst bestehenbleibenden Unklarheiten vielfach beseitigen, sowie manches ergänzen, sodaß sich dann die Beziehungen zu den benachbarten Kulturkreisen viel klarer werden erfassen lassen. Um die „Herkunft" der Kulturgruppe zu klären, müßten im fraglichen Bezirk auch die Verhältnisse zu Beginn der Bronzezeit und in der Folge untersucht werden. Die Aunjetitzer Kulturgruppe ist in Periode II bereits aus Thüringen und dem Harzgebiet verschwunden südwärts nach Böhmen. Die Verhältnisse in Böhmen werden also auch zu betrachten sein

und es ist möglich, daß sich hier mancher Gesichtspunkt gewinnen lassen wird; nach dem Satz von Kulturrückstrom ist dies sogar zu erwarten.

Durch den Anteil aller drei Nachbarkulturkreise am Kulturinhalt des Helmsdorfer Kreises werden zunächst für die Chronologie, d. h. insbesondere für die synchronistische Frage der jüngeren Zeitabschnitte der 3 Kulturgruppen ersprießliche Ergebnisse gezeitigt werden. Sodann wird sich aber auch klar zeigen, wie sehr der Arbeitssatz: geschlossener Kulturkreis = einheitliche Menschengruppe" zutrifft. Endlich wird sich von diesem Punkte, vom Helmsdorfer Kulturkreis aus, die Streitfrage, ob die ostdeutsche bronzezeitliche Kulturgruppe germanisch oder nichtgermanisch (= illyrisch) ist, mit Erfolg bearbeiten lassen. Gerade dieser letzte Punkt, der seit Jahrzehnten in der wissenschaftlichen Diskussion behandelt wird, würde der Arbeit dann besonderen Wert und Bedeutung verleihen [1]).

f) Anhang. Steinzeitliche Gräber von Sehring I.

Sehring I, Grab 1/18. Steinzeitlich, in Richtung Ost-West. Ausgegraben vorgefunden. Eine rechteckige 3,90 × 1,70 m große Kiste war dadurch geschaffen, daß größere und kleinere Steine als „Wände" senkrecht aufgestellt waren. Höhe zwischen 20—50 cm schwankend.

An der Südwand fanden sich Reste zweier schnurverzierter Gefäße und eine verzierte, durchbohrte Muschelschale. Die Knochen des Skelettes fanden sich im westlichen Teil des Grabes auf einem Haufen (vielleicht lag das Skelett in Hockerstellung auf der linken Seite, Gesicht nach Süden).

Die Fugen der Seitenwände waren mit Ton verstrichen gewesen. Boden gepflastert. Ob Decksteine durch Beackerung entfernt, oder ursprünglich keine vorhanden waren, ließ sich nicht mehr feststellen.

Von den Gefäßresten gehören drei kleine mit echten Schnurmuster verzierte Scherben offenbar zu einer sogenannten Deckelbüchse. Eine Scherbe zeigt eine Durchbohrung, das Gefäß mag ähnlich gewesen sein Abb. 45 oder 47 aus Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, 3. Aufl. Leipzig 1921. Die Reste des anderen Gefäßes sind mit falscher Schnurverzierung versehen, es glich im Umriß etwa Jahresschrift, Bd. VIII, 1909. Tafel XX, 94/3i.

Die Muschelschale war rechteckig geschnitten, mit 3 Punktreihen parallel zum Rand umsäumt. Die Fläche mit einem Kreuz aus mehrfachen Punktreihen gefüllt; in der Mitte und in einem Viertel ist die Muschelschale durchbohrt.

Sehring II, Hockergrab 13—14, Abb. 273—276.

Grab in Richtung Ost-West. Etwa 45 cm unter der Oberfläche war der Leichnam auf einem Lager von Steinplatten gebettet und zwar in der Weise, daß Kopf- und Schulterteil, Beckengegend, Knie und Füße auf flachen Steinen ruhten. Die Steinunterlage paßte sich also im Äußeren dem Umriß der Hockerform an (vgl. Abb. 273/274).

Das Skelett lag auf der rechten Seite mit dem Kopf im Osten. Der Schädel hatte seine ursprüngliche Lage nicht mehr inne, vermutlich hatte er bei der Bestattung mit dem Gesicht nach Norden oder wahrscheinlicher nach oben gelegen. Bei der Freilegung des Grabes lag er von der Steinunterlage verrutscht mit dem Gesicht nach Süden (s. Abb. 274). Nach der Stärke der

[1]) Prähistorische Zeitschrift Bd. 1 u. 2. 1909/10.

Processi mastoidei zu ſchließen, handelt es ſich um ein männliches Skelett; im Einklang damit ſteht auch die Kräftigkeit der Reſte der unteren Extremitäten. Vom Schädel iſt der hintere Teil erhalten. Das Teilſtück der noch beobachteten Norma verticalis zeigt, daß es ſich um eine Variation des Megalithtyp handelt. und zwar mit ſtärkerer Zuſpitzung der Occipitale, als es bei dem reinen Typ der Fall zu ſein pflegt. Geläufig iſt dieſe Zuſpitzung und Rundung bei den Typen der älteren ſächſiſch-thüringiſchen Kultur, doch läßt ſich bei dem Fragment nicht mehr ſagen.

Nördlich neben dem Kopf ſtanden zwei Beigefäße. Das eine Abb. 275 war vollſtändig zerdrückt und die Scherben mürbe, wie das auf Abb. 274 zu ſehen iſt; doch ließ ſich nach der harten Füllmaſſe der Krug mit ziemlicher Genauigkeit nachbilden. Beide Gefäße ſind beſonders wichtig!

Der Krug Abb. 275, ſchwarz in ſeiner Farbe, zeigt engſte Verwandtſchaft mit ſchleſiſchen Formen des Noßwitzer Typus von Seger. Die Noßwitzer

Abb. 273.

Abb. 274.

Abb. 275. Abb. 276.

Abb. 277.

Form steht wiederum im Zusammenhang mit Formen Nordwestdeutschlands. Nicht unerwähnt sei, daß diese Krugform vielleicht Beziehungen zum sogenannten „Latdorfer Krug" der Terminologie Kossinas (vgl. deutsche Vorgeschichte 3. Aufl., Leipzig 1921, Seite 28 und Abb. 36. Mannus 11/12, Niklasson S. 330) aufweist. Andererseits vielleicht zum Typus der Gefäße Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, Tafel V, Abb. 43, die Kossinna mit der Vorstufe der Schnurkeramik in Verbindung bringt. Die graue Tasse Abb. 276 zeigt Verwandtschaft zum Tassentyp der nordwestdeutschen Megalithkeramik, welcher im Zusammenhang steht mit dem im 1. und 3. Stil der Steinzeit Dänemarks auftretenden Tassentyp (Sophus Müller. Stenalderns Kunst, Kopenhagen 1919).

Wie Niklasson (Mannus Bd. 11/12, Leipzig 1920, Neuere Ausgrabungen in Rössen, S. 333) hervorhebt, ist er gleichfalls auf dem Umweg über Schlesien nach dem Saalegebiet gelangt.

Sollten sich die vermuteten Beziehungen zum Latdorfer Krug und der Vorstufe der Schnurkeramik bestätigen, so dürfte dieses Grab wichtig sein im Hinblick auf die Datierung der oben genannten Kulturgruppen wegen der Verbindungen zu den steinzeitlichen Erscheinungen Ostdeutschlands.

Abb. 275 Krug, schwarz; größter Durchmesser 14,5, Höhe 15 cm.

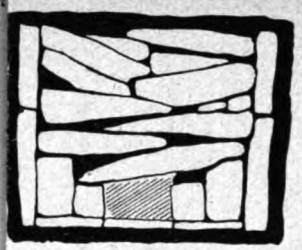
Abb. 276 Tasse, grau; größter Durchmesser 16,6, Höhe 11,8 cm.

Von den in Jahresschrift Bd. 1909, Seite 113ff. beschriebenen Gräbern der sächsisch-thüringischen Gruppe sei in der Abb. 277 die Doppelkiste gezeigt, ergänzend zu Tafel II, 22. Die eine enthielt einen Hocker mit Schädeltrepanation, im anderen Grabe waren bei dem Hockerskelett der Unterkiefer von Nagern verschleppt. Es ist also gar nicht nötig, irgendwelche Bestattungssitte durch Parallelen aus dem malaüschen Archipel damit feststellen zu wollen.

Die Abbildung wurde hier beigefügt. um anzuregen, Grabbauten an Ort und Stelle durch Umbetten vom Acker in Gartenanlagen zu erhalten.

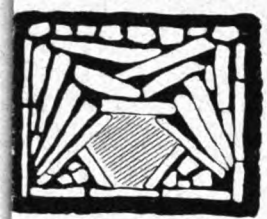
Die hier beschriebenen Ausgrabungen sind in allererster Linie dem gütigen Entgegenkommen des Herrn Inspektor Rauch, Helmsdorf, zu verdanken, dessen Interesse für die Vorgeschichte der Heimat manch wertvollen Fund erhalten hat. Ihm sei an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen, zumal er in selbstloser, vorbildlicher Weise sämtliche von ihm in Helmsdorf gemachten Funde — das vorbeschriebene Material ist davon nur ein Bruchteil — der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle überließ. Diese hat unter Leitung von Prof. Hahne die Grabungen dieser Arbeit unternommen. Herrn Prof. Hahne sei gleichfalls gedankt für die Überlassung der Publikation, ebenso den Museumsmitarbeitern Direktorialassistent Dr. Schulz und Dr. Niklassen, die außer dem Verfasser bei den Ausgrabungen tätig waren. Die Publikation ist ein Auszug aus der vom Verfasser der Universität Halle eingereichten Dr.-Dissertation. Eine Weiterführung der Arbeit war nicht möglich, da der Unterzeichnete infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht als Prähistoriker beruflich tätig sein konnte, und die Tätigkeit als Journalist eine intensive Beschäftigung für absehbare Zeit ausschließt.

Dr. Lechler.

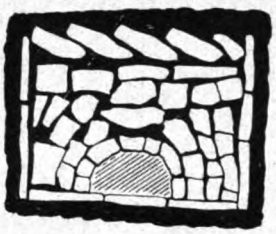


D/08. 1

A/08. 2



B/08. 3



C/08. 4

APR 1 1925
PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

16. Band
Heft 5 / Schluß

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1925

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Inhalt des vorliegenden 5. Schluß-Heftes des 16. Bandes:

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Seite
Lechler, Dr. Jörg, Das Grüberfeld auf dem Sehringberg bei Helmsdorf 315
Titel und Inhaltsverzeichnis zum 16. Bande.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Urgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1925 12 R.-M.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 R.-M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b (Postscheckkonto Leipzig 54228), zu erfolgen. Österreichische Mitglieder zahlen pro Jahr 15 Schilling und können den Betrag auf Postsparkassenkonto Wien No. 156722 des Verlags einzahlen, Mitglieder in der Tschechoslowakei zahlen 75 Kč für das Jahr und können diesen Betrag auf das Konto des Verlags Kabitzsch bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer gasse 11 einzahlen. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 15 R.-M.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Snethlage, Berlin NW 5,** Quitzowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig,** Salomonstraße 18b. Postscheckkonto Leipzig No. 54228.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna,** Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzusenden (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen,** die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des **Mannus** im Buchhandel während des Erscheinens beträgt R.-M. 18 für den Band, nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 3 bereits vorliegen; ein 4. mit dem Bericht über die letzte Hauptversammlung der Gesellschaft in Cöthen 1924 ist im Druck. Für die ersten 15 Bände ist der reguläre Bezugspreis aufgehoben.

Die Bände I—XV und **Ergänzungsband I** bis **III** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

CRANIA · HELVETICA · ANTIQUA

Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste

Mit **117 Lichtdrucktafeln** abgebildet und beschrieben

von

Dr. Th. Studer und **Dr. E. Bannwarth**

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern. — Privatdozent der Anatomie an der Universität Bern.

Mit Textband 55 S., ebenfalls in Folio-Format. 1894.

Dieses wundervolle Werk fehlt sicher noch in der Bibliothek manches Prähistorikers und Anthropologen. Es umfaßt lebensgroße Aufnahmen von 35 menschlichen Schädelfunden aus Schweizer Pfahlbauten, der Textband enthält alles Wissenswerte über Fundort, Alter, Maße und Literatur. Ich habe eine Anzahl billig von meiner Schwesterfirma erworben und stelle sie ***Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte zum Vorzugspreise von 45 R.-M. pro Exemplar*** *zur Verfügung. (Früherer Preis 80 R.-M.)*

Verlag von Curt Kabitzsch in Leipzig, Salomonstraße 18b.

Einer Teilauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt über Scheltema, Altnordische Kunst, des Mauritius-Verlages, Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 B, bei.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

Soeben erschien:

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage.

VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925.

Einzelpreis: R.-M. 12.—, geb. R.-M. 14.40. Vorzugspreis: R.-M. 9.60, geb. R.-M. 12.—

(Bildet Nr. 9 der von Geh.-Rat Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek.)

Eine Neuauflage dieses Buches wird unsere Mitglieder besonders interessieren. Sie ist ein Beweis für das Vordringen der prähistorischen Wissenschaft in immer weitere Kreise. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein Buch, das so geeignet ist wie dieses, uns zu zeigen, daß wir trotz der trüben Gegenwart auf unser Deutschtum stolz sein dürfen. Unsere Leser tragen durch Empfehlungen des Buches mit bei, die Vorgeschichts-Wissenschaft populär zu machen. Die neue Auflage bietet auch dem Wissenschaftler neues, denn sie ist textlich in manchem verbessert und erhält 12 neue Tafeln mit noch nirgends veröffentlichten Bildern.

Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Herausgeber: Dr. Wolfgang La Baume, Danzig.

Heft 1, 36 Seiten mit 27 Abbildungen im Text. 1924. R.-M. 1,40.

Heft 2, 40 Seiten mit 18 Abbildungen im Text. 1925. R.-M. 1.20.

Die beiden Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Ernst Petersen, Die Bronzezierscheibe aus Borkendorf (Ostpr.).

W. La Baume, Wagendarstellungen auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit und ihre Bedeutung.

H. Conwentz, Das Wikingerboot bei Baumgarth.

W. La Baume, Der Bronzefund von Rekau.

Hausurnen.

Vorgeschichte des Deutschen Volkes

Von Dr. Ernst Wahle,

Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg.

X und 184 Seiten mit 5 Vignetten. 1924.

R.-M. 5,—, geb. R.-M. 6,—.

Eine Kulturgeschichte der Deutschen von der Urzeit bis zur Römerherrschaft am Rhein.

„Schlesische Zeitung": Ein Bild von der Geschichte des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der vorgeschichtlichen Völker auf deutschem Boden. — Ein kundiger und zuverlässiger Führer durch die Urgeschichte unseres Vaterlandes. Dr. M. Jahn, Breslau.

„Blätter für deutsche Vorgeschichte": Ausser den sachlich so wertvollen textlichen Teilen enthält Wahles Buch eine vorzügliche Übersicht über die vorgeschichtliche Literatur, für welche wir ihm ebenfalls dankbar sind. Prof. Stremme.

Neue Auflage und neue Hefte der

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. verbesserte Auflage. VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. (Gewicht 900 g, geb. 1000 g). Einzelpreis R.-M. 12.—, geb. R.-M. 14.40; Vorzugspreis R.-M. 9.60, geb R.-M. 12.—

Nr. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** 2. ergänzte Auflage. VI und 271 Seiten mit 216 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 540 g, geb. 660 g). Einzelpreis R.-M. 8.—, geb. R.-M. 10.—; Vorzugspreis R.-M. 6.40, geb. R.-M. 8.40

Nr. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. 2. ergänzte Auflage. VIII und 146 Seiten mit 61 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 300 g, geb. 420 g). Einzelpreis R.-M. 5.—, geb. R.-M. 6.50; Vorzugspreis R.-M. 4.—, geb. R.-M. 5.50

Nr. 31. Wilke, Dr. Georg, **Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. III und 254 Seiten. Mit 278 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 500 g, geb. 630 g). Einzelpreis R.-M. 7.—, geb. R.-M. 8.50; Vorzugspreis R.-M. 5.60, geb. R.-M. 7.10

Nr. 32. Almgren, Prof. Dr. Oscar, **Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. XIX und 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. (Gewicht 650 g, geb. 800 g). Einzelpreis R.-M. 7.—, geb. R.-M. 8.50; Vorzugspreis R.-M. 5.60, geb. R.-M. 7.10

Nr. 33. Albrecht, Dr. Christoph, **Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. III u. 48 Seiten mit 52 Abb. im Text u. 3 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis R.-M. 2.50, geb. R.-M. 3.70; Vorzugspreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20

Nr. 34. Diculescu, Dr. Constantin C., **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 Seiten mit 29 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis R.-M. 3.50, geb. R.-M. 4.70; Vorzugspreis R.-M. 2.80, geb. R.-M. 4.—

Nr. 35. Schultz, Dr. Wolfgang, Wien, **Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. XVIII u. 289 Seiten mit 75 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 590 g, geb. 700 g). Einzelpreis R.-M. 11.—, geb. R.-M. 12.50; Vorzugspreis R.-M. 8.80, geb. R.-M. 10.30

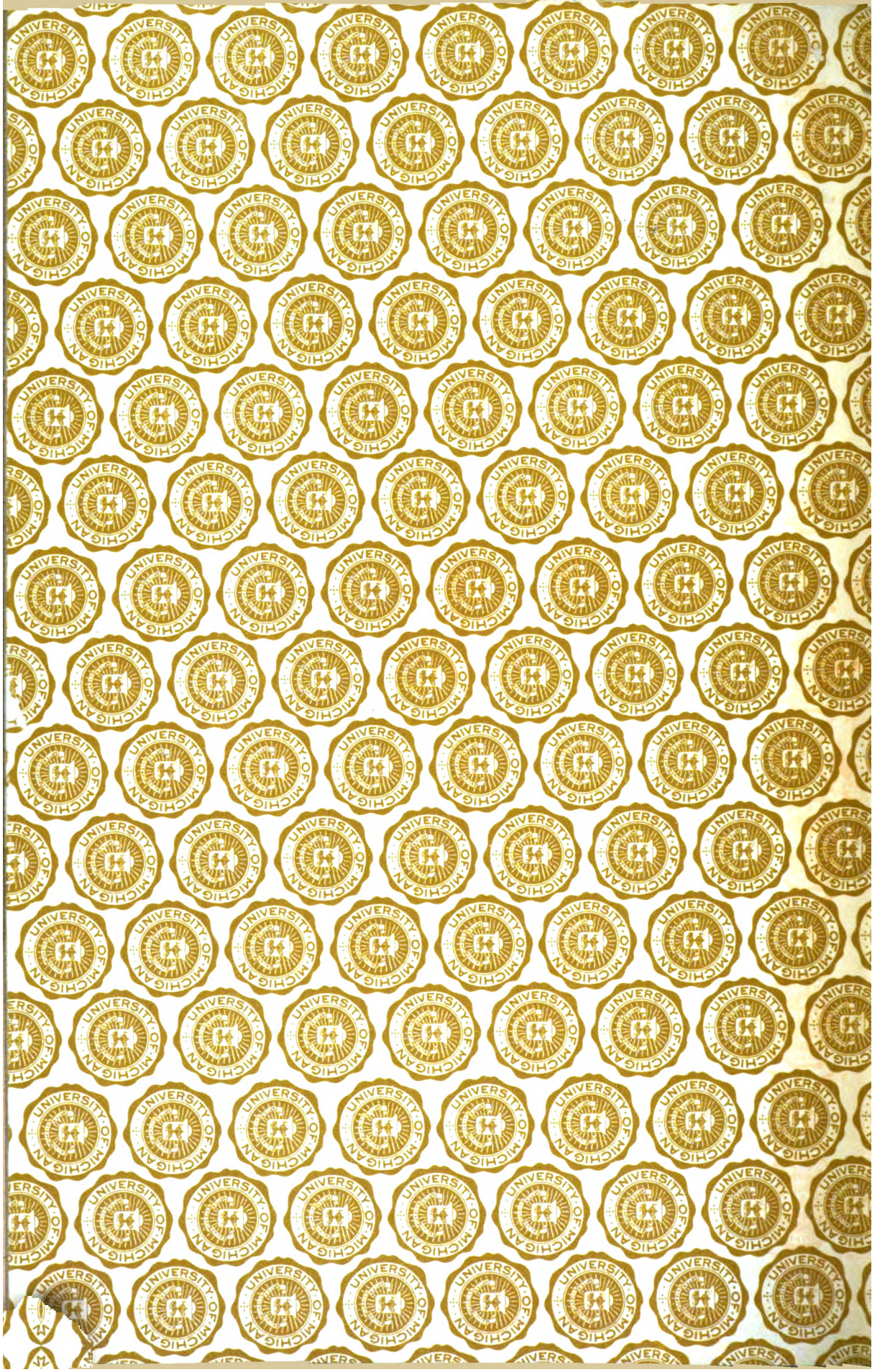
Nr. 36. Schumacher, Seminarlehrer Paul, **Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen.** IV und 72 Seiten mit 40 Abbild. im Text und 1 Karte. 1924. (Gewicht 170 g, geb. 280 g). Einzelpreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20; Vorzugspreis R.-M. 1.60, geb. R.-M. 2.80

Nr. 37. Caemmerer Dr. Erich, **Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. IV u. 38 Seiten mit 129 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 120 g, geb. 220 g). Einzelpreis R.-M. 1.50, geb. R.-M. 2.70; Vorzugspreis R.-M. 1.20, geb. R.-M. 2.40

Nr. 38. Krebs, Studienassessor, Albert, **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** III und 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925. (Gewicht 150 g, geb. 260 g). Einzelpreis R.-M. 2.50, geb. R.-M. 3.70; Vorzugspreis R.-M. 2.—, geb. R.-M. 3.20

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Vollständige Verzeichnisse der Mannus-Bibliothek sendet der Verlag an Interessenten kostenlos.


UNIVERSITY OF MICHIGAN

BOUND
JUN 19 1928
UNIV. OF MICH.
LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05368 1733